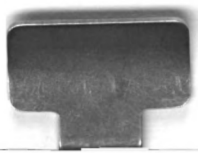
Per.
15
Ap 1866

Digitized by Google

Per. 15 4to
1866



Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGLA MONACENSIS.

Plauderstäbchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt & Land.

(Probe-Nummer.) Samstag, den 24. März 1866. **1866.**

Deutschlands Frauen!

Seid mir gegrüßt, ihr deutschen Frauen,
Der schönen Zukunft Morgenroth!
Wem soll vertrau'n, auf wen soll bauen
Das Vaterland in seiner Noth?

Ihr kennt noch frohe deutsche Weise,
Noch deutsche Zucht und Sittsamkeit;
Euch blieb in Eurem stillen Kreise
Noch Frohsinn und Zufriedenheit.

Ihr seyd noch nicht verlockt worden,
Durch Titel oder andern Tand;
Euch kann noch sein der schönste Orden,
Die Liebe für das Vaterland.

Wohlan! Ihr sollt im Kind erwecken,
Die Lieb für Vaterland und Recht,
Ihr sollt erzieh'n zum Feindesschrecken
Ein freies, biederes Geschlecht.

Euch muß vertrauen, auf euch muß bauen
Das Vaterland in seiner Noth:
Seid mir gegrüßt, Ihr deutschen Frauen,
Der schönern Zukunft Morgenroth.

* * *

* Kampf der Liebe und Pflicht.

Erzählt von W. K.....

Motto: Das Leben nur bildet den Mann,
Und wenig bedeuten die Worte.

Erster Theil.

Der geheimnißvolle Verbrecher.

Es war in den letzten Tagen des Septembers 1840. Die Uhr eines Kirchthumes verkündete mit einförmigem Schlag die neunte Stunde des Abends und die Schwingen des Nordwindes trugen mit schaurigem Klange die Töne dahin. Der Abend war finster und kalt, pechschwarze Wolken schwammen in rasender Eile durch die Luft, und das Bild des Vollmondes flimmerte nur zuweilen und zerrissen hinter dem düstern und regenschwangern Schleier der Nacht hervor. Dann zeigte uns sein blasses Silberlicht einen dichten Wald, der Gespensterartig rauschte, gepeitscht von der Wuth des Windes; das Toben der Elemente ausgenommen, herrschte zuweilen die feierlichste erhabenste Stille. Kein Laut regte sich dann, die Nacht hüllte Alles in tiefes Schweigen, nur daß hin und wieder einige Nachtvögel kreischend aufflatterten, die mit ihrem Geschrei die Ruhe störten.

Der Wald, in dessen Schooße der erste Akt unseres Dramas beginnen soll, zieht sich in immenser Ausdehnung über die Kämme des Eifel-Gebirges (in Rheinpreußen) hin, bis dicht an die Ufer des Rheinstromes. Einige Hundert Schritte vom Apollinarisberg entfernt, in der Nähe des reizenden Fleckens Remagen, hart am Fuße eines Schlosses, das sich ungefähr 1000 Fuß über dem Wasserspiegel erhebt, schlängelt sich ein einsamer Pfad in manigfaltigen Krümmungen durch den Wald, verschiedene Nebenwege führen in die Höhen oder in die Tiefen, und verlieren sich in einem Ocean von Gebüschen und Bäumen. Folgen wir dem erstgenannten und nach einer Stunde erblicken wir die dunklen Nuancen, die gespensterartigen Schattirungen eines einsamen Hauses. Bei mildem Sonnenschein würde diese Wohnung ein Bild der reinsten Schönheit darbieten, — aber in der Nacht, wenn der Schleier der Dunkelheit die Reize des Tages birgt, dann ist es an einer solchen Stelle auch um so ernster und fürchterlicher.

Den Pfad, den wir unsere Leser führen, verfolgte zu jener Zeit ein einsamer Wanderer, der mit der Oertlichkeit bekannt sein mußte, denn trotz der Dunkelheit schien er seines Weges sicher. Er schritt schnell und entschlossen weiter, schweigsam und düster. Als er das Haus erreichte, blieb er einen Augenblick stehen, stemmte die Hände in die Seiten und blickte starr und spöttisch an der Façade hinauf. In dem ersten Stockwerke schimmerte ein Licht durch die Chalousien, sonst war Alles ruhig und still. Ein Strahl des Mondes traf die Gestalt und wir erblickten einen großen, hageren Mann, von ungefähr 30 Jahren. Sein Aussehen ist furchteinflößend und unheilverkündend, der Blick gleicht dem eines Tigers; ein langer Bart wallt auf die heftig wogende Brust herab. Er trug den Rock bis an den Kragen zugeknöpft, den Hut tief ins Gesicht gedrückt.

Plötzlich zeigte sich an dem erleuchteten Fenster ein Schatten, die Umrisse einer Frau wurden sichtbar, die einige Augenblicke daselbst verweilten, dann wieder verschwanden, um nach einiger Zeit wieder sichtbar zu werden. Bei dieser Erscheinung war der Fremde schnell zurückgetreten, ließ ein dumpfes teuflisches Lächeln hören, und eilte dann, als wieder völlige Finsterniß herrschte, an dem Gehöfte vorbei, wandte sich links und verschwand wieder in der Nacht des Waldes. Jetzt eilte er den Bergkegel hinan, stand nach ungefähr hundert Schritten still und lauschte. — Nichts regte sich. — Schnell riß er seinen Rock auf, nahm aus einer Tasche ein langes Seil, welches er an einem Baumstamme befestigte, quer über den Weg hinzog und auf der anderen Seite wiederum an einen Stamm anband, so daß Jemand, der des Weges gekommen wäre, nothwendig an die Leine stoßen mußte. Jetzt holte er einen Revolver hervor, befestigte auch diesen an

Digitized by Google

einen der Bäume, brachte das Seil mit demselben in Verbindung, indem er eine Kordel an den Drücker des Revolvers befestigte. Entschlossen trat er den Rückweg an, und schritt gradenwegs auf das einsame Haus zu, welches damals den Namen «C...» trug und heute noch trägt.

Machen wir uns mit den Bewohnern desselben vorerst bekannt und treten in das Gemach ein. Es war ein viereckiges, elegant-meublirtes Zimmer, luxuriös und nach dem feinsten Geschmack eingerichtet. Der erst: Blick verrieth den Reichthum und die Wohlhabenheit der Bewohner. Sammettapeten, goldene, bis auf den Boden reichende Spiegel und herrliche Oelgemälde, zierten die Wände, schwellende Sopha's luden zur behaglichen Ruhe ein und die Luft war geschwängert von den süßesten Wohlgerüchen, welche lebenden Blumen ausströmten, deren Farbenschmelz das Auge entzückte, — kurz, man vergaß in diesem Paradiese, in dem ewiger Frühling herrschte, daß draußen in dunkler Nacht schauerliche Herbst-Stürme ihr Unwesen trieben.

Eine junge hübsche Frau saß an einem zierlich gearbeiteten Tischchen, auf welchem muntere Goldfische ihr lustiges Spiel trieben, die scheinbar mit einer Stickerei beschäftigt war; doch der erste Blick genügte, um zu sehen, daß die Hand ruhte, daß ihre Gedanken anders weilten als bei der Arbeit. Nachdenkend und besorgt stützte sie das Haupt auf ihre zarte Hand und sorgsam lauschte ihr Ohr auf jedes Geräusch. Sie war in der That von seltener Schönheit, reichliches schwarzes Haar rahmte ihre herrlichen Gesichtszüge ein und fiel in dichten Locken auf den Nacken. Ihr zur Seite stand eine Wiege, in welcher ein holder Knabe schlummerte, auf dessen unschuldigen Zügen ein himmlisches Lächeln thronte. O, welches Bild kann wohl schöner sein, als diese Gruppe, eine Mutter und ihr schlafendes Kind! — Wiege, Du bist ein kleines unbedeutendes Ding. Du bist der Schooß der Menschheit, die Welt des Kindes, das später die Welt zu seiner Wiege wählt! — Sophie, so hieß die junge Mutter, beugte sich über ihren kleinen Engel und küßte ihn. Welche Freude wiegt die Mutterfreude auf? Sie gedachte der Zukunft ihres Oskar's, ihres einzigen Sohnes und ihr mütterliches Herz hob sich stürmisch, ihr Auge füllte sich mit Thränen der Freude, dann sank sie auf die Knie, faltete die Hände und betete: «Herr beschütze ihn!" — «Mein Gott, seufzte sie, «welche Nacht, wo mag Julius bleiben, die Zeit verrinnt, es ist finster und stürmisch, Herr beschütze auch ihn!» Sie trat wieder zurück und wandelte so von der Wiege ans Fenster. Aber der Ersehnte erschien nicht. Der armen Gattin ward es immer ängstlicher, jede Minute däuchte ihr eine Ewigkeit.

Es schlug zehn Uhr auf einem naheliegenden Kirchthurme, jeder Ton erschütterte sie, als erklänge die Posaune der Ewigkeit. «Zehn Uhr!» rief sie bebend «und Julius noch immer draußen!»

Eine neue Viertelstunde verfloß. Plötzlich glaubte sie ein Geräusch wie von Tritten auf der Treppe zu vernehmen, dann hörte sie deutlich die Tritte eines Mannes. Mit einem Freudenschrei stürzte sie auf die Thür zu, ließ sie auf, und — hereintrat eine lange schwarze Gestalt. Erstarrt wich Sophie zurück, es war nicht ihr Julius, fast wäre sie ohnmächtig hingesunken, aber der Schrecken war zugewaltig, zu furchtbar, die Erscheinung zu plötzlich, — stand da, mit dem Feuerblick eines blutdürstigen Tigers auf sie gerichtet. Entsetzt wankte sie einen Schritt zurück und stieß nur die Worte hervor:

«Wie, — Er ist's!»

Wir müssen hier einige Worte einschalten, um diesen Ausruf zu verstehen: Zwei Jahre vorher, also 1838 standen in der Kirche zu den h. Aposteln in Köln ein junges Brautpaar am Hochaltar, um den ewigen Bund unverbrüchlicher Treue zu schließen. Es waren Julius und Sophie. Sie waren glücklich denn sie liebten sich, und der Augenblick nahte, der ihre Liebe krönen sollte. Der Priester erschien und sprach seinen Segen über die Glücklichen, als zu gleicher Zeit, in denselben Hallen, in unmittelbarer Nähe ein furchtbarer Schwur gethan wurde, der sich zugleich mit dem Segen gegen Himmel schwang. Diesen Schwur that ein finsterer, hagerer Mann von ungefähr 28 Jahren, der verborgen hinter einer Säule der ganzen Feierlichkeit zuschaute, der jetzt seine Fäuste ballte, dann seine Finger zum Schwure erhob und die schrecklichen Worte murmelte: „Bei dem Satan schwöre ich Verderben dieser Brut, ich werde mich rächen, und wir werden sehen, wer stärker und mächtiger ist, mein Fluch oder der Segen dieses Pfaffen!"

Dieser Mann hieß Philipp Lehmann. Heimlich und schnell schlich er darauf von dannen, doch nicht so schnell, daß ihn nicht ein Auge erblickt hätte; dieses Auge stierte unverwandt, selbst ungesehen auf Lehmann, die Braunen zogen sich finster zusammen, die Stirn legt sich in düstere Falten, — es war dieser Mann, der jenen Frevler betrachtete, der Bruder der Braut, Karl Rose, ein charakterfester entschlossener Mann, der durch den Ernst seines Lebenswandels auch seine Physiognomie nicht Lügen strafte.

Zwei Jahre waren vergangen. — Julius, der glückliche Gatte Sophiens, war Gutsbesitzer und hatte in der Nähe Remagens seine Ländereien und Waldungen, dort lebte er auf dem Hofe C.... mit seiner Gattin in ungetrübter Seligkeit. — Jener Lehmann hatte früher die engelschöne Sophie Rose angebetet, geliebt, aber sie verachtete ihn, und zog Julius vor. Das verwundete seinen Stolz, die Liebe verwandelte sich in unversöhnlichen Haß. Seit der Heirath war er verschwunden, spurlos. Wohin? Das wußte Niemand zu sagen.

Dieser Mensch stand jetzt plötzlich vor dem jungen hilflosen Weibe. Höhnend bot er seiner früheren Geliebten einen guten Abend, und trat mit jener frechen Dreistigkeit, die nur ein Feigling einem Weibe gegenüber zeigen kann, in das Zimmer ein. Jetzt schien alle Energie, alle Kraft Sophiens zurückgekehrt zu sein, der Schrecken hatte sie nur für einen Augenblick betäubt, denn stolz trat sie vor den Eindringling hin und fragte: «Was wollen

Digitized by Google

Sie hier, mein Herr, zu dieser späten Zeit?« Das Weib kann stark sein, weil es Mutter ist.— Der Mann ist stark, aber das Weib zur Verzweiflung getrieben, steht nicht hinter ihm zurück. Sophie richtete also diese Frage im stolzen Bewußtsein ihrer Würde als Weib und Mutter an den frechen Eindringling und hieß ihn sofort das Haus zu verlassen.

»Ha,« lachte höhnend der Fremde, »Sophie, ist ist das die Art einen alten Freund zu empfangen?

Der kleine Oskar wachte auf und weinte. »Teufel, rief der Eindringling: »Mädchen, wie schön Du bist! Sophie richtete sich in ihrer ganzen Würde auf und wies streng auf die Thür. Ihr Busen war bloß, sie bemerkte es, und verhüllte ihn schnell.

»Nun mein Kind,« fuhr Lehmann fort, indem er sich auf einen Sessel niederließ, seitdem ich Dich nicht gesehen, bist Du eine stolze Dame geworden. Was macht dein Julius?« — Diese Frage klang so unheimlich und spöttisch. Sophie befand sich in einer unheimlichen Lage, sie allein dem furchtbaren Manne gegenüber — »Was wünschen Sie mein Herr?« fragte Sie nochmals entrüstet.

»Nun, Du siehst es ja mein Engel!«

»Schweige Verruchter, und entferne Dich!«

»Ich werde bleiben.«

»Mein Gatte wird Sie züchtigen für ihre Frechheit.

»O, was das anbelangt, dafür ist gesorgt!«

Das Wesen dieses Mannes hatte etwas Unheimliches, Schauererregendes an sich. »Höre Sophie,« begann Lehmann und seine Stimme rollte wie der Donner, »Sophie, ich bin gekommen, um mir das zu nehmen, was dein Hochmuth mir verweigerte.« Indem er dies sagte, stand er auf, schritt auf die Frau zu und wollte sie greifen. Doch mit einem furchtbaren Schrei floh Sophie in eine andere Ecke des Gemaches. Plötzlich hielt der Mensch inne, warf einen Blick auf die zitternde Mutter, dann schritt er auf die Wiege zu, bückte sich und nahm mit teuflischem Lachen den kleinen Oscar aus derselben. »Ah, rief er, das ist Dein Kind Mädchen?«

Sophie rang die Hände, ihre Brust wogte, alle Glieder fibrirten in convulsivischen Zuckungen, das Blut pulsirte rasend schnell und feurig in den geschwollenen Adern, sie sah ihr Kind in der Hand eines grausamen Wütherichs, sie stürzte vor, und rief verzweifelnd: »Mein Kind, mein Kind, lassen Sie mein Kind!« Lehmann schritt auf die Thür zu. Die Mutter eilte voraus und verriegelte dieselbe.

»So willst Du also, daß ich bleibe?«

»Gib mir meinen Oscar!«

Der Kleine schrie und wand sich in den Händen des Tyrannen, der ihn mit Willen heftig drückte. Mit der einen Hand zog er ein Dolch, schwang ihn über das Kind und rief: »Zum letzten Male frage ich, ja oder nein? Nein — so stirbt Dein Sohn und ich erreiche doch mein Ziel!«

»Nie, Nimmer! stöhnte entschlossen das hülflose, unglückliche Weib. »Böseswicht, das Strafgericht des Gerechten wird dich treffen!«

»Ah eine Moralpredigt! — die fehlt noch. Sieh eigensinniges Weib, hier vor Deinen Augen würge ich Deine Brut. jetzt in diesem Momente, wo auch Dein Julius stirbt, — —«

»Mein Kind! —!« schrie nochmals Sophie und stürzte auf dasselbe zu, um es den Fäusten des Satans zu entreißen, doch er stieß sie heftig zurück, so daß sie hintaumelte. —

Sophie raffte sich wieder auf und sank schluchzend auf ein Sopha. Ihr Herz drohte zu brechen, auf der einen Seite die Schmach, die Schande, auf der andern das Leben ihres Kindes. Konnte sie wagen, entehrt vor die Augen ihres Gatten zu treten? Konnte sie ferner den todten Oscar ihm zu Füßen legen? Dies waren ihre einzigen Gedanken.

Der Schwarze weidete sich an der Qual seines Opfers, ihre Schmerzen, ihre Klagen waren seinen Ohren eine liebliche Harmonie. — »Das ist meine Rache!« sagte er höhnend, »Du siehst Weib, wer es ist, den Du zu verachten gewagt.« Er hielt noch immer den Kleinen, welcher heftig weinte und sich krümmte unter seiner Eisenfaust.

Sophiens Mutterliebe bestand einen furchtbaren Kampf mit der Pflicht als Gattin und Christin.

»Was willst Du denn?« — rief sie in höchster Verzweiflung, »was verlangen Sie, mein Herr?!«

»Dich!« lautete die Antwort.

Entsetzt sprang das Weib auf und wich zurück, als berühre sie die Tatze eines Tigers.

»Wird's bald!« befahl drohend und finster der Unheimliche und er drückte den Hals des Kindes, daß das Antlitz blau wurde und die Augen starr aus dem Kopfe hervortraten. — Sophie fühlte plötzlich eine nie geahnte Kraft. Wuth und Verzweiflung gaben ihr Muth. Einer wüthenden Löwin gleich, sprang sie auf ihren Henker zu, bohrte ihre Nägel in seine Wangen und faßte mit der andern Hand das lange schwarze Haar. Es war ein Kampf des Verbrechers mit der Mutter, doch sein Ende ließ sich voraussehen. Nach einigen Minuten sank die tapfere, starke Heldin, von einem Dolche durchbohrt, zu Boden.

In demselben Augenblicke krachte ein Schuß.

Lehmann grinste teuflich und sagte: »Auch das!« Dann hob er das bluttriefende Messer empor mit den Worten: »Ich habe mich gerächt!«

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Episode aus dem Leben einer deutschen Auswanderin.

Im Herbste des Jahres 1858 führte mich einer meiner zahlreichen Jago- und Streifzüge in den nordamerikanischen Staaten auch nach dem nördlichen Ohio. Dort, in Sandusky, einem hübschen Orte am Eriesee, fand ich in dem Hause einer wohlhabenden deutschen Familie eine mehrtägige gastliche Aufnahme. Unter den Mitgliedern dieser Familie interessirte mich besonders eine lebhafte rüstige Matrone, welche sich unter den ersten Ansiedlern dieser Gegend befunden hatte. Aus einzelnen ihrer Neuigkeiten konnte ich abnehmen, daß sie ein höchst erfahrungs- und ereignißvolles Leben hinter sich haben müsse, und ich nahm deßhalb die erste günstige Gelegenheit wahr, ihr die Bitte um eine

Digitized by Google

Erzählung ihrer Lebensgeschichte vorzutragen. Gern willfahrte sie derselben, denn, wie die meisten alten Leute, fand sie ein Vergnügen daran, von längst vergangenen Tagen zu sprechen. Ich bin, begann sie in der Nähe von S. am Bodensee geboren und die Tochter des bereits, längst verstorbenen herrschaftlichen Försters D. Ich war ein wildes Ding, dem das Herumstreifen im Wald und Flur besser gefiel, als die Beschäftigung mit der Nadel. In meinem neunzehnten Jahre machte ich bei einem Besuche einer Verwandten die Bekanntschaft meines nachmaligen Mannes. Karl war als Gehilfe bei einem Revierförster angestellt, hatte aber wenig Aussicht, vor zwölf bis fünfzehn Jahren eine selbstständige Stellung zu erlangen. Deßhalb beschlossen wir, mit mehreren deutschen Familien nach Amerika auszuwandern. Ich hatte von meiner Pathe einige hundert Gulden geerbt, und Karl besaß ebenfalls ein kleines Capital, womit wir die Kosten der Ueberfahrt und der ersten Ansiedlung bestreiten konnten. In der hiesigen Gegend, welche damals noch eine vollständige Wildniß war, hatten sich schon früher einige deutsche Familien niedergelassen, und dies war es was uns hierher brachte. Mein Mann wählte diesen Platz, weil er ihn an unsere Heimath am Bodensee erinnerte. Die anderen Familien, welche die rauhen Seewinde fürchteten, suchten sich dagegen ihr Land auf höher gelegenen Punkten aus. Es war im Frühjahr 1816, als wir hier eintrafen. Mit Hilfe unserer Nachbarn, worunter mehrere Amerikaner, hatten wir bald ein rohes Blockhaus für uns und einen Stall für ein paar Ochsen, zwei Kühe und einige Schaafe errichtet. Karl war ein kräftiger junger Mann, und seiner Anstrengung gelang es, noch vor Beginn des Sommers einige Acker zu klären und mit Kartoffeln und Welschkorn zu bestellen, die uns im Herbste eine reiche Ernte brachten. Da unser in Newyork gekaufter Mehlvorrath zu Ende ging, so mußte sich mein Mann dazu entschließen, das Korn in die nächste Mühle zu fahren, welche am Vermillionfluß lag. Es führte damals nur ein roh ausgehauener Weg durch den Wald, und mit dem langsamen Ochsengespann war es eine Reise von mehreren Tagen. Da aber die Gegend vollkommen sicher war, so hatte ich keinerlei Besorgniß. Bevor mein Mann mich verließ, schärfte er mir ein, die Schaafe vor Einbruch der Nacht in den Stall zu bringen, weil bei der späteren Jahreszeit hungrige Wölfe des Nachts um die Wohnungen streiften. Wir hatten einen großen Hund von der Bernhardiner Race, den mir mein Vater, als wir die Heimath verließen, auf meine Bitten mitgegeben hatte. Der alte Türk war nicht allein ein sehr anhängliches, sondern auch ein sehr gescheidtes und muthiges Thier. Seine Gesellschaft war mir während der Abwesenheit meines Gatten ein großer Trost, obschon ich deßohngeachtet die Einsamkeit noch schwer genug empfand. Es waren jetzt fünf Tage seit Karls Entfernung verflossen, und für den folgenden sah ich seiner Rückkehr entgegen. Aber am Morgen dieses Tages machte ich die Entdeckung, daß es in der Nacht ziemlich stark geschneit hatte. Gegen Morgen wurde der Schnee wässerig und gegen Abend trat Frost ein, so daß sich eine harte Kruste bildete, die stark genug war mich zu tragen. Dadurch wurde, wie ich wohl wußte, mein Mann länger, als er Anfangs berechnet hatte, aufgehalten. Da sich aber längs des Wegs vereinzelte Niederlassungen, meist von Deutschen befanden, so fühlte ich keinerlei Beunruhigung. Als ich die Kühe gefüttert und gemelken und mit Türks Hilfe die Schaafe in den Stall gebracht hatte, kehrte ich in das Haus zurück, um mein Abendessen zu bereiten. In der weiten Esse hingen mehrere Schinken von frischem Hirschwild. Hiervon schnitt ich so viel ab, als für mich und Türk ausreichte und bereitete es zu. Der Duft des saftigen Fleisches verbreitete sich nicht blos in der Stube sondern war auch außerhalb, wie ich bei Oeffnung der Thüre wahrnahm. Nach dem Essen legte ich mich zu Bette, während der Hund seinen gewöhnlichen Platz am Herde aufsuchte. Ich mochte vielleicht eine halbe Stunde geschlafen haben, als ich durch das zornige Knurren desselben aufgeweckt wurde. Das Feuer auf dem Herde verbreitete noch so viel Helle in dem Gemach, daß ich Alles unterscheiden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

⁂ Kürzlich wurde ein Politiker gefragt, welcher Tag dem vor Weihnachten gleich sei, worauf er denn gemüthlich erwiderte, dies sei der preußische Abgeordnetentag; der sei wie der Tag vor Weihnachten der kürzeste von allen „Tagen," und kaum ist er vorbei so — haben wir die Bescheerung.

* **Preis-Ausschreiben für weibliche Handarbeiten.** Die Bestrebungen der Neuzeit die Frauenarbeit zur vollen Verwerthung zu bringen, und hierdurch der Frau den ihr gebührenden Rang in der Gesellschaft zu geben, finden einen neuen Beitrag in einer Preis-Concurrenz für weibliche Arbeiten, welche von der bekannten, in Berlin erscheinenden illustrirten Zeitung für Toilette und Handarbeiten, „Die Modewelt" veranstaltet wird. Es sollen nämlich die drei besten neuen weiblichen Handarbeiten, welche der Redaction der genannten Zeitung bis zum 15. Juni d. J. eingesandt werden, Preise von 100, 50 und 25 Thaler erhalten. Der Hauptzweck der Concurrenz ist, dem Kunstsinn, dem Fleiß und der Geschicklichkeit der deutschen Frauen und Töchter in größeren Kreisen die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Die drei Preise gelangen am 1. Juli zur Auszahlung. Die näheren Bedingungen der Concurrenz, die wohl geeignet ist, das Interesse und die Thätigkeit aller kunstbeflissenen Damen zu erregen, sind in jeder Buchhandlung einzusehen, sowie von der Expedition der „Modewelt" in Berlin auf frankirte Briefe zu erhalten.

Charade.

Die erste meiner Sylben fragt,
Die zweite macht dich unverzagt
Und das sehr bittre Ganze,
Ist heilsam Dir als Pflanze.

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 1. Sonntag, den 1. April **1866.**

Frühlings-Gruß.

Willkommen! Vögel, munt're Frühlingsboten,
Willkommen hier, in Feldern und im Wald!
Des Winters Stürme, die euch schwer bedrohten,
Sind nun dahin mit ihrer Allgewalt.

Noch grünt kein Zweig auf Bergen und auf Auen,
Noch sieht man nicht der Blumen Frühlingspracht;
Nur Muth gefaßt, bald werden wir sie schauen
In ihrer stolzen farbenreichen Tracht.

Ihr leichtbeschwingten Sänger auf den Triften,
Ihr Boten einer blüthenreichen Zeit!
Die aus dem Süden weit herüberschifften,
Euch sei der erste Frühlingsgruß geweiht!

—•

* Die Kinder des Verbrechers.*)

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

I. Die Bettlerin.

Abend war's und düster. Einem heißen, schwülen Julitage war eine kühle Nacht gefolgt, und dunkle Wolken überzogen den Himmel. Einzelne, plötzliche Windstöße verkündeten ein schweres Gewitter, und ängstlich flüchteten Menschen und Thiere unter ein schützendes Obdach. Gegen halb 11 Uhr ward der Wind heftiger und anhaltender; mit prausendem Geheul pfiff er in dem Laubwerk der ächzenden Bäume, sauste gleich wüthenden Bestien über die Felder und wirbelte dichten Sandstaub in die Lüfte. Es war recht unheimlich in der freien Natur, und auch da drinnen in den Hütten pochte manch' ängstliches Herz, denn wenn die entfesselten Elemente ihr donnerndes Lied brüllen, und der Schöpfer in seinem Zorne zu den Sterblichen spricht, dann regt sich das Gewissen, und während der Gottlose sich zitternd und mit finsterm, mürrischem Gesichte in einen Winkel birgt, betet voll frommen Gottvertrauens das alte Mütterlein das Evangelium des h. Johannes Hin und wieder fiel ein schwerer Regentropfen zur Erde, doch noch brach der Sturm nicht mit voller Gewalt los. Plötzlich zerriß ein greller, furchtbarer Blitzstrahl mit züngelndem Feuer das schwarze Gewölk, so daß man einen hellen, blauen Streifen auf einen Augenblick in dem Dunkel gewahrte, und ein rollender Donner erschütterte die Lüfte. Dieser Donner war so plötzlich und heftig, daß die Erde erbebte, und es schien, als wolle dieser eine Schlag den ganzen Zorn des Himmels ausdrücken. Gleichsam als wäre dieser Blitzstrahl das Signal zum Losbruche gewesen, und als hätte das ganze Firmament nur auf ihn gewartet, um sein schrecklichschönes Spiel beginnen zu können, öffneten sich jetzt alle Schleusen; der Regen floß in Strömen, gepeitscht vom wüthendsten Organe, Blitz zuckte auf Blitz, auf Momente die rabenschwarze Finsterniß erhellend, der Donner rollte ununterbrochen, bald heftig und krachend, bald in fortlaufendem, knurrendem Getose! —

Der Schauplatz unsrer Geschichte ist das Dörfchen A.. Es liegt in einem wunderschönen Bergkessel, eingeschlossen von mäßigen, mit Waldgebüsch und Haidekraut begränzten Hügeln, auch starrt hin und wieder ein schroffer Basaltfels empor, welcher der Gegend einen höchst romantischen Anstrich verleiht. Es gibt nicht leicht ein idyllischeres Gemälde, als dieses Dörfchen von einer der Höhen aus betrachtet, d. h. bei freundlichem Wetter, wenn die Sonne drüber lächelt und ihr Antlitz in den klaren Wellen des melodisch murmelnden Baches abspiegelt; doch bei Nacht und zumal bei solchem Unwetter, wenn des Donners Echo siebenfach in den Bergen widerhallt, dann war es auch um so unheimlicher an diesem Orte. Von einem geregelten, zusammenhängenden Häusercomplex kann nicht die Rede sein, vielmehr sind die Wohnungen, meistens Lehmhütten mit Strohdächern, im günstigsten Falle auch aus Ziegelsteinen erbaut und mit Dach-Pfannen belegt, — wie die Wohnung des Pfarrers, die Schule und das Haus eines wohlhabenden Pächters — einzeln gruppirt, oder sie sind in sporadischer Isolirung planlos hingestellt; aber gerade diese Unregelmäßigkeit, die nicht nach den steifen Regeln des Stadtlebens schmeckt und uns so recht erinnert, daß wir uns bei „dem freien Sohne der Gefilde" wiederfinden, diese einzeln dastehenden Hütten, bald tief im Thale gelegen, bald höher an einen Bergrücken gelehnt, dazwischen die herrlichen Obstbäume, die zärtlich an den Lehmgiebel sich schmiegenden Weinreben, die üppigen Graesflächen, belebt mit Hühnern, schnatternden Enten, weißen Schäfchen und buntscheckigen Kühen, — wir sagen, all' dies gewährte uns, als wir diese Gegend zuerst betraten, das herrlichste Bild einer wahrhaft schönen Idylle

Am östlichen Ende des Dorfes, das ungefähr eine Viertelstunde in die Länge mißt und an 600 Seelen zählt, erhebt sich die Kirche, ein herrliches Werk gothischer Baukunst; ihre Bauart, ihre luxu-

*) Der Wiederabdruck ist nicht gestattet. D. V.

Digitized by Google

riöse Ausschmückung, die schlanken Thürmchen mit den zierlichen Spitzbogen bieten einen grellen Contrast zu den armseligen Hütten des Dorfes, und verwundert bleiben wir stehen und fragen uns, wie sich ein solches Prachtwerk hier vorfinden kann, und welchen Umständen es sein Dasein verdankt; indeß ist es uns aus gewissen Gründen nicht gestattet, näher hierauf einzugehen, denn die Discretion darf nie gebrochen werden. Gleich hinter dem Dorfe zieht sich ein dichter Birkenwald hin, und folgen wir einem, wenn auch unbequemen, so doch immerhin gangbaren Fahrwege, so erblicken wir nach 10 Minuten, halb in dem Laubwerke verborgen, die dunklen Nüancen eines einfamen Gutes. Dieses Haus, schlechtweg von den Landleuten die „Burg" genannt, ist ein recht hübsches Gebäude und in dem Geschmacke des neunzehnten Jahrhunderts aufgeführt; es besteht aus dem Herrenhause, den Stallungen und einzelnen Nebengebäuden; doch kann das Ganze auf den Namen einer Burg wohl weniger Anspruch machen, es ist vielmehr eine schöne Privatwohnung mit allen Bequemlichkeiten der modernen Zeit ausgestattet. —

Am Abend des 20. Juli 18.., von dem wir sprechen, kauerte, eine Beute des entsetzlichen Unwetters am Fuße des Kreuzes, welches auf dem eben besagten Wege am Eingange des Waldes steht, eine schwarze, vermummte Gestalt. Ob diese ein Mann oder eine Frau war, ließ sich nicht unterscheiden in der Dunkelheit, doch wenn ein Blitz die Gestalt momentan erhellte, gewahrte man, daß ein großes, schwarzes Tuch sie gänzlich einhüllte. Sie war vollständig durchnäßt und zitterte am ganzen Leibe, sowohl vor Näße als Furcht und Entsetzen. Dann und wann entfuhr ein schwerer Seufzer der Brust dieser unbekannten Erscheinung, die Zähne klapperten hörbar, und so oft ein Blitz zuckte, fuhr sie erschrecken zusammen und bekreuzte sich. Erschöpft war die Person am Fuße des alten Kreuzes hingesunken, als das Gewitter sie überraschte, und, unfähig, sich weiter zu schleppen, hatte sie sich mit stumpfer Resignation ihrem Schicksal überlassen. In dem Dorfe einkehren wollte sie nicht, denn es fehlten ihr die Mittel, ein Nachtquartier zu bezahlen, und zu betteln schämte sie sich, — nein, das Ziel ihrer Wanderung war das einsame Gut, und dieses konnte sie nicht erreichen. Eine Stunde mochte sie hier dem Unwetter getrotzt haben, als sie sich entlich erhob und versuchte, weiter zu gehen. Ihre Füße schwankten, der Boden war schlüpfrig, doch gelang es ihr, sich langsam fortzuarbeiten, bis sie nach einer äußerst mühseligen Anstrengung die Burg vor sich hatte. Mit zitternder Hand zog sie die Klingel, und doch schien eine feste Entschlossenheit sie zu beseelen, als sie ihre Ankunft verkündete, denn sie schellte nicht mit dem zaghaften Bangen eines Bettlers, — und dafür mußte jeder die Person halten, — sondern riß an der Glocke, wie einer, der stürmisch Einlaß begehrt. Der helle und weithin schallende Ton führte auch sofort einen Diener an's Thor, welcher, verwundert, wer zu so später Stunde noch anlange, und bestürzt herbeieilte. „Na, brummte dieser, wer mag denn in einem Wetter, dem man keinen Hund aussetzen sollte, sich hierher verirrt haben?" und zugleich öffnete er die Thür. Die verhüllte Gestalt fiel mehr als sie ging in den matt erhellten Corridor, denn die Mattigkeit übermannte sie. Sie lehnte sich erschöpft an eine der Wände und holte tief und schwer Athem. „Wer sind Sie?" fragte der Diener, während sein Blick neugierig die geheimnißvolle Erscheinung musterte. — „Ich — ich — hauchte der späte Gast, wünsche den Baron von Vernon zu sprechen."

„Jetzt, zu dieser späten Stunde?" — „Sofort."

„Nun, ich will Sie anmelden, treten Sie vorläufig in dieses Gemach." Mit diesen Worten führte der Diener die Person in die Küche, wo dieselbe erschöpft sich auf einen Stuhl niederließ. Mit Entsetzen gewahrte die Köchin den elenden Zustand des späten Gastes, doch wies dieser jede Hülfe entschieden zurück. „Lassen Sie mich," murmelte er, als das Mädchen den nassen Mantel abnehmen wollte, „lassen Sie mich." „Ihr Name?" fragte der Diener, als er sich anschickte, den Besuch anzumelden. „Er thut nichts zur Sache," entgegnete die Person mit einem Seufzer und verhüllte noch tiefer ihr Gesicht in den langen Umwurf. Kopfschüttelnd entfernte sich der Diener.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.*)

Hochverehrte Anwesende!

Der Gegenstand, dessen Besprechung ich übernommen habe, „die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit," ist ein sehr umfassender, ein zum Theil uns sehr fern, zum Theil sehr nahe liegender. Denn wenn ich von Culturvölkern spreche, d. h. von solchen Völkern, die durch ihre Bildung, durch ihre Fortschritte und Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst sich auszeichnen, so ist die Zahl derselben, auch wenn ich mich auf die hervorragendsten beschränke, keine geringe, zumal ich ja die alte Zeit nicht weniger als die neue im Auge habe; und wollte oder sollte ich Ihren Blick blos richten auf unsere Zeit, so wäre der Hauptzweck meiner Arbeit verfehlt, welcher darin besteht, in geschichtlichen Bildern Sie schauen zu lassen, was die Völker aller Zeiten in Beziehung auf Jugendbildung gedacht, geschrieben und in Wirklichkeit auch geleistet haben. Mögen sie uns darum auch fern liegen, diese Völker, fern in Zeit, fern durch Raum — was sie errungen, geistig errungen,

*) Obiger Vortrag wurde am 21. Februar 1866 im wissenschaftlich-literarischen Verein zu Kaiserslautern vor einer gemischten (aus Herren und Damen bestehenden) Gesellschaft von Hrn. Dekan Hollensteiner dahier gehalten.
Die Red. des Plaudst.

Digitized by Google

es kommt auch uns zu gute, es tritt uns nahe und fordert uns auf zum Vergleich, vielleicht auch zu ernster Selbstprüfung. Von Jugendbildung will ich reden — Jugendbildung d. i. Bildung der Menschen in der Blüthezeit ihres Lebens, Bildung der Menschen zu der Zeit, wo sie am bildungsfähigsten sind, vorzugsweise geschickt und geeignet, Eindrücke von Außen her in sich aufzunehmen, durch Wort und Beispiel sich entflammen zu lassen für das Wahre, für das Gute und Schöne, Jugendbildung — welch' schönern und würdigern Gegenstand könnte es geben zur Betrachtung und nähern Beleuchtung in einem Verein, dessen Aufgabe es ist, wissenschaftlich anzuregen und durch die Handreichung, die die Wissenschaft und besonders die Geschichte dem Leben bietet, auch praktisch einzuwirken auf das Herz und Leben!

Möge es mir gelingen, zunächst in einigen Haupt- und Grundzügen die Jugendbildung, wie sie bei den Völkern der ältesten Zeit uns entgegentritt, Ihnen vorzuführen und zur Anschauung zu bringen. Ich muß mir jedoch erlauben, noch einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken.

Die Bildung ist ein Theil der Erziehung und ist bedingt durch die Erziehung. Je zweckmäßiger die Erziehung, desto besser die Bildung. Je früher die Erziehung beginnt, je mehr sie der Natur des Menschen, seinen leiblichen und geistigen Bedürfnissen entspricht, desto reicher, umfassender und tiefgehender wird auch die Bildung des Menschen sein. Nun gibt es von Beginn des Menschengeschlechts an keine geeignetere und schönere Werkstätte für Erziehung und Bildung als die Familie, und so finden wir denn auch in der Geschichte der allerältesten Völker, daß, je reiner und besser das Familienleben war, desto höher auch die Erziehung und Bildung stand. Freilich dürfen wir uns gleich hier einer niederschlagenden Wahrnehmung nicht entziehen, es ist die Wahrnehmung, daß in der ganzen großen Geschichts-Periode vor Christus die Erziehung der Mädchen, selbst bei Völkern, die sonst das weibliche Geschlecht hochachteten, fast ganz vernachlässigt war.

Wenden wir uns nun nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Völkern und zwar zu einem der östlichsten, zu den Persern. Diese zeichneten sich durch eine zweckmäßige, auch auf Sittlichkeit abzielende Erziehung aus. Bis zum 6ten Jahre waren die Kinder blos den Frauen überlassen; vom 5. bis zum 20. Jahre wurden die Knaben und Jünglinge unterrichtet im Reiten, Bogenführen und Wahrheitreden. Sie wurden angehalten zur Mäßigkeit, worin ihnen, wie Xenophon, der griechische Geschichtschreiber, berichtet, die Alten mit gutem Beispiele vorangingen; dann zur Reinerhaltung vermittelst des Gebets zu ihrem Gotte Ormuzd, und vermittelst des Lesens im Avesta oder Wort des Lebens (dem Religionsbuch Zoroasters).

Noch religiöser war die Erziehung in Aegypten. Da wurde die Erziehung ganz durch Priester geleitet. Jeder Sohn mußte das Gewerbe des Vaters ergreifen; die Töchter (nicht die Söhne) waren durch's Gesetz gebunden, die Eltern zu ernähren. Lesen konnten nur Wenige, schreiben nur die Priester (obgleich das Papier aus Aegypten stammt). — Ein schöner Zug ist die Ehrfurcht, welche die Jünglinge den Greisen bewiesen. Begegneten sie solchen, so wichen sie ihnen aus; saßen sie, so räumten sie ihnen ihre Plätze ein. — Dieser schöne Zug der Ehrerbietung gegen das Alter tritt uns auch in sehr erhebender Weise bei den Juden entgegen. Moses nennt das Volk, das „nicht ansieht die Person des Alten," ein freches Volk. Er gebietet, vor einem grauen Haupte aufzustehen und die Alten zu ehren. Man soll die Mutter nicht verachten, wenn sie alt wird, heißt es in den Sprüchen Salomo's. Als die Knaben den alten Elisa verspotteten, wurden sie von Bären verschlungen. Ueberaus schön schildert Sirach das aus Achtung hervorgehende Verhalten der Kinder gegen ihre Eltern. — Die Söhne der Israeliten wurden von frühester Jugend auf im Gesetz unterrichtet und in strenger Zucht gehalten. Die Töchter unterstützten die Mütter in den häuslichen Beschäftigungen, waren fleißig im Nähen, Spinnen, Weben und Kleidermachen, lebten dabei sehr eingezogen, und wenn sie ausgingen, bedeckten sie das Gesicht mit einem Schleier.

Wenden wir uns nun etwas mehr westlich, den Völkern unsers Erdtheils zu, so tritt uns da vor Allem das Volk der Griechen entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Episode aus dem Leben einer deutschen Auswanderin.

Im Herbste des Jahres 1858 führte mich einer meiner zahlreichen Jagd- und Streifzüge in den nordamerikanischen Staaten auch nach dem nördlichen Ohio. Dort, in Sandusky, einem hübschen Orte am Eriesee, fand ich in dem Hause einer wohlhabenden deutschen Familie eine mehrtägige gastliche Aufnahme. Unter den Mitgliedern dieser Familie interessirte mich besonders eine lebhafte rüstige Matrone, welche sich unter den ersten Ansiedlern dieser Gegend befunden hatte. Aus einzelnen ihrer Neuigkeiten konnte ich abnehmen, daß sie ein höchst erfahrungs- und ereignißvolles Leben hinter sich haben müsse, und ich nahm deßhalb die erste günstige Gelegenheit wahr, ihr die Bitte um eine Erzählung ihrer Lebensgeschichte vorzutragen. Gern willfahrte sie derselben, denn, wie die meisten alten Leute, fand sie ein Vergnügen daran, von längst vergangenen Tagen zu sprechen. Ich bin, begann sie in der Nähe von St. am Bodensee geboren und die Tochter des dortigen, längst verstorbenen herrschaftlichen Försters D. Ich war ein wildes Ding, dem das Herumstreifen im Wald und Flur besser gefiel, als die Beschäftigung mit der Nadel. In meinem neunzehnten Jahre machte ich bei einem

Digitized by Google

Besuche einer Verwandten die Bekanntschaft meines nachmaligen Mannes. Karl war als Gehilfe bei einem Revierförster angestellt, hatte aber wenig Aussicht, vor zwölf bis fünfzehn Jahren eine selbstständige Stellung zu erlangen. Deßhalb beschlossen wir, mit mehreren deutschen Familien nach Amerika auszuwandern. Ich hatte von meiner Pathe einige hundert Gulden geerbt, und Karl besaß ebenfalls ein kleines Capital, womit wir die Kosten der Ueberfahrt und der ersten Ansiedlung bestreiten konnten. In der hiesigen Gegend, welche damals noch eine vollständige Wildniß war, hatten sich schon früher einige deutsche Familien niedergelassen, und dies war es was uns hierher brachte. Mein Mann wählte diesen Platz, weil er ihn an unsere Heimath am Bodensee erinnerte. Die anderen Familien, welche die rauhen Seewinde fürchteten, suchten sich dagegen ihr Land auf höher gelegenen Punkten aus. Es war im Frühjahr 1816, als wir hier eintrafen. Mit Hilfe unserer Nachbarn, worunter mehrere Amerikaner, hatten wir bald ein rohes Blockhaus für uns und einen Stall für ein paar Ochsen, zwei Kühe und einige Schaafe errichtet. Karl war ein kräftiger junger Mann, und seiner Anstrengung gelang es, noch vor Beginn des Sommers einige Acker zu klären und mit Kartoffeln und Welschkorn zu bestellen, die uns im Herbste eine reiche Ernte brachten. Da unser in Newyork gekaufter Mehlvorrath zu Ende ging, so mußte sich mein Mann dazu entschließen, das Korn in die nächste Mühle zu fahren, welche am Vermillionfluß lag. Es führte damals nur ein roh ausgehauener Weg durch den Wald, und mit dem langsamen Ochsengespann war es eine Reise von mehreren Tagen. Da aber die Gegend vollkommen sicher war, so hatte ich keinerlei Besorgniß. Bevor mein Mann mich verließ, schärfte er mir ein, die Schaafe vor Einbruch der Nacht in den Stall zu bringen, weil bei der späteren Jahreszeit hungrige Wölfe des Nachts um die Wohnungen streiften. Wir hatten einen großen Hund von der Bernhardiner Race, den mir mein Vater, als wir die Heimath verließen, auf meine Bitten mitgegeben hatte. Der alte Türk war nicht allein ein sehr anhängliches, sondern auch ein sehr gescheidtes und muthiges Thier. Seine Gesellschaft war mir während der Abwesenheit meines Gatten ein großer Trost, obschon ich deßohngeachtet die Einsamkeit noch schwer genug empfand. Es waren jetzt fünf Tage seit Karls Entfernung verflossen, und für den folgenden sah ich seiner Rückkehr entgegen. Aber am Morgen dieses Tages machte ich die Entdeckung, daß es in der Nacht ziemlich stark geschneit hatte. Gegen Morgen wurde der Schnee wässerig und gegen Abend trat Frost ein, so daß sich eine harte Kruste bildete, die stark genug war mich zu tragen. Dadurch wurde, wie ich wohl wußte, mein Mann länger, als er Anfangs berechnet hatte, aufgehalten. Da sich aber längs des Wegs vereinzelte Niederlassungen, meist von Deutschen befanden, so fühlte ich keinerlei Beunruhigung. Als ich die Kühe gefüttert und gemolken und mit Türks Hilfe die Schaafe in den Stall gebracht hatte, kehrte ich in das Haus zurück, um mein Abendessen zu bereiten. In der weiten Esse hingen mehrere Schinken von frischem Hirschwild. Hiervon schnitt ich so viel ab, als für mich und Türk ausreichte und bereitete es zu. Der Duft des saftigen Fleisches verbreitete sich nicht blos in der Hütte sondern war auch außerhalb, wie ich bei Oeffnung der Thüre wahrnahm. Nach dem Essen legte ich mich zu Bette, während der Hund seinen gewöhnlichen Platz am Herde aufsuchte. Ich mochte vielleicht eine halbe Stunde geschlafen haben, als ich durch das zornige Knurren desselben aufgeweckt wurde. Das Feuer auf dem Herde verbreitete noch so viel Helle in dem Gemach, daß ich Alles unterscheiden konnte. Als ich mich aufrichtete, sah ich, daß der Hund an der Thüre stand und die größte Aufregung verrieth.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

⁂ Als unlängst in irgend einer Residenz ein Ehemann, der in dem Rufe steht, er habe seiner Frau das Hausregiment überlassen und begnüge sich mit der Rolle des ersten Unterthanen, eben diese Beschuldigung einem Freunde als ungegründet darzustellen suchte, fingen die Kinder im Nebenzimmer an, einen Höllenlärm zu machen. Da sie auf die mehrmalige Erinnerung des Vaters nur immer ungezogener wurden, statt zu gehorchen, rief dieser endlich erbost aus: „Ihr Rangen, wäre ich nur die Mutter, ich wollte euch schon züchtigen!“

Räthsel.

(Eingesendet.)

Das Nichtsein wird fast nie beachtet,
Das Sein erinnert uns oft dr'an,
Und wer es hat, der sorglich trachtet,
Zu lenken in gewohnte Bahn.
Das Nichtsein ist des Lebens Krone,
Das Sein verflucht die ganze Welt.
In Hütten weilt's und auf dem Throne,
Und vor ihm schützt nicht Macht noch Geld.
Vielköpfig ist das Ungeheuer,
Es wechselt millionenfach,
Bald eisigkalt, bald brennend Feuer
Hält es die ganze Welt im Schach.
Bald schleicht es kriechend, feige leise,
Bald tritt's als drohender Leu auf,
Und Völker reißt's aus dem Geleise,
Verheerend ist sein Schreckenslauf.
Es ist so alt, als Menschen leben,
Der Mensch erstickt den Drachen nicht,
Es hat der Streiter stets gegeben,
Doch sterben wird der Drache nicht!
Drum freue Dich, wenn noch verschonet,
Der Lindwurm Dich mit Leid und Qual,
Eil' zum Altar, wo Hebe thronet,
Und weihe ihr Dein Opfermahl.

W. K.

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 2. Donnerstag, den 5. April 1866.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

B. Koch.

(Fortsetzung.)

Der Baron v. Vernon war ein finsterer, verschlossener Mann und mochte ungefähr 45 Jahre zählen. Vor einigen Jahren hatte er dieses Gut seiner einsamen, aber doch herrlichen Lage wegen gekauft und sich hier niedergelassen. Niemand kannte ihn näher, Niemand war mit seinen Verhältnissen spezieller vertraut, denn der Baron liebte es nicht, Jemand zu seinem intimen Vertrauten zu machen; und doch konnte er, wenn er zufällig in Gesellschaft erschien, recht liebenswürdig sein und die Quelle heitern Humors sprudeln lassen, indeß mußte der aufmerksame Beobachter finden, daß diese Heiterkeit mehr erzwungen als natürlich war. Eine Gattin hatte er nicht mehr, nur eine Tochter, Agnes mit Namen, ein schönes und gutes Mädchen von 18 Jahren, die nichts von dem Stolze und der finstern Verschlossenheit ihres Vaters geerbt hatte. Sie war freundlich mit den Dienstboten, barmherzig gegen die Armen und herablassend gegen Jeden; und der Baron wehrte es ihr nicht, denn er liebte sein Kind, sein einziges Töchterchen, mit der ganzen Leidenschaft, deren das Herz eines Vaters fähig ist, dem nur ein Gegenstand geblieben, auf den sich seine Liebe und Zärtlichkeit concentrirt. Die Armen segneten „das Fräulein von der Burg", wenn es auf seinen Gängen nach der Kirche Almosen spendete, und wenn v. Vernon auch zuweilen finster dreinblickte, so erhob er doch nie einen Einspruch. Woher der Baron gekommen, was er früher gewesen, wußte Keiner; aber reich war er, das stand fest, und sein ganzes Auftreten bewies, daß er ein Mann von Energie und vornehmem Herkommen sei. War er auch gerade nicht gefürchtet, so gingen ihm doch Viele aus dem Wege, nicht als ob man ihm etwas Böses nachsagen könnte, es war Instinkt; dagegen war Agnes sowohl ihrer Liebenswürdigkeit als ihres guten Herzens wegen bei allen beliebt.

Eine Weile mochte die vermummte Person in der Küche schweigend gewartet haben, als der Diener mit dem Bemerken zurückkehrte, sie solle ihm folgen. Sofort erhob sie sich und schritt eine Treppe hinan in das Gemach, welches ihr als Empfangzimmer bezeichnet ward. Man glaube ja nicht, daß der Baron geneigt gewesen, jedem Unbekannten und zumal bei so später Stunde Audienz zu geben, allein gerade das Ungewöhnliche des späten Erscheinens, und vielleicht auch Neugier oder Laune, wie man es nehmen will, veranlaßte ihn in diesem Falle eine Ausnahme zu machen. Auch sagte ihm eine innere Stimme, daß dieser Besuch ein ungewöhnlicher sein müsse, und er stellte deßhalb den Leuchter so auf den Tisch, daß das Licht die eintretende Person erhellen mußte, während er sich selbst nachlässig in einen Fauteuil warf und im Schatten saß. Sobald der Unbekannte seinen Fuß in das Zimmer gesetzt, ward die Thür von dem Diener geschlossen. Die Person wankte einige Schritte voran und blieb dann regungslos stehen. Sie mußte im ersten Momente glauben, allein zu sein, denn das Licht blendete ihre Augen und ließ sie den Baron im Dunkel nicht sofort erblicken. Es war eine hohe schlanke Figur, dieser späte Gast, und der volle Strahl des Lichtes läßt uns ein Weib in ihm erkennen. Sie war bleich wie Wachs, die Wangen eingefallen, die Lippen bläulich; die Augen lagen tief in den Höhlen und hatten allen Glanz verloren, kurz, es war eine Frau, die, obschon sie fast 40 Jahre zählen mochte und unverkennbar einst hohe Schönheit besessen, jetzt durch Elend, Entbehrung, Kummer und Gram im vollsten Sinne des Wortes zum Skelete abgezehrt war. Und dennoch leuchtete trotz des bejammernswerthen Zustandes eine gewisse Würde, ein stolzer Adel aus ihren Blicken, und ihre ganze Erscheinung bekundete, daß sie einst in bessern Verhältnissen gestanden, daß sie nicht immer das war, wofür man sie momentan zu halten geneigt sein konnte. Jetzt erst legte sie den langen, nassen Umwurf ab und blickte sich im Zimmer um. Ihr Auge traf den Baron, welcher unbeweglich im Sessel lag und sie entsetzt anstarrte; sie wich, als sie ihn erkannte, erschrocken einen Schritt zurück. In der That hätte von Vernon nicht plötzlicher und fürchterlicher überrascht werden können, als durch das Erscheinen dieser Fremden. Er war kreideweiß geworden und nicht im Stande, ein Glied zu rühren; nicht mehr würde er erschrocken sein, wenn das Grab seines Vaters sich geöffnet, und dieser vor ihn hingetreten wäre. Der Baron war gewiß kein furchtsamer Mann, aber jetzt durchrieselte doch ein eisiges, frostiges Zittern seine Gebeine, als diese Frau ihre Augen auf ihn richtete. Doch lähmte der Schrecken nur einen Augenblick seine Thatkraft und wie aus einer geistigen Lethargie

Digitized by Google

erwachend, sprang er auf und rief: „Wer sind Sie, was wollen Sie?“

„Alex!“ hauchte die Fremde mit matter, aber klangvoller Stimme. In diesem Worte, in der Betonung und der Art und Weise, wie es gesprochen wurde, schien eine ganze Welt von Worten zu liegen. Der Baron rang sichtbar nach Fassung. Bald heftete er seinen Blick auf die unglückliche Frau, bald schlug er die Lider nieder; seine Brust wogte stürmisch, er taumelte einige Schritte in dem Saale zurück und schien zu überlegen und mit einem Entschlusse zu kämpfen. Er war wieder vollständig Herr seiner selbst, nicht mehr das Opfer eines plötzlichen Schreckens, sondern im Stande zu denken, — und er dachte! Ein finsterer Plan schien sein Gehirn zu durchkreuzen, denn die Stirn war in furchtbar düstere Falten gelegt, und die Lippen fest aufeinander gepreßt.

„Alex! murmelte die Frau nach einer Weile nochmals, Alex, so finden wir uns wieder!“ — Der Baron schwieg. „Sieh' mich an, fuhr sie mit zitternder Stimme fort, sieh' meinen elenden Zustand, Dein Werk! Doch ich bin nicht gekommen, um Dir Vorwürfe zu machen, ich bin nicht 20 Jahre als Verstoßene, als Heimatlose, mit dem fürchterlichsten Unglück und Elend kämpfend; unstät wie eine Geächtete von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gepilgert, um jetzt in dem längst ersehnten Augenblicke als Klägerin und Rächerin vor Dir zu erscheinen, nicht um meine Rechte geltend zu machen, nicht um an Dein Herz zu appelliren, — denn Dein Herz ist Marmor, nein, ich habe nur die eine Bitte, den einen Wunsch, mir zu sagen, wo ich mein Kind finde, eine Bitte, die 20 Jahre mich verzehrt, die mich getrieben hat, zu Dir zu eilen, sobald ich Deine Spur entdeckt, und die ich jetzt stelle mit dem heißesten Verlangen einer Mutter, mit dem vollen Rechte als Gattin und Mutter! Wo ist mein Kind, wo lebt es, daß ich hineile und — sterbe!“

Noch immer schwieg der Baron.

„Ich will es wissen, fuhr die Unglückliche mit fast kreischender Stimme fort, ich bin Deine rechtmäßige erste Gattin, es ist mein Kind! Sag es mir, setzte sie in flehendem Tone hinzu, o, sag' es mir. Alles was ich gelitten, geduldet und ertragen, ist nichts im Vergleich mit diesem Schmerze, dieser Ungewißheit, die mich zu Tode martert. O, hab' Erbarmen mit mir, Erbarmen mit der, die Du einst zu lieben geschworen, und der Du am Altar ewige Treue versprochen! Ich habe ja vergessen Deine Heuchelei, Deine Herzlosigkeit, ich will vergessen, daß mein rechtmäßiger Gatte mich treulos verließ, und sich das schwere Verbrechen der Bigamie aufsud, vergessen den Fluch meines Vaters, ohne dessen Willen ich Dich, bethört von Deinen Liebeseschwüren, zum Gatten wählte, ja, vergessen alles Leid, das Du über mich gebracht, aber ich kann nicht vergessen, daß ich ein Kind hatte!“

Jetzt fuhr v. Bernen wild in die Höhe und sprang wüthend auf sie zu. „Weib, schrie er, sind Sie wahnsinnig? Was wollen Sie? Augenblicklich fort von hier, oder ich peitsche Sie wie einen tollen Hund hinaus!“

„Mein Kind! rief die Frau, mein Kind! Bei dem Allmächtigen beschwöre ich Dich, wo ist mein Kind?

„Hinaus, sag' ich, brüllte der Baron und faßte sie heftig am Arme. Ich kenne Dich nicht, ich verachte Dich, Weib!“

Weinend sank die Arme auf ihre Knie und indem sie flehend die Hände gegen den Harthergigen emporhob, sagte sie: „Ein Wort, Alex, mein Sohn, wo ist er?“

Jetzt kannte der Baron sich in seiner Wuth nicht mehr, er ließ ihren Arm los und führte einen heftigen Schlag gegen die Bittende. Mit einem lauten Schrei sank sie zu Boden. Dann stürzte er an den Schellenzug und riß an der Klingel. Erschrocken eilten die Diener herbei und fanden die Frau leblos auf dem Teppich des Saales hingestreckt.

„Schafft mir augenblicklich diese Wahnsinnige aus dem Hause, herrschte er die Diener an; wer bringt mir solches Gesindel hierher! Marsch!“

Schweigend gehorchten die Dienstboten; sie luden den Körper auf ihre Arme und trugen ihn aus dem Gemache, dessen Thür der Baron rasselnd hinter ihnen zuwarf. Es war indeß nicht möglich, den Befehl des Barons wörtlich zu vollziehen, denn die Fremde war nicht im Stande zu stehn, viel weniger zu gehen und es wäre Unmenschlichkeit gewesen, sie in ihrem hülflosen Zustande dem draußen tobenden Unwetter preiszugeben. Von Mitleid gerührt, führten die Diener den räthselhaften Gast, welcher den Zorn v. Bernon's in so hohem Grade erregt, in die Gesindestube und bereiteten ihr ein weiches Lager. Der Paroxismus der Frau wich, und nachdem sie die Umstehenden einige Sekunden lang verwirrt angestarrt, als entsinne sie sich, wo und bei wem sie sich befinde, brach sie in ein heftiges Weinen aus. Agnes, durch den Scandal herbeigerufen, suchte, soviel wie möglich, die Arme zu beruhigen und goß auf ihre blauen Lippen einige Tropfen labenden Weines. Ein heftiger Fieberfrost schüttelte die Bettlerin, und das schnelle Schlagen der Pulse, die glühend brennende Stirn, der kalte Schweiß, der aus allen Poren drang, bewies, daß die Fremde schwer erkrankt sei. Es konnte indeß kein Arzt mehr herbeigeschafft werden, und mit dem Befehle, bei Anbruch des Tages einen solchen sofort zu holen und die Kranke jetzt der Ruhe zu überlassen, entließ Agnes die Diener und Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Wenn man von diesem Volk, seinen Sitten,

Digitized by Google

Gewohnheiten und Einrichtungen im Allgemeinen sprechen will, so muß man auf die Zeit zurückgehen, die man gewöhnlich als die heroische bezeichnet, und die besonders von Homer, der um das Jahr 1000 v. Chr. lebte, geschildert ist. Die Jugendbildung in dieser Zeit war sehr einfach. Wenn der Knabe erwachsen war, wurde er der Zucht eines Mannes anvertraut. Jagen, Laufen, Springen, Ringen und Kämpfen waren die Künste und Fertigkeiten, worin die Jünglinge, besonders auch die Fürstensöhne, geübt wurden. Dazu wurden ihnen die Götter- und Heldensagen erzählt, damit sie dadurch zum Glauben an eine höhere Götterwelt gebracht und zu großen, heroischen Thaten angeregt wurden. Spiel und Tanz trieben sie für sich allein und bei öffentlichen Gelegenheiten. Die Jungfrauen blieben daheim bei der Mutter, zu Hausgeschäften bereit; sie holten Wasser, besorgten die Wäsche, schirrten wohl auch die Rosse und Maulthiere an den Wagen, oder spielten Ball und trieben Kurzweil auf Wiesen.

Zu einem Gegenstand ganz besonderer Sorgfalt wurde die Erziehung und Jugendbildung in den beiden Hauptstaaten Griechenlands, in Sparta und Athen; und zwar hauptsächlich auf Grund von Gesetzen, die dem erstern durch Lykurg, dem andern durch Solon gegeben wurden. Wie aber die Gesetze beider Staaten durchaus verschieden waren, so auch ihre Erziehungsweise. Lykurg, der um das J. 880 v. Chr. lebte, kannte und wollte nichts höheres, als einen in sich abgeschlossenen, kräftigen, allen Angriffen von Innen und Außen gewachsenen Staat. Dazu brauchte er tüchtige Bürger und um diese zu gewinnen, ordnete er eine überaus strenge, mitunter an's Grausame und Unnatürliche streifende Erziehungsweise an. Ich kann und darf hier nicht zu sehr in das Einzelne eingehen; aber erwähnen muß ich doch, wie diese Strenge schon auf neugeborne Kinder sich erstreckte. Wurden diese bei der Besichtigung durch die Aeltesten stark und wohlgebildet erfunden, so übergab man sie den dazu aufgestellten Wärterinnen; waren sie schwächlich und mißgestaltet, so wurden sie in einen Abgrund am Berge Tahgetos geworfen. Vater und Mutter hatten kein Recht mehr auf ihre Kinder, — die Kinder gehörten dem Staate. Dieser ließ sie bilden für seine Zwecke. Sobald nun ein Knabe das siebente Lebensjahr erreicht hatte, wurde er den Wärterinnen genommen und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe schon wurden die jungen Leute gewöhnt, Beschwerlichkeiten Trotz zu bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über ihre Glieder zu erlangen. Bei ihren Spielen, denen auch die Alten beiwohnten, wurde die Ruhmbegierde aufgestachelt durch Lob oder Tadel.

Wollten sie sich satt essen, so mußten sie die Lebensmittel dazu stehlen, und wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurg wählte dieses Mittel, um seine Leute frühe an List und Ränke zu gewöhnen; denn er glaubte, daß solche Eigenschaften zum Kriegführen eben so nöthig seien, wie Leibesstärke und Muth. Daß das Mittel unmoralisch war, verschlug dem Lykurg nichts, wenn es nur zur Erreichung seines politischen Zwecks dienlich war.

Den jungen Spartanern war geboten zu schweigen, wenn ein Mann oder Greis das Wort hatte; es war ihnen geboten Platz zu machen, wenn ein Aelterer erschien; es war ihnen verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder sonst eine große Gefahr gingen. Da erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurg, macht schöne Leute schöner, und höfliche fürchterlich. Auch von der strengen Disciplin wurde im Kriege etwas nachgelassen.

Um der Jugend ein abschreckendes Beispiel von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man Heloten (spartanische Staatssklaven) sich zu betrinken, stellte sie dann in diesem Zustande öffentlich zur Schau aus, ließ sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen. Auch wieder ein ächt lykurgisches Mittel — und wenn ich nun noch erwähne, daß auch den Jungfrauen Sorgfalt in Beziehung auf Leibes-Abhärtung zugewendet wurde, so bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß auch dieß nicht im Interesse der Menschlichkeit, sondern blos im Interesse des Staats geschah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Episode aus dem Leben einer deutschen Auswanderin.

(Fortsetzung.)

Ich redete ihn an, und als er merkte, daß ich wach sei, drückte er durch Winseln und Kratzen das Verlangen aus, hinausgelassen zu werden. Wie ich an die Thüre kam, hörte ich draußen auf der gefrorenen Schneekruste trappende Schritte, woraus ich den Schluß zog, daß wilde Thiere um die Hütte schweiften.

Vorsichtig öffnete ich die Thüre. Aber kaum hatte ich die Klinke emporgehoben und ein kleinwenig aufgemacht, um zu recognosciren, als der Hund die Schnauze in die Oeffnung schob, die Thüre zurückdrückte und mit wüthendem Bellen hinausſprang.

Da der volle Mond am Himmel stand, so war es draußen hell genug, daß man alle Gegenstände genau unterscheiden konnte, und da sah ich denn zu meinem Schrecken mehr als ein halbes Dutzend abgemagerte Wölfe vor dem Hause, während ich aus den trampelnden Tritten auf der Seite und hinter der Hütte abnehmen konnte, daß noch mehrere da waren.

Ich schloß sogleich die Thüre und häufte Holz daran auf, denn die hölzerne Klinke war nicht ge-

Digitized by Google

eignet, einem äußern Drucke großen Widerstand zu leisten. Dann lauschte ich den Tönen, die von Außen kamen. Der muthige Hund war unter die Wölfe gesprungen und jetzt in einen wilden Kampf mit ihnen verwickelt. Ich hörte sein zorniges Knurren, während er sich tapfer mit seinen Feinden herumbiß, und das Schmerzensgeheul der Wölfe, die bald furchtsam zurückwichen, bald in ihrer Uebermacht wieder über ihn herfielen. Er schien ihnen allen gewachsen zu sein.

Wie ich so mit klopfendem Herzen dastand und lauschte, ließen sich trampelnde Tritte vom Stalle her vernehmen. Ich wußte sogleich, daß ein neues Rudel Wölfe im Anzug sei. Einer solchen Uebermacht konnte mein braver Hund unmöglich widerstehen. In meiner Besorgniß für das edle Thier alles Andere vergessend, ergriff ich die Flinte meines Mannes, riß die Thüre auf und sprang hinaus. Hier konnte ich nun sogleich wahrnehmen, daß der Schnee ringsum mit Blut befleckt war. Etwa zehn Schritte entfernt, erblickte ich die schwarze Masse, der in einem Knäuel verschlungenen beißenden und zerrenden etlichen Thiere, und in ihrer Mitte, durch seine Größe und Farbe kenntlich, meinen armen Hund.

Ohne an meine eigene Gefahr zu denken, lief ich auf die Stelle zu, erhob meine Flinte und feuerte. Ein gellendes Schmerzensgeheul von zwei oder drei Wölfen überzeugte mich, daß ich gut getroffen hatte. Erschreckt durch den Knall des Gewehrs, vielleicht auch durch das Licht, das aus der offenen Thüre hervorströmte, zog sich das feige Pack der Wölfe einen Augenblick zurück.

Auf dem Kampfplatze lag mein armer Hund. Mein Gewehr fallen lassend, eilte ich zu ihm hin. Er war schrecklich zerfleischt und, soviel ich wahrnehmen konnte, bereits todt. Die wilden Bestien ließen mir aber keine Zeit zu einer längeren Untersuchung, denn sie kamen jetzt von allen Seiten wieder näher heran, und als ich mich gegen das Haus zurückzog, folgten sie mir dicht auf den Fersen. Es war ein Lauf für das Leben. Doch gelang es mir, die Thüre unversehrt zu erreichen und zu verschließen. Nur einige Stücke meines Gewandes blieben in ihren blutigen Rachen zurück. Ich verlor keine Zeit, die Thüre wieder mit Holz zu verbarricadiren. Mittlerweile sammelten sich die Wölfe in immer größerer Anzahl rings an dem Hause. Sie hatten offenbar das Blut ihrer Gefährten gerochen, und es kamen ihrer immer mehr aus der Ferne herbei. Ich konnte ihre Tritte auf dem harten Schnee nach jeder Richtung hin vernehmen. Sie sprangen gegen die Thüre und suchten durch den Spalt, der sich unten am Boden befand, einzudringen. Ich konnte sehen, wie sie keck ihre Nasen hereinsteckten, bis es mir einfiel, den Feuerhacken glühend zu machen und sie damit zu stoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

*** Börne sagt: Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in der Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kännten oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längeren Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel weg zu bringen, so studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt.

*** Der Charakter im Lachen. Wie viel Charakter liegt in dem Lachen. Man kennt einen Menschen nicht eher genau, bis man ihn lachen hörte, bis man weiß, wann und wie er lacht. Es gibt Gelegenheiten und Stimmungen, in denen ein Mann, mit welchem man lange umgegangen ist, uns durch ein Lachen das offenbar gerade aus seinem Herzen kommt und das wir nie vorher von ihm gehört hatten, mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Selbst an sonst liebenswürdigen Frauen kann man diese Bemerkung machen. Wie in manchem Herzen oft ein milder Engel ungesehen und ungeahnt schlummert, bis ein glücklicher Augenblick ihn erweckt, so schläft oft tief im Hintergrunde eines sonst freundlichen und liebenswerthen Charakters ein Dämon der Gemeinheit, der plötzlich erwacht, wenn etwas Derbkomisches zu der entlegenen Tiefe des Geistes dringt.

* **Preis-Ausschreiben für weibliche Handarbeiten.** Die Bestrebungen der Neuzeit die Frauenarbeit zur vollen Verwerthung zu bringen, und hiedurch der Frau den ihr gebührenden Rang in der Gesellschaft zu geben, finden einen neuen Beitrag in einer Preis-Concurrenz für weibliche Arbeiten, welche von der bekannten, in Berlin erscheinenden illustrirten Zeitung für Toilette und Handarbeiten, „Die Modewelt" veranstaltet wird. Es sollen nämlich die drei besten neuen weiblichen Handarbeiten, welche der Redaction der genannten Zeitung bis zum 15. Juni d. J. eingesandt werden, Preise von 100, 50 und 25 Thaler erhalten. Der Hauptzweck der Concurrenz ist, dem Kunstsinn, dem Fleiß und der Geschicklichkeit der deutschen Frauen und Töchter in größeren Kreisen die verdiente Anerkennung zu verschaffen. Die drei Preise gelangen am 1. Juli zur Auszahlung. Die näheren Bedingungen der Concurrenz, die wohl geeignet ist, das Interesse und die Thätigkeit aller kunstbeflissenen Damen zu erregen, sind in jeder Buchhandlung einzusehen, sowie von der Expedition der „Modewelt" in Berlin auf frankirte Briefe zu erhalten.

Homonyme.

Mir leiht der Mensch der Arme Stärke,
Er fährt durch mich auf leichtem Kahn,
Vertraut mir seines Geistes Werke
Und ehrt mit mir des Siegers Bahn.
In Farben sieht er bunt mich prangen
Und wird mit Macht von mir umfangen;
Er läßt mich werden und vergehn,
Und sieht von selbst mich doch entstehen.

Auflösung des Räthsel in Nro. 1: **Krank sein, resp. Krankheit.**

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserstauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 3. Sonntag, den 8. April **1866.**

O denk' daran!

O denk daran, wie leicht ein Wort,
Ein hartes kann das Herz verwunden,
Die Wunde blutet immerfort
Und nimmermehr kann sie gesunden.

Wenn Dir ein Herz entgegenschlägt,
Dir naht in treuer, heißer Liebe,
Das mit Dir Deine Leiden trägt
Und gern im Glück Dein eigen bliebe, —

Dann stoße nicht es stolz zurück,
Nimm's auf mit Deinem ganzen Herzen —
Du brauchst ein Herz im höchsten Glück,
Wie Du eins brauchst in tiefen Schmerzen!

O. M.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

Der Arzt des Dorfes, ein rechtschaffener und braver Fünfziger, hatte die unbekannte Person besucht und ihren Zustand, wenn auch nicht gefährlich, so doch bedenklich gefunden. Dem Baron, der einfah, daß er ohne Aufsehen zu erregen, das „verrückte Bettelweib," wie er die Frau, die sich seine legitime Gattin genannt, betitelte, unter den obwaltenden Umständen nicht vor die Thüre setzen könne und daher gute Miene zu bösem Spiel machte, ging in seiner Herablassung sogar so weit, daß er sich bei dem Doctor nach dem Befinden der Kranken erkundigte. Der Arzt zuckte die Achseln: „Der Fall ist kein gewöhnlicher, sagte er beim Weggehen; die physische Constitution der Patientin ist sehr starker Natur gewesen, allein durch Unglück und Kummer zerrüttet; sie scheint mir weit eher an Seelen- als an Körperleiden darniederzuliegen, und eine plötzliche Gemüthserschütterung muß ihre letzte Kraft gebrochen haben; doch hoffe ich sie möglicherweise bei ruhiger Pflege zu retten, und diese läßt ihr Ihre Fräulein Tochter in wahrhaft rührender Weise angedeihen; Agnes ist ein Engel an Herzensgüte, voll aufopfernder Liebe und Zärtlichkeit."

Der Baron blickte finster zur Erde und schwieg.

„Noch ein Wort, Herr Baron, sagte der Doctor, als er eben im Begriffe war, sich zu empfehlen, haben Sie vielleicht die Kranke einmal genauer betrachtet?"

„Nein, Herr Doctor, weßhalb? fragte v. Bernon seine Verlegenheit verbergend."

„Nun, es kann Täuschung von mir sein, aber ein Mann wie ich, der 30 Jahre die Menschen behandelt und tausende von Physiognomien studirt, täuscht sich in diesem Punkte selten; ich sage, hinter der Fremden steckt ein Geheimniß. Sie ist keine gewöhnliche Arme, ihre Züge sind fein, ihre Sprache verräth Bildung, kurz, sie gehört eher zur Aristokratie als zum gewöhnlichen Volk.

„Bah! sagte der Baron, nur um etwas zu sagen."

„Nein, nein, es ist so, Herr Baron, aber noch merkwürdiger ist es, daß sie mit keinem Worte verräth, wer sie ist, was sie will und woher sie komut. Hier aus der Gegend ist sie nicht."

„Ich glaube auch nicht, entgegnete lakonisch v. Bernon."

Der Arzt, welcher den Baron heute einsilbiger denn je fand, entfernte sich mit schnellen Schritten, um einen beruhigenden Trank für die Kranke zu bereiten."

Der besagte „beruhigende Trank" ward von dem Ausläufer des Doctors im Lauf des Tages mit dem ausdrücklichen Bemerken abgegeben, daß die Kranke ihn kurz vor dem Schlafengehen nehmen solle; Agnes, die ihn in Empfang nahm, stellte ihn auf einen Tisch hin und begab sich wieder zu der Fremden, um das barmherzige Werk der Krankenpflege fortzusetzen.

Es war Abend; der Baron war in die Nachbarschaft geritten, und seine Tochter konnte ungestört an dem Lager der elenden und kranken Frau verharren. Agnes hatte ein gutes Herz, und der bejammernswerthe Zustand der Armen zerriß ihre Seele und that ihrem Herzen unendlich weh. Noch nie hatte sie das Elend in so greller Gestalt gesehen; diese hohlen bleichen Wangen, diese glanzlosen Augen, die blaßbläulichen Lippen, die abgezehrten Hände konnte sie nicht ohne Thränen betrachten; sie hätte dem Körper so gerne neues Leben eingehaucht. Gegen neun Uhr erwachte die Kranke aus einem unruhigen Schlummer, und Agnes erinnerte sich, daß es Zeit sei, den vom Arzte verordneten Trank der Frau zu reichen. „Gute Frau, sagte sie mit liebreicher Stimme, nehmen Sie dies, es lindert die Schmerzen," und zugleich goß sie den Inhalt der kleinen Flasche in einen Löffel aus und reichte ihn der Kranken, welche ihn bereitwillig nahm. Doch kaum hatte sie den

Digitized by Google

Trank verschluckt, als sie mit einem fürchterlichen Schrei auf ihr Lager zurücksank und sich unter den heftigsten Krämpfen wand.

Erschrocken fuhr Agnes in die Höhe, den plötzlichen Schrei nicht begreifend, und schob ihren Arm unter den Kopf der Armen. Mehrere Diener eilten herbei und vergebens bemühten sie sich, die Frau zu beruhigen. Ihre Schmerzensschreie waren wahrhaft ohrenzerreißend. „Eile schnell Einer zum Doctor und Pfarrer," befahl das Fräulein; ihr graute, allein bei der schwer Kranken zu sein, die in ihren Armen sterben konnte, und sie bedauerte herzlich die Abwesenheit ihres Vaters. Nach einer Viertelstunde erschien der Pfarrer, der Arzt war nicht zu treffen gewesen, da er anderweitige Besuche abzustatten hatte. Ein Blick genügte dem Geistlichen, um ihm zu sagen, daß die Frau in den letzten Zügen liege, er wollte ihr einige Trostworte der Religion zuflüstern, — da entrang sich noch ein furchtbarer Schrei den Lippen der Sterbenden, und sie war eine Leiche. — —

Am andern Morgen kursirten seltsame Gerüchte in dem Dorfe A.. Vor einzelnen Häusern standen die Leute beisammen und flüsterten einander geheimnißvolle Dinge ins Ohr; selbst die fleißigsten Arbeiter hatten ihr Werkzeug eine Weile bei Seite gelegt, um genauere Erkundigungen über das Gerücht einzuziehen.

„Eine vornehme Bettlerin" hieß es, sei vorgestern Abend bei dem schweren Gewitter in der Burg erschienen und plötzlich erkrankt, in Folge eines Trankes, den der Arzt ihr geschickt, sei sie sofort gestorben, ja Viele behaupteten, sie sei vergiftet worden.

Jeder hat seine Neider, auch der brave Doctor; es gab nicht wenig, die geradezu die Behauptung aufstellten, D., der Arzt habe sie absichtlich vergiftet; besser Gesinnte meinten, es könne durch Versehen Gift in die Arzneiflasche gerathen sein; aber nie. Einen gab es, der den Tod der Fremden einer natürlichen Ursache zuschrieb. So ist die menschliche Natur, das Schlechte und Verbrecherische wird gewöhnlich, wenn es auch noch so paradox klingt, weit eher angenommen als das Natürliche und Gute.

Der Arzt selbst war, sobald er zu seinem Erstaunen und Schrecken Kunde von dem Tode seiner Patientin erhielt, an diesem Morgen in aller Frühe nach dem Gute geeilt, um sich von der Wahrheit oder Unwahrheit zu überzeugen. Diese Nachricht hatte ihn um so mehr überrascht, als er bei seinem gestrigen Scheiden eher Alles andere als den Tod der Frau voraussetzte.

Die Krankheit war allerdings eine solche gewesen, daß sie das ganze Nervensystem der Frau erschüttert hatte, allein es waren nicht die geringsten Symptome eines so baldigen Todes vorhanden gewesen. Er fand den abgezehrten Leichnam schon mit dem Todtenhemde bekleidet auf einer nothdürftig errichteten Bahre liegend; das Antlitz war weiß wie Marmor, die Hände fast durchsichtig. Die bleichen Lippen deckte ein leichter Schaum, die Augen standen halb offen. Der Arzt näherte sich der Leiche und legte seine Hand auf die linke Brust der Verstorbenen, sie war kalt, eiskalt. Dann beugte er sich über das Antlitz der Todten und prüfte den eigenthümlichen Schaum der Lippen und die Dünste, welche dem Munde entströmten. Nach einer Weile erhob er sich, — er war leichenblaß.

„Großer Gott, murmelte er entsetzt, die Unglückliche ist vergiftet!" Die Umstehenden wichen zurück, als nahe die Pest.

„Wer gab ihr das Gift? fragte der Arzt die Diener und Agnes, die ihm zur Seite stand."

„Herr Doctor, entgegnete diese, sie starb in Folge des beruhigenden Trankes, den Sie schickten. Sobald die Verstorbene ihn genommen, schrie sie auf und fiel in Krämpfe, denen sie nach einer Viertelstunde erlag."

„Wo ist die Flasche? rief der Arzt zitternd." Man reichte sie ihm und abermals wechselte er die Farbe, als er den eigenthümlichen Geruch wahrnahm, der ihr entstieg. „Es ist kein Zweifel mehr, sagte er, die Fremde starb durch Blausäure, in dieser Flasche befand sich Blausäure, aber ich bin gewiß, daß in meinem Hause das Gift nicht hinein kam."

Die Bestürzung war eine allgemeine.

„Herr Baron, wandte sich der Arzt an den eben hinzutretenden v. Vernon, die Geschichte ist höchst seltsam; hier muß ein Verbrechen obwalten, und ich erachte es als meine Pflicht, der Behörde von dem Vorgefallenen Anzeige zu machen." Der Baron zeigte sich hiermit einverstanden, bemerkte aber, welch' unangenehme Folgen dieser Vergiftungsprozeß sowohl für sein Haus als ihn, den Doctor, nach sich ziehen würde.

„Dieß kann und darf mich indeß nicht abhalten meiner Pflicht zu genügen; wir müssen jeden Verdacht, wie ungerecht er auch ist, von uns fern halten, und vielleicht kommt das Gericht dem unbekannten Verbrecher auf die Spur."

Mit einem Fluche entfernte sich der Baron; er fluchte dem Zufall, der die „verrückte Bettlerin" in sein Haus geführt und jetzt einen solchen Scandal nach sich ziehen würde. Ein aus der nahen Stadt herzugezogener Arzt constatirte, daß die Flasche Blausäure enthalten und die Frau an dem Gifte gestorben sei.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Umgekehrt war es bei Solon, dem Gesetzgeber von Athen, der um das J. 600 v. Chr. lebte. Dieser hatte Achtung für die menschliche Natur, also daß er den Menschen nicht zum bloßen willenlosen Werkzeug machte und als solches dem

Digitized by Google

Staat aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Darum war auch die athenienſiſche Erziehung eine edlere, freiere und umfaſſendere.

Vom 7. Jahre an begann die Bildung des athenienſiſchen Knaben, indem er unter Begleitung eines Führers (Pädagogos) die öffentlichen Bildungsanſtalten beſuchte. Hier wurde er zunächſt in den Elementargegenſtänden unterrichtet, im Verſtändniß der Dichter (von Homer an), im Memoriren und Recitiren derſelben geübt und dann zum Studium der Mathematik und Muſik angeleitet. Später beſuchte er die Schule irgend eines Philoſophen oder Sophiſten, bei welchen letztern er auch Gelegenheit erhielt, in der Redekunſt ſich zu üben.

Zur Belebung wiſſenſchaftlicher Bildung dienten die Wettkämpfe im Odeon und zur körperlichen Ausbildung die Uebungen in den Gymnaſien, deren es in Athen drei gab. Wenn wir bei den gymnaſtiſchen Uebungen der Griechen noch einige Augenblicke verweilen wollen, ſo erſcheinen uns dieſelben ſo außerordentlich einfach, daß wir uns kaum denken können, wie ein Unterricht in dieſen Gegenſtänden Jahr aus Jahr ein vom früheſten Knabenalter bis über die Jünglingszeit hinaus habe fortgeſetzt werden können. Und doch war Syſtem in dieſem Unterricht und eine geordnete Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern.

Die beiden Grundübungen der griechiſchen Gymnaſtik waren das Ringen und das Laufen.

Das Ringen wurde in der Paläſtra (der Ringſchule) unter der Aufſicht des Pädotriben geübt. Während dieſer eine Abtheilung in Stellung, Auslage, Armhaltung und drgl. beſchäftigte, gaben ſich die andern Abtheilungen freien Spielen, beſonders dem Ballſpiel hin.

Das Laufen wurde im Dromos (einer Laufbahn im Freien) geübt, und es gab verſchiedene, durch den Gebrauch von Jahrhunderten feſtgeſetzte Weiſen, ihn zu üben, je nachdem eine kürzere oder längere Strecke, nackt oder in Waffen zurückgelegt wurde.

Dieſen beiden Uebungen ſchloß ſich als dritte das Springen, beſonders der Weitſprung mit Hanteln (kolbenförmigen Bleigewichten von 10 bis 15 Pfund, die in die Hände genommen wurden) an, wozu dann noch als beſondere Uebungen für den rechten Arm das Diskosſchleudern und Speerwerfen kamen. Dieſe 5 Uebungen waren bei den Wettkämpfen der großen Feſtſpiele zu einem Ganzen, dem Pentathlon (Fünfkampf) vereinigt, und wer in dieſem ſiegte, erhielt als Preis der Schönheit und Kraft einen Oliven- oder Lorbeerkranz. Daß die berühmteſten Spiele die Olympiſchen (im Peloponnes) waren, iſt bekannt; weniger bekannt vielleicht eine hierauf bezügliche Anekdote Plutarch's.

Ein Greis, der die olympiſchen Spiele mit anſehen wollte, konnte nirgends Platz finden, ſondern wurde überall, wo er hinkam, mit Spott und Hohn abgewieſen und von Niemanden aufgenommen. Endlich kam er an den Ort, wo die Lacedämonier ſaßen, und da alle Jünglinge und die meiſten Männer aufſtanden und ihm Platz machten, gab die ganze Verſammlung durch ein lautes Händeklatſchen ihren Beifall und Verwunderung über dieſes Betragen zu erkennen. Der Alte aber ſchüttelte den grauen Scheitel und Bart und ſagte weinend: „O des Unglücks! Alle Griechen wiſſen, was gut und anſtändig iſt, aber die Lacedämonier allein üben es aus.“ —

Um endlich auch noch von den athenienſiſchen Mädchen und Jungfrauen zu reden, ſo erhielten dieſe weder wiſſenſchaftliche noch geſellige Bildung, und wenn ſie auch ſolche ſich angeeignet hätten, ſie hätten nie Gelegenheit gehabt, dieſelbe zu zeigen. Nur an Feſttagen durften Mädchen öffentlich erſcheinen, und auch da nur bei Prozeſſionen, an denen ſie mit geſenktem Blick Theil nahmen. (Forts. folgt.)

Die Gefahren der Wildniß.

Eine Epiſode aus dem Leben einer deutſchen Auswanderin.

(Fortſetzung und Schluß.)

Es mußten bereits mehrere Stunden verfloſſen ſein, ſeit ich ſo belagert war, als ich auf einmal einen krätzenden Ton auf dem Dache und auf der Eſſe zu hören glaubte. Ich lief zu dem Herde hin, und wer beſchreibt meinen Schrecken, als ich in dem Kamin drei oder vier Paar wilde Augen auf mich herabblicken ſah. Der Geruch des Wildprets hatte ſie offenbar angezogen und das am Hauſe aufgeſchichtete Brennholz ihnen den Weg auf das niedere Dach erleichtert. Die Eſſe war kaum zehn Fuß hoch, und hätten die hungerigen Beſtien die glühenden Kohlen auf dem Herd nicht geſcheut, ſo hätten ſie mich vielleicht angegriffen, noch ehe ich ihre Gegenwart gewahr geworden.

Was ſollte ich jetzt beginnen? Das wenige Holz, das an der Thüre lag, wagte ich nicht zu entfernen, aus Furcht, es möchte den Wölfen gelingen, ſich durch dieſelbe Eingang zu verſchaffen, und doch war es unerläßlich, das Feuer zu unterhalten, wenn die Beſtien nicht durch den Kamin herab kommen ſollten.

Es fiel mir jetzt die Strohmatratze bei, welche unter dem Federbette lag, und ich verlor keine Zeit, ſie hervorzuziehen, aufzureißen und von dem Stroh auf's Feuer zu werfen. Wie die Flammen emporſtiegen, hörte ich, daß ſich die Wölfe vor der Hitze und dem Rauche zurückzogen und wieder auf's Dach ſprangen. Aber ſobald das Stroh abgebrannt war und der Rauch ſich verzogen hatte, kamen ſie wieder auf die Eſſe zurück.

Auf dieſe Weiſe hielt ich ſie ab, bis die letzte Handvoll verbrannt war. In meiner Verlegenheit nahm ich jetzt meine Zuflucht zu den Federn, aber dieſe drohten nicht blos das Feuer auszulöſchen,

Digitized by Google

sondern ihr Geruch machte auch die hungerigen Thiere nur noch wüthender.

Meine Furcht wurde jetzt wahrhaft schrecklich, und daran verzweifelnd, die Wölfe länger aus dem Hause fern halten zu können, beschloß ich, auf die Balken unter dem Dach zu klettern. Es war dies mein letztes Hilfsmittel, um ihren mörderischen Zähnen zu entgehen. Als ich zu den Balken emporsah, erblickte ich zufällig die kleine Vogelflinte meines Mannes. Sie hatte nur einen Lauf und war, wie ich wußte, nur mit schwachen Schroten geladen. Aber ich erinnerte mich, welche Wirkung mein früherer Schuß auf die feigen Thiere ausgeübt hatte, und ich hoffte, sie mit dieser Waffe von der Esse verjagen zu können. Ich spannte deßhalb das Gewehr, hielt es in den Kamin und drückte los. Es war aber stärker geladen als ich gedacht hatte, und der Schlag so heftig, daß es meiner Hand entfiel.

Unmittelbar nach dem Schusse vernahm ich ein Schmerzensgeheul, dann ein heftiges Kratzen und Kämpfeln oben auf der Esse, worauf der Körper eines großen grangestreiften Wolfs auf den Herd herabstürzte und von da auf den Boden rollte.

Mein erster Gedanke war, die Vogelflinte zu ergreifen und mit dem Kolben der sterbenden Bestie den Garaus zu machen. Da fiel mir aber auf dem Herd das große scharfe Schlachtmesser in die Augen, mit dem ich das Wildpret abgeschnitten hatte. Dieses ergriff ich und ging an den Platz, wo ich den im Verenden begriffenen Wolf vermuthete. Das Thier war aber von seinem Falle nur betäubt gewesen und in irgend einen Winkel des Gemachs gekrochen. So befand ich mich allein mit der wilden Bestie in dem verhältnißmäßig engen Raume eingeschlossen.

Ich wollte gerade das Messer weglegen und den Versuch machen, das Gebälk des Daches zu erreichen, als der Wolf, der nur leicht verwundet war und sich von dem Schrecken seines plötzlichen Falls vollkommen erholt hatte, sich auf mich stürzte.

Ich sah das wilde Feuer seiner Augen und fühlte seinen heißen Athem an meinem Gesichte. Dann empfand ich einen scharfen brennenden Schmerz auf der Brust, wo sich seine Fänge eingegraben hatten. Ich war außer mir vor Schrecken und Schmerz, und wußte nicht, was ich that. Nur so viel erinnere ich mich noch dunkel, daß ich mich heftig wehrte und mit meinem Messer verzweiflungsvoll um mich stieß, daß ich darauf zu Boden stürzte und einen Strom heißer Flüssigkeit über Gesicht, Nacken und Brust fühlte. Weiter reicht meine Besinnung nicht.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Bette, und mein Mann stand vor mir und wusch mir das Gesicht. An seinen Händen, auf dem Bette, auf dem Fußboden und überall waren Blutspuren. Am Herde, wo sonst mein treuer Türk zu liegen pflegte, lag der Körper eines großen magern Wolfs ausgestreckt.

Dieser Anblick rief mir die Erinnerung an die Ereignisse der vorigen Nacht zurück, und schaudernd fragte ich meinen Gatten, auf welche Weise ich von der wilden Bestie gerettet worden sei. Er erzählte darauf, daß er, aufgehalten durch den schlechten Weg, in Begleitung mehrerer Nachbarn die ganze Nacht gefahren und erst bei Tagesanbruch in die Nähe unserer Hütte gekommen sei. Erschreckt durch die Blutspuren, eilte er zur Thüre und rief meinen Namen. Da er aber keine Antwort erhielt, so blieb ihm nichts übrig, als die Thüre einzubrechen, was ihm erst nach längerer Anstrengung gelang.

Als er in die Hütte eintrat, kam ihm ein schrecklicher Anblick entgegen. Meine anscheinend leblose Gestalt lag, ganz mit Blut bedeckt, auf dem Boden ausgestreckt und auf mir der todte Wolf, während meine Rechte das Schlachtmesser noch immer krampfhaft umfaßte. Er schleuderte das edle Thier zur Seite, und als er mich auf das Bett legte, entdeckte er, daß ich noch athmete. Unter seiner liebevollen Pflege erlangte ich sehr bald meine Gesundheit wieder. Aber so heftig hatten die Schrecken dieser Nacht auf mich eingewirkt, daß mein glänzendes braunes Haar in kürzester Zeit, noch ehe ich fünfundzwanzig Jahre alt war, so weiß wurde, wie es jetzt ist.

Verschiedenes.

* Was Du versagen mußt, versage bald.
Denn nach erregter Hoffnung erst versagen,
Das heißt dem Schmerz die Kränkung zugesellen;
Was Du gewähren kannst, gewähre gleich,
Denn Zög'rung mindert nur der Gabe Werth.

* Es säet der Mensch in die Tiefe der Seele
Wissen, unwissend, alltäglich, allstündlich
Der Gedanken vielfältige Saat.
Sie gähren, sie keimen, es rollen die Jahre,
Und die Gedanken, böse wie gute,
Geh'n dem Menschen als Thaten auf.

Räthsel.

Eine arithmetisch verblümte Antwort.

Eine Gesellschaft von Herren und Damen kamen auf einem Spaziergange an einer Schafheerde vorbei und fragte den Schäfer nach der Stückzahl derselben. Dieser schmunzelte mit pfiffigem Lächeln und sprach: „Wenn ich meine Schafe zu zweien aus dem Stalle treibe, bleibt e i n s übrig; ebenso zu dreien, vieren, fünfen und sechsen. Treibe ich dieselben aber zu sieben heraus, so bleibt keins übrig.“ Der Alte glaubte mit dieser verwickelten Antwort die Frager in arge Verlegenheit gebracht zu haben; aber er täuschte sich; denn unter der Gesellschaft befand sich eine äußerst gewandte Rechnerin. Diese ließ sich von einem der Herrn eine Schreibtafel geben, und nach einigen Minuten gab sie dem Schäfer die Stückzahl seiner Heerde auf den Kopf an.

Wie hat sie dieselben ausgerechnet und wie groß war die Zahl?

Auflösung der Homonyme in Nro. 2:

Bogen.

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 4. Donnerstag, den 12. April **1866.**

* Der Frühlingsmorgen.

Mit Thränen grüßt den ersten Sonnenstrahl
Das blaue Veilchen, helle Thränen blinken,
Wie Diamanten klar, an jedem Halm,
An jeder Blume Kelch die Thränen winken.

Wie schüchtern küßt die liebe Morgensonn'
Des Thaues Perlen von den zarten Rosen!
Wie sanft errötend bringt sie ihren Kuß,
Den ersten, mit verschämtem, bangem Kosen.

Ein warmer Zephyr weckt jetzt Wald und Flur
Und schäckernd streichet er durch die Gefilde,
Und froh erwacht vom Schlummer die Natur,
Der Nächte Zauber flieht vor dieser Milde.

Der Lerchen Chor schwingt jubelnd sich empor
Und schmettert froh sein Liedchen in die Lüfte;
Gewürzt ist die Natur mit duft'gem Saft,
Und jeder Blum' entströmen Balsamdüfte.

Das munt're Volk der Bienlein summt daher
Und nascht den süßen Staub von Blüth und Blättern,
Wie lieblich mischt sich in dies Summ und Brumm
Der schlichten Nachtigall melodisch Schmettern.

Der junge, kaum gebor'ne Schmetterling
Regt seine buntgefleckten Sammetschwingen,
Und flattert lustig fort von Blum' zu Blum',
Dem Schöpfer seinen Morgengruß zu bringen.

Wie jubelt da mein Herz vor sel'ger Lust,
Doch einsam fühl' ich mich in dieser Weite,
Noch einmal wär' für mich so schön die Welt,
Wär' dann ein treues Herz an meiner Seite.

Ja, herrlich, wunderschön ist die Natur,
Doch ihre Pracht und all' ihr Reichthum schwindet,
Wenn fehlt ein gleichgestimmtes, liebend Herz,
Das mit mir fühlt, bewundert und empfindet.

W. Koch.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

Die Sache verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Umgegend; es gab indeß zu viele Möglichkeit, wann und wie das Gift in die Flasche gerathen sei, als daß man direkt Jemand hätte des Mordes beschuldigen können. Das Gericht gab sich alle Mühe, das Geheimniß zu entschleiern, ohne jedoch ein genügendes Resultat zu erzielen. Bei der Verstorbenen fand sich auch nicht das geringste Zeichen vor, welches einen Aufschluß über ihre Person gegeben, kein Brief, kein Buch, — nichts; sie war völlig fremd. Niemand hatte sie vorher gesehen, Niemand entdeckte eine Aehnlichkeit an ihr mit einer andern Person, zu der sie möglicherweise in näherer Beziehung gestanden.

Der Baron theilte dem Gerichtshofe mit, daß sie ihn in der Absicht aufgesucht, um eine Unterstützung zu erbeten; sie sei indeß körperlich so schwach gewesen, daß sie schon in seinem Zimmer ohnmächtig hingesunken; überhaupt habe die Torte durch ihr Auftreten auf ihn den Eindruck einer Wahnsinnigen gemacht. Dem widersprach der Arzt, welcher nicht das geringste Zeichen einer Geisteskrankheit bei der Frau entdeckt zu haben versicherte. Ihr Zustand, sagte er, sei zerrüttet gewesen, Mangel und Entbehrung hätten eine gänzliche Erschöpfung zur Folge gehabt, doch sei keineswegs diese Erschöpfung der Art gewesen, daß der Tod so bald hätte folgen können. Derselbe sei lediglich durch Gift herbeigeführt, durch Gift, das unbegreiflicher Weise in die Flasche gerathen, die er der Kranken geschickt. Er habe den Trank selbst bereitet, und dieser sei höchst unschädlicher Natur gewesen, pulvis temperans, mit einer andern Mixtur, um ihre Aufregung niederzuschlagen. Sein Bruder sei bei der Zubereitung zugegen gewesen und könne mit reinem Gewissen attestiren, daß keine Blausäure in die Flasche gerathen. Der Behälter mit Blausäure, — er besitze nur eine größere Flasche mit diesem Gifte, — befinde sich nicht in der Apotheke und er müsse demnach dieselbe verlassen haben, was indeß nicht der Fall sei; kurz eine solche Nachlässigkeit könne er sich bei Bereitung einer Arznei nie zu Schulden kommen lassen, es sei eine reine Unmöglichkeit, durch Versehen, und wenn die Blausäure wirklich in seinem Bereiche gestanden, einem beruhigenden Tranke Gift beizumischen.

Der Bruder des Arztes bekräftigte diese Aussage durch einen Eid, und zudem hatte der Doktor so klar und überzeugend gesprochen, seine bisherige tadellose Lebensweise und seine makellose sociale Stellung waren der Art, daß der Gerichtshof von seiner Unschuld überzeugt sein mußte; was aber am meisten für dieselbe sprach, war der Umstand, daß er zuerst die Vergiftung entdeckt und diese zur Anzeige gebracht hatte. Nun aber gab es andere Möglichkeiten. Es fragte sich zunächst, war das Gift schon in der Flasche, ehe dieselbe in dem Hause des Barons abgegeben wurde, oder kam es dort erst hinein? Im erstern Falle mußte der Knabe, welcher die Arznei besorgte, Auskunft geben können, doch dieser, ein einfältiger Bauernjunge, versicherte, ohne Aufenthalt den Trank besorgt und

Digitized by Google

Fräulein Agnes in demselben Zustande ihn übergeben zu haben, wie er ihn vom Doktor erhalten. Hatte Agnes, das edle, herzensgute Mädchen, das die Kranke so liebevoll pflegte, das Verbrechen begangen? Unmöglich! Sie erklärte unter Thränen, die Flasche in der Küche auf einen Tisch hingestellt zu haben, wo sie sich auch am Abend noch befand, als sie den Trank der Frau reichte. Sie sagte ferner, daß der Zustand der Unglücklichen bis zu jenem verhängnißvollen Augenblicke ein solcher gewesen sei, daß sie sich mit jeder Stunde der Hoffnung hingegeben habe, die Frau werde genesen, und daß sie es als ihre Pflicht erachtet, diese Genesung durch sorgsame Pflege zu fördern. Schon der Gedanke, daß auch nur ein Schatten des Verdachtes sie treffen könne, würde sie tödten. Der Präsident tröstete sie mit warmen Worten und gestand, daß, was ihn persönlich anbelange, er keinen Augenblick an ihrer Unschuld gezweifelt, nur das Gesetz und die Pflicht hätten es erheischt, sie, die der Kranken die Arznei gereicht, zu vernehmen, und er hege die feste Ueberzeugung, daß alle Anwesenden in diesem Punkte mit ihm übereinstimmen würden.

Das beifällige Murmeln des dichtgedrängten Gerichtssaales bekundete zur Genüge, daß Niemand Agnes dieser That für fähig hielt.

„Mein Fräulein," wandte sich hierauf der Vorsitzende an Agnes, „Sie hatten die Flasche nicht in dem Krankenzimmer, sondern in der Küche auf einen Tisch hingestellt, warum thaten Sie dies?"

„Weil ich auf diesem Tische ein Glas mit Wasser erblickte, und um die Arznei frisch zu erhalten benutzte ich dieses. Auch rief mich die Kranke in diesem Augenblicke an ihr Lager zurück."

„Hat Jedermann aus dem Hause Zutritt in die Küche?"

„Ja."

„Hat also einer der Dienstboten den Trank vergiften können?"

„Möglich, doch ist es nicht glaublich."

Die Diener wurden strenge und einzeln vernommen, doch keiner wollte etwas von der Flasche wissen. Ihre Aussagen stimmten sämmtlich darin überein, daß ihnen ein Gift, wie Blausäure, gänzlich unbekannt sei und sich nicht im Hause befinde.

„Herr Baron v. Bernon," wandte sich jetzt der Präsident an den Gutsbesitzer, „was wissen Sie von der Sache?"

„Nichts," versetzte dieser mit klarer Stimme und richtete sich dabei stolz in die Höhe, „ich war Nachmittags ausgeritten und als ich spät am Abend zurückkehrte, war die Frau eine Leiche?"

„War der Trank vor Ihrer Abreise schon abgegeben?"

„Wozu diese Frage, Herr Präsident?" rief v. Bernon verletzt.

„Ich muß sie stellen."

„Ich wußte nichts von der Arznei."

„Herr Doktor, hatten Sie bei Ihrem Besuche von dem beruhigenden Tranke mit dem Herrn Baron gesprochen?"

„Ja, ich hatte ihm gesagt, daß ich ihn schicken werde."

„Sind Sie, Herr Baron, bevor Sie ausritten, in der Küche gewesen?"

v. Bernon schien zu überlegen, doch ehe er Zeit fand zu antworten, richtete der Vorsitzende an die Dienerschaft die Frage, ob sie den Baron in der Küche gesehen hätten.

„Ja, ließ sich ein Mädchen hören, der Herr Baron nahm ein Glas Wasser; er stellte es auf den Tisch, als ich eintrat."

„Ist es Ihre Gewohnheit, Herr Baron, sich das Wasser selbst zu nehmen?"

„Nein, doch ich war durstig und eben im Begriffe, das bereitstehende Pferd zu besteigen, weßhalb ich keine Umstände machte."

„Meine Herren," nahm hierauf der Präsident das Wort, „ein trauriger und seltsamer Todesfall liegt uns vor. Die Thatsache ist nicht zu läugnen, die Unglückliche ward vergiftet, aber wer der Thäter sein kann, weiß der Allmächtige allein. Wir können nicht annehmen, daß der Arzt bei Bereitung der Arznei einen Mißgriff gemacht; der kleine Bursche behauptet, die Flasche ungeöffnet und unversehrt abgeliefert zu haben, und Fräulein v. Bernon kann nach der moralischen Ueberzeugung das Verbrechen nicht begangen haben. Nichtsdestoweniger befand sich nach der einstimmigen Erklärung der Aerzte Blausäure in der Flasche. Das Verbrechen liegt vor, doch haben wir keinen Thäter Bei jedem Morde müssen wir nach den Motiven fragen, die ihn veranlaßt; diese können zweierlei Art sein: entweder bringt der Tod dem Mörder Nutzen, dieser mag nun materieller Natur sein, oder ihn vor sonstigen Unannehmlichkeiten sichern, — oder es ist ein Akt der Rache. Von materiellem Vortheil kann hier nicht die Rede sein, denn die Verstorbene war sehr arm, und die anderen Motive sind deßhalb sehr schwer zu analysiren, weil die Todte eine völlig Fremde ist, und wir daher nicht wissen können, zu wem sie in näherer Beziehung gestanden, der ihren Tod wünschenswerth finden, oder aus Rache vollbringen konnte. Es ist dies eines jener Räthsel, wie wir deren häufig in den Annalen der Criminalgeschichte finden, das vielleicht nie gelöst wird. Doch hoffen wir, daß die Zeit das Geheimniß entschleiern, und der Mörder seiner verdienten Strafe überliefert wird."

Hiermit war die Sitzung geschlossen. Die Verstorbene ward unbeweint und unbekannt in einem Winkel des Kirchhofes beerdigt. Die Geschichte bildete noch eine Zeitlang das allgemeine Gespräch in Dorf und Umgegend, bis sie auch hier allmälig verstummte, denn nichts vergißt sich schneller als der Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Wir beschließen die Schilderung der alten Culturvölker mit dem Volk der Römer. Wie diese ein ernster Sinn für das Heiligthum der Familie auszeichnet, so auch für die Erziehung. Es ist kein Volk, bei welchem der bedeutsame Einfluß der Persönlichkeit der Erzieher auf das heranwachsende Geschlecht so deutlich hervortritt, als bei den römischen. Strenge Zucht, Ehrfurcht vor den Göttern, Achtung vor den Eltern und dem Alter, Gehorsam vor dem Gesetz, das war es, was vor Allem in's Auge gefaßt wurde, und überall wurde, wie Plinius in seinen Briefen sagt, mehr durch das Sehen als das Hören gelernt.

Bezeichnend ist es für den Geist des römischen Volks, daß die ehrfurchtsvolle Pflichterfüllung gegen die Götter und die gegen Wohlthäter, Eltern, Verwandte mit demselben Wort (pietas) bezeichnet wird. Die Pietas wurde in Rom als Göttin verehrt. Man erbaute derselben einen Tempel an der Stelle, wo eine Tochter ihren zum Hungertode verurtheilten Vater mit ihrer Milch ernährt hatte.

In gymnastischer Beziehung haben die Römer außer dem, was sie von den Griechen entlehnt hatten, nichts Besonderes geleistet. Ihr Absehen war hauptsächlich auf Kriegstüchtigkeit und Stärkung der Gesundheit durch Marschiren, Laufen und Schwimmen gerichtet.

II.

Nachdem ich Ihnen die Jugendbildung bei den Culturvölkern der alten Zeit, wenigstens bei den hervorragendsten unter denselben, zur Anschauung gebracht, hätte ich Ihnen nun auf gleiche Weise auch die bei den Culturvölkern der neuern Zeit vorzuführen. Ich will aber, theils um Zeit zu ersparen, theils um dem mir gesteckten Ziele einer vergleichenden Uebersicht über das, was war, was ist, und was sein soll, näher zu kommen, mehr an die Sachen, d. h. an einzelne in der Geschichte der Jugendbildung besonders hervortretende Erscheinungen mich halten.

Zu diesem Behufe werfe ich die Frage auf: Worin sind wir in der Jugendbildung den alten Völkern voraus, und worin sind wir zurück? Und antworte darauf: Wir sind voraus in der Achtung gegen das weibliche Geschlecht, zurück in der Achtung gegen das Alter.

Es ist das Verdienst des Christenthums, daß das Weib aus der gedrückten, verachteten und sklavischen Stellung, die es im Alterthum hatte, herausgehoben, in seine ursprüngliche Stellung als Gehilfin des Mannes zurückversetzt und damit auch der Achtung, die ihm gebührt, wieder theilhaftig geworden ist.

Eine Uebertreibung war es, wenn in der romantischen Zeit die Frau zur Gebieterin des Mannes erhoben wurde. Eine Ueberschreitung ist es, wenn in unserer emancipationssüchtigen Zeit die Frauen vollkommen den Männern gleich sich stellen und auch der Männer Geschäfte treiben wollen, wiewohl es nicht zu verkennen ist, daß es Geschäfte gibt, wie z. B. die ärztliche Behandlung der Frauen, die besser von Frauen selbst besorgt werden, wie dieß schon Hippel in seiner Schrift »über die bürgerliche Verbesserung der Weiber« (Berlin 1792) vorschlägt.

Eine Ueberschreitung ist es und darum ein Unrecht, wenn die Frauen mit Arbeiten überladen werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Eine Scene aus dem Jahre 1813.

Für das Plauderstübchen, von F. W....

Die Nachricht des Waffenstillstandes von Toischnitz wirkte in Berlin, in ganz Preußen und Deutschland wie ein betäubender Donnerschlag. Man glaubte den Nerv der ganzen Erhebung gegen Napoleon durchschnitten, man argwöhnte sofort, daß Oesterreich, d. h. Franz Metternich, die leitenden Fäden in die Hand bekommen und dieselben in undeutschem Sinne zwirnen und weben würde. Das Günstigste, was man erwartete, war ein fauler Friede, welcher Napoleon thatsächlich in seiner Macht lassen würde, während die deutsche Nation in ihrer Knechtschaft, Erniedrigung und Schmach verbleiben müßte. — Der österreichische Minister Metternich war jetzt durch die Verhältnisse zu einer Rolle emporgetragen, wie sie einem Staatsmanne seiner Sorte behagen mußte. Daß er für seine Person ein Anhänger der Allianz mit Napoleon war, konnte hierbei gar nicht in's Gewicht fallen, denn Metternich war nie etwas anders gewesen, als der Insceneſetzer der Tendenzen seines Gebieters Franz. Dieser stellte seinem Minister die Aufgabe, Faden für Faden die Allianz mit Frankreich zu lösen und mittelst der Art und Weise, wie diese Lösung betrieben ward, zugleich die leitende und entscheidende Stimme im Rathe der Verbündeten zu gewinnen. Diese Aufgabe ist, wie bekannt, von Metternich mit bewundernswerther Geschicklichkeit gelöst worden. Es kam ihm freilich dabei sehr zu statten, daß Napoleon die äußerst gemäßigten Vorschläge des österreichischen Cabinets (welches hauptsächlich die Herstellung Preußens verlangte), hochmüthig zurückwies. Am 27. Juni ward der bekannte Vertrag von Reichenbach abgeschlossen, welcher den Beitritt Oesterreichs zur russisch-preußischen Allianz verhieß, falls Napoleon die Friedensbedingungen verwerfen würde. Am 28. Juni traf Metternich in Dresden ein, als Träger eines Briefes, worin Kaiser Franz seinen Schwiegersohn beschwor, die österreichischen Vorschläge anzunehmen. Drei Tage später hatte er im Marcolinischen Palais die berühmt gewordene Audienz bei Napoleon, deren

Digitized by Google

Einzelnheiten freilich mehr als legendarisch, denn als historisch anzusehen sind. Wir lassen hier einen Auszug derselben folgen, welcher den zuverlässigsten Quellen der Zeit entnommen ist.

Metternich kam zu schlimmer Stunde, denn eben noch sind bedenkliche Nachrichten aus Spanien eingelaufen. Vor den Schlachtendonnerer geführt, findet er denselben stehend, den Degen an der Seite, den Hut unter'm Arm, so zu sagen zum Sprunge bereit und jedenfalls keine Sekunde verlierend, die in seiner Brust kochende Zornlava auszuspruden. „Da sind Sie also endlich, Herr v. Metternich! Wenn Sie Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben bereits einen Monat verloren, wodurch ich verhindert wurde, die Russen und Preußen zu vernichten. Ihr habt unter dem Vorwande, den Krieg herbeiführen zu wollen, gerüstet, und da nun Eure Rüstungen vollendet sind, erfrecht Ihr Euch, mir Bedingungen vorzuschreiben, wie nur meine Feinde sie mir vorschreiben können. Wollen Sie den Krieg von mir? Dreimal habe ich dem Kaiser Franz seinen Thron wiedergegeben, und habe sogar den Fehler begangen, seine Tochter zu heirathen, aber Nichts hat ihn zu besseren Gesinnungen zurückführen können. Ich habe die Russen und Preußen tüchtig geklopft, wollt nun ihr an die Reihe kommen? — Gut, es sei so, auf Wiedersehen, im Oktober in Wien!"

Auf diese erste Eruption will Metternich kalt und höflich geantwortet haben: „Sire, wir wollen keineswegs den Krieg, aber wir wollen einem Zustande der Dinge ein Ende machen, welcher für Europa unerträglich ist."

„Aber was wollen, was verlangen Sie denn von mir?" „Einen Frieden, einen unumgänglich nothwendigen Frieden." — „Oh, ich durchschaue Euch! Ihr Oesterreicher wollt ganz Italien, die Russen Polen, die Preußen Sachsen, die Engländer Belgien und Holland. Aber bevor Ihr das erreicht, werdet Ihr Millionen von Soldaten ausheben und Blut von Generationen vergießen müssen. Metternich, wie viel Geld hat England Ihnen gegeben, um Sie zu vermögen, diese Rolle gegen mich zu spielen? Eure, auf dem Throne geborenen Monarchen, fügte er nach weitern Heftigkeiten hinzu, können nicht verstehen, was mich treibt; sie mögen geschlagen in ihre Hauptstädte zurückkehren, ohne dadurch etwas von ihrem Nimbus einzubüßen, ich aber bin Soldat, ich bedarf des Ruhmes, ich kann nicht verkleinert nach Frankreich zurückkehren, ich muß ruhmbedeckt und bewundert bleiben." — „Wann aber sollen diese unglückseligen Kriege aufhören, wenn Niederlagen wie Siege Beweggründe sind, dieselben fortzusetzen?" — „Ich muß, versetzte der Kaiser, der braven Nation, die auf meinen Ruf ihr edelstes Blut vergossen hat, ihre mit heroischen Anstrengungen erworbene Größe voll und ungeschmälert wahren." — „Aber, Sire, diese Nation bedarf selbst der Ruhe! Mein Weg hat mich mitten durch Ihre Regimenter geführt, Ihre Soldaten sind Kinder, werden Sie, wenn diese dahingerafft sind, noch jüngere Rekruten ausheben?"

Der Stoß sitzt gut. Der Kaiser schleudert, vor Wuth erbleichend, seinen Hut auf den Boden, und schreit mit verzerrtem Gesichte: „Herr, Sie sind nicht Soldat, Sie haben nicht in Lagern gelebt und fremdes wie eigenes Leben verachten gelernt, ich spucke auf das Dasein von 200,000 Menschen!"

„Oeffnen wir, will Metternich auf diese Scheußlichkeit geantwortet haben, öffnen wir Thüren und Fenster, damit ganz Europa Sie höre!"

Der Kaiser rennt mit großen Schritten im Zimmer hin und her, stößt wüthend seinen Hut, welchen der österreichische Minister nicht aufgehoben hat, mit dem Fuß in einen Winkel, haselirt bunt durcheinander und endigt mit dem Refrain: „Es war eine Dummheit, ein großer Fehler, daß ich eine österreichische Prinzessin heirathete." — „Ein Fehler für Napoleon den Eroberer, nicht aber für Napoleon, den Kaiserreichs-Begründer!" „Fehler oder nicht, Ihr wollt mir also den Krieg erklären?" — „Nicht doch, Sire, wir wollen auf die angegebenen Bedingungen hin zwischen Ihnen und Ihren Gegnern den Frieden vermitteln." — „Ah, Ihr bleibt also halsstarrig dabei, mir Gesetze vorschreiben zu wollen? Wohlan, Ihr wollt den Krieg haben, auf Wiedersehen in Wien!" Damit war die Audienz zu Ende. Gespannt hatte man draußen den Ausgang derselben erwartet. Im Vorzimmer richtete Berthier an den weggehenden Metternich die zweifelnde Frage: Sind Sie mit dem Kaiser zufrieden? und erhielt die Antwort: „Ja, ich bin zufrieden, denn Ihr Herr hat mich in's Klare gesetzt, und ich schwöre Ihnen, er hat den Verstand verloren!"

Räthsel.

Wer mich hat in seinem Kopf,
Ach, das ist ein armer Tropf.
Wem ich in der Tasche bin,
Oft betrübt ist dessen Sinn.
Bin auf Euerm Teller ich,
Wünscht hinweg Ihr häufig mich.
Ihr verliert mich gern im Spiel;
Denn ich nütze Keinem viel.
Sagt nun endlich, wer ich bin;
Schließlich nehmt als Preis mich hin.

Auflösung des Räthsels in Nro. 3:

Da in den ersten Fällen, nämlich wenn der Schäfer seine Schafe zu zweien, dreien, vieren, fünfen und sechsen austreibt, stets ein Schaf übrig bleibt, so hat sie zuerst die Zahl gesucht, in der 2, 3, 4, 5 und 6 aufgeht; das trifft bei 60 ein, und 61 wäre, wenn 7 darin aufginge, die Zahl, die den aufgestellten Bedingungen entspräche; da aber 7 in 61 nicht aufgeht, die Zahl somit größer sein muß, so multiplicirte sie 60 zuerst mit 2; und da 7 auch nicht in 121 (120 + 1) aufgeht, mit 3, 4 und 5; fünfmal 60 und 1 ist 301. Im 301 geht 7 auf und bei Division durch die Zahlen 2, 3, 4, 5, 6 bleibt stets eins übrig. 301 ist somit die Zahl, die sämmtlichen Bedingungen der Aufgabe entspricht.

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 5. Sonntag, den 15. April **1866.**

Fragen.

Ihr Quellen und Bäche mit einemmal
Was rieselt ihr plätschernd alle zu Thal,
Was treibt Eure Wellen so hoch und so wild,
Daß schäumend und rauschend ihr überschwillt? —
Die Sonne, die Sonne! -

Ihr Blumen, was läßt euch nun weit und breit
Hold blühen in prächtiger Herrlichkeit?
Ihr Vöglein, was schmettert ihr hell in den Wald,
Daß jauchzend es überall wiederhallt? —
Der Frühling, der Frühling!

Und was regt auch Du Dich so wonnig, mein Herz
Was jauchzt wie die Vögel Du himmelwärts?
Was pochst Du vor Leid und vor Lust so bang,
Was läßt Dich wallen wie Wogendrang? —
Die Liebe, die Liebe! W. W.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von **W. Koch.**

II. Ein Fremder.

(Fortsetzung.)

Wir haben Agnes v. Bernau im vorigen Capitel von einer Seite kennen gelernt, als den Engel der Güte, als die barmherzige Schwester, welche die Armen und Kranken mit liebevoller Theilnahme und Aufopferung pflegt und unterstützt, wir müssen sie jetzt von einer andern Seite kennen lernen, und dies können wir mit einem Worte: sie liebte. Das heißt nicht mit der phantastischen, hitzigen Liebe einer Shakespear'schen Julie, diese ist ganz Liebe, athmet nur lodernde Leidenschaft, nein, sie liebte, wie ein gutes und edles Mädchen diese Liebe empfindet, wahr, tief und innig, nicht mit Leidenschaft, aber doch mit der ganzen Kraft eines Mädchenherzens. Sie bildete gleichsam ein Mittelding zwischen der ernsten, klösterlichen Isabella (Maas für Maas) und der schwärmerischen Julie. Diese wenigen Worte werden genügen, um ihren ganzen Charakter zu schildern.

Es war an einem schönen Sommertage, nicht gar lange nach Beerdigung der unbekannten Frau, als Agnes mit ihrer Gesellschafterin Elise an dem Fenster des Salons saß und träumend in die Ferne blickte. Sie sah nicht den lachenden, blauen Himmel, nicht das herrliche Grün des Waldes, sie hörte nicht das Concert der muntern Vöglein, die trillernd ihr Liedchen schmetterten, — sie träumte. Auf ihrem Schooße lag halb vollendet eine herrliche Stickerei, doch ihre Hand ruhte, ihre Gedanken weilten nicht bei der Arbeit.

So mochte sie ungefähr eine halbe Stunde schweigend gesessen haben, als sie mit der Hand über die weiße Stirn fuhr, wie um sich der sie bestürmenden Gefühle zu entschlagen, und sich erhob. Elise, welche die Gedanken ihrer Gebieterin errathen mochte, that ein Gleiches und schritt zum Clavier.

„Nein, laß das, gute Elise, wie sehr ich auch die Musik liebe, diese friedliche Ruhe thut mir wohl. — Heute ist der erste August."

„Ja, Fräulein, heute muß Robert von der Universität zurückkehren."

Es war das erstemal, daß die Gesellschafterin diesen Namen an dem heutigen Tage nannte, obschon sie wußte, daß er Agnes fortwährend beschäftigt hatte; das weibliche Zartgefühl hatte sie bisher schweigen lassen.

„Wenigstens kündigte er in seinem letzten Schreiben den ersten als den Tag der Rückkehr an; allein ich fürchte, daß er noch nicht eingetroffen ist, sonst würde er schon hier sein, denn er versprach, daß sein erster Besuch mir gelten sollte, und Robert hält stets Wort."

„Es können Umstände eingetreten sein, die den Besuch unmöglich machten, und wie viele gibt es deren, wenn man nach langer, langer Abwesenheit zum erstenmale wieder die heimathliche Stätte betritt, — als Doctor, Fräulein, — und an das Herz der ersehnten und geliebten Eltern fliegt. Diese werden ihn wahrscheinlich nicht sobald von sich lassen." Agnes schüttelte ungläubig den Kopf. „Nein, sagte sie, ich kenne und ehre gewiß seine Liebe zu den Pflegeeltern, aber wenn er in A.. angelangt ist, dann würde er hier sein, oder wenigstens mir Nachricht haben zukommen lassen, oder es sind plötzlich wichtigere Ursachen dazwischen getreten, die sein Kommen hinderten."

Elise mußte ihrer Freundin zwar Recht geben, aber überzeugt war sie nicht. — Nahendes Geräusch unterbrach die Unterhaltung der beiden Damen. Ein Bauernbursche, groß und schlank gewachsen und mit einem pfiffigen Gesichte, eilte so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, auf dem Wege, der von dem Dorfe nach dem Gute führt, heran. In der Hand hielt er zwei Briefe, welche er, sobald er der Fräulein ansichtig ward, in die Luft schwenkte.

„Franz! rief Agnes vor Freude zitternd und

Digitized by Google

tief erröthend, er bringt Nachricht von Robert!" und pfeilschnell flog sie die Treppe hinab, dem Boten entgegen. Er grüßte höflich und überreichte ihr einen der Briefe, den Agnes dankend annahm und in ihr Kleid barg.

„Ist dein junger Herr eingetroffen?"

„Ja, Fräulein, er läßt sie herzlich grüßen. Näheres sagt der Brief."

„Wem bringst du diesen Brief?"

„Dem Herrn Baron." — „Auch von Herrn Robert?" — „Nein, ein Fremder gab ihn mir, ich soll Antwort abwarten."

Agnes ließ durch einen Diener den Boten anmelden und zog sich schnell in ihr Zimmer zurück. Mit sichtbarer Ueberraschung öffnete der Baron das ihm unbekannte Schreiben, aber die Ueberraschung wich einem heftigen Zorne, als er die wenigen Zeilen gelesen, und wüthend sprang er von seinem Sitze auf, um den Brief noch einmal zu lesen, um sich zu überzeugen, ob es möglich sei, daß ein Mensch in dieser Weise an ihn schreiben könne. Der Brief lautete also:

Herrn Baron Alexander v. Vernen ꝛc. ꝛc.!
Hochwohlgeboren.

Sie werden hiermit aufgefordert, sich augenblicklich nach dem Hause, wohin Ueberbringer dieses Schreibens Sie führen wird, zu begeben. Versäumen Sie dies, oder weigern Sie sich, der Aufforderung nachzukommen, so haben Sie die Folgen sich selbst zuzuschreiben.

A.. den 1. August 18..

Es würde schwer sein, die Wuth des Baron zu schildern, als er nach zweimaligem Durchlesen der Zeilen das Papier zerknitterte und auf den Fußboden schleuderte. „Bursche, rief er, indem weißer Schaum seine Lippen umspielte, kennst du den Inhalt dieses Briefes?"

„Nein, Herr Baron," entgegnete Franz zurückweichend und erstaunt.

„Dies ist dein Glück, denn wenn ich ahnen könnte, daß du, die Frechheit und Arroganz des Styles kennend, es gewagt hättest, vor mich hinzutreten, so hätte ich dich — !" er vollendete nicht, sondern fragte plötzlich: „Wer ist der Unverschämte, der dich sandte?"

„Ein Fremder."

„Wie nennt er sich?"

„Er gab seinen Namen nicht an, sondern äußerte nur den Wunsch, Sie sofort zu sprechen, eben deßhalb sei er nach A.. gekommen."

„Sage dem Schurken, wer er auch sei, daß ich meinen Stallknecht mit der Peitsche zu ihm jagen würde, der solle Antwort bringen."

Franz erkannte, daß es am klügsten sei, sich aus der Gegenwart des gestrengen Herrn möglichst schnell zu entfernen, um nicht selbst Bekanntschaft mit dem bleigefüllten Griffe der Peitsche zu machen, und er dachte ganz logisch. Mit einem kurzen Gruße verschwand er.

Ganz anderer Art waren die Gefühle, welche das zweite Schreiben in der Tochter des Barons hervorgerufen; sie las es nicht zweimal, sondern zehn- und vielleicht noch einmal; auch warf sie dasselbe nicht unwillig und zornig bei Seite, sie verschloß es sorgfältig in ihrem Pulte. Wir müssen den Leser kurz mit dem Inhalte bekannt und dann die Bekanntschaft jenes Fremden, der in so herausfordernder Weise an einen Baron schrieb, selbst machen. Fräulein Agnes wird uns verzeihen, wenn wir über ihre Schulter gucken und mit ihr das Schreiben lesen:

Theuerste Agnes!

Soeben bin ich, mit dem Doctorhute versehen, von der Universität in meinem heimathlichen Dorfe angelangt. Gewiß würde ich keinen Augenblick gezögert haben, persönlich auf der Burg zu erscheinen, um die alten lieben Bekannten und zumal Dich, meine liebe Jugendfreundin, zu grüßen, wenn nicht das Schicksal in der Gestalt eines fremden Mannes, der sich für meinen nahen Verwandten ausgibt, mir momentan in den Weg getreten wäre. Ich muß ihm einige Minuten schenken, denn vielleicht finde ich in ihm und durch ihn das, was ich bisher zu finden vergeblich bemüht gewesen, — meine Familie wieder! Ich stehe, kaum hier eingetroffen, auf dem Punkte zu erfahren, wer ich bin. Deshalb entschuldige gütigst mein Zögern und erwarte mich auf jeden Fall nach Verlauf einer Stunde.

Dein Robert Richter.

Als der junge Mann diesen Brief schrieb, ahnte er wohl nicht, daß diese ersehnte Stunde „glücklichen" Wiederfindens niemals ihm schlagen würde! Doch greifen wir nicht vor, sondern versetzen uns vielmehr einige Stunden zurück, um den Faden der Geschichte nicht zu verlieren und uns mit Robert und den Verhältnissen näher bekannt zu machen, in welchen er obigen Brief geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

„Die deutsche Hausfrau," sagt Heinrich Thiersch (in seinem Werke über christliches Familienleben S. 51 — ein Werk, das in keinem auf Bildung Anspruch machenden Hause fehlen sollte!) die arbeitsamste und treueste, ist auch die gedrückteste von allen. Nicht gerade durch besondere Tyrannei, Eifersucht und Leidenschaft, aber durch das Uebermaß von Arbeit und Sorge, das ihr überlassen wird, und das sie auf sich haben will, auch wenn es ihr der Mann nicht von selbst überließe. Die Geschichte von den Weibern zu Weinsberg ist eine ächt deutsche Geschichte. Statt den heimathlichen Herd bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, lassen sich die Männer von ihren Frauen tragen und verdanken ihnen Leben und Freiheit.

Digitized by Google

Nicht das Christenthum, aber die deutsche Art oder Unart und freilich die deutsche Armuth ist es, wodurch die Hausherrin zur Hausmagd geworden ist. Und einmal eingewurzelt, herrscht dieser falsche Grundsatz auch da, wo kein Nothstand zur Entschuldigung dieses Mißverhältnisses dient.

Anders ist die Sitte bekanntlich in England und Amerika, außer wo entschiedene Dürftigkeit aller gesunden Entwicklung ein Ende macht.

Bei uns ist es höchster Grundsatz der Hausfrau, so viel wie möglich selbst zu thun; dort: so wenig wie möglich selbst zu thun. Hier meint man, überlegen, anordnen, Aufsicht führen sei keine Arbeit, und die Frau meint, sie müßte sich schämen, wenn sie weiter nichts thäte; dort erkennt man gerade hierin die Aufgabe und die eigenthümliche Arbeit der Frau. Der am Steuerruder sitzt, ist ruhig und scheint nichts zu thun, doch ist seine Arbeit die nothwendigste und die entscheidende für alle. Bei uns wird die Hausfrau stets von der Voraussetzung in Unruhe erhalten, was sie nicht selbst thue, werde nicht recht gethan, und so kommen die Dienenden nie zum klaren Bewußtsein, was ihnen eigentlich obliegt. Dort wird Alles von der Voraussetzung getragen: Jeder wird pünktlich das Seine thun, und jedes Glied im Hause weiß zu jeder Viertelstunde ganz genau, was es zu thun hat. Allerdings gehören dazu mehr Mittel, mehr Dienstboten und besser geübte Dienstboten, als wir sie haben, und die Dienenden dort haben neben solchen Vorzügen auch andere Fehler als die in Deutschland. Doch bleibt jener Einrichtung der große Vorzug, daß der Frau des Hauses die Erleichterung ihrer Mühen, die Schonung ihrer Kräfte und die Ehre, die ihr gebührt, zu Theil wird. Und darnach zu streben, so weit es irgend die Verhältnisse erlauben, ist eine sittliche Pflicht für jeden Mann. —

So hat man im Alterthum nicht gesprochen und gedacht, und wir können trotz der Fehler und Mängel, die sich in der Behandlung des weiblichen Geschlechts noch finden, doch sagen, daß wir in dieser Beziehung voraus sind vor den Alten; aber zurück sind wir in der Achtung gegen das Alter.

Erinnern Sie sich dessen, was ich als hervorstechenden Grund- und Charakterzug bei fast allen Culturvölkern der Vorzeit, den Persern, Aegyptern, Juden, Spartanern und Römern Ihnen vorgeführt habe, und Sie werden mir zugestehen müssen, daß unsere Jugend nicht die Pietät, die Achtung vor der Auctorität, die Ehrfurcht gegen das Alter hat, wie sie die Jugend jener alten Völker hatte, und wie sie auch in unsern Religions-Urkunden, sowohl denen des Alten als des Neuen Testaments uns vorgezeichnet und in den erhabendsten Beispielen vor Augen gelegt ist.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit zu untersuchen, woher das kommt; nur Eins bemerke ich, daß bei den Engländern, jenem Volke, das unter allen Völkern der Neuzeit noch die meiste Achtung gegen die Vergangenheit und die meiste Dankbarkeit gegen die Vorfahren im Herzen hegt, auch noch die meiste Pietät, die meiste Ehrfurcht gegen Eltern, Lehrer und Obrigkeit sich findet, wie Wiese in seinen Briefen über englische Erziehung berichtet.

Wir sind ferner voraus im Unterricht, zurück in der Erziehung.

Der Unterricht bei den Culturvölkern der alten Zeit war ein ganz anderer, als er jetzt ist. Dort wurde er von Einzelnen an Einzelne ertheilt, es war mehr ein Einzel-Unterricht, ein Privat-Unterricht, wie wir jetzt sagen; hier wird er an Mehrere zugleich ertheilt, es ist ein Massenunterricht, ein öffentlicher Unterricht. Die Anstalt, in der solcher Unterricht ertheilt wird, heißt Schule, und diese selbst ist eine Frucht des Christenthums.

(Fortsetzung folgt.)

* Die wilde Dore.

Von J. R.

Die Südostspitze Rügen's bildet die langgestreckte Halbinsel Mönchgut. Wie eine Zunge streckt die Insel den schmalen, auf beiden Seiten von den Wogen der Ostsee beleckten Streifen Landes nach dem Festlande aus, mit dem sie vor Jahrtausenden wohl in viel näherer Berührung gestanden haben mag, als heute.

Auf dieser Halbinsel lebt ein ernster, harter Menschenschlag, rechte nordische Bauernnaturen, die wenig von der Cultur beleckt, welche doch jährlich fremde Reisende bei ihnen einzuschmuggeln versuchen, ihren alten Sitten und Gebräuchen der Einfachheit und Ehrbarkeit, wie ihrer Nationaltracht treu geblieben sind.

Auf dieser Halbinsel war vor Jahren der Besitzer eines Hofes gestorben, der, wenn er auch nicht groß war, doch seinen Mann nährte. Eine einzige Tochter, Dore, ein liebes herziges Kind, das so munter und flink wie ein Kätzchen war und so frisch und gesund, daß jeder, der es sah, seine Freude daran haben mußte, hatte der Sterbende zurücklassen müssen und dasselbe sowie ihr dereinstiges Erbe unter den Schutz eines alten Oheims gestellt.

Der Oheim nahm sich auch des Hofes bestens an und wirthschaftete mit dem Knechte, daß es eine Lust war und der Hof mit jedem Jahre schöner und einträglicher wurde. Des alten Mannes runzeliges Gesicht erhellte sich, wenn er das sah, denn im rechten Bauernstolze setzte er seine Ehre darein, das Erbe seines Mündels gehörig herauszuputzen.

Es sollte Niemand sagen dürfen, der alte Jochen hätte etwas versäumt und umkommen lassen, früh und spät war er auf den Beinen, überall selbst hinterher, und wenn er dann seine noch immer ungebeugte Gestalt und seine markigen Glieder selbst mit anstemmte, daß ihm der Schweiß unter

Digitized by Google

dem Südwester, den er als alter Seemann stets trug, hervorrann, dann rief er mit seiner kernigen Stimme, der man es anhörte, sie hatte einstmals den heulenden Nordost zu übertönen versucht, der des Alten Barke wie eine Nußschaale zu behandeln beliebte, dann rief er mit dieser Stimme fröhlich dem Knechte zu: „So, dat fluscht beter."

Für den Hof Dore's war der alte Jochen ein wahrhafter Schatz und glaubte damit das Vermächtniß des Verstorbenen im besten Sinne zu erfüllen.

Dore dagegen blieb sich ganz selbst überlassen und machte, was sie wollte. Wie war auch von dem alten Seehund, der beinahe ein Menschenalter lang auf den hölzernen Planken seines Fahrzeugs gelebt und sich um nichts anderes gekümmert hatte, als um Wind und Wogen und um den sichern Cours, der zum erstrebten Ziele führte, zu verlangen, daß er etwas wissen solle vom Erziehen! Seine Welt war klein und äußerlich, war es nie anders gewesen. Er konnte selbst weder lesen noch schreiben und hatte es nach seiner Ansicht auch nie gebraucht; weßhalb sollte er sich da so sehr ereifern, daß das Mädchen es lerne? Der alte Junggeselle war als junger Bursch in See gegangen und fast niemals an Land gekommen, bis er dem geliebten Elemente sich nicht mehr gewachsen fühlte und ihm Adieu sagte. Er hatte sein Fahrzeug behandelt wie eine Braut oder Frau, hatte es stets mit eigenen Händen bedient und war mit ihm und seinen Eigenthümlichkeiten auf's Innigste vertraut gewesen; später hatte er sich auch bald in den Landbau gefunden, und sein praktischer Sinn verzichtete zwar auf agriculturtheoretische Finessen, aber griff dafür Alles praktisch und beim rechten Ende an; jeroch von einem Leben des Herzens und Gemüthes hatte der Alte keine Ahnung und würde jeden Hinweis darauf für Firlefanz angesehen und verachtet haben, wie er consequent Alles verachtete, was Neuerung war und nicht bereits im Recept- und Hausmittelregister der Großeltern erwähnt und anerkannt war.

Deßhalb hielt er auch vom Pfarrer nicht viel, der kein Mönchguter, sondern vom pommerschen Festlande heruntergeschickt war und sich seit mehreren Jahren klug und vorsichtig und deßhalb, besonders bei der jungen Generation, nicht ohne Erfolg bemühte, ein und das andere Zöpfchen der gepriesenen alten Zeit abzuschneiden.

Beim alten Jochen kam er damit aber schlecht an. Freigeist und Jugendverführer waren die Ehrentitel, welche er ihm nachmurmelte, und wäre das nicht ganz gegen den Respect vor dem Diener Gottes gewesen, würde er ihm sicher in kurzer, derber Manier die Thür gewiesen und nicht einmal geduldet haben, daß der Pfarrer für einen regelmäßigen Unterricht Dore's sorgte, für den das Mädchen bald eine lebhafte Neigung entwickelte, die sich im eifrigsten Fleiße bekundete.

Der alte Jochen brummte zwar, wenn er den Bücherquark einmal sah, kümmerte sich aber nicht darum, sondern ließ das Mädchen thun, was es wollte.

Und Dore hatte ihre Freude am Lesen und quälte alle Menschen, bei denen sie ein Buch vermuthen konnte, um dasselbe, um es mit einem wahren Heißhunger zu verschlingen.

So las sie, den größten Theil des Tages sich selbst überlassen, viel durcheinander, Gutes und Schlechtes, Segensreiches und Verderbliches — ihre lebhafte Phantasie wob Dichtung und Wirklichkeit durcheinander, die romantische Heimath mit der See und ihren großartigen Naturereignissen, welche Dore oft mit Entzücken belauschte, thaten das ihrige nach, um die in Dore schlummernden Empfindungen zu wecken.

Bald galt sie überall als seltsam und verdreht — man höhnte sie mit ihrem „krusen Schnal" und machte sie dadurch scheu und gereizt; bald nannte man sie allgemein die „wilde Dore."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

* Die deutsche Sprache in einem souveränen deutschen Staatlein. Nach dem „Waldecker Anzeiger" hat die dortige Polizei im Jahre 1866 folgende Bekanntmachung erlassen: „1) durch kreisräthliche Verfügung ist zu N. die Lungenseuche ausgebrochen; 2) alle diejenigen, welche Hunde halten, sollen auf vier Wochen angebunden werden; 3) alle diejenigen, welche Bäume an der Straße haben, sollen mit Stroh umwickelt werden; 4) alle diejenigen, welche Gänse auf dem jungen Roggen umhergehen lassen, sollen todt geschossen werden."

* Jede Sache hat ihren Platz. Ein unerträglicher Schwätzer hatte die lästige Gewohnheit, mit seinen Händen Jeden zu berühren. Dies that er, treu seiner Manier, einem Herrn, welcher sich schon lange im Stillen über diese Fadaisen geärgert hatte. Endlich verlor dieser die Geduld, und verbat sich diese Vertraulichkeit. „Aber, bei'm Himmel! Wohin soll ich, bei diesem beschränkten Raum, die Hand legen?" — „Auf ihren Mund!" — lautete die lakonische Antwort.

* Wenn ein Band zerschnitten und wieder zusammengeknüpft ist, so machen die Theile zwar wieder ein Band aus, aber — du wirst stets den Knoten fühlen.

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Herr hat ein Lusthaus auf einen See gebaut, und zwar so, daß ½ in der Erde, ⅓ im Wasser, und 68 Schuh in der Luft stehen.

a) Wie viel Schuh hoch ist das ganze Lusthaus?
b) Wie viel Schuh stehen in der Erde?
c) Wie viel im Wasser?

Auflösung des Räthsels in Nro. 4:
Nichts.

Redaction Druck und Verlag von J. Kupfer in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 6. Donnerstag, den 19. April **1866.**

Des Lebens Wechsel.

Warum entflieht, nach kurzen Augenblicken
Oft unser Glück in seinem schönsten Glanz?
Weshalb mischt sich, kaum eh' wir Freude pflücken,
Der bitt're Schmerz als Dorn in unsern Kranz?

Weil nur durch Wechsel erst die Saat kann reifen,
Und allzufrüh im Menschen reift die Lust; —
Es muß der Schmerz so tief ins Leben greifen,
Damit die Saat gedeiht in unsrer Brust.

So wechselt denn beständig unser Leben
In Freud' und Leid, in Wonne und in Schmerz:
Es kann der Wechsel nur Gedeihen geben,
Und nur ein Wechsel reifet unser Herz.

Fr. G—n.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

Am Eingange des Dorfes, gerade dem Wege gegenüber, der nach der Burg durch das Birkenwäldchen führt, steht eine Schenke, ein altes, aber doch noch ziemlich wohl erhaltenes Haus, das sogar durch seine weißgetünchten Kalkgiebel und die rothen Dachpfannen sich vor den andern Lehmhütten bemerkbar macht und uns auf den ersten Blick sagt, daß die Insassen nicht gerade Mangel leiden. Es war eine recht nette Schenke; die grünen Fensterläden, umrankt von kosenden Weinreben, und das neurestaurirte Aushängeschild waren einladend genug, den Wanderer aufzufordern, hier seinen Durst zu stillen, und zudem zeugte Alles von Sauberkeit und dem Bemühen des Wirthes, seinen Gästen den Trank nicht durch ein unfreundliches Aeußere zu verderben. Richter, ein herzensguter Mann, der Niemand wehthat und lieber Unrecht litt, als solches verübte, ein deutscher Spießbürger von ächtem Schrot und Korn, lebte mit seiner Frau, einer dicken, gemüthlichen Bäurin nun seit 25 Jahren in bestem Frieden und Eintracht in diesem Hause. Kinder hatten sie nicht, wohl aber einen Pflegesohn, Robert mit Namen, und der war unter recht sonderbaren Verhältnissen in den Besitz der Pflegeeltern gerathen. An einem stürmischen, kalten Winterabende war ein fremder Mann mit einem anderthalb Jahr alten Kinde zu ihnen gekommen und hatte letzteres mit einer namhaften Summe ihrer Obhut zurückgelassen, nachdem er ihnen das Versprechen abgenommen, den Knaben ordentlich zu erziehen und ihn von dem Gelde studiren zu lassen, gleichviel was. Er werde nach Jahren einsprechen und als Erkennungszeichen, daß er mit jenem Mann, der das Kind überbrachte identisch sei, stecke er eines der feinen Strümpfchen des Kleinen zu sich und verschwand, ohne eine weitere Erklärung in Betreff seiner selbst zu geben. Richter betrachtete das Kind als ein Geschenk des Himmels und vertrat bei ihm Vaterstelle; ebenso war die Pflegemutter ihrem Robert, wie sie den Knaben nannten, von ganzem Herzen zugethan, als sei er ihr eigenes Kind.

Robert entwickelte sich sehr rasch und schon früh entdeckte der Dorfpfarrer einen geweckten, hellen Geist in ihm; seine Gymnasialstudien vollendete er in der nahen Stadt und hatte zur Zeit unserer Geschichte so eben sein Doktorpatent von der Universität B. erhalten. Er war ein herrlicher junger Mann von 23 Jahren, hoch und schlank gewachsen, edel an Geist und Gemüth; ein gewisser Adel leuchtete aus seinem dunkeln Adlerauge und die hohe, breite Stirn zeugte von Intelligenz und Verstand. Stolz war er nicht, und doch verrieth sein ganzes Auftreten eine Würde, die erkennen ließ, daß er einer vornehmen Familie seinen Ursprung verdanken müsse. Obschon er seine Pflegeeltern mit warmer, kindlicher Liebe verehrte, schmerzte es ihn doch, über sein Ich gänzlich im Unwissen zu sein, und diese peinigende Ungewißheit war es einzig die sein reines Glück trübte. Mit dem Baron v. Vernon war er von früher her bekannt, und dieser mochte den geistreichen und muntern Studiosen gern um sich sehen. Während der Ferienzeit hatte Robert jeden Tag auf der Burg eingesprochen, war mit dem Baron ausgeritten und hatte ihm so manche Stunde verkürzt und erheitert. Allmälig hatte sich denn auch, den jungen Leuten anfangs selbst unbewußt, zwischen Robert und Agnes ein Verhältniß entsponnen, das immer zarterer und innigerer Natur wurde. Natürlich durfte v. Vernon hiervon keine Ahnung haben, denn er hätte seine Tochter, die Tochter eines Barons, lieber auf dem Sterbebette, als sie als Gattin eines armen Doktors gesehen, der nicht einmal sein Herkommen aufweisen konnte, -- und die Liebenden hatten es auch wohl verstanden, ihre Gefühle nicht zu verrathen.

Nur Einen gab es, den Robert in sein tiefstes Geheimniß eingeweiht, den pfiffigen Knecht des

Digitized by Google

Hauses, Franz, den wir kennen. Und an ihm hatte er eine treue und verschwiegene Seele gefunden, die den Liebesboten aufs meisterhafteste spielte.

Am Nachmittage, an welchem die Eltern den jungen Doktor, ihren lieben Pflegesohn, von der Universität B. erwarteten, und zu dem Zwecke Alles im Hause aufs schönste herausgeputzt hatten, stand Franz, sehnsüchtig seinen Blick über die Landstraße schweifen lassend, vor der Thür der Schenke in dem Schatten der alten Kastanienbäume. Er stand da, einem süßen Nichtsthun huldigend, — denn heute war Feiertag für das Haus, — mit dem Rücken an einen mächtigen Stamm gelehnt und die Rechte auf einen eichenen Tisch gestützt, als plötzlich ein fremder Herr, den er schon längst bemerkt, und der anfangs ohne einzusprechen, vorbeizugehen geneigt schien, mit der Frage auf ihn zutrat, wo es im Dorfe ein ordentliches Quartier gäbe, in dem er auf acht Tage logiren könne.

„Dies finden Sie hier, mein Herr," entgegnete Franz mit beinahe stolzer Miene, „hier am besten und bequemsten."

„Können Sie mir sagen, wo ich einen gewissen Richter finde?"

Franz riß die Augen auf, als wolle er sagen, wie eine solche Frage noch möglich sei; „hier wohnt der Wirth Richter, wenn man Sie an diesen gewiesen, so sind Sie an der richtigen Stelle."

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, trat der Fremde ein, ein stolzer und großer Mann, und ließ sich eine Flasche Rothwein bringen. Der Fremde war nicht recht gesprächig und beantwortete die von dem geschwätzigen, gutmüthigen Richter an ihn gestellten Fragen und Bemerkungen nur kurz und abgebrochen. Nachdem er das für die Dauer seines Aufenthaltes in A. ihm angewiesene Zimmer eingesehen, kehrte er in die Schenkstube zurück und nachdem er zuerst die Bilder eine Weile geprüft, ließ er sich schweigend in einer Ecke des Zimmers auf einer langen hölzernen Bank nieder und stützte das Haupt in die Rechte. Es war ein finsterer, verschlossener Mann, dieser Fremde, mit streng markirten eisernen Zügen. Er mochte 50 Jahre zählen, denn das Haar war bereits stark ergraut. Ein dichter, doch kurzer Bart deckte Wangen und Unterkinn, die Lippe und das Oberkinn waren glatt rasirt. Die etwas starke Nase war ein wenig gebogen, was ihm ein stolzes Aussehen verlieh, und der scharfe, durchbohrende Blick, das Feuer des dunkeln Auges, das unter buschigen Brauen halb verborgen war, die breite aber tief gerunzelte Stirn trugen nicht wenig dazu bei, diesen Eindruck zu mehren. Seine Kleidung war, wenn auch nicht gerade elegant, so doch die eines noblen, wohlhabenden Mannes zu nennen, seine Sprache war gemessen und bestimmt, sowie seine ganze Haltung eine gewisse imponirende Würde zu erkennen gab.

Zwar schien er sich um die Dinge, die um ihn her vorgingen, nicht zu kümmern und allein seinen Träumen nachzuhängen, doch leuchtete jedesmal sein Auge hell auf und jedesmal richtete er den Kopf ein wenig in die Höhe, wenn die alten Leute von ihrem Sohne Robert, dem heimkehrenden und erwarteten Doktor, zu erzählen anhuben.

Es war gegen drei Uhr, als der freudige Ausruf des spähenden Franz: Er kommt! wie ein elektrischer Schlag das Haus durchschallte, und man in der Ferne das Rollen eines heransgaloppirenden Wagens vernahm. Wie verjüngt stürzten die Eltern aus dem Hause, auf die Landstraße, — der Wagen hielt, heraussprang ein junger Mann und flog an die Brust der geliebten Pflegeeltern! Das war ein Wiedersehen, Begrüßungen und Umarmungen! Die alte Mutter weinte Thränen der Freude, und selbst der alte Vater fuhr einmal mit dem Aermel seiner braunen Sammtjacke über die Augen. „So bist du endlich da, nun haben wir dich wieder, Robert, jubelte das Mütterchen, und nun sollst du uns nie wieder verlassen, Herzensjunge!" Der junge Doktor hatte nicht Hände und Worte genug, um Alle zu befriedigen; bald drückte er Franz die Hand, bald reichte er seine Linke einem alten Freunde, denn die Rechte hatte die Mutter in Beschlag genommen.

Selbst der lakonische Fremde schien von dieser Scene gerührt zu sein. Sobald die Alten aus der Stube geeilt, war er an's Fenster getreten und ungesehen Zeuge des herzlichen Empfangs des jungen Mannes gewesen. „Ein herrlicher Junge!" murmelte er, „ganz nach meinem Wunsche." Seine Augen glänzten, selbst ein schwaches Lächeln kräuselte die eisernen Mundwinkel. „Wie schlank er ist," setzte der fremde Gast seinen Monolog fort, „und doch kräftig gebaut! Welche Stirne, welch' ein Auge, welche Blicke! Ha, Gott ich danke dir! Es sind ganz die Züge seiner Mutter, nichts von dem herzlosen Schurken, den er Vater zu nennen gezwungen ist." Der Fremde schwieg und sank in seinen Winkel zurück, denn nunmehr traten Alle in die Stube ein, da diese auch als Wohnzimmer diente. Der erste Rausch war vorüber, der Neuangekommene hatte sich restaurirt und sattsam erfrischt, als er sich mit den Worten erhob: „Jetzt einen kurzen Besuch auf der Burg!" Die Mutter lächelte, denn sie wußte, wem dieser Besuch galt; allein in demselben Augenblicke trat der Fremde auf Robert zu und sagte: „Mein Herr, schenken Sie mir einen Augenblick, ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen." Verwundert blickten Alle auf, doch ehe Jemand dieses Staunen laut werden ließ, zog er einen kleinen, verblichenen Kinderstrumpf aus der Tasche seines Rockes und sagte zu den Alten: „Nicht wahr, ich habe das Recht, den jungen Herrn um einen Augenblick Gehör zu bitten?" Richter und seine Frau erbleichten: „Sind Sie der Herr, welcher —?" erschallte es aus Beider Munde. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Wir können zwar nicht läugnen, daß es auch schon im Alterthum wohleingerichtete Schulen gab, z. B. bei den Persern, Juden und Griechen, aber es sind das nur vereinzelte Erscheinungen. Dazu kommt, daß der Unterricht in der alten Zeit fast durchgängig auf Knaben und Jünglinge beschränkt und zwar aus den höheren Ständen beschränkt, also ein Sonder-Unterricht war, während er jetzt ein allgemeiner, kein Geschlecht, kein Alter, keinen Stand ausschließender, also recht eigentlich ein Volks-Unterricht ist. Die Anstalt, in der solcher Unterricht für Jeden im Volk, auch den Aermsten und Geringsten, ermöglicht wird, heißt Volksschule, und diese ist eine Frucht der Reformation. Das Christenthum hat den Grund gelegt zur Menschenbildung, die Reformation zur Volksbildung. — Lassen Sie uns nun einen Blick thun auf den Stand der Schulen und des Schulunterrichts bei den wichtigsten Culturvölkern der Neuzeit.

Wir beginnen, wie billig, mit dem Lande, das uns zunächst und zumeist angeht, mit Deutschland. Hier steht das Schulwesen wohl am höchsten. Hier ist durch Regierungen sowohl, wie durch einzelne ausgezeichnete Schulmänner unendlich viel geleistet worden, so viel auch zu thun noch übrig ist.

Unter den einzelnen Ländern Deutschlands zeichnet sich Preußen durch die große Zahl seiner hohen und niedern Schulen nicht nur, sondern auch durch die vorzüglichen Leistungen derselben aus. Preußen ist, wie die Engländer und Franzosen sagen, das Land der Kasernen und der Schulen.

Oesterreich hat neben guten Gelehrten und Volksschulen, die zum Theil von Ordensbrüdern und Schwestern geleitet werden, aber alle vom Staat dotirt sind, sehr gute Realschulen. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Staats sind die vielen Erziehungs-Institute und Convikte, die mit den öffentlichen Lehranstalten in Verbindung stehen und ebenfalls aus Staatsmitteln unterhalten werden.

In unserm engern Vaterlande, in Bayern, ist seit 50 Jahren für Hebung und Förderung des Unterrichtswesens sehr viel geschehen. Der Stand der Schulen ist gut und wäre noch besser, wenn man weniger in den Principien geschwankt und mit den Schulplänen nicht zu oft gewechselt hätte. Sachsen und Württemberg haben immer die Schulen gepflegt. In Hannover, Baden und in allen übrigen deutschen Staaten hat man von Seite der Regierungen besonders in der neuern Zeit dem Schulwesen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und die besten Anordnungen zur Hebung und Verbesserung desselben getroffen.

Wenden wir uns nun unserm westlichen Nachbarstaate, ich meine Frankreich zu.

Dieser Staat hat mit Oesterreich die vielen Erziehungs-Institute, Convikte u. s. w., sowie die unbedingte Herrschaft des Staats im Schulwesen gemein. Im Widerspruch mit dieser Herrschaft des Staats im Schulwesen stehen dessen geringe Leistungen an dasselbe, denn der Geldbedarf für die niedern Schulen (Primärschulen), wie für die höhern (Lyceen) wird meist durch Beiträge der Gemeinden, sowie durch Schul- und Pensionsgelder gedeckt. Es bestehen in Frankreich 63 Lyceen, die alle mit Pensionaten verbunden sind, und was für diese an Schul- und Pensionsgelbern bezahlt wird, macht 62 Prozent, also weit über die Hälfte der Kosten aus.

Der schlechte Stand des Volksschulwesens in Frankreich veranlaßte Louis Philipp im J. 1831, Cousin nach Deutschland zu schicken, um dessen und besonders Preußens Schulwesen kennen zu lernen. In seiner Schrift darüber empfiehlt Cousin daselbe durchaus und fordert zur Nachahmung auf, was denn auch der Unterrichtsminister Guizot that. Es wurden seitdem viele neue Schulen errichtet, aber noch gibt es Tausende von Gemeinden, die gar keine Schulen haben, Tausende von jungen Männern und Frauen, die weder lesen, noch schreiben können.

(Fortsetzung folgt.)

* Die wilde Dore.

Von J. M.

(Fortsetzung.)

Als Dore älter wurde, änderte sich das freilich etwas. Sie streifte nun nicht mehr umher, sondern war fleißig in ihrem Hof und schaffte wie eine Magd. Aber auch die Bücher ließ sie dabei nicht, und wenn sie an Markttagen oder sonst in Geschäften nach Stralsund kam, ging sie sicher auch in den Buchladen, um sich eine der schönen und rührenden Erzählungen einzukaufen, welche unter dem Titel Volksbücher in langer Reihe und zu billigen Preisen zu haben sind. Sonntags saß sie dann und las und schrieb, und wenn sie eins der schönen, rührenden Gedichte zu lesen hatte, so versuchte sie wohl ähnliche Verse nachzuahmen.

Da kam einmal die Schwester des Pfarrers auf einige Zeit zum Besuch zu demselben vom Festlande herüber. Dieselbe war eine liebe, aber sehr gebildete Frau, die gern las und auch einsam am Strand spazieren mochte. Dieser gefiel die Dore und sie unterhielt sich öfters mit ihr. Sie hatte ein großes Buch voll der schönsten deutschen Lieder und Gedichte, in welchem sie fleißig las und in das auch Dore zuweilen blicken konnte. In diesem Buche ging dem Mädchen eine neue Welt auf, und kein anderer Erdenschatz hätte sie so hoch beglücken können, als es dies Buch that, welches des Pfarrers Schwester ihr beim Abschied zum Geschenk machte.

Digitized by Google

Diese Gedichtsammlung wurde für Dore eine unerschöpfliche Quelle des Glücks, ein Born der reichsten Freude, ein anregender Sporn, die früheren eigenen Versuche fortzusetzen.

Darin bestand ihr Sonntagsvergnügen. Fern blieb sie den Freuden und Vergnügungen der jungen Mädchen und Bursche, und während diese lustige Dinge trieben und wohl im schnellen Tanze den Muth der Jugend austummelten, wanderte Dore mit ihrem Buche einsam an den Strand, saß auf einem von den Wellen der Fluth blankgespülten Stein und las oder blickte sinnend in die endlose Wogenwüste.

Die Bursche und Mädchen verlachten und verhöhnten sie unter sich, und so wenig die Bezeichnung für das stille sinnende Mädchen auch passend war, in ihrem Munde blieb sie „die wilde Dore."

Dieser heimliche Spott hielt aber verschiedene der jungen Bursche nicht ab, das hübscheste Mädchen im Kreise, und dieses war Dore anerkannt, offen oder heimlich mit Heirathsanträgen zu umwerben. War nun wirkliches Liebesverlangen ihre Triebfeder oder nur Interesse, jedenfalls bildete Dore eine begehrenswerthe Partie und ihr schönes Erbe wuchs unter des alten Jochen praktischem Regimente sichtlich. Um solche Erbin zu freien, konnte man ein wenig Sonderbarkeit der „wilden Dore" wohl ertragen, auch dachte wohl jeder der Freier heimlich: wenn ich nur einmal ihr Herr bin, soll es mit den Launen schon ein Ende nehmen.

Aber Dore ging durch Alle und Alles hindurch unbekümmert ihren Weg. Sie blickte nicht rechts, nicht links und beachtete weder den Spott und das Lachen der Einen, noch die Werbungen der Andern.

Sie hatte in ihren Büchern gelesen, daß die Verbindung zweier Menschen ein wichtiger und heiliger Akt sei, nicht nur zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts, sondern zum Cultus des Glücks auf Erden bestimmt, daß deßhalb eine Verbindung nach äußeren Ermessen ohne Spruch der Herzen unsittlich und Sünde sei — und ihr eignes Herz hatte ihr die Wahrheit dessen mit tausend Schlägen bekräftigt.

Deshalb ging sie so achtlos an den Partien vorüber, welche ihr von Menschenhänden und fremder Berechnung so schön und blendend zurechtgelegt wurden; deshalb wies sie jeden ihr gemachten Antrag, der mit lockenden Farben ein Leben in Hülle und Fülle schilderte, bescheiden dankend, aber fest zurück — und ging ruhig und unbeirrt weiter auf ihrem Weg, bis der Augenblick kam, wo ihr Herz ihr Stillstand gebot und sie mit Innigkeit und ausbrechender Leidenschaft den Blick eines Auges erwiederte, in dem sich eine Seele ihr zu Füßen legte und ihr Liebe und Treue schwur.

In dem kleinsten baufälligsten Hüttchen nahe am Strande lebte Fischer Hansen, ein eisgrauer, wettergebräunter Mann, allein. Er mochte bald achtzig Jahre zählen. Als junger Bursch war er hinausgezogen in See, hatte See- und Kriegsdienste in holländischer und englischer Flotte gethan und war, bereits Fünfziger, an den heimischen Strand zurückgekommen, arm und auf seine Arme angewiesen wie damals, als er hinauszog.

Der rüstige Mann fand ein braves Weib und lebte nun als Fischer in der Heimath. Sein Weib schenkte ihm einen Sohn Erich, und starb nach einigen Jahren. Den Sohn liebte der alternde Hansen mit der ganzen rauhen Zärtlichkeit, welcher er fähig war, aber als er sechzehn Jahre alt war, trieb er ihn hinaus in sein Leibgeschäft. Er fuhr selbst mit ihm nach Stralsund hinüber — die Engländer allein sind die rechten Theerjacken sagte er — und freute sich, als er seinen Jungen auf einem englischen Kauffahrer untergebracht hatte. Der Kauffahrer sollte erst nach Portsmouth, dann nach Ostindien gehen — das war nun beinahe sechs Jahre her, aber von seinem Erich hatte der alte Hansen nichts wieder vernommen.

Hansen wurde recht alt, er konnte nur noch Netze stricken, ein kümmerliches Geschäft, und sehnte sich öfter und öfter nach seinem Sohne, je mehr er sich dessen bewußt wurde, daß es doch nur eine Art Gnadenbrod sei, was er esse, und daß auch wohl sein letztes Stündchen näher und näher rücke.

(Fortsetzung folgt.)

Altdeutsche Räthselfragen.

(Aus Büsching's „wöchentlichen Nachrichten").

Es ritt einmal ein Ritter
Die Welt bergaus, bergein,
Da fand er auf der Straße
Ein hübsches Mägdelein.
Der Ritter grüßt das schöne Kind,
Steigt ab, setzt sich zu ihr geschwind.
Ein Räthsel will ich dich fragen
Mein liebes Mägdelein.
Und wenn du's thust errathen,
Sollst du mein Weiblein sein: —

1) Welcher Schütz zielt immer und trifft nie?
2) Und was lernt ein Mädchen ohne Müh?
3) Was gebt tiefer als ein Holz?
4) Und welches ist das trefflichste Holz?
5) Welches Mädchen ist ohne Zopf?
6) Und welcher Thurm ist ohne Knopf?
7) Welches Wasser ist ohne Sand?
8) Und welcher König ist ohne Land?
9) Welche Straße ist ohne Staub?
10) Und welcher Wald ist ohne Laub?
11) Welches Thier ist ohne Maul?
12) Und welches Haus ist ohne Saul (Säule)?
13) Welches Feuer ist ohne Brand?
14) Und welches Haus ist ohne Wand?

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nro. 5:

1/3 des Lusthauses in der Erde und 1/10 im Wasser = 13/30; somit sind die 68 Fuß in der Luft die zu einem Ganzen fehlenden 17/30, und folglich 1/30 = 4 Fuß. 1/3 = 10/30, folglich stehen 40 Fuß in der Erde; 1/10 = 3/30, folglich stehen 12 Fuß im Wasser, und das ganze Lusthaus ist 120 Fuß hoch vom Grund aus.

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 7. Sonntag, den 22. April *1866.*

* Der Ring des Lebens.

Ein offner Sarg. Mit Blüthen reich geschmückt
Liegt drin die Jungfrau, frühen Todes Beute;
Dem Erdenschmerz, der Sorge nun entrückt,
So schlummert sie im weißen Todtenkleide.

Wer ahnt es wohl was jene Blüthe deckt
Die ihr die Freundschaft auf die Brust gelegt?
Wer wagt es, daß er dort das Leben weckt,
Mit all den Schmerzen die das Herz bewegt?

Ein heil'ger Schleier, deckt der Tod die Hand
Auf dies zerrissene, arme Jugendleben
Das stets für sich nur Trug und Täuschung fand,
Wenn andern ward das höchste Glück gegeben.

Ein Säugling, dem die Mutterbrust noch stillt
All seine Wünsche die er hegt hienieden,
Spielt lächelnd bei des Todes ernstem Bild,
Spielt mit der todten Jungfrau letzten Blüthen.

Ihm ist es gleich wo er die Blumen fand,
Ob auf der Flur, ob auf dem Bett der Todten,
Ihr Zweck und Sinn ist ihm noch nicht bekannt,
Er sieht in allen nur des Lenzes Boten.

Es nehmen von der Jungfrau starrer Brust,
Die werfen Blüthen eines Säuglings Hände;
So ein'gen War und Werden, Schmerz und Lust,
Der Hoffnung Anfang sich mit ihrem Ende.

Kaiserslautern, im April 1866. **F. H.**

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja, ich bin jener Mann, welcher Ihnen vor 21 Jahren den kleinen überantwortete," sagte der Fremde, „erschrecken Sie nicht, guten Leute, ich bin nicht gekommen, Sie zu betrüben."

In Robert regten sich die seltsamsten Gefühle und bange Zweifel stiegen in ihm auf. War dieser Herr sein Vater, sollte er an sein Herz stürzen und zum erstenmale das süße Wort: „Vater!" lispeln?

„Ich bin ein naher Verwandter von Ihnen, Herr Doktor, und als solcher bitte ich Sie, mir auf mein Zimmer zu folgen." Zugleich holte er aus seiner Rocktasche einen Brief hervor und den ihm zur Seite stehenden Franz beim Arme fassend, sagte er: „Bursche, willst du dir einen Thaler verdienen?"

„Gewiß, mein Herr, wenn's sein muß zwei!"

„Nun, so besorge diesen Brief sofort an den Baron v. Vernon; er muß, wie ich weiß, hier in der Nähe wohnen."

„Sie sind mit dem Baron bekannt?" fragte Robert erstaunt.

„Leider, ja," entgegnete der Fremde, ihn scharf fixirend.

„Franz!" rief Robert dem sich schon entfernenden Diener zu, „nimm einige Zeilen auch von mir mit;" und eiligst schrieb er an Agnes den Brief, den wir kennen. „So, mein Herr, nun stehe ich zu Ihrer Disposition."

Schweigend führte der Fremde den „jungen Verwandten" auf sein Zimmer und schloß sorgfältig hinter sich die Thür. Robert fühlte ganz die volle Schwere des Augenblicks, denn die Stunde, um die er hundertmal im Stillen gefleht, war genaht, es sollte das undurchdringliche Geheimniß, das ihn bis jetzt eingehüllt, fallen, er befand sich einem Manne gegenüber, der durch die Bande des Blutes mit ihm verwandt zu sein versicherte und für diese Behauptung schon einen Beweis geliefert. Auch der Fremde schien innerlich heftig bewegt zu sein und unaufhörlich ruhte sein Auge auf den edeln Zügen des jungen Mannes. Eine Weile herrschte die feierlichste Stille und stumm saßen die Beiden einander gegenüber, bis der Fremde die Hand Roberts ergriff und, diese zärtlich drückend, sagte: „Mein lieber Robert, gesegnet sei diese Stunde des glücklichen Wiedersehens! Sie selbst können nicht mit größerm Verlangen dieselbe ersehnt haben als ich, wenn in Ihrem Herzen sich je eine solche Sehnsucht regte. Bevor ich dazu übergehe, Ihnen zu sagen, wer ich bin, und in welchem Grade ich mit Ihnen verwandt bin, muß ich von vornherein bemerken, daß mich nicht der Zufall gerade an dem heutigen Tage hierher führte, an welchem Sie als praktischer Arzt nach der Heimath zurückkehrten; nein, es war Absicht von mir, ich wollte diese Freude mit feiern. Denn glauben Sie nicht, daß der Mann, welcher Sie vor zwanzig Jahren andern Händen anzuvertrauen gezwungen war, einen Augenblick Sie aus den Augen gelassen und über Ihr Wohl und Wehe im Ungewissen gewesen wäre; ich kannte Ihre körperlichen wie geistigen Fortschritte und freute mich des trefflichen Gedeihens. Lassen Sie mich nun Ihnen die Geschichte Ihrer Geburt mittheilen. Ihre Mutter war die Tochter eines hohen Beamten, eines strengen und rechtschaffenen Mannes, der viele Jahre seine Stelle mit Gewissenhaftigkeit und Treue verwaltet und sich eines ansehnlichen Vermögens erfreute. Ihr Großvater, — denn zur Zeit, von der ich spreche,

Digitized by Google

war Ihre Großmutter schon todt, — lebte in einer Provinzialstadt im südlichen Deutschland, und sein Stolz, seine Freude, sein Alles war seine Tochter. In derselben Stadt lebte ein junger Baron, ein lustiger und ausschweifender Bursche, der lange Zeit Ihrer Mutter heimlich den Hof machte, ohne jedoch bei der jungen Dame, die den strengen Sinn ihres Vaters kannte, Erhörung zu finden, denn sie wußte, wie verhaßt der Baron ihrem Vater seines ausschweifenden Lebenswandels wegen war. Ihre Mutter, die Sie bald persönlich kennen lernen werden, war ein herzensgutes Mädchen, eine brave Tochter, aber sie war stolz und hochfahrend. Die Schmeicheleien des Barons fanden allmälig Anklang in ihrem Herzen und es empörte und verletzte ihren Stolz, sich durch die Strenge ihres Vaters in unübersteigliche Schranken gewiesen zu sehen. — Kurz, sie ließ sich mit dem Baron heimlich trauen und entfloh aus der Heimath. Alle Bemühungen des erzürnten und gramerfüllten Vaters, den Aufenthalt seines verlorenen Lieblings zu entdecken, waren vergeblich; zuerst bat er sie öffentlich, unter dem Versprechen gänzlicher Verzeihung, zu ihm zurückzukehren, oder wenigstens eine Nachricht ihm zukommen zu lassen, dann folgten Drohungen und schließlich verbot er ihr sein Haus und schwur, sollte sie jemals es wagen, vor ihm zu erscheinen, sie von sich zu stoßen und nie mehr anerkennen zu wollen. Er starb, aber keinen Segen hinterließ er ihr. Indeß hatte Ihre Mutter ein höchst unglückliches Leben geführt. Kurz nach Ihrer Geburt hatte der Baron diese seine legitime Gattin treulos verlassen und sie in einem fremden Lande, unter fremden Menschen, hülflos und ohne ihr eine Stütze zur Seite zu stellen, geflohen. Er wandte sich weit weg von dem Orte, in dem seine erste Gattin um ihn weinte, und ging an einer andern Stelle eine neue Heirath ein, lud sich also das schwere Verbrechen der Bigamie auf!

„Ihre arme Mutter wäre sammt ihrem Kinde elendiglich zu Grunde gegangen, wenn nicht zu der Zeit ihr Bruder, von dem ich bis jetzt absichtlich geschwiegen, Kunde von ihrem Dasein erhalten und zu ihrer Hülfe herbeigeeilt wäre. Der Vater hatte seine Tochter schon verstoßen und der Bruder wußte, daß keine Bitten ihn bewegen konnten, das schreckliche Wort zurückzunehmen; eben so fest war er überzeugt, daß seine verlassene Schwester ihr Kind nicht würde erziehen können, und er nahm es deßhalb heimlich zu sich und gab es weit weg, fremden Menschen zur Pflege. Dieser Bruder bin ich.'

„So finde ich in Ihnen also meinen Onkel," sagte Robert mit bewegter Stimme, und sank an die Brust des alten Mannes. Er hätte weinen mögen, denn das Schicksal seiner unglücklichen Mutter hatte ihn lebhaft angegriffen. Der Onkel schob die Hände Roberts sanft von seinem Nacken und fuhr fort: „Anfangs war es meine Absicht, Ihre Mutter den Aufenthalt ihres Kindes nicht wissen zu lassen, weil ich befürchten mußte, daß sie hierher eilen und somit sich und Sie unglücklich machen würde, als ich aber zu jenen Ort zurückkehrte, war sie verschwunden, und Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Sie wollte ihr Kind suchen, hieß es. Und in zwanzig Jahren habe ich meine Schwester nicht gesehen und nichts von ihr gehört, bis ich vor vierzehn Tagen zufällig mit ihr in C. zusammentraf, wo sie mir mittheilte, sie wisse nun ihren Mann zu finden und von ihm wolle sie erfahren, wo ihr Sohn lebe, denn sie war in dem Wahne, Ihr Vater habe Sie zu sich genommen. Sie wandte sich deßhalb nach diesem Dorfe, wo sie wahrscheinlich sich noch aufhält, um Ihre Rückkehr von B. abzuwarten. Sie lebt in der äußersten Armuth; das Elend hat sie fast aufgerieben, nichtsdestoweniger weigerte sie sich, von mir, ihrem Bruder, eine Unterstützung anzunehmen."

„Lebt mein Vater denn noch, und zudem in diesem Dorfe?"

„Ja, Robert."

Der junge Mann starrte seinen Onkel entsetzt an, — „es ist doch nicht der Baron —"

„Er wird gleich hier sein."

Robert fiel erbleichend gegen die Lehne seines Stuhles.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und Franz trat mit der Meldung ein, daß der Baron v. Bernon nicht zu sprechen sei.

„So, und warum nicht?" rief der Fremde zornig.

„Nun, er drohte mir mit der Peitsche; überhaupt ist er seit dem Tode der armen Frau höchst wunderlich und heftig.

„Welcher armen Frau?" fragte Roberts Onkel, während er, wie von einer bösen Vorahnung betroffen, mit weit aufgerissenen Augen in die Höhe fuhr.

„Kennen Sie die Geschichte denn nicht, von der Jeder spricht?"

„Bursche erzähle, und quäle mich nicht mit diesem Geschwätz!"

„Hm," sagte Franz, durch diesen Ton sich verletzt fühlend, und jetzt absichtlich die Worte dehnend, „Sie quälen? bewahre, weßhalb kann die Erzählung über die Unbekannte Sie denn quälen? Sehen Sie, mein Herr, die ganze Sache ist einfach die, daß vor zehn Tagen bei einem heftigen Gewitter eine fremde, arme Frau, die Niemand kannte, zum Baron v. Bernon kam und am andern Tage durch Gift starb, wie die Aerzte sagen. Das Räthsel ist nun, wer hat sie vergiftet."

„Was!" schrie Görden, so nannte sich Roberts Oheim, eine arme Frau ward vergiftet?! Wie nannte sie sich?"

„Sie gab keinen Namen an," entgegnete Franz und erzählte nun mit geläufiger Zunge Alles, was er von der Sache wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Und wie steht's denn, wenn wir noch etwas weiter gegen Nordwest blicken, mit der Volksbildung in dem reichen Inselstaate England, in dem goldenen Albion? Da sind zwar recht gute Gelehrtenschulen, in denen namentlich eine gründliche klassische Bildung erreicht wird; aber das Volksschulwesen ist größtentheils sehr schlecht bestellt. Die Regierung thut wenig dafür; das Meiste ist der Sorge von Gesellschaften überlassen. Von großem Nutzen sind übrigens die Sonntags- und Kleinkinderschulen.

Was in Rußland, wo es vor 100 Jahren noch gar keinen eigentlichen Volksunterricht gab, in dieser Beziehung geleistet worden ist, verdient alle Anerkennung. Ungeheure Summen sind seit Beginn dieses Jahrhunderts zur Errichtung und Verbesserung von Schulen und Besoldungen verwendet worden. Die entferntesten Völker in Sibirien haben ihre Schulen; sogar die Tartaren können lesen und schreiben. Am höchsten steht freilich das Schulwesen in den Ostsee-Provinzen.

Und nun möchte sich's wohl der Mühe lohnen, auch noch einen Blick auf die neue Welt und hier insbesondere auf Nordamerika zu werfen. Hier wurde zunächst aus religiösen, dann aber auch aus politischen Gründen die Forderung einer allgemeinen und gleichmäßigen Volksbildung ausgesprochen, und man kann sagen, daß Behörden und Volk es weder an Geld noch an Mühe haben fehlen lassen, dieser Forderung nachzukommen. Als bedeutendster Förderer des amerikanischen Volksschulwesens kann Horace Mann und als pädagogischer Musterstaat Massachusetts angesehen werden.

Sehr nachtheilig für das Volksschulwesen in Nordamerika ist der Umstand, daß die Schulen nur eine gewisse Anzahl von Monaten (in manchen Distrikten nur 4 Monate) in Thätigkeit sind, daß die Lehrer zu häufig wechseln, indem beim Beginn der neuen Schulzeit nur selten der frühere Lehrer wiederkommt, und daß manche Schulen aus Mangel an Lehrern ganz leer stehen. Den Mangel an Lehrern sucht man durch Lehrerinnen zu ersetzen, welche namentlich die kleinern Kinder in Sommerschulen unterrichten, während dem Lehrer die ältern Kinder in der Winterschule bleiben. Hier ist dann in der That aus der Noth eine Tugend geworden, indem Frauen als tauglicher zur Unterweisung und Leitung kleiner Kinder sich bewährt haben, wie Horace Mann sagt: „durch die größere Kräftigkeit des elterlichen Instinkts bei Frauen, ihre natürliche Liebe zur Gesellschaft von Kindern, und ihre größere Milde und Duldsamkeit — was alles sie in Behandlung der Kinder mehr zur Liebe, als zur Strenge, mehr zum Gebrauche der Hoffnung, als dem der Furcht als Sporn zur Thätigkeit, und mehr zu den verschiedenartigen Mitteln der Ermuthigung, als zu Härte und Zwang leitet."

Um nun zum Schluß auch noch ein Urtheil über das amerikanische Unterrichts- und Erziehungswesen im Vergleich zu dem deutschen auszusprechen: so liegt der praktische Sinn der Anglo-Amerikaner den Hauptnachdruck mehr auf das Können, während den Deutschen das Wissen das Wesentlichere ist. Der äußerlichen Richtung der anglo-amerikanischen Bildung wäre etwas Zusatz von deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit zu wünschen, während uns der praktische Sinn des stammverwandten Volks vor vagen Abstraktionen warnen könnte.

Nach dem, was ich Ihnen über den Stand der Schulen und des Schulwesens in den wichtigsten Culturstaaten der neuern Zeit mitgetheilt habe, unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß wir im Unterricht, besonders im Volksunterricht den alten Culturvölkern weit voraus sind. Man sollte nun denken, daß dieß in gleichem Maße auch der Fall wäre in der Erziehung; aber dem ist nicht so. Wir sind, trotz der herrlichen Erziehungs-Ideen, die das Alterthum, und insbesondere auch das Christenthum uns darbietet, trotz der mitunter ausgezeichneten wissenschaftlichen und praktischen Leistungen auf pädagogischem Gebiet, in der Erziehung noch zurück, wenigstens nicht so weit, als wir sein könnten und sollten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die wilde Dore.

Von **J. M.**

(Fortsetzung.)

Als es wirklich recht nahe war und eine mitleidige Nachbarin abwechselnd mit der wilden Dore, die auf ihren Strandstreifereien das Elend des Greises gesehen hatte, ihn pflegte und ihm noch einmal freundliche Stunden und Freiheit von allen Sorgen verschaffte, kam Erich an, ein prächtiger Bursche, schlank und gewandt, mit blauen Augen und üppigen blonden Haaren, und warf sich schluchzend an das Krankenbett des Vaters, dessen runzeliges Gesicht sich beim Erkennen des Sohnes zu einem seligen Lächen verklärte.

Erich war weit umhergekommen. Seit fünf Jahren hatte sein Schiff zum ersten Male wieder am britischen Strande Anker geworfen, und Erich war herbeigeeilt, um den Vater zu sehen und mit seinen freilich nur kleinen Ersparnissen ihn zu unterstützen.

Nun konnte er ihn nur davon beerdigen lassen, denn der Greis starb noch am selbigen Abend, als die Sonne hinter den britischen Inseln zur Rüste ging, deren er stets so gern dachte. Sinnend ihr nachschauend und das müde Auge an dem letzten goldenen Strahl erfreuend, der sich schräg durch die Blätter des Nußbaumes vor dem Fenster

Digitized by Google

stahl, schlummerte er leise zum besseren Leben hinüber. Vielleicht hatte die Freude des Wiedersehens die letzten Tropfen des heiligen Oeles, welches die Lebensflamme nährt, schneller verzehrt

Erich kniete der Leiche zur Rechten, die wilde Dore zur Linken. Sie beteten leise, während die erlöste Seele sich zur himmlischen Heimath emporschwang und hinter Britanniens Inseln eben der letzte Strahl des Tagesgestirns erlosch.

Als Erich sich erhob, reichte er Dore schweigend die Hand. Ihre blauen Augen begegneten sich mit unbeschreiblichem Ausdruck — lange blickten sie sich an, wie Menschen, die sich eben finden und sich schon verpflichtet waren, ehe sie sich kannten — und dieser heilige Augenblick an des Greises Leiche entschied über sie Beide.

Sie sagten nichts zu einander als „gute Nacht", da sie sich nun die Hand zum Abschied reichten, aber als Dore daheim war und in ihrem Schlafkämmerchen sinnend am Fenster saß, da vernahm sie zum ersten Male die Stimme ihres Herzens und ihre Züge leuchteten ganz verklärt auf, während sie den süßen Tönen lauschte.

II.

Der Blick an der Leiche des alten Hansen, welchen sein Sohn mit der wilden Dore getauscht, war nicht ohne Nachwirkung geblieben, und es vergingen kaum einige Wochen, da zischelten die Bursche und Mädchen höhnend mit einander, daß die schöne reiche Dore sich den allerärmsten und niedrigsten Burschen zum Schatz erwählt habe.

„Sie ist doch überschnappt," sagten die Burschen naserümpfend, welche sich früher Körbe bei der wilden Dore geholt hatten.

Daß Erich freilich der ärmste, aber auch der hübscheste und tüchtigste Bursche im ganzen Orte sei, und daß die Beiden, wenn sie miteinander Arm in Arm zum Kirchhof an des Vater Hansen's Grab gingen, um frische Blumenkränze auf dasselbe zu legen, das prächtigste Paar abgaben, welches man sich denken konnte, flüsterten wohl die Mädchen einander heimlich und neidisch zu, aber die Bursche wollten davon nichts hören.

Dore und Erich hörten aber weder auf diese noch auf jene.

Ihre Seelen hatten sich gefunden und in jeder Stunde des Beisammenseins erwuchs ihnen der Liebe süßes Glück herrlicher. Dore lehnte sich zärtlich vertrauend an des jungen Mannes kräftig schöne Gestalt, und wenn ihre Augen über seine wettergebräunten Wangen zu seinen blauen Augen emporeilten, die sie so hell und liebevoll anschauten, dann war es ihr, als hätte sie in den Himmel geblickt und als hinge an dem Anschauen des Geliebten ihre eigene Seligkeit.

Einige Wochen verzingen so in ungetrübtem Glück. Das Wort, welches ihre Zukunft bestimmen und sie aneinanderketten sollte, war noch nicht gesprochen worden; sie hatten auch Beide nicht Eile damit, für die Zukunft zu sorgen, wo die Gegenwart so schön war. Dore wenigstens lebte nur der Gegenwart.

Erich aber wurde allmälig ernsthaft und trauervoll und eines Tages bemerkte es Dore plötzlich und fuhr tödtlich erschrocken und liebevoll besorgt so dringend auf ihn ein, daß er den Grund seines Kummers ihr entdecken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

* Als „buchstäblich wahr" erzählen die „Dresd. N." Nachstehendes: Eine kleine Gesellschaft eines sächsischen Grenzstädtchens veranstaltete eine Schlittenparthie nach einem nahen böhmischen Dorfe und hatte, die Kälte scheuend, sich mit Wärmeflaschen versehen. Dort angekommen, mundete den Leutchen der feurige Ungarwein vorzüglich, und sie beschlossen, einige Flaschen davon mit nach Hause zu nehmen. Um aber den hohen Eingangszoll nicht zu geben, wurde der Wein in die Wärmeflaschen gefüllt und gepascht. Und das war klug und weise. Auf dem Nachhausewege wird aber noch ein sächsischer Gasthof besucht. Beim Wiedereinsteigen bricht ein Herr der Gesellschaft in die Worte aus: „Herr Jesses, unsere Wärmflasche sein ja heeß!" Die Anderen erbleichten. Da tritt aus dem Hintergrunde der Hausknecht stillvergnügt hervor und spricht: „Die Flaschen waren ja so kalt geworden, da hab ich Se ene heemliche Freede gemacht und 's kalte Wasser hie weggegussen und heeßes neingefüllt!"

Altdeutsche Räthselfragen.

(Aus Büsching's „wöchentlichen Nachrichten").

Antwort des Mädchens.

Herr Ritter, euer Räthsel
Soll bald errathen sein,
Ich werd' mich wohl bemühen,
Zu sein eu'r Weibelein. — —

1) Der Bogenschütz am Himmel zielt immer und trifft nie,
2) Und Lieben lernt ein Mädchen ohne Müh.
3) Der Liebe Pfeil geht tiefer als ein Holz.
4) Und wohl ist die Rebe das trefflichste Holz.
5) Das Mädchen in der Wiege ist ohne Zopf,
6) Der Thurm zu Babel ist ohne Knopf.
7) Das Wasser im Wein ist ohne Sand,
8) Der König in den Karten ist ohne Land.
9) Die Milchstraß' am Himmel ist ohne Staub,
10) Der Fichtenwald ist ohne Laub.
11) Der Vogel hat 'n Schnabel und hat kein Maul,
12) Das Schneckenhaus ist ohne Saul.
13) Das gemalte Feuer ist ohne Brand,
14) Des Himmels Haus ist ohne Wand.

Gerathen, liebes Mädchen,
Hast du die Räthsel all.
Komm hinter meinen Rücken,
Und reit durch Berg und Thal.
Und ew'ge Liebe sei dein Lohn.
Und hopp hopp hopp hopp
Und hopp hopp hopp
Ging's mit ihr davon.

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 8. Donnerstag, den 26. April **1866.**

Das erste Lied.

Wer sang denn wohl das erste Lied,
Das erste gold'ne Lied;
Wem hat denn wohl zuerst die Lieb',
Die goldene geblüht?

Ich weiß es nicht, — ich kenn' es nicht,
Das erste gold'ne Lied,
Und weiß auch nicht, wann wohl die Lieb'
Zu allererst geblüht.

Doch ist zu ein und selber Zeit
Die Lieb', — das gold'ne Lied,
Wie ein Geschwister-Blumenpaar
Zusammen aufgeblüht.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

Es war allerdings nur wenig, was Franz dem Fremden von dem Vergiftungsfalle erzählen konnte, sein ganzes Wissen beschränkte sich auf das nackte Faktum des Todes, aber dieses Wenige schien für Gödden eine ganze Welt von furchtbaren Dingen zu enthalten.

Als der Bauernbursche ihm zuerst die Nachricht mittheilte, wechselte er die Farbe; dann nahm sein Teint eine falbe gelbliche Farbe an, und der ganze Ausdruck seines Gesichtes war so schrecklich und drohend, der Blick so stier, so wild und so entsetzt, wie bei einem Manne, der einen Faustschlag ins Gesicht erhalten, — und der junge Doktor, der die Sachlage nicht kannte und überhaupt den Zusammenhang weder ahnte noch begriff, entsetzte sich vor seinem neuen Verwandten.

Franz, der seine Mission vollendet, und dem sein nicht eben vierschrötiger Verstand sagte, daß er hier eine höchst überflüssige Rolle spiele, entfernte sich leise, indem er sich sagte, daß von All denen, welche den Tod der unglücklichen Frau vernommen, kein Einziger so sehr von der Nachricht ergriffen worden sei, wie Herr Gödden.

Eine Weile stand Gödden regungslos da, starr wie eine Bildsäule, stumm und unbeweglich auf einen Punkt starrend; die Arme hingen schlaff an den Seiten herunter, und das graue Haupt war in tiefem Schmerze gebeugt. Ob er dachte, Herr Gödden? Schwerlich, es lief wirr in seinem Kopfe herum, wenigstens für die ersten Sekunden, er sah und hörte nicht. War es möglich, daß dieser Mann, dieser eiserne Mann mit dem harten Gesichte und den starren Zügen, der so viel schon mit dem Schicksale gerungen und gekämpft, und den noch kein Schlag der Geschicke hatte darniederbeugen können, also hingeschmettert wurde von der Nachricht, daß eine fremde, unbekannte Person an Gift gestorben sei? Und doch war es so! Max Gödden war ein seltsamer Mann, sehr seltsam, und die Wenigen, welche in näherer Beziehung zu ihm standen, liebten ihn nicht, er war zu ernst, zu düster. Erzogen von einem strengen Vater, — seine Mutter war, wie schon erwähnt, früh gestorben, — hatte er eine strenge, abgeschlossene Jugendzeit verlebt, und diese Isolirung hatte seinem Charakter etwas Barsches verliehen. Er konnte nicht lächeln, er hatte nie gelächelt und wußte selbst den Tag nicht, daß er dies gethan; in seinem Herzen waren nie wärmere, regere Empfindungen aufgedämmert, er hatte nie geliebt. So war er zum Manne gereift, ohne Jüngling gewesen zu sein; und der finstere Ernst seines Geistes war auch in seinem Auge, auf seiner Stirn zu lesen, zwischen den buschigen Brauen lagerte eine tiefe Furche. Aber wie er auf der einen Seite wenig oder gar nicht empfänglich war für höhere, zartere Gefühle, für das Weiche und Poetische, eben so abgestumpft war er auch für alles Harte und alle unangenehmen Eindrücke; er verachtete das Schicksal, kein Schlag hatte ihn bis jetzt erschüttern können. Um so mehr muß es uns also Wunder nehmen, wenn wir ihn in diesem Augenblicke betrachten, denn er war wirklich angegriffen, und es mußte etwas Furchtbares sein, das im Innern wüthete. — Gödden sank auf seinen Stuhl zurück, schlaff, als habe ihm jede Energie, jede Thatkraft feige gefohlen; die Mundwinkel zitterten convulsivisch, und er legte die Hände krampfhaft ineinander. Das jetzt nicht mehr so stiere Auge, welches er bald auf Robert, bald auf die Erde heftete, bewies, daß die momentane Lethargie gewichen sei und er über das Gehörte nachdachte. Ein schwacher, dumpfer Seufzer entrang sich seiner Brust, und noch tiefer sank das graue Haupt auf dieselbe herab. Mit beiden Händen bedeckte er dann sein Antlitz, und der Doktor glaubte, sein Oheim weine; doch Herr Gödden weinte nicht, er konnte ebensowenig weinen wie lachen, — er dachte, er überlegte.

Dieser Paroxismus dauerte fünf Minuten, dann erhob sich der Fremde und sein Gesicht war wieder so schrecklich, der Ausdruck desselben so drohend,

Digitized by Google

daß Gödden, wenn er sich im Spiegel gesehen hätte, sich vor sich selbst würde entsetzt haben. Allein dies währte nicht lange und mit Gewalt sich bekämpfend, trat er auf seinen Neffen zu und sagte: „Robert, du bist ein unglückliches Kind."

Es war das Erstemal, daß er Du sagte, und Robert freute sich darob.

„Unglücklich?" fragte dieser verwundert, denn wenn das ganze Gebahren seines Onkels ihn schon mit Staunen erfüllt hatte, so thaten es diese Worte noch mehr.

„Ja, armer Robert, du bist unglücklich, aber ich trage nicht die Schuld, ich hätte dich so gerne glücklich gemacht. „Ein zweiter dumpfer Seufzer begleitete diese Worte. „Begreifst du die ganze Tragweite deines Unglücks, Robert?"

„Nein, Onkel, wie sollte ich, da mir jede Erklärung fehlt? wenn nicht die eben mir mitgetheilten Nachrichten von dem Elende meiner armen Mutter mich traurig stimmten, so wüßte ich keinen andern Grund; aber der Gedanke, sie, meine Mutter, meine theure, geliebte, mir noch unbekannte Mutter, bald wieder zu sehen, da sie sich hier befinden soll, überwiegt jeden andern Schmerz und macht mich überglücklich."

Ein tiefer, vielsagender Blick des Onkels schoß in sein Auge.

„Begreifst du denn nicht, daß du deine Mutter nie wiedersehen wirst?

Robert glaubte, sein Onkel rede irre. „Sie versicherten mich doch, bester Onkel, vor kaum zehn Minuten, daß ich meine Mutter bald werde kennen lernen."

„Hat der Diener denn nicht gesagt, daß sie vergiftet worden?"

„Meine — Mutter!" schrie Robert entsetzt und taumelte wie betäubt zurück. „Meine Mutter, wer sagt das?"

„Nun, wer war jene fremde, arme Frau anders als meine Schwester Emilie, deine Mutter?"

„Und wer soll aber das furchbare Verbrechen begangen haben?"

„Ha, ha!" lachte Gödden wild auf, — es war das Lachen des Wahnsinns. „Wer? Ihr Gatte, dein Vater, armer Junge, — der Baron v. Vernon!"

Ein unartikulirter Laut entrang sich den Lippen des jungen Mannes, und seine Knie brachen zusammen. Das war zu viel für ihn, diese unerwartete, entsetzliche Nachricht hatte ihn hingeworfen. v. Vernon sein Vater, — seine Mutter von diesem vergiftet, und — Agnes seine Geliebte!

Ein Schwindel erfaßte Robert, vor den Augen kreiste Alles bunt durcheinander und drehte sich im Wirbel; er sah nicht mehr, denn Nacht war es um ihn her.

Mitleidig hob sein Onkel ihn auf einen Stuhl und drückte einen Kuß auf die bleiche Stirn seines Verwandten. „Armes Kind," murmelte er, „es muß dein Herz brechen, es ist zuviel auf einmal, mich selbst griff es ja an." Gödden kannte nicht die ganze Größe des Schmerzes seines Neffen, denn er wußte nicht um die Liebe Roberts zu Agnes, aber wenn er sie auch gekannt, er hätte sie doch nicht würdigen können, denn er hatte nie geliebt.

Noch eine Weile betrachtete er mit wehmüthigen Blicken den unglücklichen Sohn, dann riß er heftig am Schellenzuge.

III.

Die Stiefgeschwister.

In dem für den jungen Doktor eigens eingerichteten, besten Zimmer des Hauses, das die liebevollen Pflegeeltern mit aller Sorgfalt herausgeputzt, um ihrem Sohne eine bequeme und hübsche Wohnung zu bereiten, lag Robert auf weichem Lager, von Fieberfrost geschüttelt. Um sein Bett standen die betrübten Eltern, in stummem Schmerze die Hände ringend, und verwundert lauschten sie den merkwürdigen Phantasien ihres Sohnes; vor einer Stunde hatten sie das Pflegekind gesund und munter, voller Freude über das glückliche Wiedersehen, in ihre Arme geschlossen, und jetzt weinten sie an seinem Krankenlager.

Mit Recht schrieben die guten Leute den plötzlich veränderten Zustand des jungen Mannes der Unterredung mit dem Fremden zu, und wenn schon der Umstand, daß dieser Mann derselbe sein könne, der ihnen Robert übergeben, — und sie zweifelten nicht daran, — sie bestürzt gemacht und ihre Freude getrübt hatte, so hatte diese Bestürzung ihren höchsten Grad erreicht, als sie Robert ohnmächtig in den Armen seines Verwandten fanden. Sie ahnten ein schreckliches Geheimniß, eine furchtbare Katastrophe und grollten dem finstern Manne, erstens, weil sie befürchteten, er werde ihnen den theuern Sohn nunmehr entreißen, und zweitens weil er momentan sein Erkranken verschuldet.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Es war eine Zeit, und die Zeit liegt nicht so gar weit hinter uns, wo man die Methode, die Erziehungsweise, als den Kern und Stern aller Erziehungsweise pries und fast vergötterte, wo selbst ein Pestalozzi noch behaupten konnte, wer nur die rechte Methode befolge, der könne auch lehren, was er selber nicht verstehe. Man dachte vor lauter Methode gar nicht mehr an die Sache, noch weniger an die Person; und doch gibt es nicht leicht einen Gegenstand, der so durchaus reell und personell angesehen und behandelt sein will, als gerade die Erziehung. Was war es, das die Jünglinge Griechenland's und

Digitized by Google

Rom's mit solcher Ausdauer, mit solchem Muth, mit solcher Begeisterung erfüllte, was sie trieb, für den Schutz der Altäre und Herde Leib und Leben einzusetzen? War's eine bloße Erziehungsform, eine Methode, oder war es nicht vielmehr der Geist, der im Volke lebte und sprößte, und der auch sie ergriff und zu Thaten trieb?

Und was war es, das der Jugend der Vorzeit die Pietät in's Herz gab, das sie mit so großer Achtung gegen das Alter, mit so viel Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Eltern und Vorgesetzten erfüllte? War es die Form oder der Geist, der in den Familien waltete, der die Lehrer und Erzieher leitete, und der auch die Jungen ergriff und zur Ehrfurcht trieb?

Und wenn wir fragen, was ist es denn jetzt noch, was ein Gemeinwesen, einen Staat, eine Kirche oder Schule zu dem macht, was sie ist? Ist es der todte Buchstabe, ist es ein gesprochenes oder geschriebenes Wort, oder ist es nicht vielmehr der darin herrschende Geist?

Der Geist aber schwebt nicht in der Luft, sondern er leibt und lebt in den Personen. Will man also den Geist suchen, so muß man ihn in Personen suchen. Je höher nun eine Persönlichkeit steht, je mehr sie geistig imponirt, je mehr sie Respekt einflößt durch ihr ganzes Wesen, ihre Haltung, ihr Wort und Beispiel, desto mehr wird man sich auch durch sie bestimmen lassen in engern und weitern Kreisen, desto mehr wird man sich, bewußt und unbewußt, ihrem Einfluß unterwerfen. „Worte sind Zwerge, Beispiele sind Riesen." Und wie es im Allgemeinen heißt: „Qualis rex, talis grex" (wie der König — der Hirt — so die Heerde), so kann man auch im Besondern sagen: Wie die Eltern, so die Kinder, wie der Lehrer so die Schüler. Der Lehrer macht die Schule, und die Schule macht die Schüler, d. h. der Lehrer muß den Geist in die Schule bringen, und dieser Geist bestimmt dann auch die Schüler. Ich habe mich außerordentlich gefreut, als ich dieser Ansicht auch in dem von mir bereits citirten Werke von Thiersch über christliches Familienleben begegnete. Thiersch sagt nämlich S. 10: „Ein jugendliches Gemüth wird, sobald es in die Umgebung der Schule tritt, von der dort herrschenden Strömung unaufhaltsam mit fortgerissen. Denn in allen Schulen wirken die Schüler mehr auf den neu Eintretenden, als die Lehrer."

Die Persönlichkeit also ist's, um die sich Alles dreht; die Persönlichkeit ist's, die den Geist trägt, die das Leben weckt, wenn sie eine rechte ist, und die das Leben zerstört, wenn sie nicht ist, wie sie sein soll; und darum ist auch die Person für Beides verantwortlich. Bei den Chinesen besteht eine ganz eigenthümliche Einrichtung, und wir können von unserm Standpunkt aus diese Einrichtung nur als klug, wenigstens der chinesischen Schlauheit würdig bezeichnen, daß nämlich vornehme, erlauchte Zöglinge, wenn sie ein Vergehen sich zu Schulden kommen lassen, nicht selbst dafür gezüchtigt werden, sondern ihre Hofmeister, wie in ähnlicher Weise die Hausärzte mit Entziehung des Honorars bestraft werden, wenn Jemand im Hause wirklich erkrankt.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die wilde Dore.

Von J. R.

(Fortsetzung.)

„Wir müssen uns trennen, Dore, trennen meine liebe Dore! —"

„Trennen?" fragte sie und fuhr so heftig und erschrocken zurück, als ob eine Natter sie gestochen hätte, „trennen, sagst Du, Erich? Weshalb denn trennen? Liebst Du mich nicht mehr und willst mich nun verlassen? Dann verzweifle ich."

„Ich liebe Dich mehr als mich selbst, Dore. Aber gerade deßhalb muß ich Dich verlassen, um Dich später besitzen zu können. Ich will hinaus, die Schifffahrt geht gut und es gibt schönen Verdienst draußen. Man braucht Matrosen und es wird hoch geheuert. Da will ich mit hinaus, will ringen und arbeiten, und wenn ich etwas Anständiges verdient habe, dann komme ich wieder und dann, wenn Du noch willst und mir noch gut bist, wirst Du meine Frau."

„Und wozu das Alles, Erich? Habe ich nicht den Hof und ist er nicht genügend zum Auskommen für uns Beide! Weshalb also willst Du gehen und nach Schätzen jagen, die wir nicht gebrauchen, um glücklich zu sein — weshalb unser schönes Glück wieder stören?"

„Weil ich der Frau, die ich mehr als mich selbst liebe, nicht Alles verdanken mag. Ich mag nicht als Bettler in Dein Haus kommen, deshalb will ich noch einmal hinaus, und wir sind ja Beide noch so jung, daß wir noch warten können, ohne etwas zu versäumen."

„Erich, wozu solchen thörichten Stolz?" bat Dore mit Thränen in den Augen und bittend zu ihm aufschauend.

„Das ist es nicht, liebe Dore, aber das männliche Selbstgefühl verlangt sein Recht und kann es nicht vertragen, so verdienstlos Herr zu werden. Ich muß etwas dazu erworben haben, dann nur kann ich ruhig sein, also halte mich nicht auf, — mein Entschluß ist wohl überlegt und steht fest."

Seufzend mußte Dore ihn gewähren lassen.

Bald kam der Abschiedstag, für Dore ein kummervoller, von bangen Ahnungen erfüllter. Erich war hoffnungsfreudig und guter Dinge. Sein Auge schaute bereits über die Trennung hinaus in eine rosige Zukunft. Sie waren miteinander nach Stralsund gefahren, wo sich Erich, den Sympathien seines verstorbenen Vaters folgend, für einen englischen Schooner heuern ließ. Frohmuthig stieg er in das Boot, nachdem er Dore zum letzten

Digitized by Google

Mal die Hand gedrückt und den Schwur der Liebe mit dem Abschiedskuß besiegelt — die beiden Bursche griffen mit den Rudern aus — und Erich erhob zum letzten Sangesgruße seine Stimme.

„Liebchen ade, scheiden thut weh — —“ hörte es Dore noch wie Geistertöne zu sich herüberschallen, als Erich sich eben an der fliegenden Schiffsleiter emporschwang und mit einem letzten Schwenken des Südwesters gegen das Ufer zu das Schiff betrat, welches noch in selbiger Stunde die Anker lichten sollte.

Dore erwiederte den Gruß, indem sie ihr thränenfeuchtes Sacktuch im günstigen Morgenwinde flattern ließ, dessen langersehnte Gunst das englische Schiff zum Auslaufen benutzen wollte.

Auf dem Schiffe herrschte bereits volle Thätigkeit. Alles wurde klar gemacht. Endlich sah Dore auch die Ankerwinde arbeiten, langsam hob sich die Kette aus dem Wasser, höher und höher den festigenden Anker emporhebend — der Wind spielte mit den gelösten Segeln und bauschte sie immer wie zum scherzenden Versuch — da knarrte das Steuerrad, das Schiff gehorchte dem gewohnten Druck und wandte seinen Schnabel nordwestlich, die Segel faßten Wind und bauschten sich, gleich einem Wolkenberge das Schiff umhüllend, welches stolz auf dem Rücken der Wogen schaukelnd langsam erst und später immer schneller dahinzog.

Kaum eine Stunde nachher sah die weinende Dore, welche nicht vom Ufer gewichen war, auch die letzte Mastspitze in den Wellen versinken.

Nun war sie allein. Jetzt erst fühlte sie das ganz und empfand ganz den Verlust, welcher sie dazu verdammte. Ihre Seele hatte in den kurzen Wochen das Glück des zufriedenen Alleinseins verlernt, welches früher ihr Vergnügen gewesen war.

Mit dem Bewußtsein, so entsetzlich elend zu sein, kehrte sie nach Mönchgut in ihren Hof zurück, auf welchem Jochen, unbekümmert um das Thun und Lassen Dore's, um ihr Glück und ihren Schmerz, nach wie vor sein praktisches Wirthschaftssystem verfolgte und seinem Lieblingsworte: dat flucht beter! Anerkennung warb.

Still, ohne Klage und Thräne schlich Dore umher und verrichtete schweigend, was sie sich zum Tagewerk erkoren hatte. In ihrem Herzen aber sah es öde und leer aus. Es fühlte sich verwaist. Alles Empfinden des seltsam begabten Mädchens war, nachdem sie Erich kennen gelernt, in ihrer Liebe aufgegangen, sie war ihr Alles geworden, indem sich das Gute und Edle, was ihre Seele ihr Eigen nannte, concentrirte. Nun diese Liebe plötzlich verwaist war, stand sie wie ein Kind in einer Winterlandschaft, furchtsam und fröstelnd, da, und selbst die Hoffnung auf die Zukunft vermochte nur in Momenten sie zu erheben, während bald wieder die frühere Niedergeschlagenheit an ihrer Stelle Platz griff.

Jetzt nahm sie noch weniger Theil an den Freuden und Leiden der Nachbarn und Nachbarinnen als früher; einsam und theilnahmlos für Alles eilte sie rubelos umher. Durch Feld und Wiese oder am Strande entlang konnte man sie stundenlang wandeln sehen, gewöhnlich mit einem Buche in der Hand, oder auch auf einem der großen von der Fluth blankgespülten Steine sitzend, die am Strande lagen, und sinnend über die Wogen hinausblickend, dem fernen Westen zu, wo Erich jetzt, wer weiß wo, weilen mochte.

Die Leute, welche ihr Verhältniß mit Erich kannten und dem armen Burschen den schönen Hof, welchen er erheirathen wollte, herzlich mißgönnten, bezeichneten Dore's Gebahren in der ihnen geläufigen einfachen Weise des Nichtbegreifens: sie hat übergeschnappt! — Und so blieb es auch, weil die Dore so blieb und ihr „närrisches Wesen“ nach wie vor trieb, ohne sich um eines Menschen Meinung oder Billigung zu bekümmern.

Schweigend und allein wandelte sie umher, im bleichen Gesicht ernste Trauer nicht verleugnend, als Monat auf Monat verging, ohne Nachricht von Erich zu bringen.

Klagen äußerte sie zu Niemand. Aber viele Gutgesinnte beklagten sie, „die arme wilde Dore“, heimlich, wie man einen Geisteskranken beklagt.

(Fortsetzung folgt.)

Selbst ist die Frau.

Die alten Hausmütter pflegen ihren jungen Töchtern im Hause ein solches Exempel zu sagen von zwei Nachbarinnen und Gevatterinnen. Das eine war eine reiche Frau, deren Gut nahm täglich ab; ihre Nachbarin aber ward zusehends reich. Da ging die Reiche zur Armen und sprach: „Liebe Gevatterin, ich wundere mich über eure Wirthschaft, ihr und euer Mann waret zwei arme Kinder und gedeiht zusehends; ich habe zu meinem Manne ein groß Gut gebracht, doch will's nirgends reichen. Offenbart mir doch, wie ihr's macht.“ Die Gevatterin sprach: „Ich habe ein Heiligthum, das trage ich alle Tage Morgens und Abends durch alle Kammern, Gewölbe und Ställe.“ — „Willst du mir denn das nicht leihen?“ frazte die Arme dringend. „Ja wohl“, erwiderte die Reiche und gab ihr ein Steinlein, sorgfältig gewickelt in ein Tüchlein. Als nun die Arme mit dem vermeinten Heiligthum fleißig herumspazierte, fand sie überall Unrecht, und ließ es ändern. In kurzer Zeit ging Alles bei ihrer Wirthschaft fort, als wenn's vier Räder hätte. Darauf brachte sie das Heiligthum wieder und bedankte sich demüthig. Die Nachbarin aber sagte: „Liebe Gevatterin, ich darf euch nicht im Aberglauben stecken lassen: besehet das vermeintliche Heiligthum, das ist ein schlecht Feldsteinlein; das hat euch gemangelt, ihr habt Alles dem Gesinde vertraut und seid auf dem Stühlchen sitzen blieben.“

Redaction Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 9. Sonntag, den 29. April **1866.**

Memento.

Heut die Welt der Freude Schimmer,
Ist die Freude doch nicht hier;
Wenn du sie nicht hegst in dir,
Findest du die Freude nimmer.

Edle Keime mußt du warten,
Laß dein Herz ihr Boden sein;
Dann wird blühen bald darein,
Ein gar wunderschöner Garten!

Edles Denken wird zur Blüthe,
Ihre Frucht ist edle That;
Darum fleh' ich Gott um Rath,
Wie ich wohl mein Herz behüte.

Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Loch.

(Fortsetzung.)

Robert befand sich in der heftigsten Aufregung und wälzte sich ungeduldig in den Federkissen. Seine Stirn brannte und auf allen Poren standen heiße Schweißtropfen. Die heftige Gemüthserschütterung in Folge der nie geahnten, entsetzlichen Mittheilungen Göddens, hatte ein Fieber nach sich gezogen, doch war der Zustand an und für sich nicht bedenklich, und nach Aussage des Fremden, würde Robert nach einigen Stunden wieder ruhig und genesen sein. Es war auch mehr ein Paroxismus, eine momentane Abwesenheit der Denkkraft, eine Geistesverwirrung, als eine wirkliche Krankheit, die den jungen Doktor befallen; Robert konnte nicht denken, nicht über das Gehörte nachgrübeln und Details zergliedern, ihn drückte nicht die Schwere der einzelnen Nachrichten, er litt vielmehr unter einem Gesammtdrucke, er wußte nur so viel, daß ein schweres, recht schweres Unglück ihn betroffen und seine Zukunft, seine Hoffnungen, seinen ganzen Lebenszweck vernichtet, über seinem wirren Geiste stand eine dunkle Wolke, die sich schwarz und immer schwärzer über seinem Haupte zusammenzog, einen beklemmenden Alp fühlte er seine Brust drücken, ohne daß er sich indeß die einzelnen Theile, die sich zu jenen drohenden Klumpen ballten, hätte klar denken können. Bald sah er eine elende Frau in den heftigsten Zuckungen, bald Agnes und deren Vater, bald wieder den finstern Oheim.

Zwei Stunden waren vergangen; noch immer wälzte sich Robert unruhig auf dem Lager hin und her, der Blick war wild und starr, die Hände krampfhaft geballt; doch ließ die Wildheit allmälig nach und eine eigenthümliche Ruhe folgte plötzlich dem Toben. Die Augen schlossen sich und schlaff fielen die Hände an der Seite des Lagers herab. Die Krisis war eingetreten. Wie Schuppen schien es von seinen Augen zu fallen und vor seinem Geiste stand ein Bild klar und deutlich, ein Bild groß und furchtbar, voll Jammer, Elend und Unglück. Langsam richtete er sich empor, und nachdem er einen Augenblick stumm vor sich hingestarrt, preßte er beide Hände vor's Gesicht und versank in ein düsteres, dumpfes Hinbrüten. Er erkannte jetzt und fühlte die ganze Wucht des namenlosesten Schmerzes seine Schulter drücken, und fürchtete, der Last zu unterliegen.

„Ha!" rief er plötzlich, „es ist schrecklich!" Da gewahrte er an seiner Seite die betrübten Pflegeeltern und er schrack unwillkürlich zusammen. „Vater, Mutter!" rief er, und, als könne er Trost und Linderung bei den guten Leuten finden, barg er sein Haupt an die Schulter der Pflegemutter. Nach einer Weile richtete sich Robert wieder empor, und da er die schmerzlich betrübten Mienen der Eltern sah, die nur deßhalb bekümmert und in Angst waren, weil sie ihren lieben Sohn traurig sahen, ohne daß sie die mannigfaltigen Ursachen seines Leidens kannten, fragte er: „Wo ist mein Onkel?"

„Wer? Dein Onkel? Ist der Fremde dein Oheim?"

„Ja, und wo ist er?"

„Ich weiß es nicht," versetzte der Alte, „vor zwei Stunden verließ er dies Haus, ohne uns den Zweck seines Gehens wissen zu lassen."

„Oh, ich weiß, ich ahne es, liebe Eltern, aber auch ich will fort, muß fort!"

„Du? Robert, du willst weg? Wohin denn, bedenke doch deinen Zustand!"

„Es ist nichts, ich fühle mich wohl; ich gehe zu Agnes?"

„Zu Agnes?" riefen Richter und seine Frau wie aus einem Munde. „Nun, wenn du uns deinen Schmerz nicht mittheilen kannst, so entdecke ihn Agnes, und laß dich trösten."

„Trösten? Trost für mich; nein, das ist ein leeres Wort, ganz leer; für mich gibt es keinen Trost, keine Freude, nichts mehr als Gram und Schande und Elend!"

Mit diesen räthselhaften Worten sprang Robert

Digitized by Google

entschlossen aus dem Bette und warf sich in seine Kleider, unbekümmert um seinen Zustand. Die guten, alten Leute blickten mit stummer Verwunderung dem Treiben Roberts zu, sie verstanden seine Worte, seine Handlungsweise nicht, nur freuten sie sich, daß sie ihren Sohn besser sahen; auch richteten sie keine Frage an ihn, weil sie fürchteten, ihm wehe zu thun und eine zarte Saite in seinem Innern anzuschlagen, eine geheime Stimme sagte ihnen, daß jede Frage den Jüngling schmerzlich berühren müsse, und Robert verließ schweigend, mit einem stummen Händedrucke, das Haus. Das Haupt auf die Brust gesenkt, schritt er langsam durch das Dorf, dem Birkenwalde zu. Die tollsten Gedanken durchjagten sein Gehirn, denn er war auf dem Wege vor den Mann zu treten, den er bis jetzt als den Vater seiner Geliebten verehrte, und der nach der Mittheilung seines Onkels sein eigener Vater war! Er war im Begriffe vor jenes Mädchen hinzutreten, das zu sehen er so sehr gewünscht, und indem er jetzt nicht eine Geliebte, sondern eine Schwester finden sollte! Und welch' einen Vater würde er finden? Einen Mann, der seine eigene, legitime Gattin vergiftet, seine, Roberts, Mutter ermordet! Dieser furchtbare Gedanke machte den Jüngling schaudern; es war ja zu gräßlich, ihn zu denken, diesen Gedanken, sein ganzes Sein empörte sich und mit tausend Stimmen rief er sich zu: Es kann nicht sein! — Mit welchen Gefühlen sollte er das ersehnte Haus im Walde betreten, dieses Haus, das so oft in seinen Träumen gelebt und das er oft aus der Ferne still beobachtet; sollte er, sich des Gedankens wegen der Vergiftung entschlagend, hin eilen und an die Brust des Barons stürzen und das süße Wort „Vater!“ lispeln, oder sollte er diesen Mann, seinen Vater, verfluchen und seine arme, gemordete Mutter von ihm zurückfordern? Unter solchen Betrachtungen schritt Robert dahin, und es war natürlich, wenn sein Haupt schwer auf die Brust sank, wenn er für nichts ein Auge hatte und manchen Gruß alter Bekannten unerwidert ließ, die ihm kopfschüttelnd nachblickten. Aber entschlossen war der arme Doktor, fest entschlossen, hinzugehen, gleichviel, welches Endresultat er erzielte, wußte er auch nicht, wie und mit welchen Worten er dem Baron gegenüber erscheinen solle, so wußte er doch, daß er ihn aufsuchen müsse.

Unterdessen war auch Gödden nicht müßig gewesen. Sobald er sich überzeugt, daß der Zustand Roberts nur eine vorübergehende Erschütterung der Nerven sei und ohne weitere Folgen, verließ er das Haus und eilte, begleitet von Franz, nach der nicht allzuweit entfernten Stadt. Dort hatte er eine lange und geheimnißvolle Unterredung mit dem Polizeipräsidenten, der, als Gödden ihn verließ, zwei Gensdarmen commandirte, dem Herrn zu folgen, und diese Gensdarmen hatten einen Verhaftungsbefehl in der Tasche. Als man wieder in A. anlangte, ersuchte Gödden die Polizisten, eine halbe Stunde in einer Schenke des Dorfes zu verweilen, auf seine Kosten zu trinken und gegen sieben Uhr den bezeichneten Arrestanten gefangen zu nehmen. Er selbst ließ sich nun von Franz die Wohnung des Küsters, der auch zugleich Todtengräber war, zeigen und trat daselbst ein, während Franz mechanisch zwischen den Gräbern des Kirchhofes herumspazirte.

Der Küster war ein langer, hagerer Mann mit gelbem Gesichte, kalten Zügen und einem schalkhaften Blicke; er mochte 60 Jahre zählen und versah sein Amt nun schon 35 Jahre in A. Er war so vertraut geworden mit jenem geheimnißvollen Gespenste, das wir Tod nennen, daß er ihn nicht fürchtete, und glaubte, weil er während der langen Zeitdauer so tausendmal den Tod vor Augen gehabt, derselbe könne ihm nichts anhaben. Alle seine Freunde hatte er begraben bis auf wenige Greise, selbst die größte Anzahl derer, bei deren Taufe er assistirte, hatte er vor und nach wieder der Mutter Erde einverleibt, nur er stand noch da, unberührt von der Sense des knöchernen Mannes. Sein einziger Gefährte und Gesellschafter war ein alter Rabe, dessen widriges Gekrächze ihn ergötzte, sowie seine einzige Leidenschaft der Geiz war. Der Todtengräber und sein Rabe, der nach der Versicherung des Verkäufers damals, als sein jetziger Besitzer ihn kaufte, schon 70 Jahre zählen sollte, waren einander in jeder Beziehung würdig, ja, es ließ sich schwer sagen, wer von beiden habgieriger und geiziger gewesen, der Küster oder der Rabe, oder wessen Aussehen finsterer und düsterer gewesen. Der Todtengräber war soeben beschäftigt, seinem Freunde einen Knochen zu entreißen, als ihn das Erscheinen Göddens aufschreckte. Schnell fuhr er in die Höhe, scheuchte den Vogel in die Ecke, rückte sein schwarzes Sammtkäppchen auf dem weißen Haupte zurecht und fragte nach dem Wunsche des Herrn.

„Sie sind der Todtengräber in diesem Dorfe?“

„Zu dienen, mein Herr; auch Küster, wünschen Sie vielleicht die prächtige Kirche zu sehen?“

„Nein, dies weniger, ich habe eine Bitte an Sie?“

„Hm!“ machte der Alte, während er zugleich seinen Kautabak aus der rechten in die linke Backe schob.

„Ich wünsche, daß mir das Grab eines vor acht Tagen Begrabenen geöffnet werde.“

Der Küster riß seine kleinen Luchsaugen erstaunt auf und heftete seinen stechenden Blick unverwandt auf den Fremden.

„Sie wünschen?“ wiederholte er langsam.

„Allerdings — wollen Sie sich der Mühe unterziehen?“

„Hm, haben Sie einen Berechtigungsschein?“

Gödden holte einen Zehnthalerschein aus der Tasche und präsentirte ihn dem Todtengräber.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Einen hohen Begriff von der Verantwortlichkeit der Erzieher verräth auch der Grundsatz der Perser, daß nämlich bis zum 7. Jahre alle Vergehen des Kindes, von da bis zum 15. wenigstens die Hälfte derselben auf Rechnung der Eltern geschrieben werden sollen; dann die Forderung, daß von den vier Pädagogen königlicher Sprößlinge der eine der weiseste, der andere der gerechteste, der dritte der besonnenste, der vierte der muthigste sein solle, daß also sämmtliche vier Haupttugenden durch sie vertreten sein sollen.

Wozu diese Beispiele? Sie sollen uns zeigen, wie viel auf die Persönlichkeit ankommt, welchen Werth man der Persönlichkeit auch bei weniger cultivirten Völkern beilegt und daß, wenn es bei uns an so manchen Tugenden, die die Alten auszeichneten, fehlt, der Mangel an tüchtigen, charakterbildenden Persönlichkeiten Schuld ist.

Alles ist Lehrer bei uns; aber wo sind die Erzieher? Wo sind die Schulmeister im guten Sinne des Worts, die alten Magister und Präceptoren, die Pädagogen, die Knabenführer, die die Knaben wirklich führen, durch Wort und Beispiel sie leiten, die nicht blos zu ihnen reden vom steifen Katheder herab, sondern mit ihnen umgehen, ihnen liebreich nachgehen, Theil nehmen an ihren Freuden und Leiden und so unvermerkt in die zarten Kinderherzen die Keime der Humanität und Pietät pflanzen?

„Gegenliebe", sagt Herder, wird nur durch Liebe, Ehrerbietung, nur durch zuvorkommende Billigkeit, väterliche Treue und sorgsame Achtung erweckt."

Ja, auch die Lehrer sind ihren Schülern, die Eltern ihren Kindern Achtung schuldig.

Schon Juvenal sagt: Maxima debetur puero reverentia (die größte Achtung gebührt dem Knaben). Und von den Engländern erzählt Wiese: Die Erwachsenen haben eine Art von Respekt vor der persönlichen Berechtigung auch schon des Knaben. Sie sind der Ansicht, man müsse dem Zögling Achtung und Vertrauen beweisen, damit er darnach trachte, solches zu verdienen, und damit er es auch erwidere.

Hören wir auch noch eine Stimme aus Nordamerika. In dem Bericht des Schulcomite's aus Manchester in Massachusetts vom Jahr 1840 findet sich folgender Passus: „Napoleon soll einmal zu Madame Campan, einer ausgezeichneten Erzieherin in seinen Diensten, gesagt haben: „„Die alten Unterrichtssysteme taugen nichts! Was fehlt uns, damit die Jugend von Frankreich eine gute Erziehung erhalte?"" — „„Mütter!"" antwortete Madame Campan. Der Kaiser war über diese Antwort betroffen. „„Siehe da,"" sagte er, „„ein Erziehungssystem in einem einzigen Worte!"" Wenn diese Frage, so fahren die Berichterstatter von Manchester fort, an die Mitglieder des unterzeichneten Comite's gerichtet würde, was also bei uns selbst im Gebiete des Volksschulwesens fehle, damit die Jugend von Massachusetts eine gute Erziehung erhalte, sie würden antworten: „Lehrer, solche Lehrer, die ihre Berufsarbeit verstehen, sie hochhalten, sie begreifen und sich ihr vollständig widmen."

Diese Stimme aus der neuen Welt — wollen wir Lehrer in Kirche und Schule sie unbeachtet lassen? Muß sie aber nicht auch ein Stachel sein für die Eltern, ein Mahn- und Warnungsruf an so manchen Vater und so manche Mutter, die das Erziehungswerk der Lehrer nicht nur nicht fördern, sondern oft so recht wissentlich und geflissentlich hemmen? Ich schweige. —

Es ist mir zur Vervollständigung meiner vergleichenden Uebersicht noch Ein Punkt übrig, und zwar ein sehr wichtiger, den ich in möglichster Kürze noch darlegen will; er betrifft unser leibliches Dasein, und da sage ich: Wir sind voraus in der Bildung des Geistes, zurück in der Bildung des Leibes.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Hoffnung, Sorge, Furcht, Verlangen,
Täuschung, Wahrheit, Schwäche, Kraft,
Krieg und Frieden, Lust und Bangen,
Freiheit und Gefangenschaft —
Wer dies Alles gern beschriebe,
Nenn' es kurz und bündig: Liebe!

* Die wilde Dore.

Von J. M.

(Fortsetzung.)

III.

„Einen Brief für die Jungfer Dore!" rief der Postbote eines Morgens in den Hof tretend.

Dore war gerade vor der Hofthür beschäftigt, als der verhängnißvolle Ruf ertönte. Eine glühende Röthe überzog auf einmal ihr ganzes Gesicht und die Augen leuchteten auf, als wäre das Wort des Mannes ein elektrischer Funke gewesen, der in ihnen Wiederhall gefunden hätte.

Zum ersten Male vergaß sie sich selbst und ihre kräftige Beherrschung der Gefühle, sprang sie ganz unwillkürlich empor, mit bebenden Lippen nicht im Stande das Wort zu stammeln, das den Brief verlangte, aber mit kräftigem Rucke des Armes ihn dem Boten entreißend.

Nur einen Blick warf sie auf die Handschrift, dann rief sie entzückt: „Er ist von ihm, ist von Erich — o mein Gott, ich danke dir, du hast ihn für mich erhalten! Jochen, Jochen, hier seht meinen Brief von Erich."

„Schon gut, Dore, laßt mich nur in Ruhe,

Digitized by Google

was scheeren mich Eure Briefe," murrte dieser, der vor der Aussicht, einmal noch vor seinem Ende einem Manne Dore's im Regimente weichen zu müssen, nicht erbaut und deshalb auch über Briefe Erich's, die vielleicht seine baldige Heimkehr zur Hochzeit anzeigten, nicht gerade erfreut war.

Doch Dore achtete nicht auf seine Antwort. Sie hatte den Brief bereits entfaltet und las, las mit leuchtenden Augen und glücklichem Lächeln.

Erich's Brief hatte sich allerdings kein Formular aus einem Liebesbriefsteller zum Muster genommen, aber seine treuherzige, derbe Sprache war der unverfälschte Laut der Natur, welcher ihm aus dem Herzen drang, und Dore verstand denselben und begriff voll den Strom ächter Liebe, welche dieser Brief ihr überbringen sollte.

Zum Schluß kam noch ein erfreulicher Nachsatz. Der Brief kam aus England, wo Erichs Schiff noch an demselben Tage absegeln wollte. Wenn Wind und Wetter günstig blieben, könnte dasselbe nach wenig Tagen bei Arcona vorüberseegeln. Erich gab ihr den Tag nach diesem, an welchem sie seinen Brief erhielt, als den an, wo die Vorüberfahrt bereits wahrscheinlich wäre. Wenn es ihr möglich würde, nach Arcona zu eilen, so könnte sie ihm bei dieser Vorüberfahrt nahe sein. Dann möchte sie ihm als Gruß eine weiße Flagge vom Leuchtthurm zuwehen lassen, er würde ihr darauf vom Schiffe aus ebenfalls einen Gruß senden, den sie nicht verkennen würde.

„Jochen!" rief Dore dem Alten zu, „haben die Seefahrer von England her zu uns guten Wind?"

„Kann gar nicht besser sein," murrte der Alte, der in dieser Frage Bestätigung seiner Befürchtung zu lesen glaubte, „ist der Mosjö Erich der Fahrt schon überdrüssig und kommt wieder?"

„Ach, gäbe Gott, daß es so wäre! Nein, Jochen, er segelt nur bei Arcona vorüber, aber ich will hin, muß noch heute hin und ihm mit weißer Flagge vom Leuchtthurm aus meinen Gruß senden. Die Flagge der Liebe mag wehen! sang des Herrn Pfarrers Schwester in einer schönen Arie, wo auch eine Braut den Geliebten aus der Ferne gewahrt; so will ich es auch machen, und sollte ich auch die ganze Nacht hindurch gehen, erreichen muß ich Arcona mit dem Morgengrauen."

Jochen schüttelte den Kopf und murmelte: „Dummes Zeug!"

Dore achtete nicht darauf, sie war bereits mit der Reisezurüstung beschäftigt und ehe eine Stunde verging, trat sie bereit und mit dem nöthigen Mundvorrath bepackt aus dem Hofe. Dem Jochen hatte sie anbefohlen, Niemandem zu sagen, wohin sie gegangen sei, und so schritt sie leichten Schrittes und heitern Sinnes, wie sie es lange nicht mehr gewesen war, fürbaß, immer am Strande entlang, dessen kühler Luftzug sie etwas vor dem Einfluß der drückenden Hitze bewahrte, welche die Sonnengluth, die sich vom stets im reinsten Dunkelblau strahlenden Himmelsgewölbe niedergoß, bereits seit mehreren Wochen über Rügen verhängte.

Die Liebe und die schönen Gedanken, welche ihr dieselbe durch die stete Erinnerung an Erich brachte, erleichterten Dore die Mühseligkeiten des Weges. Leichtbeschwingt eilte sie auf dem ausgetrockneten Sande entlang, zuweilen selbst durch das seichte Wasser gehend, um in dem leichten Wellenschlage die nackten Füße, welche der heiße Sand verbrannte, wieder zu kühlen.

Als der Abend kam und die Sonne sank, wurden am Himmel dunkelblaue schmale Wolkenstreifen sichtbar, deren Ränder von den Strahlen der scheidenden Sonne vergoldet wurden. Die Sonne versank, es wurde Nacht, die Wolkenstreifen bildeten sich zu Wolkenbergen und ein frischer Wind trieb sie am Firmament herauf. Immer mehr und schwerere Massen drängten ihnen nach, in den höhern Luftschichten schien es stürmisch herzugehen, denn wie düstere Gespenster jagten die Wolken in dunkeln formlosen Fetzen am Nachthimmel umher.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

* Erste Anregung zur Frauen-Emancipation. Gleich bei'm Beginn der französischen Revolution erschien eine „Bittschrift der französischen Damen an die Versammlung der Notabeln", worin verlangt wurde, daß man auch sie an den zu berufenden Reichsständen Theil nehmen ließe. Als Gründe waren geltend gemacht:

1) „ihre Zahl,
2) ihr Einfluß auf alle Männer,
3) der Triumph, den sie über die Feinde der Nation davontragen würden,
4) die Dienste, die sie dem Handel leisten durch den häufigen Wechsel der Mode,
5) endlich ihre Sanftmuth, durch die sie Alles zu versöhnen wüßten."

Jedes Weib oder Mädchen sollte von 15 Jahren an Wähler, und jedes, „das einen Bürger zur Welt gebracht, wählbar sein.

Dreisylbige Charade.

Dreisylbig trägt es Krieg und Brand,
Leid, Kränkung, Schmach durch jedes Land,
Verschwindet von der Erde nie,
Denn immer gibt die Phantasie,
Treibt es Verstand und Herz auch fort,
Ihm noch den letzten Zufluchtsort.
Zweisylbig wird's gerecht und fein,
Des Ersten Gegner immer sein.
Es sagt der Frevler, ob er scharf,
Ob milde es erwarten darf,
Und auch der Künstler fragt bang,
Wie es von seinem Werke klang.
Einsylbig ist es auf der Welt
Ein Jeder; aber Niemand hält
Sich gern dafür, und will's allein,
An und für sich betrachtet sein,
Und wirklich sieht man Keinem an,
Daß er's nur ist, nie mehr sein kann.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Neustettin.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 10. Donnerstag, den 3. Mai **1866.**

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

„Ha!" machte der Todtengräber, und streckte gierig seine Hand nach dem Papiere aus, welches Gödden ihm hinhielt. Seine Hand bebte vor Freude, als er dasselbe berührte.

„Sie wollen?" fragte Gödden.

„Gewiß," versetzte der Alte, „welches Grab meinen Sie?"

„Dasjenige, in welchem die unbekannte Person ruht, die an Gift gestorben sein soll."

„Ha!" machte der Küster nochmals und sein Erstaunen wuchs. „Dieses Grab! Kannten Sie die Frau?"

„Möglich!"

Der Todtengräber nahm einen Spaten aus der Ecke des Zimmers und verließ, ohne weiter ein Wort an seinen Besucher zu richten, mit diesem sein Haus. In einem abgelegenen Winkel des Gottesackers bezeichnete ein frisch aufgeworfener Erdhügel die bescheidene Ruhestätte der unglücklichen Frau; ihr hatte nicht die Hand der Liebe ein Kreuz, ja nicht einmal ein Blümchen gepflanzt. Schweigend begab der Todtengräber sich an die Arbeit, die fast eine Stunde währte, ehe der roh gezimmerte Sarg sichtbar ward, den die vereinten Kräfte des Küsters und Franzens an die Oberfläche förderten. Mit fieberhafter Ungeduld sprengte Gödden den Deckel und ein schwacher Schrei entfuhr ihm, als die darin liegende Leiche sein Blick traf. Er wich einen Schritt zurück und seinen Lippen entfuhr der Ausruf: „Sie ist es!"

Mehr sagte er nicht, sondern beugte sich über die durch das Gift geschwollene und entstellte Leiche und kniete dann neben dem Sarge nieder. Sein Antlitz trug jetzt nicht den Ausdruck der furchtbaren Wuth, vor dem Robert sich entsetzte; Schmerz, tiefer Schmerz war in den Zügen ausgeprägt, und die Lippen murmelten ein stilles Gebet. Zehn Minuten verharrte Gödden in dieser Stellung, ohne ein Glied zu rühren, ohne die Augen von den entstellten, verzerrten Zügen der Leiche abzuwenden, dann erhob er sich langsam, kreuzte die Arme über der Brust und der Blick wurde stier, dann wild, furchtbar; die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und es wäre schwer zu sagen, welches Antlitz in diesem Augenblicke schrecklicher gewesen, das der Verstorbenen, oder das ihres Bruders. Abermals beugte der finstere Mann sich zu der Leiche nieder, ergriff die Rechte der Todten und sprach in feierlichem, markerschütterndem Tone, der Franz und selbst den Küster bestürzt machte: „Emilie, theure Schwester, so finde ich dich wieder! Gemordet von Dem, der dich so namenlos unglücklich machte. Nicht zufrieden damit, daß jener Elende zwanzig Jahre lang dich jeden Tag tödtete, mußte er dir dein trauriges Dasein durch Gift rauben! Ha, durch Gift! Himmel, hörst du es, er, den sie liebte, dem sie Alles opferte, mordete sie! Aber ich schwöre bei dieser heiligen Leiche, bei diesem Grabe, bei dem gerechten Gotte, Emilie, bei deinem Sohne schwöre ich, deinen Tod zu rächen, der Schurke soll nicht ungestraft Verbrechen auf Verbrechen gehäuft haben! Rache!"

Gödden ließ die eiskalte Hand seiner Schwester fahren und wandte sich schnell ab, wie um einen ihn abermals bestürmenden Schmerz zu bekämpfen.

„Alter," sagte er zu dem Todtengräber, „senken Sie diese Leiche vorläufig wieder ein, bis ich ihr eine bessere Stätte graben lasse."

Als er dies sprach, schweifte sein Blick über den Zaun des Friedhofes und traf die Gestalt eines Jünglings, der gesenkten Hauptes über die Straße dahin schritt. Er erkannte Robert und sagte zu Franz: „Bursche, schnell, bitte deinen Herrn hierher!"

Franz flog davon. Als der junge Doktor nach wenigen Minuten auf dem Kirchhofe erschien, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen daselbst seinen Onkel an einem geöffneten Grabe, an einem offenen Sarge. Machte ihn das unerwartete Zusammentreffen mit Gödden an diesem Orte bestürzt, und ließ dessen Gegenwart alle Qualen, die sein Herz belagerten, mit neuer Gewalt vor seine Seele treten, so war aber der Umstand, hier die Leiche einer Frau, die, wie der erste Blick ihm sagte, an Blausäure gestorben war, zu finden, doppelt geeignet, sein Herz mit den düstersten Ahnungen zu bestürmen. Auf einen Wink des Fremden zogen Franz und der Todtengräber sich einige Schritte zurück; es war auch eine heilige Scheu, die sie zurückweichen ließ, denn sie ahnten, daß sie jetzt durch ihre Anwesenheit nicht stören dürften, und wenn sie auch nicht den ganzen und wahren Sachverhalt kannten, so ahnten sie doch, daß der junge

Digitized by Google

Mann in naher Beziehung zu der Todten gestanden haben müsse, und dieses instinktive Gefühl trug den Sieg über eine unzeitige Neugier davon.

Während dessen hatte der Onkel Roberts Rechte ersaßt, und ihn an den Sarg führend und mit der Hand auf die Leiche deutend, sagte er: „Robert, armes Kind, fasse dich! Meine Vermuthung hat sich leider bestätigt; ich ahnte nur zu gut. Diese unglückliche, an Gift gestorbene Frau, an Gift, das ihr der Baron v. Bernon reichte, dieser Leichnam, dessen besseres Ich, dessen Geist uns jetzt umschwebt und seine Hände segnend über dich breitet, war meine Schwester, — deine Mutter! Ich erkenne sie nur zu wohl, und du siehst, daß ich rasch zu Werke ging. Zürne mir nicht, ich mußte so handeln. Konnte ich wissen, daß das Entsetzlichste geschehen, konnte ich diese Bosheit ahnen? Ich habe dir Schmerz bereitet, großen, ewigen Schmerz, aber zürne nicht mir, zürne dem Urheber, den du leider deinen Vater nennen mußt! — Ach, theure, geliebte, jetzt verklärte Emilie, so sollte also dein höchster Wunsch, dein Kind, das du so lange gesucht, zu finden, sich nicht verwirklichen? Du solltest ihn nicht an dein mütterliches Herz drücken? — Nein, dieses edle, gute, liebende Herz hat aufgehört zu schlagen, ist erkaltet auf ewig, und du, armer Sohn, findest nur die halb verwesten Ueberreste derer, die du nie gekannt! Oh, wenn du gewußt, wenn du begreifen könntest, Robert, wie deine Mutter dich liebte, wie Unsägliches sie für dich erduldete, wie gewaltig sie ihren verlorenen, einzigen Sohn liebte! Nie also solltest du den süßen Namen „Mutter" ihr zurufen, ein Wort, nach dem sie sich so sehr sehnte, das sie aber nie hören sollte. Sie eilte, getragen und beflügelt von der grenzenlosesten Mutterliebe, der namenlosesten Sehnsucht hierher, und stirbt durch die Hand ihres treulosen Gatten! Kniee nieder, Robert, kniee nieder an der Leiche deiner Mutter und drücke einen Kuß, den du ihr im Leben nicht geben konntest, auf die kalte Stirn, und ihre Seele wird im Jenseits sich darüber freuen. Bete für sie, denn ein Gebet ist Alles, womit du ihr lohnen, ihr nahe treten kannst."

Der Mann schwieg, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. O, wer dieses Gesicht jetzt gesehen, welcher Maler vermöchte es wiederzugeben! Der größlichste Schmerz, die größte Seelenqual spiegelten sich darin ab; Gödden litt für sich und den Jüngling; neben diesem Schmerze zeigte er eine namenlose Wuth, und zugleich lag in den Zügen ein Ausdruck, als möchte er das Unglück Roberts abwenden, und zugleich auch das Bewußtsein des Unvermögens. Er war ein zweiter Laokoon. Der Sohn aber sank an dem Grabe seiner armen Mutter nieder und leise rieselte eine schwere Thräne über seine Wange. Die Rede seines Onkels hatte ihn mächtig erschüttert, und in seinem Innern raste unendlicher Schmerz. Er konnte nicht zweifeln, daß die vor ihm liegende Leiche die theure Hülle seiner Mutter sei, wenn er sie auch nie gekannt und weiter keine Beweise hatte, die Worte jenes Mannes waren zu überzeugend, sie waren zu sehr der Ausdruck seines innern Schmerzes, als daß Robert hätte zweifeln können, und zugleich sagte es ihm auch ein unnennbares Gefühl, ein heiliger Instinkt, die Kindesliebe rief es ihm laut zu, daß er kniee bei seiner Mutter. Ach, dieses Herz, das durch die heiligsten Bande des Bluts mit ihm verbunden war, das ihn so sehr geliebt, es schlug nicht mehr, die Hände legten sich nicht segnend auf sein Haupt, sie waren kalt, der Blick, der Spiegel der Mutterliebe, war gebrochen, der todte Mund hauchte seinen Namen nicht. Robert weinte, weinend verhüllte er sein Antlitz in seine Hände und sein Herz sprach ein inbrünstiges Gebet.

Endlich erhob er sich, und als wolle er sich ewig diese theuren Züge in sein Gedächtniß einprägen, um nie das Bild aus seiner Seele zu verlieren, heftete er lange und starr sein Auge auf die Todte. Dann wandte er sich plötzlich zu seinem Onkel mit der Frage:

„Und was gedenken Sie jetzt zu thun?"

„Den Tod der Verstorbenen zu rächen; nein, nicht nur ihren Tod, all' ihr Leid, alle ihre Qualen; der Verbrecher und Mörder soll seine Strafe finden."

„Sie werden das nicht thun, Onkel, nein!"

„Was? Jener Schurke soll frei ausgehn?"

„Bedenken Sie, er ist mein Vater!"

„Du darfst ihn nicht Vater nennen, er hat das Recht, dich seinen Sohn zu heißen, dadurch verloren, daß er seine Mutter treulos verließ und eine Andere heirathete."

„Nichtsdestoweniger bin ich sein Kind."

„Ha, bedenke die Qualen deiner Mutter, den Fluch des Vaters, den jener Elende auf sie geladen, ihren Tod, und dann bittest du noch, Robert?"

„Ich bedenke Alles; meine arme Mutter ist todt, sie ist als sein Opfer gefallen, aber sie hat im Jenseits ihm verziehen; ich bedenke auch, daß seine Tochter dasjenige Wesen ist, welches ich mehr liebe, denn Alles, mehr als mich selbst, und daß ihretwegen, um ihr Leid und Schmach zu ersparen, dem Vater verziehen werden muß."

„Wie? Unglücklicher, dieses Mädchen, diese Frucht der Bigamie, liebst du? Deine Schwester? Das Kind deines eigenen Vaters, wenn sie auch eine Andere Mutter nennt?"

„Ich weiß, daß ich sie nicht mehr in derselben Weise lieben darf wie bisher, aber um der Geschwisterliebe willen beschwöre ich Sie —"

„Es ist zu spät! Das Gericht hat die Sache schon in Händen, und die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben."

„Nun, so muß ich zu Agnes und sie auf das Entsetzliche vorbereiten, damit nicht ein plötzlicher Schreck sie tödtet." Mit diesen Worten eilte Robert davon.

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

* Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Daß das Wort Bildung in der Regel nur vom Geiste gebraucht wird, besonders in seiner passiven Bedeutung, wo es nicht die erst noch werdende, sondern die bereits gewordene Bildung bezeichnet, ist mir nicht unbekannt. Aber ich habe meine Gründe, warum ich es auch vom Leibe gebrauche. Denn auch der Leib hat Kräfte, die harmonisch ausgebildet werden sollen; auch der Leib gehört mit zu dem, was den Menschen vor den Thieren auszeichnet und was ihn zu einem Ebenbilde Gottes macht. Darum die apostolische Ermahnung: „Preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes." — Wie es nun nicht wohl bestritten werden kann, daß unsere geistige Bildung in Folge der vielen Unterrichtsanstalten und Unterrichtsmittel eine allgemeine ist, wenigstens eine viel allgemeinere als die des Alterthums, so läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß wir in Beziehung auf leibliche Ausbildung noch gar weit zurück sind.

Was im Anfang unseres Jahrhunderts durch Gutsmuths, der der Sache der Leibesübungen überhaupt den ersten eigentlichen Anstoß gab, und durch Jahn, der die alte Gymnastik unter dem Namen der Turnkunst bei uns einführte, geschehen ist, verdient unsere ganze und volle Anerkennung. Auch das verdient Anerkennung, was in der neuesten Zeit durch Private wie durch Regierungen in einzelnen Ländern zur Hebung des Turnwesens geschehen ist. Aber die Bildung des Leibes ist bis jetzt noch keine allgemeine, keine von Oben her geregelte, keine Allen zugängliche, keine als nothwendig anerkannte; wie wohl sie gerade in unserer Zeit, wo die geistige Kraft der Jugend durch die Uebermasse des Lernstoffs mehr als je in Anspruch genommen wird, und wo in Folge der Uebercultur eine wahrhaft Schrecken erregende Verweichlichung auch die untersten Volksklassen ergriffen hat, zu einem doppelt fühlbaren Bedürfniß geworden ist.

Ein Bedürfniß nicht blos für die Knaben, sondern auch für die Mädchen! Denn auch den Mädchen thut Gewandtheit, Gelenkigkeit und Kraft des Leibes Noth, und wenn man ihre Zukunft in's Auge faßt, fast noch mehr als den Knaben. Die Vortheile oder Nachtheile der Erziehung zeigen sich nicht sogleich, sondern gewöhnlich erst im spätern Leben; auch der Dank für eine gute, natur- und zweckgemäße Erziehung kommt gewöhnlich erst im spätern Leben, und wie schön, wenn der Dank einer bis in's Alter frischen und gesunden Mutter noch erhöht wird durch den Blick auf einen lieblich blühenden, frischen Kinderkranz!

„Jede Leibesübung", sagt Schleiermacher „ist auch Geistesübung." „Wer die Natur nicht mehr verträgt, den verträgt auch die Natur nicht mehr", sagt eine der geistreichsten Schriftstellerinnen über die Erziehung des weiblichen Geschlechts, welche noch mit Pestalozzi an dessen Erziehungs-Institute zu Yverdun zusammenwirkte, Rosette Niederer. „Geistesbildung", sagt diese weiter, ohne Körper- und Gemüthsbildung verliert Wahrheit, Kraft und Geltung."

Jahn erklärt ausdrücklich, daß die Leibesübungen auch von Märchenschulen nicht ausgeschlossen bleiben, sondern nur mäßig und weiblich getrieben werden sollen.

Leibesübung und Leibesbildung ist ferner, man mag dagegen sagen, was man will, auch ein Bedürfniß für die Jugend auf dem Lande. Ich will nicht von der Ungelenkigkeit und Steifheit der Rekruten reden, die vom Lande kommen, und die so manchen armen Korporal fast zur Verzweiflung bringen; aber daß von den zur Conscription einberufenen jungen Männern nicht selten die Hälfte ja oft darüber als zum Waffendienst untauglich zurückgewiesen werden muß, ist das nicht ein Beweis von abnehmender Körperkraft, und wird man da noch in Abrede stellen können, daß auch hier positive Einwirkungen und Veranstaltungen für die Pflege und Bildung des Leibes geboten scheinen?

(Fortsetzung folgt.)

---

* Die wilde Dore.

Von J. M.

(Fortsetzung.)

Dore wurde allmählig ängstlich. Nicht für sich, sie fürchtete die Elemente nicht und wußte, daß sie auch vor der Fluth der unruhig werdenden See sich bergen konnte: aber für Erich, dessen Schiff vielleicht nicht mehr fern der Insel war, und wenn das Wetter sich zum Sturm gestaltete, in Gefahr gerathen konnte.

Sie beschleunigte ihre Schritte, ihr Ziel war nicht mehr fern, und das Licht auf dem Leuchtthurme von Arcona diente ihr als sicherer Wegweiser. Aber je mehr sie eilte, um so mehr schien sich auch das Wetter beeilen zu wollen.

Düsterer und düsterer zog es sich am Himmel zusammen. Blitze zuckten wie beutelüsterne Schlangen aus den schwarzen Wolkenmassen, der Donner brüllte grausenerregend und nun entfesselte sich auch ein Sturm, dessen Heulen das Herz erbeben machte und der die Wogen aufwühlte, daß die vor Kurzem noch so sanften, kindlich spielenden zu Ungeheuern wurden, die riesengroß herbeirollten und mit offenem Höllenrachen Alles zu verschlingen drohten . . .

Unter dem gewaltigen Toben des Sturmes, tödtlich erschöpft, und vom Regen durchnäßt, der in offenen Strömen niedergoß, langte Dore in Arcona an.

Der Strand war mit Menschen besäet, die in das Meer hinausschauten, das einem brausenden

Digitized by Google

Gischt glich, der bis zum tief niederhängenden Firmamente hinanreichte.

Das Licht des Leuchtthurms flackerte blutigroth durch die Nacht und drohte, trotz seiner Schützung vor dem gewaltigen Athem des Sturmes, zu erlöschen.

Gerade als Dore an den Strand kam und mit angstgepreßter Seele den starren Blick hinausrichtete in die Wuth der Wogen, die einen grausenweckenden Anblick darbot, blitzte es draußen auf. Doch schien dieser Blitz nicht aus den Wolken oben, sondern unten aus der Tiefe der Fluthen zu dringen — ein dumpfer Donner rollte ihm nach, wie mahnend zum Strand herüber.

Zugleich gewahrte Dore, da wo der Blitz aufgezuckt war, ein Licht, welches sich nicht bewegte.

Die Tochter des Strandes stieß einen Schreckensruf aus, sie hatte den Blitz und Donner jetzt begriffen, verstand auch das Licht!

„Um Gotteswillen, Mann, was ist das? redete sie einen alten, verwitterten Seemann an, der ganz in Oelleinwand gekleidet, die Lederkappe über den Kopf gezogen und trotz Nacht und Graus die kurze Pfeife im Munde am Strande stand und bewegungslos in die Tiefe hinaus sah.

„Ein Schiff, Jungfer!" antwortete er kurz, ohne sich zu rühren.

„Und in Noth?" frug sie angsterfüllt.

„Das weiß Gott, sie sitzen fest und haben schon zweimal geschossen. Lieber Gott, die Stelle kenne ich, da hilft kein Schießen. Wir können nicht hinaus, sie nicht herein; wenn sie sich nicht im Schiffe halten können, bis der Sturm vorbei ist, so sind sie verloren. An der Stelle wurde im Sturm noch nie ein Mann gerettet."

Dore hatte genug gehört. Sie rannte am Strande entlang, weinte und fragte die rathlos Umherstehenden.

Dieselbe trostlose Antwort wurde ihr überall.

„Es ist ein Schiff von England herüber", hieß es, „es wurde am Abend schon in der Ferne gesehen und muß herangetrieben worden sein. Die Macht des Sturmes wird ihre Kraft überragt haben, denn unsere warnenden Feuer müssen sie doch gesehen haben."

Der Sturm wüthete weiter. Seine Gewalt schien zu wachsen, statt sich zu brechen. Es war, als ob die Hölle losgelassen sei, und die Leute am Strande, welche aushielten im Wetter, konnten sich kaum aufrecht erhalten vor seiner Gewalt.

Unter ihnen befand sich Dore.

Sie zweifelte nicht daran, daß es Erich's Schiff sei, welches sie dort in Noth sah. Es stimmte ja mit der Zeit. Und die Noth auf demselben mußte steigen, denn noch mehrmals wurden Nothsignale gelöst und Laternen mit blutrothen Lichtern an den Masten aufgehängt, die von der Gefahr zu erzählen und Hilfe, Rettung zu fordern schienen.

„Unmöglich!" sagten die ältesten Seeleute kalt, die Dore zu retten beschwor, „jeder Versuch, da hinaus zu fahren, wäre bei dieser Brandung sicheres Verderben, wie auch jeder von ihnen draußen, sich mit Booten hereinzuretten. Wenn das Schiff den Sturm aushält, so sind sie gerettet, zertrümmert er es, so sind sie Alle des Todes."

Der Morgen brach an und die Scene erhellte sich ein wenig. Das Wetter wüthete ungebrochen weiter. Furchtbar war der Anblick des empörten Meeres, vor dessen Anprall der Leuchtthurm selbst jeden Augenblick in Gefahr schien, zu erliegen.

Draußen gewahrte man das Schiff; kaum eine halbe Meile vom Strande entfernt, saß es fest und bot bereits den trübseligsten Anblick der Verwüstung. Jede neue Wogenmasse schien neue Stücke von ihm loszureißen.

Trotzdem erkannte Dore mit ihrem scharfen Fallenblick sofort den englischen Schooner, auf welchem Erich diente.

„Sie setzen ein Boot aus", sagte einer der beobachtenden Seeleute, „das Schiff kann jeden Augenblick in Trümmer gehen."

„Ein Boot?" fragte der Alte, welcher schon vorher geredet, „dann sind sie verloren."

Er zog seine Lederkappe vom Haupte, daß der Sturm unbehindert mit dem langen weißen Haar spielte, und betete laut ein Vaterunser.

Dore sank neben ihm auf die Kniee nieder. In der Todesangst und Verzweiflung erhob sie ihre Stimme mit der des Greises zum Gebet.

Draußen schwankte ein schwerbemanntes Boot vom Schiffe ab und der Uferbrandung zu. Glaubten die Unglückseligen an ein Wunder oder konnten sie die Gefahr noch nicht sehen, deren Furchtbarkeit der hochaufspritzende schneeige Gischt verrieth?

Die Leute am Strande beobachteten jede Bewegung des Bootes mit athemloser Spannung.

Da rollte ein Sturmstoß mit furchtbaren Sturzwellen heulend und grollend heran — das Schiff zerbarst inmitten und sank nach zwei Seiten hin in die begehrlichen Wogen — das Boot war verschwunden.

Ein Schrei von drüben, der die empörten Elemente übertönte, ein Schrei der Verzweiflung am Strande — vorstürzend brach Dore bewußtlos zusammen.

„Gott schenke ihnen den ewigen Frieden!" betete der Greis. (Schluß folgt.)

Räthsel.

Was die Menschheit duldet,
Ward durch mich verschuldet;
Aber umgedreht
Bin ich fromm Gebet.

Auflösung der dreisylbigen Charade in Nr. 9:
„Vorurtheil — Urtheil — Theil."

☞ Das uns gestern anonym zugekommene Gedicht für's Plauderstübchen kann nur dann aufgenommen werden, wenn uns der Verfasser seinen Namen angibt, indem wir anonyme Einsendungen grundsätzlich ignoriren.

Die Red. des Plauderstübchens.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 11. Sonntag, den 6. Mai **1866.**

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

Gödden kehrte zu den Polizeidienern zurück und gab ihnen die Instruktion, nach einer halben Stunde unbemerkt in das Haus des Barons einzudringen und den Delinquenten zu verhaften. Er habe sich von der Wahrheit seiner Angaben nun überzeugt, wolle aber zuerst eine persönliche Unterredung mit dem Baron herbeiführen.

Unterdeß war der junge Doktor, begleitet von seinem treuen Diener, in den Birkenwald geeilt, den zu betreten er so sehnlichst verlangt, und den er jetzt mit so schwerem Herzen betrat. Er mußte sich Gewalt anthun, um seine Fassung nicht zu verlieren, um überhaupt sich noch aufrecht zu erhalten. Vor seinen Blicken stand fortwährend das Bild seiner gemordeten Mutter, und der Gedanke, daß diese gute, liebende Mutter von dem Manne gemordet sei, welcher der Vater seiner Geliebten, ja sein eigner Vater war, erfüllte ihn theils mit der bittersten Wuth, theils mit dem größten Schmerze. Wuth und Schmerz kämpften mit ihm so gewaltig, daß er selbst nicht wußte, welche der Leidenschaften die Oberhand behalten würde, und nun trat, um den armen Robert vollständig unglücklich zu machen, zu den beiden sich bekämpfenden Elementen noch ein drittes, nicht minder schrecklich und marternd, das Bewußtsein seiner verlorenen Liebe. Drei Bilder waren es, die ihn einzig und allein beschäftigten: Sein Vater, den er verachten mußte, seine todte Mutter in dem Sarge, und Agnes, das edle, gute Mädchen, das er so tief liebte und nicht lieben durfte! Was sollte er Agnes sagen, mit welchen Worten der sie hintreten, wie ihr das Schreckliche enthüllen? Er wußte es nicht, er traute sich nicht die moralische Kraft zu, vor Agnes zu erscheinen und ihr zu sagen, was er kaum denken konnte, ohne vor Schmerz und Erbitterung zu zittern, und doch mußte er diesen Schritt thun, wie schwer er auch war.

Fräulein v. Vernon hatte in der fieberhaftesten Aufregung die Stunden dieses verhängnißvollen Nachmittags gezählt. Jede Minute schien ihr eine Ewigkeit, die Zeit so träge. Aber eine Stunde nach der andern verging, ohne daß Robert erschien. Er hatte verheißen, bestimmt zu erscheinen, und sie wußte, daß ihr Geliebter stets Wort hielt, aber er wollte nicht kommen. Sollte etwas vorgefallen sein? Sie ahnte, daß ein ungewöhnliches Ereigniß Robert hindern müsse und schrieb die Zögerung dem Umstande zu, daß plötzlich ein Verwandter eingetroffen sei, wenn sie auch den wahren Sachverhalt nicht im Mindesten ahnen konnte. Ihre Gesellschafterin Elise ging mit ihr alle möglichen Chancen durch und suchte ihre Freundin nach Kräften zu beruhigen, allein wer vermag dem Herzen Trost einzusprechen, wenn es selbst sich nicht trösten kann, wenn es in der höchsten Erwartung und der größten Sehnsucht so bitter getäuscht wird. Endlich, es war gegen sieben Uhr Abends, und die langsam in die goldigen Wolken des Westens sich bergende Feuerkugel der Sonne färbte die Gipfel der Bäume purpurn, endlich gewahrten die beiden Mädchen, welche noch immer, wenn auch mit schwacher Hoffnung, am Fenster standen und ihren Blick über den Weg schweifen ließen, der nach A. führt, den Burschen des Ersehnten, Franz, der mit schnellen Schritten sich dem Hause nahte.

Eine flüchtige Röthe deckte die Wangen des Mädchens und sein Herz klopfte stürmischer; ihr ahnte Unheil, denn daß Robert nicht selbst kam, hatte eine schlimme Bedeutung in Agnes Augen. So wie sie des Boten ansichtig ward, schlüpfte sie ohne an Elise ein Wort zu richten, aus dem Zimmer und glitt die Treppe hinab, dem Kommenden entgegen. Im Flure stieß sie auf Franz. „Nun?“ fragte sie mit ängstlichem Blicke.

„Herr Robert läßt Sie bitten, ihn an jenem Busche, wo ein Seitenpfad nach D. führt, auf einige Augenblicke zu sprechen.“

„Ist er hier? Ach, weßhalb kommt er nicht hierher?“

Franz blickte verlegen drein und stotterte: „Ich weiß es nicht.“

„Gut, ich komme.“

Agnes nahm rasch Hut und Mantel und eilte an den kaum fünfzig Schritte von dem Hause entfernten ihr bezeichneten Ort. Ihr Tritt war leise, sehr leise, ihr Fuß schien kaum den Boden zu berühren; leicht wie eine Gazelle schwebte sie über den mit Moos bedeckten Boden dahin. Sie stand plötzlich vor Robert, allein er hatte sie nicht bemerkt, ja, er schien nicht einmal ihrer Ankunft mit der Sehnsucht entgegen zu sehen, die doch den Liebenden eigen sein sollte, er erhob kein Auge, son-

Digitized by Google

dern stand da, das Haupt gesenkt und in düsteres Hinbrüten versunken. Agnes betrachtete ihn erstaunt einige Augenblicke, ihr Herz schlug höher, als sie sah, daß Robert so kalt, so theilnahmlos, so unempfindlich dastehen konnte, während er doch wußte, daß sie nahen werde. Franz war verschwunden, wenigstens konnte Agnes ihn nicht erblicken. Sie fühlte sich verletzt, gekränkt und beleidigt von dieser Kälte, und schon wollte sie sich unbemerkt in das Haus zurückschleichen, als der Gedanke sie zurückhielt, Robert muß etwas Ungewöhnliches passirt sein, er ist traurig.

Leise trat sie zu ihm heran und indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte, hauchte sie zitternd seinen Namen.

Wie aus einem schweren und bösen Traume erwachend, fuhr der Doktor in die Höhe, sein Auge traf die schlanke Gestalt der Geliebten, und ein schmerzlicher, tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Ihre Blicke trafen sich, es war ein voller, vielsagender Blick; es war nicht ein Blick, der von Glück und Freude strahlt, der das Entzücken über das ersehnte Wiedersehen ausdrückt, ach, es lag so viel Schmerz, ein so unendlicher Gram in Roberts Auge, daß Agnes betroffen zurückwich.

„Robert, lieber Robert, was ist dir?" fragte sie bebend.

Der junge Mann streckte seine Arme aus, wollte auf das Mädchen zueilen, doch wie von einer unsichtbaren Hand erfaßt, blieb er stehen, verhüllte sein Antlitz in beide Hände und weinte bitterlich. Auch Agnes weinte, sie wußte nicht warum; sie weinte, weil Robert weinte. Robert suchte mit aller Gewalt seine Fassung zu gewinnen, er schämte sich fast seiner Thränen und entschlossen sie wegstreichend und Agnes Hand erfassend, sagte er:

„Agnes, gute Agnes, welches Wiedersehen! nicht wahr, ein recht schmerzliches; ich bin unglücklich, elend, — und du, ach! — darf ich dir mein Leid offenbaren, darf ich dein Herz brechen?"

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" flehte das Mädchen.

„Siehe, Agnes," fuhr der junge Mann jetzt ruhiger und gefaßter fort, „wenn das menschliche Herz von Gram und Leid gepreßt und zermalmt wird, dann thut es unendlich wohl, ein liebendes Herz zu wissen, dem man sein Leid offenbaren kann, das mit uns leidet, der Schmerz ist getheilt, er drückt nicht mehr mit der vollen Wucht, ja, dies ist ein Trost, ein Balsam, — aber einen Schmerz zu tragen, der auch das Herz, dem man ihn vertraut, mitbrechen muß, ohne daß er die eigene Qual lindert, das ist doppelter Schmerz, doppeltes Leid, ein liebendes Herz mitzubetrüben, o, es ist Sünde!"

„Aber so sprich doch, Robert, erkläre dich," drängte Agnes; „bist du unglücklich, so vertraue mir, ich theile dein Unglück; ich bin es ja, deine Agnes, mit der du sprichst! Aber diese Zweifel, diese Ungewißheit, sie sind peinigender als die herbste Gewißheit. Theile mir also deinen Kummer mit, sprich."

„Ach," seufzte der Doktor, — „ja, ich will sprechen, ich muß sprechen, nur von mir sollst du Alles erfahren, damit nicht ein Anderer dich mit der Nachricht tödtet."

„Mein Gott! Robert, wie du sprichst, fasse dich!"

Schweigend nahm der junge Mann die Hand des Mädchens und den Seitenpfad durch den Birkenwald einschlagend, führte er sie eine Strecke weiter. „Ich schrieb dir," hub er nach einer düstern, bangen Pause an, „daß ich Jemand aus meiner Familie gefunden. Es ist mein Onkel, der Bruder meiner Mutter." — Er stockte.

„Und?" fragte Agnes, als Robert schwieg.

„Und ich habe meine Mutter gesehen?"

„Wie, ist sie hier im Dorfe?"

„Nein, auf dem Kirchhofe fand ich sie. — Erinnerst du dich, Agnes, jener fremden Frau, die vor zehn Tagen in eurem Hause plötzlich starb, — an Gift," fügte er schaudernd hinzu.

„Was soll die?" fragte das Mädchen von einer schrecklichen Ahnung befallen.

„Diese Unglückliche war meine Mutter!"

Ein lauter Schrei zitterte auf Agnes Lippen und ein kalter Schauer des Entsetzens durchrieselte ihre Gebeine.

„Deine Mutter?" stammelte sie.

„Ja; aber dies ist nur der Anfang meines Unglücks; höre mich zu Ende. Weißt du, wer mein Vater — nein, nein, so darf ich nicht sprechen; kennst du den Gatten meiner verstorbenen Mutter?"

Agnes starrte den Jüngling betroffen an.

Aber sich plötzlich besinnend und gleichsam fürchtend, die gestellte Frage beantworten zu müssen, unterbrach sich Robert und indem er die Hand seiner Geliebten fahren ließ und einen Schritt zurücktrat, sagte er mit leiser, zitternder Stimme: „Agnes, wir dürfen uns nicht mehr lieben."

„Was?" — fragte leise das Mädchen, jetzt ebenfalls zurückweichend, wir dürfen was nicht mehr?"

„Uns nicht mehr lieben! — O, Agnes, dieser Schmerz, dich zu betrüben, in diesem Worte liegt mein Tod!"

„Ha! ich verstehe!" rief jetzt Agnes lauter und fing an, bitterlich zu weinen.

Robert konnte nicht antworten, ihm selbst traten die Thränen in die Augen und er wandte sich ab, um sie zu unterdrücken.

„Warum quälst du mich?" fragte Agnes nach einer Pause, „warum hälst du zurück? Ich verstehe dich, du liebst mich nicht mehr, du hast eine Andere gefunden, —"

„Agnes, Agnes!" rief Robert bittend die Hände faltend, „bei unserer reinen Liebe beschwöre ich dich, tödte mich nicht mit diesen unverdienten, bitteren Worten!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Zunehmende Geistesbildung ohne entsprechende Leibesübung ist Unding, ist Unsinn, ist ein in seinen Folgen höchst verderblicher Irrthum und Wahn! Man sieht das wohl ein, möchte auch Abhilfe leisten, aber zur Abhilfe fehlt, wenigstens in unsern deutschen Landen, noch der rechte Ernst.

Ein guter Anfang für die leibliche Ausbildung ist in Nordamerika gemacht. In den dortigen neuerbauten und sehr zweckmäßig eingerichteten Schulhäusern befinden sich nicht selten bedeckte und geschlossene Spielhallen, um auch bei ungünstiger Witterung den Kindern heilsame Bewegung möglich zu machen. Zur Uebung der Kraft und Gewandtheit ist gesorgt durch eiserne Kugeln, durch Schaukeln und andere Spielapparate. — Solche Geräthe und Vorrichtungen ließen sich auch bei uns ohne viele Mühe und Kosten herstellen. Ueberdieß lassen sich die meisten Uebungen der Kinder vom 6. bis zum 12. Lebensjahre ohne Geräthschaften ausführen. Geh-, Steh-, Lauf- und Springübungen sind da die Hauptsache. Aber die Uebungen selbst müssen in einer gewissen Ordnung, im Takt und auf Commando geschehen, und dazu gehört ein sachverständiger, williger und kinderfreundlicher Lehrer und hinlänglicher Raum. — Aus alle dem, was wir bisher durch Vergleichung der alten und neuen Zeit gefunden haben, geht hervor, daß wir Nichts mehr zu fürchten und darum auch mehr zu vermeiden haben, als die Ueberbildung, welche in Ueberladung mit Kenntnissen und die Verbildung, welche in falscher Aneignung der Kenntnisse besteht. Der bloße Besitz von Kenntnissen gibt noch nicht das, was man unter eigentlicher Bildung versteht. Es kann Einer recht viel wissen und ist noch kein Weißmeister oder Gelehrter, und es kann Einer recht viele Kenntnisse haben, und ist noch kein Gebildeter.

Ja die Uebertreibung des Wissens, die Ueberladung mit Kenntnissen, die forcirte Bildung muß früher oder später in ihr Gegentheil umschlagen, wie Roth in einem Aufsatz über die Principien ganz trefflich bemerkt, „das Wissen sei in unserer Zeit im Steigen, die Bildung im Abnehmen.“ Ueberbildung und Unbildung berühren sich.

Ich kann Ihnen das an einem recht in die Augen fallenden Beispiel aus der Naturwelt nachweisen. Es gibt, wie eine Cultur des Geistes, so auch eine Cultur des Ackers, des Bodens, eine Agricultur. Diese hat in unsern Tagen große Fortschritte gemacht, aber sie hat sich in manchen Ländern überstürzt, ist zur Ueber-Cultur geworden und hat als solche unendlichen Schaden gebracht, wie man jetzt hie und da einzusehen beginnt.

Die Ueber-Cultur des Bodens rottet, um der wachsenden Bevölkerung Raum und Nahrung zu verschaffen, Bäume und ganze Wälder aus und ruft dadurch Wassermangel, Dürre, Schwindsucht für Felder und Lungen hervor;

Die Ueber-Cultur des Geistes rottet, um der immer noch anschwellenden Fluth von Unterrichts-Forderungen zu genügen, die köstlichsten Einzel-Anlagen aus, verdirbt ganze Schulen, raubt Zeit und Kraft zu freier, frischer Selbstentwicklung, macht oberflächlich und seicht und ruft durch Ueberspannung zuletzt Erschlaffung, Hektik, Blässe nicht blos im Gesicht, sondern auch im Charakter hervor.

(Schluß folgt.)

---

* Die wilde Dore.

Von J. M.

(Schluß.)

IV.

Als der Sturm vorüber war, warf die Brandung Schiffstrümmer und die Leichen der Ertrunkenen miteinander an den Strand.

Dore erkannte die Erich's sogleich. Sie warf sich über sie und küßte in stummem Jammer die bleichen Lippen des Geliebten, die den harten Stempel des Todeskampfes trugen.

Die Fischer von Arcona fühlten Mitleid mit ihrem Schmerz und versuchten sie zu trösten. Sie schüttelte traurig den Kopf und wies jeden Trost zurück, nur daß man sie mit der Leiche in einem Boot nach Mönchgut fahren solle, bat sie und versprach reichen Lohn dafür.

Erst wollte sich Niemand zu diesem Dienst verstehen, denn eine Leiche am Bord soll dem Seemann Unglück bringen; endlich aber rührte des Mädchens trauervolle Miene einen alten Matrosen und er versuchte es in Gottes Namen.

Nach dem Sturme war es wieder dasselbe schöne Wetter geworden wie vorher und unter hellem Sonnenschein landete das Boot mit Erich's Leichnam am Mönchguter Strand.

Neben dem Vater Hansen ließ die wilde Dore die Leiche des theuren Jünglings bestatten und pflegte das Grab, welches sie mit Blumen schmückte, mit Sorgfalt und Liebe.

Aber sonst war sie anders geworden. Der furchtbare Todesfall hatte nun wirklich ihrem Geist geschadet. Sie lebte nur noch in sich und für den Todten, nicht mehr nach außen.

Tagelang wanderte sie in der Einsamkeit umher und die ganze Strandgegend von Mönchgut bis nach Arcona hinauf bildete das Revier für ihre Träumereien. Oft sah man sie irgendwo gedankenvoll sitzen, lesend, schreibend oder auch nur wie abwesend in die See hinaus starrend. Oftmals fand man Gedichte, rührende Liebesklagen einer schmerzzerrissenen Seele, auf Erich's Grabe; viele Blätter warf sie auch in das Meer und sah zu,

Digitized by Google

wie die zurückprallenden Wellen sie mit sich fortrissen. Erich sollte das Alles bekommen, das sahen selbst die einfachen Leute am Strande ein, aber in ihren Träumen verwechselte sie oft sein stilles Kirchhofsbett mit dem feuchten Meeresgrunde, in welchem er den Tod gefunden hatte.

Die wilde Dore war eine Art Gespenst der Insel. Bald hier, bald dort wurde sie gesehen, aber man fürchtete sie nicht, sondern beklagte sie nur, und sie entfloh, sobald sie einen Menschen gewahrte.

Allein wollte sie sein, allein trauern und weinen um den Verlust ihres kurzen Liebesglückes, das zugleich ihr Lebensglück gewesen war.

So ging es einige Jahre lang. Jochen verwaltete fort und fort ihr Erbe, welches herrlich und reich erblühte, Dore kümmerte sich nicht darum und schien gar nichts mehr von der Wirthschaft zu wissen. Jochen hingegen ließ wieder sie gehen und fragte nicht, was sie trieb, ja wußte nicht einmal, wenn sie im Hof anwesend war.

Im Sommer wurden ihre Streifpartien immer länger, und da sie sich meist am Strande aufhielt, so fürchteten die Leute immer, daß ihr einmal ein Unglück widerfahren möge.

So war sie eines Tages wieder hinausgegangen. Ein Fischer hatte sie noch gegen Abend unfern der Stubbenkammer gesehen, auf einem großen Steine sitzend und lesend. Das Wetter war nicht ganz geheuer und düstere Wolken bildeten die ersten Anzeichen eines nahenden Sturmes. Der Fischer hatte Dore vor dem Wetter warnen wollen, daß sie den hier während eines Sturmes von den Fluthen bespülten Strand verließe, aber sie entfloh bei seinem Nahen wie ein scheues Wild, und der alte Mann vermochte sie nicht einzuholen.

Ueber Nacht kam der Sturm mit rasender Wuth und hauste bis in den Tag hinein.

Dore wurde nach demselben nicht wieder gesehen und einige Tage später spülten die Fluthen bei Arcona ihren Leichnam an den Strand.

Jetzt ruht sie in Frieden auf dem kleinen Mönchguter Friedhof neben dem Geliebten, und einige mitleidige Frauenherzen schmücken alljährlich mit einfachen Blumenstöcken die Gräber Erich's und der wilden Dore.

„Grenzstein des Lebens, doch nicht der Liebe", steht mit schwarzen Buchstaben auf dem einfachen Grabstein, welchen Jochen auf Veranlassung des Pfarrers an den Gräbern der Liebenden hat errichten lassen.

Verschiedenes.

* Gruß an die Sonne. Der spanische Gesandte ..... hatte sechs Monate in London zugebracht, in welcher Zeit er vergeblich auch nur nach einem Sonnenstrahl spähte, da die britischen Nebel vorzugsweise ihre dichten Schleier über die Themsestadt eigensinnig und anhaltend ausgebreitet hatten. Einigen seiner Landsleute, bewilligte er eine Audienz, und als diese, sich verabschiedend, ihn um seine Befehle für sein Vaterland ersuchten, reichte er ihnen die Hand mit der Bitte: „Versichern Sie dem Könige meine Ehrfurcht, und grüßen Sie die Sonne, wenn Sie ihrer ansichtig werden!"

* Die ominöse Dreizehn. Eine Lady fragte neuerdings in England den Dr. Kitchener, Verfasser einer humoristisch-philosophischen Abhandlung über Kochkunst, ob er es nicht für unglücklich hielte, zu Dreizehn zu Tische zu sitzen. „Gewiß, Madame", antwortete diese große gastronomische Autorität: „sehr unglücklich, wenn nur Speisen für Zwölf da sind!"

* Originalität. Es hat wohl kaum eine so eigenthümliche Art zu componiren gegeben, als diejenige des großen Meisters Gluck, welcher sein größtes Entzücken und das beste Gelingen seiner Compositionen dadurch erlangte, daß er sein Fortepiano im Freien auf eine Wiese stellte und so bei einer Flasche Champagner seine unsterblichen Werke: Iphigenia und Orpheus schuf.

Sprüche.

Klage nicht, daß nur so selten
Dir die Menschen Wort gehalten,
Und sich darum nicht dein Leben
Will nach Wunsch und Werth gestalten.

Frage dich, wenn du auch nimmer
Andern je dein Wort gebrochen,
Ob du immer treu vollbrachtest,
Was du selber dir versprochen?

Sage nicht um andrer Schwächen,
Liebe dich in weiser Duldung;
Aber streng und unerbittlich
Wahre dich vor Selbstverschuldung.

Leidenschaft gleicht raschen Pferden
Die leicht scheu und flüchtig werden
Willst du nicht gefährdet sein,
Laß ihr nie die Zügel schießen!
Uebermaß bringt nie Gedeih'n;
Weisheit schränket beim Genießen
Stets auf's rechte Maaß sich ein.

Mehr liebt, wen Eifersucht entflammt,
Doch besser liebt, wer sie verdammt.

Räthsel.

Ich werde geschmiedet in heiterm Glück
Und komme doch oft nicht zu Stande.
Ich werde entworfen und werde vollführt
Zu herrlicher Zierde dem Lande.

Und wiederum werde von kundiger Hand
Ich häufig mit Fleiß aufgenommen;
Und endlich, bist Sommers du häufig gewiß
Zu mir, der ich grünte, gekommen

Auflösung des Räthsels in Nr. 10:

„Eva — Ave."

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 19. Donnerstag, den 10. Mai **1866.**

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

„Ha, Agnes," fuhr Robert fort, „wie wollte ich dich lieben, dich ewig lieben, — wenn ich dürfte!"

„Dürfte?" Aber, Robert, so erkläre dich doch! Hat der Onkel dir abgerathen, bin ich deiner nicht werth?"

„Agnes! sprich nicht so, sonst zweifle ich, daß du mich kennst, denn du mußt wissen, wie innig ich dir zugethan bin; nein, höre mich an, ich muß es dir sagen, weil du es ohnehin erfahren würdest. Die Nothwendigkeit, welche ewige, unübersteigliche Schranken unserer Liebe setzt, die unsere reine Herzensliebe nicht aufhebt, sondern ihr nur eine andere Gestalt gibt, die uns, innem sie uns trennt, auf andere Art wieder mit engen Banden nähert, ist die Verwandtschaft, die zwischen uns besteht!"

„Wie! wir sind verwandt!"

„Ja, nahe, sehr nahe verwandt, du bist meine Schwester!"

Agnes erbleichte und taumelte wie trunken noch weiter zurück.

„Ich, deine Schwester?" fragte sie erregt, wie ist dies möglich, da mein Vater nie —"

„Höre mich weiter!"

„Aber, wußte mein Vater, daß du sein Sohn seiest, wußtest du es?"

„Nein, Keiner wußte es, er weiß es noch nicht; du bist meine Halbschwester, wir sind Kinder eines Vaters!"

Es folgte eine lange, bange Pause. Endlich fuhr Robert fort:

„Ach, unser Vater ist, ich muß es bekennen, ein Elender! Meine Mutter war seine erste Gattin, die er verließ, um eine Andere zu ehelichen! Du begreifst Agnes? Meine Mutter war es, die vor zehn Tagen zu ihrem treulosen Gatten kam und von diesem, wie mein Onkel sagt, vergiftet ward!"

Das Mädchen stieß einen gellenden Schrei aus und sank ohnmächtig zu Boden.

* * *

Der Doktor sowohl wie Agnes hatten, zu sehr mit sich selbst beschäftigt nicht gehört, daß vor einer Viertelstunde Jemand an ihnen auf dem breitern Wege verübergegangen war. Dieser Jemand war Gödden, der nach dem einsamen Gute eilte, um den Baron v. Vernon aufzusuchen. Er fand denselben in einen hellen Schlafrock gehüllt, nachlässig in die Ecke eines Sophas geworfen, und träumerisch den dichten Rauchwolken nachblickend, die er aus einer langen Pfeife sog. Der Baron hatte es sich recht bequem gemacht und aus dieser Behaglichkeit störte ihn selbst nicht das Erscheinen eines Fremden. Es war überhaupt nicht die Art und Weise v. Vernons, sehr herablassend gegen Besucher zu sein, und so wenig er auch von Besuchen belästigt ward, war es ihm immer unangenehm, wenn solche angemeldet wurden. Zumal war seine Stimmung an diesem Abende nicht gerade die beste, und selbst das behagliche Gefühl, dem er sich gegenwärtig überlassen, hatte seinen Unmuth, den jener Brief vor etlichen Stunden hervorgerufen, nicht ganz dämpfen können.

„Nehmen Sie gefälligst Platz mein Herr," sagte er mit der Rechten auf einen Sessel vor dem Tische deutend, ohne sich aber auch nur die Mühe zu geben, sich aus der bequemen Lage ein wenig emporzurichten. Gödden ließ sich, die geringschätzende Behandlung des Barons scheinbar nicht beachtend, auf den bezeichneten Sessel nieder und stellte seinen Hut auf den Tisch.

„Halt," fuhr v. Vernon sich plötzlich besinnend fort, „sind Sie vielleicht der Herr, der mir heute den unverschämten Brief sandte?"

„Wir haben jetzt mit dem Briefe nichts mehr zu thun, Herr Baron."

„So sind Sie also —?"

„Ihre Vermuthung ist ganz richtig, mein Herr."

„Hm!" stieß der Baron zerstreut aus und paffte noch schneller aus der Pfeife, „Sie haben es also doch vorgezogen, mir den Gang zu sparen und sich selbst hierher zu bemühen? Sehr schön! Was wünschen Sie von mir?"

„Wenn ich zu der Zeit, als ich den Brief schrieb, gewußt hätte, was ich nachher erfahren, würde ich den Schritt nicht gethan haben."

„Ha, es reut Sie also?" sagte v. Vernon ironisch lächelnd, „nun, Reue ist schön, es käme nur darauf an, ob ich Ihnen die impertinente Frechheit zu verzeihen geneigt wäre."

„Von verzeihen ist nicht die Rede, mein Herr; — doch lassen wir den Brief, er hat nichts mehr zu bedeuten, sondern wichtigere Dinge sind es —"

Der Baron hatte bisher seinen Zorn unter eine

Digitized by Google

mühsam erzwungene Ironie zurückgedrängt; allein jetzt drohte der letzte Faden der Geduld zu reißen. „Zum Henker, mein Herr, was wollen Sie hier?"

„Mein Name ist Max Gödden!"

Der Baron zuckte unwillkürlich zusammen, als dieser Name sein Ohr traf, und eine flüchtige Blässe deckte sein Antlitz; Gödden, der ihn scharf beobachtete, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte hätten, bemerkte ein leises momentanes Zucken der Augen, aber auch nur einen Augenblick, dann herrschte wieder vollkommen dieselbe Ruhe wie zuvor. Indeß hatte v. Vernon sich so weit vergessen, daß er sich aufrichtete und seine Pfeife langsam wegstellte. Ein spöttisches Lächeln kräuselte Göddens Oberlippe, als er dies wahrnahm, denn nun war er überzeugt, daß seine Worte Eindruck gemacht.

„Nun, Herr Gödden," entgegnete mit ruhiger aber fester Stimme der Baron, „ich warte auf Erklärung."

Der Besucher rückte seinen Stuhl etwas bei Seite, so daß die letzten Strahlen der untergehenden Sonne sein Gesicht erhellten, und sich an v. Vernon wendend, fragte er mit scharfer Betonung: „Erkennen Sie mich nicht?"

„Ich habe nicht die Ehre."

„Freilich, es ist auch lange, recht lange her, daß wir uns nicht gesehen; ich bin gealtert, Sie auch; aber ist keine Spur in meinen Zügen zurückgeblieben, sagt Ihnen der Name nicht, wer ich bin?"

„Mann, Sie haben lange genug meine Geduld auf die Probe gestellt! Nennen Sie mir den Zweck Ihres Hierseins oder verlassen Sie mich augenblicklich!"

„So muß ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen," entgegnete Gödden mit fester Ruhe, „kannten Sie denn nicht einst, vor drei- bis vierundzwanzig Jahren, eine junge Dame, Emilie Gödden, meine Schwester?"

Der Baron schien einen Augenblick nachzusinnen und erwiderte dann: „Nein, der Name ist mir völlig unbekannt; aber, wie steht diese Frage mit Ihrer schuldigen Antwort in Verbindung?"

„Sehr nahe, Herr Baron. Wenn Sie jedoch leugnen, jene Dame gekannt zu haben, so bin ich fertig, denn ihretwegen wollte ich mit Ihnen sprechen."

„So?" fragte v. Vernon gedehnt.

Da aber, nicht mehr Herr seiner selbst und kochend vor Wuth, sprang Gödden von seinem Sitze auf und rief mit donnernder Stimme: „Sie sind ein Elender!"

Auch der Baron fuhr in die Höhe und, zitternd vor Aufregung, die Wangen mit einem heftigen Roth gefärbt war er im Begriffe, den Schellenzug zu ziehen, als ihm Gödden zuvorkam und, ihn heftig zurückstoßend, sagte: „Bemühen Sie sich nicht, Sie elender Verbrecher und Mörder! Ha, meine arme Schwester soll gerächt werden!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und kehrte gleich darauf mit den zwei Polizeibeamten zurück, die sich bis dahin verborgen gehalten, und mit den Worten: „Sie sind im Namen des Gesetzes arretirt," den Baron aufforderten, ihnen zu folgen. v. Vernon taumelte erblassend zurück, vor seinen Augen ward es dunkel, er sah etwas wie von einem Verhaftungsbefehle, dann überließ er sich willenlos und unfähig, eine unnütze und fruchtlose Gegenwehr zu versuchen, den Händen der Gerechtigkeit.

Am andern Morgen steckte man in A. die Köpfe zusammen. Jeder beeilte sich seinem Nachbar etwas Gräßliches ins Ohr zu flüstern. „Hast du's schon gehört, der Baron von der Burg ist verhaftet!" — „Weil er die arme Bettlerin, die seine Frau war, vergiftet," fügte der Zweite hinzu. „Und Robert Richter soll sein Sohn sein," bemerkte der Dritte. — „Ist's möglich?" fragte der Vierte.

IV. Vor Gericht.

Eine heiße, schwüle Luft herrschte in dem mit Menschen angefüllten Gerichtssaale der Stadt N. Kopf drängte sich an Kopf, und jeder der Anwesenden bemühte sich, sich so groß wie möglich zu machen, um besser sehen zu können. Mit Mühe nur konnten die Genedarmen die Ruhe im Publikum aufrecht erhalten, denn das Drängen und Stoßen führte oft zu heftigen Streitigkeiten. Das ganze Dorf A. war vertreten, natürlich, wie hätte auch Jemand zurückbleiben sollen? Vom Schulmeister bis auf den einfachsten Bauer wollte jeder der Gerichtsverhandlung beiwohnen, und die Wenigen, die in A. zurückgeblieben, einige schwache Greise und kranke Frauen, waren deßhalb unglücklich. Ein seltsames Ding, das menschliche Herz! Was lasen wir in den Gesichtern der versammelten Menge? Etwa Schrecken oder Abscheu? Nichtdoch, in den Zügen der Meisten ist nichts als Neugier ausgeprägt und das Verlangen, daß das Drama recht bald beginnen möge. Hier und dort unterhält man sich gleichgiltig von der That und den sie begleitenden Umständen, geht Wetten ein, hinsichtlich des zu erwartenden Verdikts der Geschworenen, plaudert von früheren Hinrichtungen und bewundert die eisige Ruhe des Mörders, seine Theilnahmlosigkeit an Allem, was um ihn herum vorgeht. Da ertönen zwei Glockenschläge, eine momentane Stille tritt ein. An der Spitze der Richter schreitet eine hohe, ernste Gestalt einher, es ist der Präsident; die Vertheidiger und die Geschworenen nehmen ihre Plätze ein, die Verhandlung beginnt, und draußen tost und braust es wie eine Brandung.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Greif' an ein Werk und wirf den Muth nicht bald zu Erden,
Was schwer ist, kann durch Fleiß und Uebung leichter werden.

Digitized by Google

Ueber die Jugendbildung bei den Culturvölkern alter und neuer Zeit.

(Schluß.)

„Es ist etwas gefährliches um die Ueberbildung", sagt Thiersch in seinem Buch über christliches Familienleben, „aber gibt es ein Uebel, das noch mehr beklagt werden muß, so ist es die moderne Ausbildung oder Verbildung der Mädchen. Noch greller als in den Anstalten für Knaben tritt in den Töchterschulen und Pensionen das verwerfliche Princip hervor: lerne, nicht um etwas zu sein, sondern um zu scheinen; nicht um an innerem Gehalt, Tiefe und Tüchtigkeit zu gewinnen, sondern um zu glänzen und zu gefallen. Das weibliche Gemüth bedarf noch mehr als das männliche, zur Schlichtheit und Genügsamkeit, zur Sammlung des Geistes und zur innern Gediegenheit hingeleitet zu werden. Denn diese Tugenden, welche die edelste Zierde des weiblichen Wesens bilden, können nur im Kampf gegen seine natürlichen Neigungen geübt und befestigt werden."

Und Riehl (in seinem Buch „die Familie") geht noch weiter, wenn er sagt:

„Der erste Schritt zu einer politischen Erziehung des Volks scheint mir darin zu suchen, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere socialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähnen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, wieder der Familie mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, als die beiden socialen Nationaltugenden, werden auch bei den Männern allmählig wieder einziehen."

Auf Grund solcher Wahrnehmungen, auf Grund Ihrer eigenen Erfahrungen stimmen Sie gewiß mit mir darin überein, daß die Erziehung sowohl der Knaben als auch der Mädchen, ihre Bildung, sowohl die geistige als auch die leibliche, von der größten Wichtigkeit und Bedeutsamkeit für unser häusliches und öffentliches Leben, für das Einzelwie für das Gesammtwohl ist, und daß sie darum ein Gegenstand unserer eifrigsten Sorge und unserer heiligsten Bestrebungen sein muß. Lassen Sie uns, Väter und Mütter, Lehrer und Erzieher, und Alle, die ein Herz haben für die Jugend, recht gewissenhaft das Unsere thun, ein jeder in seinem Kreise: Gott wird auch das Seine thun und den schönsten Ehren- und Gnadenlohn uns zu Theil werden lassen — einen Lohn, der noch einfacher ist als jener Ehrenpreis in Olympia, und gleichwohl noch kostbarer, den Lohn, der da liegt in dem Bewußtsein treuerfüllter Pflicht.

Das todte Haus.

Eine Erzählung von Agnes Grans.

Es ist eine eigenthümliche Erfahrung, wie mit dem Verschwinden der alten Häuser nicht nur die alten Sitten verschwinden, sondern wie auch die Originalität der Menschen allmählig aufhört.

Diese stillen, kühlen, einsamen Gebäude mit den fest geschlossenen Hausthüren, den oft zwei Ellen dicken Mauern, den versitterten Fenstern — waren so recht die Pflanzstätte für ein abgeschlossenes familienleben, für die Entfaltung origineller Eigenthümlichkeiten.

Jene alten Herren, mit sorgfältig frisirtem Haar, feiner Leibwäsche, die goldene Schnupftabaksdose in den weißen, mit einem Solitär geschmückten Fingern drehend, voll verbindlicher Manieren und altfranzösischer Courtoisie; — jene Matronen in dunkler Seide, das runzelvolle und dennoch feine Gesicht von weißen Löckchen umrahmt, ohne deren Rath und Verwissen in der Familie nichts geschah, die, ohne aus ihrem Lehnsessel, der seinen Platz gewöhnlich am Erkerfenster hatte, aufzustehen, dennoch mit unsichtbaren Fäden das Haus vortrefflich zu regieren verstanden, — kann man sich nicht wohl denken in den jetzt unangenehm hellen Zimmern der großen kasernenartigen Häuser, wo über, unter, neben uns das Geräusch der Nachbarschaft ertönt, deren Leid und Freud, uns durch den fortwährenden Wohnungswechsel fremd, gleichgiltig macht.

Die Engländer haben sich vielleicht von allen Nationen, in ihren Sitten und Gewohnheiten, ihren Excentrizitäten am wenigsten geändert, weil bei ihnen noch immer das Haus eine Festung ist, weil sie in der eigenen Wohnung verschanzt bleiben gegen die Nivellirungssucht des Jahrhunderts.

Solch' ein stilles, altes Haus bewohnte in der Junkernstraße die verwittwete Konsistorialräthin Brunow ganz allein mit einem ihr verwandten jungen Mädchen.

Die Nachbarschaft hatte dem Hause den Spitznamen des „todten Hauses" gegeben, weil sich das nach der Straße führende Thor niemals öffnete, — der nothwendige tägliche Verkehr ward durch eine kleine Hinterthür vermittelt, — und weil nie das geringste Zeichen von Leben darin hörbar war.

Die Räthin war eine große, stattliche Dame mit weißem Haar und dunklen, strengen Augen. Um das feine blasse Gesicht hatte der Schmerz seine unauslöschlichen Spuren gegraben und der fest geschlossene Mund schien nie das Lächeln gekannt zu haben. Sie verließ das Haus fast nie und saß Tag für Tag in dem großen Erker, der einen kleinen Schreib- und Arbeitstisch barg, in ihrem Lehnsessel.

Das Zimmer war aber überaus freundlich, trotzdem es, wie fast alle Häuser in dieser Straße, ein wenig dunkel. Das Ameublement von Nußbaumholz mit eingelegter Arbeit wurde alle Morgen

Digitized by Google

von der Christel, so daß die junge Verwandte der Räthin, so blank polirt, daß sich die Morgensonne darin spiegeln konnte. Die großen Potpourri-Vasen unter dem Trümeau waren stets gefüllt und vermischten ihr feines Aroma mit dem kräftigern Duft, welchen Reseda, Goldlack und Rosen, die in reicher Fülle die Fenster zierten, verbreiteten. — Ueber dem Sopha hingen in breiten schönen Rahmen die Bilder der Eltern, wie denn auch das Haus, welches die Wittwe bewohnte, das elterliche war. Der „Herr Vater", wie man damals sagte, im blauen Staatsrock und gelber Weste, mit Jabot und Busennadel, seinem vis-à-vis gar zierlich eine Rose bietend; man ließ sich gewöhnlich als Braut und Bräutigam malen. Die „Frau Mutter" in weißem Atlas, hochgethürmter Frisur, züchtig auf das Täubchen niederblickend, welches sie an den Busen drückt. — Vor dem steifen, hochlehnigen Sopha stand ein großer, runder Tisch, mit schönem Teppich bedeckt, und in einer Ecke der riesige Kachelofen, geschmückt mit Allegorien und Abbildungen aus der biblischen Geschichte. Der Fußboden war immer blendend weiß gescheuert und die messingenen Fenster- und Thürschlösser glänzten wie Gold, ein wahres Bild holländischer Reinlichkeit.

In gleicher Sauberkeit prangten die alte Köchin und der alte Bediente, welche den untern Stock bewohnten und ein gar friedliches, behagliches Dasein führten, namentlich Letzterer, dessen ganzes Geschäft darin bestand, die Frau Consistorialräthin mit dem Gesangbuch, im Winter mit dem Fußsack, nach der Elisabeth Kirche und die Mamsell Christel auf ihren Wohlthätigkeitsgängen zu begleiten und bei Tische zu bedienen.

Es war ein sehr stiller Haushalt, still, wie in einer Kirche; jeder Tritt hallte weiter auf den steinernen Stufen der Treppe und in der weiten, gewölbten Hausflur. Kein Hund bellte, kein Vogel zwitscherte; — es war eine Eigenthümlichkeit der Consistorialräthin, nichts Lebendes um sich haben zu wollen. Außer den Mahlzeiten war sie immer allein, und sprach fast nur das Allernothwendigste. Und doch war sie einst ein frisches, resiges Mädchen gewesen. Dieselben Räume, in denen man jetzt keinen Laut vernahm, wiederhallten früher von dem silbernen Lachen, den heiteren Scherzen des kleinen Uebermuths, wie ihr Vater, der Kriegs- und Domänenrath Oswald, dessen Stolz und Freude sie war, sein geliebtes Lottchen nannte.

Als reiches Mädchen viel umworben, hatte sie sich dennoch zu keiner Heirath entschließen mögen, da sie sich im elterlichen Hause zu glücklich fühlte. So war sie neunzehn Jahre alt geworden, und kein Wölkchen hatte ihren Lebenshorizont getrübt, als plötzlich ihr Vater starb und die Mutter zu kränkeln anfing. Die frühere Gastlichkeit des Hauses und das ganze fröhliche Treiben hatte nun ein Ende, denn die Kriegsräthin hatte nie Gefallen daran gefunden und nur dem jovialen Lebensmuth des Gatten Zugeständnisse gemacht. Niemand kam mehr in's Haus, als der Consistorialrath Brunow, den die Mutter eben so hoch verehrte, als Lottchen eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn empfand.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

* Kinder die man gerne annimmt. Der berühmten Wiener Schauspielerin Frl. Geistinger, ist letzthin folgende artige Anekdote passirt. Dieselbe kam kürzlich von einer anstrengenden Rolle erschöpft nach Hause. Als sie die Hand nach dem Glockenzuge, der zu ihrer Wohnung führt, ausstreckt, stößt sie einen Schrei aus, der ihre Begleiterin so erschreckt, daß die Arme sich zitternd am Stiegengeländer anhalten mußte, um nicht hinabzustürzen. Die Ursache des Entsetzens der beiden Damen stand in Gestalt eines Körbchens, aus dem das holdselige Antlitz eines jungen Staatsbürgers herauslugte, vor der Wohnungsthür. Die Künstlerin befiehlt ihrer Begleiterin, dem nächsten Commissariate die Anzeige von dem „lebendigen Funde" zu machen. Schon wollte die Duenna dem Befehle Folge leisten, als die Künstlerin, welcher es auffiel, daß das Kind sein stereotypes Kächeln gar nicht änderte, sich auch nicht im Geringsten bewegte, dasselbe genauer besichtigte und entdeckte, daß sich in dem Korbe nichts befinde, als eine riesige Puppe mit einem der Natur täuschend nachgeformten Wachsgesichtchen. Das Entsetzen verwandelte sich in laute Heiterkeit, und die frohe Stimmung erreichte ihren Höhenpunkt, als man eben die nicht unangenehme Entdeckung machte, daß der ganze Körper der Puppe aus den kostbarsten Brüsseler Spitzen zusammengesetzt war. Die Anzeige bei der Polizei unterblieb natürlich, den Nachforschungen der Künstlerin ist es gelungen, den unnatürlichen Vater des weggelegten Spitzenkindes zu entdecken. — „Solche Kinder" soll Frl. Geistinger ausgerufen haben, adoptire sich herzlich gerne!"

* Das Gedächtniß gleicht dem Magnet; es nimmt an Kraft zu, wenn man ihm häufig etwas zu tragen gibt, und verliert an Stärke, sobald man es selten in Thätigkeit setzt.

Räthsel.

Ich prange oft als Festgewand,
Ich schließe Himmel, Meer und Land
In engem Raum zusammen ein;
Umglänzt von lichtem Silberschein,
Erhebe ich zur Sternenau
Der Riesenhäupter stolzen Bau;
Und endlich muß ich ganz allein,
Mit größ'rer Last beschwert sein,
Als sonst die Menschheit Mann für Mann
Durch alle Zeiten tragen kann.

Auflösung des Räthsels in Nr. 14:
„Plan."

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 13. Sonntag, den 13. Mai **1866.**

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Fortsetzung.)

Der Baron v. Vernon saß da mit gesenktem Haupte, ruhig wie ein Marmorbild in dem den Arrestanten angewiesenen Raume. Ihm zur Seite zwei Sergeanten, ebenfalls unbeweglich und ernst wie die Göttin Justitia. Auf der Zeugenbank haben Gödden, Robert, dessen Pflegeeltern, der Arzt, die Dienerschaft v. Vernon's und eine fremde Frau Platz genommen. Agnes konnte nicht erscheinen, da sie noch immer krank darnieder lag. Die Sache, welche heute zur Verhandlung kam, war so merkwürdig, so sonderbar, daß man sie eher für ein Märchen oder einen Roman als für Wirklichkeit halten sollte. Der Präsident eröffnete die Sitzung damit, daß er die Anklage verlas, welche auf Bigamie und Mord lautete; und dann zur Zeugenvernehmung schritt. Nachdem Gödden vereidet war, richtete er an ihn die Frage: Sie haben also in der Verstorbenen Ihre Schwester erkannt?"

„Ja, es ist meine Schwester."

„Sie hatten Ihre Schwester an zwanzig Jahren nicht gesehen, wie können Sie mit Bestimmtheit behaupten, daß die Todte mit Ihrer Schwester identisch ist?"

„Acht Tage vor ihrem Tode traf ich sie durch Zufall in C., daselbst theilte sie mir ihre Absicht mit, ihren Gatten, dessen Aufenthalt sie erfahren, in A. aufzusuchen; sie wußte jedoch nicht, daß auch ihr Sohn dort lebe."

„Wir haben eine Person hier, die auf ihren Eid aussagen kann, ob die Todte dieselbe Frau ist, die in C. bei ihr gewohnt."

Die fremde Frau beschwor, daß sie jenen Leichnam erkannt, und daß es dieselbe Frau sei, die acht Tage in ihrem Hause legirt.

„Wie nannte sich die Dame?"

„Emilie v. Vernon war ihr Name; doch theilte sie mir nicht mit, daß sie die Gattin eines Barons sei; den Aufenthalt desselben muß sie anderwärts erfahren haben; wohl aber erkundigte sie sich genau nach A."

„Haben Sie nie erfahren können, woher die Frau gekommen?"

„Nein, darüber schwieg sie; nur so viel erzählte sie, daß sie lange gereist sei und weit her komme."

Sich wieder an Gödden wendend, fragte der Präsident: „Und war Ihre Schwester die legitime Gattin des Angeklagten?"

„Ja, hier ist der Beweis."

Ein leises Murmeln der Verwunderung durchlief den Saal, und erstaunt nahmen die Richter ein Papier entgegen, welches den Beweis enthalten sollte, daß die Todte die rechtmäßige Gattin des Barons gewesen. Es war ein Certifikat der Trauung und lautete also: „Heute wurde in der Kirche zu N. ehelich getraut Baron Alexander v. Vernon mit Emilie Gödden. N., den 1. September 18.." Folgten die Unterschriften.

Das Duplikat war ächt und ein sehr wichtiges Papier, welches die Anklage bedeutend gravirte. Selbst der Baron, der kalt und unbeweglich der Verhandlung beiwohnte, zuckte unwillkürlich zusammen, als der Präsident das Certifikat vorlas.

„Weßhalb erwähnten Sie früher nicht dieses Scheines?"

„Weil ich ihn heute erst aus N. mir verschafft; ich bin selbst hingereist vor sechs Tagen und vor einer Stunde zurückgekehrt."

„Angeklagter, was haben Sie hierauf zu erwidern? Geben Sie zu, daß jene Dame, die in Ihrem Hause einkehrte und daselbst starb, Ihre erste Gattin war?"

„Ich kann nur entgegnen," versetzte v. Vernon, indem er sich stolz erhob, mit klarer und fester Stimme, „daß das Ganze ein schlau durchdachtes Lügennetz ist, um mich zu vernichten."

Ein dumpfes Gemurmel durchlief den Gerichtssaal, welches bewies, daß das Publikum der Angabe des Barons keinen Glauben schenkte, und der Präsident mußte zweimal Ruhe gebieten, um die Ordnung wieder herstellen zu können.

„Wir hatten also zunächst," hub der Vorsitzende nach längerer Pause an, „den einen Punkt der Anklage in Bilanz zu ziehen, der auf Bigamie lautete, und dieses von dem Zeugen vorgebrachte Certifikat der Trauung hat der Sache plötzlich eine andere Wendung oder vielmehr die Entscheidung in dieser Frage gegeben. Der Angeklagte war also schon zu derselben Zeit, als er mit seiner vor sechs Jahren verstorbenen zweiten Gattin die Ehe einging, mit Emilie Gödden verehelicht, die er verlassen und verstoßen hatte. Daß diese Frau mit jener, welche dieser Trauungsschein bezeichnet, identisch ist, unterliegt ebensowenig einem Zweifel, als die Thatsache, daß die besagte Baronin v.

Digitized by Google

Vernon, frühere Emilie Gödden, dieselbe Dame ist, die im Hause des Angeklagten durch Gift starb. Hierfür spricht das Zeugniß des Bruders der Verstorbenen. Der erste Punkt der Anklage ist also erledigt und es handelt sich nunmehr um den zweiten, der auf Gattenmord lautet. Wie ich schon früher erinnerte, müssen wir bei jedem Morde nach den Motiven fragen, die ihn veranlaßt, und diese können zweierlei Art sein: entweder ist es ein Akt der Rache, oder der Tod bringt dem Mörder anderweitige Vortheile, mögen diese nun materieller oder sonstiger Natur sein. Die Verstorbene kam fremd und unbekannt nach A. Niemand konnte ihren Tod wünschenswerth finden, weil sie zu Keinem in näherer Berührung stand, wie gerade zu dem Angeklagten, ihrem Gatten! Schon der Umstand liefert den schlagendsten Beweis für die Wahrheit des letzten Satzes, daß die Ermordete gerade das Haus des Barons aufsuchte und ihn so dringend zu sprechen verlangte. Sie hatte den Aufenthalt ihres Gatten erfahren, und von der Hoffnung beseelt, von diesem auf die Spur ihres Sohnes geleitet zu werden, von mütterlicher Liebe und Sehnsucht getrieben, eilt sie zu ihm. Weßhalb klopft sie nicht in A. an, weßhalb ist ihr einziges Ziel das einsame, im Walde verborgene Gut des Angeklagten? Was früher einem Jeden ein Räthsel erschien, gewinnt jetzt immer mehr Grund und Boden. Es ist nicht schwer einzusehen, warum der Angeklagte den Tod seiner ersten Gattin wünschenswerth, ja für seine Verhältnisse nothwendig finden mußte. Sie, die Frau, der er am Altare Treue geschworen, die ihm ein Kind geboren, tritt plötzlich nach zwanzig Jahren vor ihn hin, nachdem er vielleicht längst sie todt geglaubt, oder er sich doch der Hoffnung hingegeben hatte, jene Frau werde nie sein verborgenes Asyl entdecken! Sie tritt mit der Forderung vor ihn hin, er solle ihr ihren Sohn wiedergeben, den er ebensowenig kennt wie sie! Der Zustand des hülflosen Weibes ist ein erschöpfter, so daß eine schwere Krankheit die nothwendige Folge sein mußte; Niemand kannte die Verstorbene, was war also natürlicher, als daß der von Gewissensbissen verfolgte Gatte unter diesen für ihn scheinbar günstigen Umständen zu dem schrecklichen Mittel griff, das ihn so leicht der gefährlichen Last entheben sollte? Sein Plan, die von dem Arzte verschriebene Arznei zu vergiften, war jedenfalls schlau angelegt, denn er konnte nicht voraussetzen, daß der Doktor, der sich möglicher Weise einen Irrthum beimessen mußte, selbst mit der Anklage auftrat, seine Patientin sei an Gift gestorben, an Gift, das sich in der von ihm gesandten Medizin befand. Es bleibt also nur noch zu beweisen, daß der Angeklagte wirklich das Gift dem beruhigenden Tranke beigemischt."

Ein ironisches Lächeln kräuselte die Lippen des Barons, als der Präsident innehielt, welches wohl eine Herausforderung sein konnte, die Beweise für letzteren Satz zu liefern. Er entgegnete nichts, sondern ließ zum erstenmale seine Blicke über die versammelte Menge schweifen, die ihn unverwandt anstarrte. Sein Auge ruhte einige Minuten auf den geladenen Zeugen, die ihm zum Theil persönlich bekannt waren, und so sehr es ihn freute, seine Tochter nicht hier zu erblicken, eben so sehr nahm es ihn Wunder, Robert Richter auf der Zeugenbank zu sehen, denn man hatte ihm aus wohlweislichen Gründen in seiner Gefangenschaft vorenthalten, daß der Doktor sein Sohn sei. Der Angeklagte hatte die ihn so schwerer Verbrechen beschuldigende Rede des Präsidenten kalt und theilnahmslos angehört, nur zweimal war er im Verlaufe der Verhandlungen zusammengefahren, einmal weniger merklich, als das Certifikat seiner ersten Ehe verlesen ward, das unwiderleglich ihn der Doppelehe beschuldigte, und das erstemal plötzlicher und heftiger, doch von den Meisten unbemerkt, als Gödden sagte: „Die Ermordete, meine Schwester, wußte nicht, daß ihr Sohn in A. lebte." Diese Worte hatten den Angeklagten bestürzt gemacht, und vergeblich waren seine Muthmaßungen, wer wohl von denen, die in A. wohnten, sein von seiner ersten Gattin ihm geborener Sohn sein könne. Allein diese Bestürzung war dem scharf beobachtenden Auge des Richters nicht entgangen, so wenig, als es ihm jetzt entging, daß der Angeklagte den jungen Doktor fragend und neugierig betrachtete. Ein wilder Gedanke durchzuckte das Gehirn des Barons, er hatte so vorübergehend gehört, daß Robert ein Adoptiv- oder vielmehr ein Findelkind sei, und wenn er diesen Umstand früher gleichgiltig überhört hatte, so erweckte er jetzt sein größtes Interesse. Sollte dieser Robert, mit dem er so oft verkehrt, der zu jeder Zeit Zutritt in seinem Hause gehabt, sein Sohn sein?

Ehe er indeß Zeit fand, diesen plötzlich aufgetauchten Gedanken weiter zu verfolgen, störte ihn die Frage des Präsidenten, der sich eben durch diese Frage völlige Gewißheit in Betreff der ersten und zum Theil erledigten Anschuldigung verschaffen wollte. „Es ist," sagte er, „kaum denkbar, daß der Angeklagte während der Reihe von Jahren, die er in der Nähe des Dorfes A. schon wohnt, nie in Erfahrung gebracht haben sollte, daß der angenommene Sohn des Wirthes Richter, Robert, oder wie wir ihn jetzt nennen müssen, Dr. v. Vernon, sein Kind sei!"

Der Baron fuhr in die Höhe, starrte einen Augenblick nach der Zeugenbank hin, öffnete seinen Mund, als wolle er etwas sagen, sank dann aber wieder stumm auf seinen Sitz zurück.

„Das Benehmen des Angeklagten," fuhr der Richter fort, „sollte es allerdings glauben lassen, er habe nichts um diese sonderbare und jedenfalls sehr pikante Thatsache gewußt, es ist aber immerhin räthselhaft, daß sie ihm verborgen geblieben sein soll."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Windstille.

Es geht ein finstrer Geist durch diese Zeit;
So bitt're Loos ward keiner noch beschieden.
Wir wälzen ohne Krieg den schwersten Streit
In diesem langen Frieden ohne Frieden.

Nicht fahren wir auf sturmgepeitschter See,
Es krachen nicht des Schiffs gewalt'ge Planken;
Wir liegen still, zernagt von dumpfem Weh,
Und spinnen schweigend düst're Nachtgedanken.

Nicht traut der Capitän dem Steuermann,
Und dieser bebt geheim vor dem Matrosen,
So schlug des Zweifels Wahn uns all' in Bann
Und hält uns fest die ewig Ruhelosen.

Ein Zauber-Eiland that sich vor uns auf,
Stolz ragen reiche Hallen und Paläste,
Im Sonnengolde strahlt des Domes Knauf
Und Fahnen winken zum Erlösungsfeste.

„Das ist das Land, das uns verheißen ward,
„Das Völkerehen, dieses heiß vermißte,
„Wo unsrer längst der Freiheit Palme harrt,
„Land, Land, ihr Schiffer! auf zur heil'gen Küste!"

So ruft der Späher hoch vom Mastkorb aus;
Und Gluth durchzuckt die matten Augensterne,
Die Führer aber überkommt ein Graus
Vor dieser anbekannten Wunderferne.

„Ein Blendwerk ist es und kein Rettungsland,
„Ein tückisch Spiel der argen Fee Morgane,
„Die unsrer Sehnsucht schlimme Netze spannt,
„Daß wir zerschellend fluchen unserm Wahne!"

Sie lenken furchtgepeitscht das Schiff zurück,
Doch ewig folgt das Eiland ihrem Kiele,
Und immer finstrer wird der Mannschaft Blick
Und unheilschwangrer wird die dumpfe Schwüle.

So kann die Sehnsucht, kann die heiße Gluth
Der Einen nicht der Andern Furcht besiegen?
O daß sie's wagten, daß mit frohem Muth
Sie an's Gestad des Hoffnungslandes stiegen!

Und ob die Brandung drohte Fahr und Streit:
Die feige Ruh' ist siebenfaches Sterben,
Es geht ein finstrer Geist durch diese Zeit
Soll uns des Mißtrau'n's Pestilenz verderben?

O daß wir sprächen all' aus einem Mund:
„Ein Ziel, ein Streben und ein fester Glaube!"
Dann schlöss wohl mit uns den neuen Bund
Zu Schutz und Trutz des Himmels weiße Taube.

Sie scheuchte dieses Friedens schlimmen Krieg,
Und ledig aller Zweifel, aller Sorgen
Erheben wir uns kühn von Sieg zu Sieg! —
Wann, Herr der Zeiten, strahlt uns dieser Morgen?

Das todte Haus.

Eine Erzählung von Agnes Grans.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr war auf diese Weise trübselig vergangen, als die Mutter sich ihrem Ende nahe fühlte. Sie eröffnete der Tochter in Gegenwart des Consistorialraths, daß sie auf Erden keinen heißeren Wunsch hege, als ihr Kind in dem Schutze des hochverehrten Freundes zu wissen.

Schrecken und Furcht vor den strengen Augen des Raths, die sie unaufhörlich fest anblickten, auf der andern Seite kindlicher Gehorsam, schlossen der Armen den Mund, — sie war verlobt, ohne recht zu wissen, wie es geschah, und drei Wochen später, am Sterbebette der Mutter, getraut.

Die Abneigung, welche sie stets gegen den Gatten empfunden, rechtfertigte sich nur zu sehr. Der Rath war kalt wie Eis; in seiner Nähe schien alles Leben zu ersterben, seine Untergebenen zitterten vor ihm. Aus seinem Studirzimmer sah die Räthin nur bleiche Gesichter kommen. Den Candidaten blieb das Wort im Munde stecken, wenn er zu einer Probepredigt die Kirche besuchte und bei seinen Examina's fielen sie regelmäßig durch, so sehr beraubte der kalte Blick seiner Augen sie aller Fassung.

Nachdem die erste Trauer um die Mutter vorüber, hatte sich die natürliche Fröhlichkeit der jungen Frau wieder Bahn brechen wollen, aber der Consistorialrath sah sie so erstaunt an, als sie einmal lachte, so befremdet als einmal ein Scherz gemacht wurde, daß Lottchens Lächeln verschwand, ihre frohe Laune für immer erstarb.

Kalt und öde wie ihr Leben, war auch ihre Umgebung. In den Zimmern standen die dunklen Meubles mit schwarzen Ueberzügen steif in Reih' und Glied an den weißen Wänden; keine Bilder, außer einigen düstern Kupferstichen, Gegenstände der Asceſe enthaltend, keine Blumen, nichts, gar nichts, worauf das Auge mit Wohlgefallen weilen konnte. Die junge Frau hatte wohl dergleichen, was zum Schmuck des Lebens gehört, mitgebracht, aber der Gemahl gab Befehl, Alles zu entfernen. Anfangs hatte sie in der Betrübniß um den Tod ihrer Mutter nicht sonderlich darauf geachtet, und als sie später den Mangel bemerkte, war sie schon zu sehr eingeschüchtert, um eine Bemerkung zu wagen. Als sie den mißfälligen Blick des Raths bemerkte, hatte sie ihr Händchen und ihre Vögel in ihr Zimmer genommen; dennoch schienen diese Augen tödtende Kraft zu besitzen; denn Hund und Vögel starben, ohne daß sie wußte wovon. — Ach, diesen Thränen, welche sie um die armen Thierchen weinte, sollten bald tausend bittere folgen!

Ein Kind nach dem andern starb nach kurzem Dasein dahin und die unglückliche Frau ward auch nicht glücklicher, als endlich ein Knabe am Leben blieb. Sie besaß so wenig Macht, des Kindes Loos freundlicher zu gestalten, dessen Jugend trübe verstrich unter dem eisernen Scepter des Vaters.

Als Julius größer wurde, erhoben sich zwischen Vater und Sohn die ernstesten Differenzen wegen der Berufswahl. Der geistliche Stand, zu dem der Rath den Sohn durchaus zwingen wollte, war diesem entschieden antipathisch, — er hatte wohl von diesem Beruf nur die Nachtseite gesehen. — Zu diesen Kämpfen, unter denen die Mutter am schwersten litt, gesellte sich noch die Neigung, welche Julius zu der Tochter des Organisten gefaßt. Bei der Kenntnißnahme verlor der stolze Consistorialrath alle Selbstbeherrschung, die ihm sonst in hohem Grade eigen; der Vater vergriff sich thätlich an dem Sohn, es gab eine furchtbare Scene.

Digitized by Google

Am andern Tage war Julius verschwunden. Ein zurückgelassener Brief zeigte an, daß er nach Amerika gegangen. Für das arme Mutterherz war das ein tödtlicher Schlag. In einer Zeit, wo man zu einer Reise von Breslau bis Leipzig sieben Tag brauchte, glaubte man nicht an die Rückkehr von Amerika.

Der Consistorialrath verbot seiner Umgebung auf's Strengste, den Namen des Sohnes je wieder zu nennen und zeigte sich äußerlich unberührt von der Katastrophe, ja er schien wo möglich noch härter und strenger geworden zu sein. Indeß verfiel er sichtlich; das bisher immer noch dunkle Haar ward weiß, die hohe Gestalt gebeugt, wenn er sich unbeachtet glaubte. Nach kaum Jahresfrist starb er, ohne jedoch für Frau oder Sohn ein liebendes oder versöhnliches Wort gehabt zu haben. — Er ward mit großem Pomp begraben und von seinen Vorgesetzten sehr bedauert, denn er war ein pflichtgetreuer Staatsdiener gewesen. So streng und groß auch die Anforderungen gewesen, die er an Andere gestellt, er selbst hatte den höchsten Ansprüchen genügt und nicht der kleinste Makel haftete an seinem Namen.

Wie scharf sich doch zuweilen das Geschäftsleben vom Gefühlsleben sondert!

Die Räthin hatte gleich nach dem Tode des Gatten die Amtswohnung verlassen und das Elternhaus bezogen. Doch auch in den heimathlichen Räumen konnte das arme erstarrte Herz nicht mehr aufthauen, der Druck hatte zu lange auf ihm gelastet, die Trauer um den verlornen Sohn dasselbe gebrochen.

Sie nahm das Kind einer Verwandten, welches sie einst aus der Taufe gehoben, zu sich und suchte in Handlungen der Wohlthätigkeit Befriedigung zu finden. Unter tausend jungen Mädchen war auch die Christel vielleicht das einzige, welches befähigt war, mit einem so tief verwundeten Gemüth umzugehen. Gewährte es schon einen Genuß, in das sanfte, friedliche, immer freundliche Gesicht zu schauen, so verstand es Niemand, so unhörbar im Hause zu schalten und zu walten und gemüthliche Behaglichkeit um sich zu verbreiten.

Es war eigentlich für ein so junges Mädchen ein höchst trauriges Leben, das sie unter den drei alten Leuten in dem stillen Hause führte, welches man in der Stadt das „todte Haus" nannte. Aber das Leben Christels war so ausgefüllt mit der Pflege der Consistorialräthin und dem großen weitläufigen Armenverkehr, den diese unterhielt, daß sie den Mangel aller Vergnügungen nicht einmal bemerkte. Es war ihr höchstes Glück, wenn sie mit Jakob, dem alten Bedienten, welcher ihr stets mit einem großen Korb folgte, die Vorstädte besuchte und den Armen und Kranken und Wöchnerinnen die vielen guten Sachen, die sie mitbrachte, austheilen konnte. Alle Welt kannte sie, obwohl eigentlich keiner ihren Familien-Namen wußte; nicht einmal das gebräuchliche Prädikat „Mamsell" legte man ihr bei; Jung und Alt, Vornehm und Gering nannte sie nur „die Christel." Den ganzen Tag nähte und strickte sie für ihre Armen, wobei ihr die Consistorialräthin treulich half. Um sechs Uhr ward zu Abend gegessen; da stattete Christel ihren Bericht ab, die Tante rechnete dann mit ihr und gab ihre Befehle für den folgenden Tag, hierauf ward in Gegenwart der Dienstboten der Abendsegen gelesen, der Hausfrau die Hand geküßt und Alles begab sich zur Ruhe.

Christel bewohnte die Zimmer im zweiten Stockwerk und wenn die Leute diese gesehen, so wäre der Name des „todten Hauses" erloschen.

Hier fand die ganze Poesie der Jugend, welche in jedem Mädchenherzen ruht, ihren Ausdruck. Wenn man die dunkle Treppe erstiegen, und über den großen, öden Vorplatz gehend, die Zimmerthür geöffnet, strömte ein Meer von Wohlgerüchen dem Besucher entgegen. Auf allen Tischen und Fenstern, auf großen Gestellen — denn die modernen Blumentische waren noch nicht erfunden — blühten und dufteten eine Unzahl von Blumen, und wenn es auch meist einfache Landeskinder, wie: Rosen, Reseda, Goldlack u. s. w., waren, so hatten sie sich sämmtlich durch sorgfältige Pflege zur höchsten Schönheit entfaltet. Zwischen den Blumen hingen eine Menge von Vogelkäfigen und wenn auch Christel aus Rücksicht für die Tante keine eigentlichen Sänger hielt, so zwitscherten und flatterten und ziperten doch die kleinen Geschöpfe gar lustig.

Wer Christel hier in ihrem duftenden Reiche sah, umringt von ihren Vögeln, die alle zahm, ihr auf Kopf und Schultern saßen, der war gewiß geneigt, sie für die gute Fee zu halten, die bemüht war, den Bann zu lösen, in welchen ihre böse Gegnerin das Haus erstarrend gefangen hielt. Hier verlebte das junge Mädchen ihre fröhlichste Zeit; Jahr um Jahr verging ihr friedlich in nützlicher Thätigkeit.

Das Weihnachtsfest war wieder herangekommen, bereits das sechste, welches Christel bei der Tante verlebte. — Nach alter Sitte war den sämmtlichen Hausarmen im großen, nur zu diesem Zweck geöffneten Staatszimmer einbescheert worden. Das ganze Haus duftete nach dem eigenthümlichen Aroma, welches der große Tannenbaum und die Wachslichter verbreiteten. Die Armen hatten sich mit den Geschenken in ihren Körben entfernt. Müde und abgespannt saß die Räthin im Sopha und sah träumerisch zu, wie Christel mit leisem Tritt umherging, um die alte Ordnung wieder herzustellen. Das Abendessen, bestehend in polnisch gesottenen Karpfen und Mohnklößen, dem nationalen Weihnachtsgericht, welches in Schlesien an diesem Abend in fast keiner Familie fehlt, ward aufgetragen. Christel wollte vorlegen, aber die Tante schien nicht zu sehen, daß der Tisch jervirt. Die Augen halb geschlossen, war es, als lauschte sie auf innere Stimmen. (Schluß folgt.)

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 14. Donnerstag, den 17. Mai **1866.**

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von **W. Koch.**

(Fortsetzung.)

Auf die Anfrage des Präsidenten an die Eheleute Richter, ob der Baron nie in Betreff dieser Angelegenheit sie zu Rathe gezogen, oder ob sie selbst um die Verwandtschaft ihres Pflegesohnes mit dem Angeklagten gewußt, antworteten diese ganz entschieden mit Nein.

„Meine Herren!" nahm nun der Präsident wieder das Wort, „sei dem wie ihm wolle, es ist constatirt, daß der Baron, zur Zeit, als er seine zweite Ehe einging, verheirathet gewesen, und stände uns das Zeugniß des Bruders der verstorbenen ersten Gattin auch nicht zur Seite, der behauptet, vor zwanzig Jahren dem Wirthe Richter das Kind dieser heimlichen, aber legitimen Ehe zur Erziehung übergeben zu haben, und hierfür nach Aussage der Pflegeeltern einen schlagenden Beweis geliefert, so kann Ihnen das Benehmen des Angeklagten, sein unwillkürliches, wenn auch nur momentanes Auffahren, als er hörte, daß sein Sohn lebe, hier sei, in A. gewohnt habe, nicht mehr zweideutig erscheinen; dies Erstaunen, diese Ueberraschung sagt Ihnen klar, was die Zunge verschweigt, es war der Ausdruck des Bewußtseins, daß er außer seiner, der Welt als seine Tochter bekannten, anerkannten Agnes noch ein anderes Kind hatte, und nachdem es nun ebenso unrüglich feststeht, daß seine erste Gattin mit jener Frau, die an Blausäure starb, identisch ist, kann auch kein Zweifel mehr in Betreff der Frage obwalten, wer der Frau das Gift gereicht; denn wem war und konnte nur der Tod der Armen wünschenswerth sein, wie gerade dem schuldbeladenen Gatten?"

Es wurden hierauf der Arzt und die Dienerschaft des Barons nochmals verhört, namentlich fiel jetzt der Umstand schwer in die Wagschale, daß v. Bernon an dem verhängnißvollen Tage, bevor er seinen Ritt antrat, in der Küche, wo die besagte Flasche von Agnes hingestellt war, von einem Diener erblickt worden, woselbst er seiner früheren Aussage nach einen Trunk Wasser genommen haben wollte. War dieser Umstand auch immerhin gravirend, so enthielt er nichtsdestoweniger einen Beweis, und andere wirkliche Beweise als die moralische Ueberzeugung, lagen in keiner Weise vor. Aber in einem solchen Falle, wo es sich um Leben und Tod, um die Ehre eines Mannes handelt, darf der Richter nicht nach moralischer Ueberzeugung das Urtheil sprechen, er muß direkte Beweise in Händen haben.

Die Sitzung währte lange, und die Entscheidung schwankte, als der Baron, der bisher die an ihn gerichteten Fragen nur mit einem lakonischen Nein beantwortet hatte, sich erhob, und um das Wort bat. Seine Stimme klang hell und voll, seine Haltung war stolz und imponirend, sein Auge zuckte nicht, sondern schweifte frei und herausfordernd von Einem zum Andern, seine Stimme zitterte nicht, als er sprach, und die lautloseste Stille herrschte, als er mit vor unwilliger Indignation scheinbar gerötheten Stirn, also anhub:

„Meine Herren! Eine schwere, sehr schwere Anklage liegt gegen mich vor, und die Einzelheiten des Lügengewebes sind so fein in einander gesponnen, daß der Schein und die Umstände gegen mich sprechen; und wenn ich bisher meine Unschuld nur durch Verneinung der speciellen Fragen beantworten konnte, so geschah dies einfach deßhalb, weil mich das Unerhörte und Unglaubliche betäuben mußte; aber ich denke, dies kann nicht genügen, über einen bis dahin und noch immer unbescholtenen Mann den Stab zu brechen. Fassen wir die Sache bei der Wurzel und lassen uns nicht vom Scheine blenden. Ein hier gänzlich und Jedem unbekannter Herr Gödden tritt plötzlich auf und behauptet, der Bruder einer in meinem Hause an Gift gestorbenen Frau zu sein. Hat er bewiesen, daß er der Bruder der Fremden ist? Nein! Wer bürgt Ihnen dafür, daß der Mann die Wahrheit redet, daß er kein Betrüger ist, der mich zu Grunde richten will? Die Frau starb an Gift, das bestreite ich nicht; aber muß soll ich der Giftmischer sein, und um dies zu motiviren, erfindet man das romanhaft klingende Märchen! Kann die Frau nicht selbst, des Lebens überdrüssig, die That begangen, kann der Arzt kein Versehen gemacht haben? Angenommen, die alberne Lächerlichkeit, die man durch ein falsches Certifikat wahr zu machen bemüht gewesen, die Todte sei mir angetraut, wäre es denn nicht weit vernünftiger von mir gewesen, jetzt, nachdem meine Gattin todt ist, sie in ihre Rechte stillschweigend einzusetzen, oder doch ihr Stillschweigen zu erkaufen, als jenen Akt zu begehen? Was den Umstand anbetrifft, daß ich erstaunte, als ich vernahm, man wolle mir einen Findling als Sohn unterschieben, so ist dies nicht ein Beweis für die Wahr-

Digitized by Google

heit der ersonnenen Lüge, sondern das natürliche Erstaunen ob solcher Frechheit, die ihres Gleichen sucht. Wer von Ihnen würde die Verwunderung verbergen können, wenn man plötzlich einen wildfremden Menschen hernähme und in einer so wichtigen Angelegenheit behauptet und sagte: „Dies ist dein Sohn!“ Kann dann das Blut ruhig bleiben? Muß es nicht in den Adern kochen bei solcher Anschuldigung? Erfordert es nicht die Ehre und der gute Name, sie entschieden zurückzuweisen, wenn man auch andere handgreifliche Verläumdungen mit stillschweigender Verachtung straft? — Vor acht Jahren ließ ich mich auf dem Gute bei A. nieder und lebte daselbst glücklich und zufrieden; nun sind aber schon zwanzig Jahre verflossen, seit das Findelkind, das sich meinen Sohn nennt, seinen Pflegeeltern übergeben ward. Muß es nicht merkwürdig erscheinen, daß Vater und Sohn in unmittelbarer Nähe leben sollen, ohne daß Einer von ihnen Ansprüche erhebt? Oder war es vielleicht Absicht von Jenem, der das Kind hierher brachte, gerade diesen und keinen andern Ort zu wählen, wußte er, daß auch ich meinen Wohnsitz dort aufschlagen würde? Oder aber war es Absicht meinerseits, — angenommen Dr. Richter sei wirklich mein Sohn, — diesen, nachdem ich ihn sammt seiner Mutter geflohen haben soll, hier aufzusuchen? War es vielleicht Zufall, blindes Ungefähr? Merkwürdiger Zufall! — Daß jene Fremde in meinem Hause starb und an Gift starb, ist mir eben so schmerzlich wie unerklärlich; aber daß sie durch mich starb, weise ich eben so entschieden zurück, wie die Behauptung, daß sie meine Gattin gewesen. Ich weiß, gehässige Zungen sind immer thätig gewesen, mich zu verfolgen; der Neid ruht nie, der Neid ist ja der Sohn des Glückes, das niedrigen Creaturen als Wetzstein ihrer Bosheit dient, und wenn man auf mich auch Steine wirft, ohne zu wissen warum, so verdient meine Tochter wenigstens, dieser Engel an Güte und Unschuld, daß man den Vater nicht wegen der giftigen Verleumdung fremder Menschen zum Verbrecher herabwürdigt!“ — —

Eine feierliche Stille herrschte allenthalben und selbst dann noch, als der Baron sich niedergelassen. Alle waren tief ergriffen, selbst die Richter schwankten. Konnte also die Schuld sprechen?

Es würde zu weit führen, den ganzen Verfolg der Verhandlung mitzutheilen; nur so viel berichten wir, daß die Prozedur an diesem Tage nicht zum Schlusse gelangen konnte. Es war vor Allem nöthig, nähere Erkundigungen einzuziehen, namentlich die Aechtheit jenes Certifikats festzustellen, und der Baron wurde wieder bis auf Weiteres abgeführt und in Gewahrsam gebracht, jedoch mit der Schonung behandelt, die man einem Manne von solchem Range theils schuldig zu sein glaubt, wenn er auch Gefangener ist, theils weil man von seiner Schuld nicht positiv überzeugt war. Er konnte über nichts klagen, als über den Verlust seiner Freiheit. — An diesem Abende hatte Robert um die Erlaubniß einer geheimen Unterredung mit dem Angeklagten nachgesucht, welche ihm auch bereitwillig ertheilt wurde.

Was zwischen diesen beiden Männern besprochen wurde, läßt sich eher errathen als schildern; der Kerkermeister, der an der Thüre lauschte, ohne jedoch ein Wort zu verstehen, hörte, daß die Unterredung Anfangs sehr stürmisch, später ruhiger geführt ward, bis sie zuletzt zum leisesten Flüstern gedämpft wurde. Sie dauerte zwei volle Stunden, und als der Doktor das Gefängniß verließ, war sein Kopf, wie in Gedanken vertieft, auf die Brust herabgesunken.

Robert's erster Gang, — und er ging an diesem Abende sehr schnell, — war zu seiner Halbschwester Agnes. Er beachtete nicht, daß es unpassend sei, einem kranken Mädchen zu so später Stunde noch einen Besuch abzustatten; seine Motive, die ihn zu Agnes führten, mußten wohl der Art sein, daß sie jede Etiquette bei Seite setzten. Er schritt sofort an ihr Lager, entließ mit einem höflichen, aber entschiedenen Winke die Zofe Elise und ein Dienstmädchen, schloß hinter ihnen die Thür und setzte sich einen Augenblick schweigend neben das Mädchen, das er so tief geliebt hatte und nun nicht mehr lieben durfte. Agnes war bei seinem Eintritte in Thränen ausgebrochen, denn sie wußte, daß Robert ihr Mittheilungen in Betreff des Vaters zu machen gekommen sei, und mit athemloser Spannung hoffte sie auf eine Erklärung. Als diese aber nicht erfolgte, ihr Bruder vielmehr schweigend ihre Hand ergriff und seufzte, glaubte sie, das Schlimmste sei eingetreten und mit bebender Stimme fragte sie:

„Wie lautet das Urtheil?“

„Agnes,“ hob plötzlich der junge Mann an, ohne ihre Frage sogleich zu beantworten, „ich habe dir etwas mitzutheilen, ich muß dich in einen Plan einweihen, den aber auch nur deine Ohren hören können und müssen. Das Gericht hat kein Urtheil fällen können, weil direkte Beweise fehlten und man diese noch herbeischaffen muß. Unser Vater hat in einer äußerst gewandten Rede jede Anschuldigung entschieden zurückgewiesen und dadurch bei Vielen, die an seine Schuld glaubten, starke Zweifel erregt. Indeß kann ihm dies für die Dauer nichts fruchten und er verfällt der Strafe. Weine nicht, liebe Agnes, laß mich sprechen, dein Weinen thut mir so wehe!“

(Schluß folgt.)

Die Mutter.

Deine Thräne eine Perle
Wie es keine and're gibt,
Und das Herz in deinem Busen
Liebt, wie hier kein andres liebt.

Deine Worte, Lautentöne,
Die ein Seraph Gottes singt;
Und dein Kuß ist Gottesfrieden
Den er seinen Lieben bringt.

Digitized by Google

Das todte Haus.

Eine Erzählung von Agnes Grans.

(Schluß.)

Stürmisch fuhr der Wind durch die Straßen, daß die Laternen, welche damals in eisernen Ketten quer über dieselben hingen, heftig hin und her schwankten und der Schnee sich dicht an die Fenster legte. Es war ein finsterer, unheimlicher Abend, gar nicht, als ob das Christfest eingezogen.

Im Zimmer war es freilich gemüthlich; da prasselte lustig im Ofen das Feuer und verbreitete milde Wärme, da dufteten die Speisen, brannten hell die Lichter, da sah es gar wohnlich und gastlich aus.

Christel dachte weniger an die eigene Behaglichkeit, desto mehr aber an die armen Leute, welche heute vielleicht müde und hungrig unterwegs waren, denn man hörte bei dem harten Winter viel von Reisenden, die todt in Wald und Feld gefunden worden.

Die Räthin saß noch immer schweigend da; in der hellen Beleuchtung glänzte ihr Haar wie Silber. — Plötzlich ertönte die Glocke am Hausthor, welche fast niemals gezogen ward; der Schall, der sich an der weiten Wölbung der Hausflur brach, erklang fast wie ein Schrei.

Christel erschrack und sah fragend empor, aber die Räthin hatte bereits mit zitternder Hand den Leuchter ergriffen und eilte so schnell, daß ihr kaum Jemand folgen konnte, die Treppe hinab. Der Instinkt des Mutterherzens hatte sie nicht irre geleitet; der Sohn war heimgekehrt, der müde Wanderer hatte sein Ahl gefunden.

Als man in der Weihnachtsmette sang: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und dem Menschen ein Wohlgefallen", — da klangen die Engelstimmen in zwei glücklichen Herzen antwortend wieder, und der Stern der Verheißung flimmerte hell über dem todten Hause.

Julius war nach langer Irrfahrt zurückgekehrt, doch nicht, wie man es damals in Romanen und Schauspielen zu schildern liebte, als reicher Mann. Ach, trotz redlichen Strebens und harter Arbeit hatte er nur mühsam seinen Lebensunterhalt gefunden; Sorge und Kummer hatten Furchen in die Stirn gezogen, die blonden Locken waren verschwunden, und nur dünn legte sich das Haar an eingesunkene Schläfen. Aus dem Jüngling war ein müder Mann geworden, aber er war doch zurückgekehrt.

Das Mutterherz liebte ihn deßhalb doppelt, und suchte die Wunden zu heilen, welche das Leben ihm geschlagen. Es gelang ihr auch allmählig, obwohl sie nicht den besten Theil an der Wiederherstellung trug. Der Christel war es vorbehalten, den Frieden, die Freuden in das arme Herz zurückzuführen, ihm die Jugend wiederzugeben.

Julius und die Christel liebten sich fast vom ersten Moment an; ihre braunen Augen waren die Flammen, welche Wärme und Leben in seine verödete Brust zurückführten, ihre milde, süße Stimme klang ihm wie der Glockenton, welcher den verirrten Wanderern zur Heimath führt.

Freilich war es ein herber Schmerz für die Mutter, als sie erfuhr, daß eine „Fremde", wie sie Christel in der ersten Bitterkeit nannte, ihr den Platz in dem so heiß ersehnten, so lang entbehrten Sohnesherzen streitig machte, dennoch gab sie sich schweigend darein, und die jungen Leute bemerkten in dem Egoismus des Glückes nicht einmal, wie die Consistorialräthin wieder blässer und stiller ward, wieder in die alten, enggezogenen Lebensgrenzen zurücktrat.

Und glücklich war der Sohn, war die Christel, die treue Pflegerin der Mutter und des Geliebten, ach, so glücklich, wie man es selten und nur ein Mal im Leben ist. Wenn Julius in ihrem Zimmer saß und Beide Zukunftspläne entwarfen, oder wenn er sie auf ihren Gängen, die sie niemals vernachlässigte, begleitete, da senkte sich eine traumhafte Seligkeit auf sie herab, und zagend dachte sie wohl manchmal, ob es nicht für diese Erde ein zu vollkommenes Glück sei.

So war Pfingsten herangekommen und Häuser und Straßen schmückten sich mit Laub und Blumen. — Nirgends vielleicht wird dieses Fest so freundlich gefeiert, wie in Schlesien. Am Pfingst-Sonnabend sind in Breslau der Kränzelmarkt, der Naschmarkt u. s. w. mit Blumenverkäufern überfüllt; an allen Straßenecken werden Maibäume und große Bündel Kalmus feilgeboten, während Kinder frisches Laub und Kränze von Kornblumen in die Häuser umhertragen.

Diese Sitte, die Häuser und Wohnungen mit Laub und Kalmus zu schmücken, soll sich noch aus jener Zeit schreiben, wo die Wohnstube noch friedlich Menschen und Vieh beherbergte und deshalb der Geruch des kräftigen Kalmus und des Laubes die Luft darin reinigte und erfrischte.

Unter allen Häusern der Stadt, jedenfalls aber der Junkernstraße, hatte sich wohl das todte Haus am festlichsten geschmückt, denn am Pfingstsonntag wurde das junge Brautpaar zum erstenmale aufgeboten.

Weit offen standen heut die Pforten, die Vorhalle glich einer grünen Grotte; überall standen Maibäume, hingen Kornblumenkränze, war Kalmus gestreut, überall die schönsten Blumen aus Christels Zimmer vertheilt.

Mutter und Sohn waren im Begriff, zur Kirche zu gehen.

Die Consistorialräthin sah gar staatlich aus in ihrem Brokatkleide, die feine Spitzenhaube auf den weißen Locken, und wie hatte sich Julius wieder erholt!

Der Christel schlug das Herz hoch auf vor Freude, als sie ihn der Mutter den Arm bieten sah, ein Mann in der Vollkraft der Jugend und

Digitized by Google

des Glückes, so ganz verschieden von dem, welcher am Weihnachtsabend die Schwelle überschritten.

Jetzt erklangen die Glocken zum letztenmale. Julius nahm das Gesangbuch und führte die Mutter zur Thür.

Christel blieb zu Haus, die Sorge für das materielle Wohl fesselte sie daheim.

Langsam bestieg sie die obere Treppe, den Abgehenden nachblickend. Da wandte sich der geliebte Mann noch einmal zum letzten Abschiedsblick, ja wohl, zum letzten! Sein Fuß glitt auf einem Stengel Kalmus aus, der von den Treppenverzierungen gefallen und rücklings stürzte er die ganze Treppe hinab auf die Marmorfliesen des Vorsaals.

Unbeweglich vor Schreck starrte die Mutter ihm nach, während Christel mit einem herzzerreißenden Angstschrei herbeiflog, und bestürzt Jakob und die alte Dorothea herzueilten.

Julius lag lautlos am Boden, er athmete noch; doch war er ohne Bewußtsein. Mitleidig zuckten die schnell herbeigeholten Aerzte die Achseln und als die Glocken das Ende des Gottesdienstes anzeigten, war er verschieden. — Zehn Jahre lang hatte er in fernen Ländern allen Mühsalen und Gefahren getrotzt, zweimal den Ocean überschifft, um hier zu den Füßen seiner Mutter durch den unscheinbarsten Gegenstand sein Leben zu verlieren! —

Unerforschlich sind die Wege des Herrn! — — In der Halle, die er selbst unter heitern Scherzen geschmückt, stand jetzt der Katafalk, der Julius Sarg trug. Die Kerzen spiegelten sich wieder im frischen Grün und die kleinen blauen Wölkchen des Räucherwerks verloren sich in den Gewinden der Rosen, welche Liebe für Liebe gefunden.

Als das Begräbniß vorüber war, schlossen sich fest die Pforten, um nach kaum einigen Wochen sich für dieselben Ceremonien zu öffnen. Die Confistorialräthin war dem geliebten Sohn in kürzester Frist gefolgt. — Nun schlossen sich die Thüren abermals und das Haus verdiente jetzt seinen Beinamen im vollsten Maße. Die Fenster waren das ganze Jahr hindurch verhangen, man sah und hörte nichts mehr von seinen Bewohnern. — Allein die Gräber der Dahingeschiedenen waren die schönsten auf dem Nikolai-Kirchhof; in jeder Jahreszeit prangten sie mit den prachtvollsten Blumen, von denen nie ein Blüthe oder ein Blatt verfehrt ward. Die Leute nannten sie nur: „die Gräber der Christel.“ — Auch verfielen sie nicht, denn allabendlich kam ein junges Mädchen, um sie zu pflegen.

Die Jahre vergingen und bleichten das Haar der Jungfrau, die endlich zum alten Mütterchen wurde, von Allen gekannt, geliebt, und von Allen tief betrauert, als sie nicht mehr kam, als man neben dem zweiten ein drittes Grab aufwarf. —

Das Haus ward verkauft und das Geld fiel laut Testament einer frommen Stiftung anheim, nur war eine Klausel beigefügt, welche die Pflege der Gräber zur Pflicht machte.

Die Liebe der Christel reichte noch über das Grab hinaus.

Verschiedenes.

* Ein Fabrikant in Wien hatte Zwillinge, einen Buben und ein Mädchen, drei Jahre alt, die einander glichen, wie ein Ei dem andern. Ich wette, sagte er zu einem Freunde, Du bekommst nicht heraus, welcher der Knabe und welches das Mädchen ist. Topp, es gilt! sagte der Freund. Wann darf ich mich einstellen? — Morgen! — Der Freund kam, die Kinder waren als Mädchen gekleidet. Da legte er auf die eine Seite des Tisches eine wunderschöne Puppe und zierliches Küchengeschirr auf die andere Seite ein kleines Schießgewehr sammt Trommel — gleichsam zur Auswahl. Im Nu hatte das Mädchen die Puppe ergriffen und der Knabe die Waffen. Die Wette war gewonnen.

* Ein Riesenballon, der Alles bisher in dieser Art Dagewesene übertrifft, wird soeben in Rio de Janeiro gebaut und soll 1867 zur Pariser Weltausstellung geschickt werden. Er ist lang gestreckt, 150 Meter lang, 28 breit, er besteht aus mehreren Stücken und ist aus einem Gerippe von Eisenblech mit einem Ueberzuge von starker wasserdichter Leinwand mit doppelten Außenwänden, um das Entweichen des Gases zu vermeiden, erbaut. Wenn man ihn zu drei Viertheil mit Wasserstoffgas füllt, hat er dieselbe Dichtigkeit wie die Atmosphäre; er soll mit Hilfe riesiger, am Vordertheil und Hintertheil angebrachter Schrauben steigen und fallen, er hat aber nicht den Anspruch, anders als mit Hilfe der in den oberen Regionen herrschenden Strömungen gelenkt zu werden. Der Capitän Juan Loredo, ein geschickter, in Brasilien wohl bekannter Ingenieur, besitzt mit Hilfe der September-Brisen das europäische Festland erreichen zu können; er will für zwei Monate Lebensmittel und 20 Passagiere mitnehmen. Der Bau des Ballons, der den Namen „die neue Welt“ führt, wird möglichst beschleunigt. Wünschen wir ihm glückliche Fahrt!

Wer gegen sich selbst und Andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der größten Talente.

Räthsel.

Eine Milchfrau maß ganz genau 4 Quart Milch ab, obgleich sie nur 2 Maßgefäße hatte und zwar das eine von 5, das andere von 3 Quart Gehalt. Wie fing sie ihr Kunststück an?

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:

„Atlas.“

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 15. Sonntag, den 20. Mai **1866.**

Zur zwölften Stunde.

Inter arma silent Musae.

Ja wohl, die Lieder werden schweigen,
Wenn laut der Waffenlärm erklingt,
Und wenn die Eisenbraut den Reigen
Durch das zertrei'ne Deutschland schlingt.

Doch eh die Würfel sind gefallen,
Eh' sich erschloß das Janusthor,
Tritt aus des Friedens Tempelhallen
Die Muse noch einmal hervor.

Sie schaut sich in den weiten Kreisen
Des Vaterlandes trauernd um,
Sie hört die Mähr' von Blut und Eisen
Und fragt in herbem Schmerz: warum?

Das erste Volk, das Volk der Denker,
Der Frauen wunderhold und rein,
Soll dieses Volk sein eigner Henker,
Sein eigner Todtengräber sein?

Ihr, die ihr einen Brand entzündet,
Der euer eignes Haus verzehrt,
Die ihr dem Fremdling euch verbindet,
Der unsre Grenzen längst begehrt;

Habt ihr im Frevelmuth vergessen,
Was auf dem Spiele für euch steht,
Und welches Elend unermessen
Einher mit diesem Kampfe geht?

Ist nur erst Bruderblut geflossen,
Dann hat das Schicksal seinen Lauf,
Dann kommen sie, die Wachtgenossen,
Die Rachegeister, schnell herauf.

Dann schüttelt seine Schlangenmähne,
Zum Sprung bereit, das Raubthier Noth,
Und heutegierig wetzt die Zähne
Der Höllenhund, der schwarze Tod.

Und das Gespenst, das, kaum entwichen,
Im offnen Abgrund lauernd ruht,
Entsetzlich kommt es hergeschlichen,
Es steigt herauf mit Fleisch und Blut.

Schon rufen seine dunkeln Boten
Sich flüsternd zu den ersten Gruß,
Und aus den Schaaren der Heloten
Erfleht auch bald ein Spartakus.

Beim wilden Schein der Feuerkränze
Durchzieht verwüstend er die Gau'n,
Doch wo für seinen Zug die Grenze,
Das werdet ihr mit Schrecken schau'n.

Und bei des Erbfeinds Siegesfeier
Legt dann mit schwerem Mutterfluch
Germania ihren Königsschleier
Auf Deutschlands Sarg als Leichentuch. —

Doch schweig', du düstre Todesstunde,
Noch lebt der alte deutsche Geist,
Der auch im Drang der zwölften Stunde
Uns Trost und Rettung noch verheißt.

Am Pfingstfest heut', am Fest der Freude,
Da bring' uns, deutscher Geist, das Glück,
Und mit der Erde Frühlingsfreude
Den Herzensfrühling auch zurück.

Ruf' Du mit tausend Flammenzungen
Dem Friedensstörer in's Gesicht:
Das finstre Werk ist Dir gelungen
Bis hieher — aber weiter nicht!

L. B.

* Die Kinder des Verbrechers.

Original-Roman, für das Plauderstübchen geschrieben von

W. Koch.

(Schluß.)

„So eben, sagte Robert, hatte ich eine lange, sehr lange Unterredung mit meinem Vater, und wenn ich ihn auch als Verbrecher und Mörder verachten soll, so ist er doch mein Vater! Ich habe ihm verziehen, er hat mich als seinen rechtmäßigen Sohn anerkannt und an seine Brust gedrückt. Nachdem ich ihm begreiflich gemacht, daß jedes Läugnen seine Lage nicht bessern und er dem Gerichte anheimfallen werde, zitterte er, — er empfand Reue! Sobald ich dies gewahrte, stand ein Entschluß bei mir fest; ich will ihn retten, denn alles will ich vergessen, nur nicht, daß er mein Vater und der Vater des Mädchens ist, das ich, — daß er dein Vater ist, Agnes! Ich werde ihn retten! Frage mich nicht wie und durch welche Mittel; nur das versprich mir, keine Silbe zu verrathen und mir in der Zukunft in Allem zu vertrauen. Nicht wahr, Agnes, geliebte Schwester, das Versprechen gibst zu mir?"

Das Mädchen sank weinend an die Brust des guten Bruders und küßte seine Hand. Sie konnte nicht sprechen.

„Gut, ich vertraue dir, sagte Robert, tröste dich, wir werden noch schöne Tage sehen, — aber nun laß mich eilen, denn ich habe noch vieles in dieser Nacht zu besorgen, und jede Minute ist kostbar."

Mit diesen Worten eilte der Doctor von dannen und kehrte erst gegen Morgen in das Haus seiner Pflegeeltern, bei denen er noch immer wohnte, müde und ermattet zurück. Sein Onkel Gödren, der ihn in aller Frühe besuchte, fand ihn mit gerötheten Augen, die auf eine schlaflose Nacht schließen ließen, in dem Sopha sitzen; Robert, der bei dem frühen Erscheinen seines Oheims sich anfangs erschreckte, beruhigte sich bald, als er in seinen Zügen las, daß er keine neue Nachricht bringe.

Digitized by Google

Diese, von Robert gefürchtete Nachricht, sollte indeß nicht lange auf sich warten lassen. Es war gegen 8 Uhr Morgens, als ein Bote aus der Stadt, von der das Dorf A... ungefähr 20 Minuten entfernt liegt, in athemloser Hast herbeieilte und die Meldung brachte: „Der Baron ist entfloh'n!" Auf Gödden wirkten diese Worte wie ein tödtlicher Blitzstrahl, er konnte das Unglaubliche nicht glauben und fluchte die schrecklichsten Flüche, während Robert nur leicht erbleichte.

Es war in der That so, wie der Bursche angezeigt. An diesem Morgen fand der Schließer das Nest des „hohen" Gefangenen leer; das Fenster sammt den eisernen Stäben war durchschnitten und ein abgeschnittener Strick bewies, daß der Baron sich an einem Seile müsse herabgelassen haben.

Die Aufregung und Bestürzung war eine allgemeine; allein alle Bemühungen Seitens der Polizei, den Entflohenen zu fangen waren ebenso vergebens wie die, den Helfershelfer zu ergreifen; denn es war klar, daß hier nur fremde Hülfe die Flucht ermöglicht hatte. Man konnte auch um so weniger Jemand verdächtigen, als Niemand aufzuweisen war, der an der Flucht des Gefangenen ein Interesse oder diese gar wünschenswerth fand, — kurz, der Vogel hatte seinen Käfig verlassen.

Hatte gestern noch der Eingelne an der Schuld v. Vernon's gezweifelt, so gab es heute Niemand mehr, der ihn vertheidigte; — Einige nur gab es, die sich heimlich darüber freuten, nicht des Baron's, sondern seiner braven Tochter wegen; indeß die meisten ärgerten sich über die plötzliche Flucht. — —

Die Zeit verstrich, die Beweise für die Echtheit des Certificats und noch viele andere Beweise liefen ein, und der Baron wurde in contumaciam verurtheilt.

Eines frühen Morgens waren auch Robert und Agnes verschwunden, nachdem zuvor das Gut verkauft und die Ländereien flüssig gemacht worden; denn es hielt sie ihrer Aussage nach, nicht länger an einem Orte, der Zeuge der Schande ihres Vaters gewesen. Am Abende vorher hatten die Kinder an dem Grabe der Mutter Roberts, das jetzt ein prächtiger Leichenstein schmückte, lange und innig gebetet. Indeß wußte Keiner, mit Ausnahme der Pflegeeltern Roberts vielleicht, das Ziel der jungen Leute, der Abschied von den guten Alten war schmerzlich und rührend.

Schluß.

Ein Brief.

Zwei Jahre waren verflossen. In dem Dorfe A... war noch Alles beim Alten geblieben, und nichts hatte eine Veränderung erlitten, nur daß das Gut im Birkenwalde seinen Besitzer gewechselt. Die Geschichte des unglücklichen Baron v. Vernon schien vergessen, wenigstens sprach Keiner mehr von derselben, ja vielen kam sie nur noch wie ein böser Traum vor, dessen sie sich bisweilen erinnerten. Ebenso spurlos wie der Baron waren auch seine Kinder verschwunden, selbst Gödden ließ nichts mehr von sich hören, nur daß er sich von Zeit brieflich an den Wirth Richter wandte, mit der Anfrage, ob er nichts Näheres in Betreff Roberts erfahren.

Eines Tages überbrachte der Landbriefträger dem alten Wirthe einen recommandirten Brief, dessen fremde Marken und viele Stempel bekundeten, daß er weither gekommen.

Mit zitternder Hand öffnete der ergraute Mann das geheimnißvolle Schreiben, und ein Schrei der Freude und Ueberraschung entfuhr ihm, als er die Unterschrift erkannte. Der Brief war von seinem theuern Pflegekinde Robert. In Gegenwart seiner vor Freude weinenden Frau, und seines Knechtes Franz, der mit feuchten Augen und offenem Munde lauschte, las Richter folgendes:

„Rio-de-Janeiro, den 1. September 18..

„Theuerste, innigst geliebte Eltern!

„Diesen süßen Namen, den ich zwanzig Jahre in glücklicher Unkenntniß meiner selbst zu Ihnen gesprochen, rufe ich Ihnen aus weiter Ferne nach langer, zweijähriger Trennung zum erstenmale wieder zu, und während meine Feder denselben zitternd dahinschreibt, lispelt in seliger Erinnerung ihn mein Mund, und mein Auge füllt sich mit Thränen der Sehnsucht und des Schmerzes. Ich sage „glücklich" Unkenntniß meiner selbst," denn ach, damals war ich so glücklich, und diese schöne Zeit einer hoffenden, traumumspielten Jugend ist unrettbar für mich verloren. Als ich Sie Vater und Mutter noch nennen, als ich an Ihr liebendes Herz eilen und bei ihm Trost und Ruhe suchen durfte, da erkannte ich noch nicht den ganzen Werth, das hohe Glück, gute Eltern zu besitzen, die Sie mir theuerste Pflege-Eltern, im vollsten Maaße waren; denn jetzt an der Seite eines Mannes, den ich Vater nennen muß, ohne ihn als Vater lieben zu können, empfinde ich die Leere und das verlorene Glück schmerzlich."

„Erlauben Sie, daß ich meinem Versprechen gemäß, Ihnen mit kurzen Worten die Geschichte meiner unglücklichen Familie schildere. Ich habe Ihnen, wenn auch nur andeutend, mündlich eingeräumt, daß ich es war, der die Flucht meines Vaters bewerkstelligte; jetzt kann ich mich offen als den Thäter bekennen, und wenn ich auch gegen das Gesetz gehandelt, so mache ich mir doch hierüber im Gewissen keine Vormürfe. Die Welt möge diese That beurtheilen, wie es ihr gut dünkt, sie ist geschehen, und es hat mich bis auf die jetzige Stunde nicht gereut; verheimlichen Sie meine Thäterschaft nicht, im Gegentheil, es soll mich freuen, wenn Jeder hierüber außer Zweifel gesetzt würde. — Mit hinreichenden Mitteln versehen, wandte der Flüchtling sich zunächst nach New-

Digitized by Google

Orleans und hielt sich daselbst solange auf, bis ich mit meiner Schwester Agnes ebendort eintraf, denn dieses Zusammentreffen war an dem Abende vor der Flucht gemeiniam verabredet worden. Von dort wandten wir uns nach unserer jetzigen Wohnstätte Rio de Janeiro und führen ein stilles zurückgezogenes Leben. Mein Vater ist nicht mehr der Mann, den Sie in A... kannten. Schon sein Aeußeres verräth die völlige Umwandlung des Seelenzustandes. Wie sein stolzer Nacken gebeugt ist, so ist auch sein Stolz, sein Hochmuth gebrochen, er lebt ein Leben der Reue und der Buße. Jedermann achtet und liebt ihn und ich selbst muß ihn in seiner gegenwärtigen bescheidenen und frommen Lebensweise nur hochachten. O könnte ich ihn so lieben, wie ich einen Vater lieben würde, der sich nicht an meiner Mutter versündigt hätte. Nie erinnert ein Wort an die traurige Vergangenheit, und anscheinend führen wir ein ruhiges glückliches Dasein. Oft beschleicht mich der Gedanke, es sei eine Gnade der Vorsehung, die meinen Vater durch jene That zu einem bußfertigen Leben zurückgeführt, denn ohne jenes Ereigniß hätte er noch viele Jahre in seiner Unbußfertigkeit verharrt; aber auf der andern Seite sagt mir mein Inneres, daß Gutes nie durch schlechte Wege erzielt werden kann. Doch lasse ich diese Sophisterei; mein Vater ist ein reuiger Greis, und im vollsten Sinne rechtschaffen und edel. Er hat mit der Vergangenheit gebrochen und überhäuft seine Kinder mit den lebhaftesten Beweisen seiner zärtlichsten Liebe. — Ich selbst habe eine recht gesegnete Praxis, die mehr bietet, als unsere bescheidene Häuslichkeit erfordert; doch das wonnige Lächeln, mit dem ich Sie, liebe Pflegeeltern, nach Ihren eignen Worten oft erfreute, ist von mir gewichen, und stille Schwermuth hat meine Stirn gefurcht. Was meine Schwester anbelangt, kennen Sie dieselbe zu gut, als daß ich es nöthig erachtete, sie noch näher Ihnen zu schildern. Sie ist wo möglich noch edler und besser geworden, wenn sie überhaupt im Guten noch zunehmen konnte. Sie ist der irdische Schutzengel unsres Vaters, seine liebevolle Trösterin, seine Hoffnung, sein Alles. Wie ich Agnes liebte, ehe ich sie als Schwester kannte, ist Ihnen bekannt; diese Liebe hat nun eine andere Färbung, ohne inteß die Innigkeit verloren zu haben. Wir haben einander das Versprechen gegeben, nie zu heirathen, und wir werden es halten! — Grüßen Sie von uns Allen meinen lieben Onkel Görden, und bitten ihn im Namen meines Vaters um Verzeihung. Im Geiste weile ich stets im lieben Dorfe A..., und wenn Sie das Grab meiner theuern, ungekannten Mutter besuchen, so beten Sie an meiner Stelle für ihre fromme Seele. Empfangen Sie die herzlichsten Grüße von meinem Vater und Agnes, grüßen Sie mir alle werthen Bekannten und seien Sie ganz besonders tausendmal gegrüßt von Ihrem ewig dankbaren Pflegesohne

Robert v. Vernon."

Eine entsetzliche Nacht.

Es sind nun schon zwölf Jahre her, erzählt ein französischer Gendarmerie-Brigadier in seinen Memoiren, daß ich meinen Militärdienst beendete und beantragte, in die Gendarmerie einzutreten. Man theilte mich der in den Colonien zu und ich wurde nach Martinique geschickt, was mir ganz wohl gefiel, denn, wie man mir sagte, sollte dies ein herrliches Land und das Leben dort sehr angenehm sein. Ich kam nach Fort-de France; das erste Wort, mit dem mich die Cameraden begrüßten, war: „Nimm Dich vor Schlangen in Acht!" Und sie hatten Recht. Diesen scheußlichen Reptilien begegnet man dort überall, selbst in den Häusern und Zimmern, so daß auf dieser kleinen Insel von 190,000 Seelen jährlich über 100 an Schlangenbiß sterben. Der Biß tödtet übrigens ebenso schnell als eine Pistolenkugel. Die ersten Tage glaubte ich wenig daran; ich meinte, die Cameraden wollten sich über mich lustig machen, — ach, nur zu bald erfuhr ich, daß dies keine Scherze waren, die man zur Einschüchterung der neuen Ankömmlinge ersonnen. Ich war ungefähr seit 14 Tagen dort, als ich den Befehl erhielt, mit einem Brigadier aufzubrechen und eine Ronde im Innern der Insel abzumachen. Morgens 5 Uhr brachen wir von Fort-de-France auf, um die große Hitze zu vermeiden. Wir ritten gute Pferde, das Wetter war prächtig — es war eine wahre Lust, so zu reisen, zuerst mitten in Zuckerrohr-Feldern, die zu reifen begannen, und dann in einem Walde, dessen Zweige das schönste schattige Dach über uns bildeten. Als gegen 10 Uhr die Hitze zu stark wurde und unsere Pferde zu ermatten anfingen, wendete sich der Brigadier nach einer Wohnung, die wir in der Nähe sahen. Das ganze Haus war froh und vergnügt, die Ernte ließ sich gut an, und wir wurden prächtig aufgenommen. Ehe wir fortgingen, wollte der Besitzer uns noch den Besuch zu kosten geben, was etwa süßen Zuckerrohrwein bereitet; es ist der nur einmal aufgekochte Saft, und die Eingeborenen halten ihn für einen Göttertrank. Wir folgten dem Manne nach seiner Siederei; der Boden war mit zerquetschten Rohre bedeckt, auf dem man ausglitt. „Nimm doch das Zeug fort," sagte der Pflanzer zu einem Neger, der sich beeilte, eine Hacke von der Mauer zu nehmen. Ich weiß nicht, wie er es anfing, aber das Instrument fiel ihm aus der Hand und zwischen die Mauer und eine Reihe von leeren Fässern, in welche der Zucker kommen sollte. Der Unglückliche steckte den Arm zwischen zwei Tonnen, um seine Hacke wieder zu nehmen, als plötzlich ein besserer, entsetzlicher Schrei sich seiner Brust entrang: „Serpent!" Und indem er auf ein Bündel Rohr fiel, zeigte er uns seinen Arm, wo aus zwei Stichen unterhalb der Armbiege zwei schmale Streifen Blut hervordrangen.

Man bemühte sich um ihn, man lief zur Apo-

Digitized by Google

thete, man versuchte die Wunde auszubrennen. — Alles war vergebens, der Biß hatte eine Vene getroffen und das Gift sich im Nu durch den ganzen Körper verbreitet. Als wir eine Stunde darauf zu Pferde stiegen, war der arme Teufel schon todt! — Wir ritten im Galopp davon, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; zum Glück war Vollmond, und da in diesen Ländern der Mondschein vollkommen tageshell ist, kamen wir ohne Unfall auf dem Posten der „beiden Kohlpalmen" an. Eine kleine hölzerne Hütte gehörte dem Sergeanten, der hier kommandirte. Gekocht wurde auf Ziegelsteinen unter freiem Himmel. Aber ich hatte keine Lust zum Essen; der Tod des armen Negers hatte mich aus meiner Ruhe gebracht, und auf dem ganzen Wege machte das geringste Geräusch im Grase, die mindeste Bewegung der Blätter mich erzittern. Ich konnte nicht recht einschlafen, und obwohl ich mich zuerst gelegt, warf ich mich doch immer noch auf meinem Feldbett hin und her, als meine Cameraden schon längst schnarchten; ich glaube, ich hatte etwas Fieber und sprang alle Augenblicke auf: ich sah überall Schlangen. Endlich gegen Mitternacht fühlte ich, daß der Schlaf kam, aber es wäre besser gewesen, wach zu bleiben. Ein schrecklicher Alp drückte mich: ich träumte eine ungeheure Schlange habe sich in den Posten eingeschlichen, sei zu mir herangekrochen und habe sich, von der Wärme angezogen, auf mir zusammengekauert. Ich fühlte sie auf meiner Brust, in sich selbst zusammengerollt, love, wie man in den Colonien sagt, d. h. zum Sprunge bereit. Ich wagte nicht, mich zu rühren, und doch erstickte mich diese Last. Einen Augenblick war dies Gefühl sogar so stark, daß ich davon erwachte. Möge der liebe Gott Sie vor einem ähnlichen Erwachen bewahren! Es war kein Traum; da lag die Schlange auf meiner Bettdecke; eine Bewegung, die ich machte, als ich die Augen öffnete, mußte sie selbst aufgeweckt haben, denn ihr Kopf hatte sich etwas an der Spirallinie ihres Körpers erhoben und schaukelte sich nach rechts und links, als ob sie den Feind suchte, der sie gestört.

Der Mond schien hell, und ich unterschied genau die schwarzen Augen des Thieres. Einen Augenblick lang hefteten sie sich auf die meinigen — das Entsetzen dieses Gefühles kann ich nicht schildern. Endlich wendete der Kopf sich wieder fort, fiel nach einigen Schwingungen wieder auf den Körper zurück und blieb unbeweglich, meinem Gesichte gegenüber. Wie lange ich so mit offenen Augen blieb, ohne zu wagen, mich zu bewegen oder zu schreien, ja, ohne es auch nur zu können, weiß ich nicht. Aber mit Tagesanbruch begann die Schlange sich zu rühren. Ich fühlte, wie sie sich dehnte und streckte, und wie sie, allmählig leise sich aufrollend, ruhig sich nach der offenen Thür wendete und den Posten verließ. Da sprang ich auf, nahm ein Gewehr vom Ständer und, das Thier, das langsam auf dem Wege weiter kroch, distrend, gab ich Feuer. Das Ungeheuer sprang hoch auf, dann fiel es unbeweglich zurück. Die Cameraden waren erwacht und eilten herzu, die Schlange war todt, und ich war ohnmächtig umgefallen. — Als ich wieder zu mir kam und mich in einem kleinen Spiegel betrachtete, glaubte ich, daß man mir Mehl auf den Kopf gestreut, wie man es mit denen zu thun pflegt, welche den Sonnenstich haben. — Meine Haare waren weiß geworden.

Verschiedenes.

* Was ein Berliner vermag. Die Berliner Reform berichtet unter ihren Lokalnachrichten: Eine gewiß seltene Energie bei dem Versuch, sich das Leben zu nehmen, hat am vergangenen Donnerstag der Raschmachergeselle Kreutzberg dahier bewiesen. Nachdem er sich in seiner Wohnung eine tiefe Schnittwunde an beiden Handgelenken beigebracht hatte, holte er, wahrscheinlich weil dies seinen Tod nicht schnell genug herbeiführte, einen Bindfaden herbei und hängte sich an einem Spiegelhaken auf. Kaum hatte er sich aber aufgehängt, so trat einer seiner Bekannten ein, der ihn rasch von der Schlinge befreite und den schon Bewußtlosen mit Hilfe einiger Hausbewohner wieder zur Besinnung brachte. Noch war man mit dem Verbinden der stark blutenden Wunden, die er sich an den Handgelenken beigebracht, beschäftigt, als der unverwüstliche Selbstmörder aufsprang, an das offenstehende Fenster eilte, sich auf die Brüstung schwang und dann plötzlich — noch ehe die Umstehenden über das Unbegreifliche zur Besinnung kommen konnten — aus dem dritten Stock hinunter in den Hof stürzte. Jedermann glaubte ihn natürlich mit zerschmetterten Gliedern unten vorzufinden. Man hatte sich indeß getäuscht. Kreutzberg war auf einen großen Düngerhaufen gefallen und hatte sich hierbei anscheinend nicht die geringste Verletzung zugezogen; denn als man hinzukam, sprang er auf und machte den Versuch, sich an der Mauer den Schädel einzurennen. Nur mit Mühe gelang es, den hartnäckigen Selbstmörder festzunehmen, und ihn von weiteren Selbstmordversuchen abzuhalten, worauf er dann zur Charite befördert wurde.

Auflösung des Räthsels in Nr. 14:

Die Frau füllte zuerst das Maß von 5 Quart, goß sodann hiervon das 3 Quart haltende voll ab und diese 3 Quart in das Milchfaß zurück. Nun goß sie die in dem Maße von 5 Quart sich befindenden 2 Quart in das 3 Quart Maß, füllte von Neuem das 5 Quart Maß voll und goß 1 Quart hiervon in das erst 2 Quart enthaltende 3 Quart Maß, mithin blieben ihr 4 Quart.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 16. Donnerstag, den 24. Mai **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

Der Steuerrath Braun lag seit Wochen krank darnieder.

Es war Nacht. In dem Zimmer, in welchem der Kranke sich befand, herrschte ein mattes, gebrochenes Licht. Vor dem Nachtlichte stand noch ein Schirm, um jeden hellen Schimmer von dem Kranken fern zu halten.

Der Eindruck, den das Zimmer machte, würde ein gemüthlicher, fast eleganter gewesen sein, wenn es nicht zugleich den Charakter der Krankenstube getragen hätte.

Die schweren wollenen Vorhänge waren dicht zusammengezogen, um jeden Luftzug durch die Fenster abzuhalten. Ein Teppich bedeckte den ganzen Fußboden und machte jeden Tritt unhörbar. Auf einem Tisch neben dem Bette standen eine Anzahl Fläschchen mit Medizin. Die Luft in dem Zimmer war warm, fast drückend.

Neben dem Ofen in einem Lehnstuhl saß ein junges Mädchen. Es war die Tochter des Steuerraths. Sie schlief. Die durchwachten Nächte an dem Bette ihres Vaters schienen sie erschöpft zu haben, denn ihre Wangen waren bleich.

Es lag ein eigenthümlicher wunderbarer Reiz in den Zügen des Mädchens. Die Augen waren geschlossen, allein das dunkle Haar, die dunkeln scharf gezeichneten Brauen verriethen, daß auch die Augen diese Farbe trugen. Das Profil des Gesichtes hatte einen südlichen, fast orientalischen Charakter, der Mund war klein, fein geschnitten. Es konnte auffallen, daß ihre Lippen fest geschlossen waren, denn der Schlaf hat ja die Eigenthümlichkeit, dieselben etwas zu öffnen. Das Gesicht erhielt dadurch um den Mund herum einen etwas scharfen Ausdruck.

Der Kranke hatte sich mehreremale im Bett etwas emporgerichtet und blickte im Zimmer umher. Er sah seine Tochter schlafen. Daß sie der Schlaf überrascht hatte, bewies ihm, wie erschöpft sie sein mußte, denn unermüdlich hatte sie seit Wochen bei ihm gewacht. Er gönnte ihr diese Ruhe. Mit Schmerzen hatte er gesehen, wie während seiner Krankheit die Farbe der Jugend und Frische mehr und mehr von ihren Wangen gewichen war, wie selbst ihr dunkles Auge einen Theil seines Glanzes verloren hatte.

Sie war sein einziges Kind und er hing an ihr mit aller Liebe und Zärtlichkeit. Seitdem schon vor Jahren seine Frau gestorben war, hatte er sich das Glück dieses Mädchens zur einzigen Lebensaufgabe gemacht.

Wieder hatte er sich langsam, mühevoll emporgerichtet, um zu sehen, ob seine Tochter noch schlief. Er sah sie regungslos dasitzen. Erschöpft sank er zurück. Eine innere Angst befiel ihn. Er kannte die Ursache derselben nur zu gut. Seit Tagen hatte er diesem Zustande entgegengesehen, er war darauf vorbereitet, gefaßt — es war der nahende Tod!

Er wußte, daß ihm keine Hoffnung auf Genesung blieb, er glaubte die Schmerzen des Sterbens, des Abschiedes von seinem Kinde innerlich schon überwunden zu haben, er glaubte völlig ruhig bleiben zu können — diese innere Angst und Beklommenheit scheuchte jede Ruhe von ihm. Er mußte die Schlafende stören — er konnte nicht von ihr scheiden, während sie schlief — noch einmal mußte er ihr in die Augen schauen, den Druck ihrer Hand erwidern, ihre Lippen auf seiner Stirn fühlen. Er wollte mit der Hand über die Stirn fahren, als könnte er dadurch die Angst von sich scheuchen — die Hand zitterte — er erschrack, als er fühlte, wie kalt sie bereits war.

Wieder versuchte er sich empor zu richten. Immer mehr nahmen seine Kräfte ab.

„Paula — Paula!" rief er leise.

Die Gerufene fuhr empor. Sie erschrack, als sie gewahr wurde, daß der Schlaf sie überrascht hatte. Hastig sprang sie auf und trat an das Lager ihres Vaters.

Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Der Schlaf hat mich überrascht," sprach sie entschuldigend. „Ich weiß selbst nicht, wie es gekommen ist."

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über das Gesicht des Kranken.

„Die Natur hat endlich ihre Rechte geltend gemacht," erwiderte er — „zu lange hast du den Schlaf entbehrt — und ich würde dich auch nicht geweckt haben — wenn nicht — wenn nicht —"

Er vollendete seine Worte nicht.

„Was willst du, Vater?" fragte Paula, indem sie ihm mit der Hand über die Stirn strich und sich halb über ihn beugte.

Erst jetzt war ihre Gestalt vollständig zu sehen. Sie war hoch und schlank gewachsen. Jede ihrer Bewegungen war elastisch, schön zu nennen. Der

Digitized by Google

Glanz ihrer dunkeln Augen war zwar durch Wachen und Thränen geschwächt, aber immerhin lag in diesen Augen noch ein tiefer Ausdruck, der den Anschauer unwillkürlich gefangen nahm.

„Reich mir ein Glas Wasser," erwiderte der Kranke. Er vermochte nicht zu sagen, was er eigentlich wollte, was ihn getrieben hatte, sie zu rufen.

Paula reichte ihm das Wasser, von dem er indeß nur einige Tropfen genoß. „Du schliefest ruhig und fest," fuhr Paula fort. „Deßhalb setzte ich mich dort in den Stuhl. Fühlst du dich jetzt wohler?"

Wieder zuckte ein wehmüthiges, schmerzliches Lächeln über sein Gesicht hin. Sie fragte, ob er sich wohler fühle, und er empfand das Nahen des Todes. Sie hatte noch keine Ahnung von dem wirklichen Zustande seiner Krankheit. Sie hoffte mit aller Zuversicht auf seine baldige Genesung, weil sie es für eine Unmöglichkeit hielt, daß er sterben könne.

Durfte er sie noch länger in dem Wahne lassen? Er hatte noch Manches mit ihr zu sprechen — er durfte es nicht weiter hinausschieben, denn der Tod konnte schneller an ihn herantreten, als er glaubte. Die Sprache und das Bewußtsein konnte ihm schwinden. Es war eine schwere Aufgabe für ihn, ihr Alles mitzutheilen — dennoch mußte es sein.

„Ja, ich fühle mich wohler," sprach er. „Komm Paula, setze dich zu mir – hier neben das Bett."

Sie that es.

Wieder streckte er ihr die bereits erkaltete Hand entgegen. Erst jetzt bemerkte sie es. Sie erschrack

„Du bist kalt, Vater," sprach sie. „Friert dich? Soll ich dir noch eine Decke überlegen?"

Er schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Sei ruhig — sei gefaßt, Paula," fuhr er fort, „mir hilft keine Decke mehr."

Sie blickte ihn starr an. Der Athem stockte in ihrer Brust — eine Ahnung der Wahrheit, wie es mit ihm stand, schien in ihr aufzutauchen.

„Weshalb nicht, Vater? Weshalb nicht?" rief sie mit bebender Stimme.

„Sei ruhig, Paula," suchte er sie zu trösten. „In das Unabwendbare muß man sich mit Fassung fügen."

Sie schien seine Worte kaum zu hören.

„Weshalb nicht, Vater?" wiederholte sie mit gesteigerter Angst.

„Kind — Kind," erwiderte der Kranke mit schmerzbewegter Stimme. „Du hast bis jetzt an meine Genesung geglaubt — ich habe dich in dem Wahne gelassen, wozu sollte ich dein Herz mit Schmerz erfüllen, ehe es nöthig war — aber länger darf ich dich nicht täuschen. Du mußt die Wahrheit wissen — für mich ist keine Hoffnung mehr!"

Sie schien seine Worte noch nicht recht zu fassen. Mehr und mehr hatte sie sich über ihn gebeugt, ihr Auge blickte angstvoll in das seinige — endlich schien die volle Wahrheit ihr zum Bewußtsein zu kommen. „Allmächtiger Gott! keine Hoffnung mehr!" rief sie laut auf und warf sich über ihn. Sie weinte nicht. Sie konnte nicht weinen. Schwer rang ihre Brust nach Athem.

„Paula — mein Kind, fasse dich," bat der Kranke und legte seine kalte Hand auf ihren Kopf. Sie sprang wieder empor, aufgeregt, zitternd.

„Nein, nein, es darf nicht sein — es kann nicht sein!" rief sie. „Ich schicke zum Arzt — er muß dir helfen!" Sie eilte zur Klingelschnur.

„Paula — Paula laß!" rief ihr der Kranke nach. „Auch er kann mir nicht mehr helfen — aus seinem eigenen Munde weiß ich es schon seit Tagen. Laß uns die wenigen Stunden die mir noch bleiben, allein sein."

Sie ließ die Hand, welche sie bereits zur Klingelschnur erhoben hatte, erschöpft herabsinken — die Worte: „die wenigen Stunden, die mir noch bleiben," hatten ihre Kraft gebrochen. Der Schmerz, der ihre Brust krampfhaft zusammengezogen hatte, der Schrecken lösten sich — sie eilte zum Bette zurück und sank laut schluchzend neben ihm nieder.

Der Kranke ließ sie eine Zeitlang ruhig gewähren. Er wußte, daß die Thränen das beste Mittel waren, ihren Schmerz zu lindern. Ihm selbst rannen sie langsam die Wangen herab.

„Paula," sprach er endlich, „sei ruhig, fasse dich. Sieh, mir bleibt nur noch wenig Zeit und noch viel möchte ich mit dir besprechen. Komm, Paula."

Sanft hob er ihren Kopf empor. Sie schien sich auch zu fassen. Kaum hatte sie sich indeß aufgerichtet, so sank sie wieder nieder.

„Paula — Paula!" mahnte ihr Vater, „meine Stunden sind gezählt!"

Mit aller Kraft rang sie nach Fassung. Die Thränen drängte sie zurück. In ihrem starren Blicke lag etwas unendlich Schmerzvolles, Gebrochenes. Der Kranke erfaßte ihre Hand und hielt sie in der Seinigen fest.

„Für deine Zukunft habe ich, so viel in meinen Kräften stand, gesorgt," sprach er. „Dies ist ja in den letzten Jahren meine einzige Lebensaufgabe gewesen. Freilich hatte ich gerechnet, länger zu leben, mehr noch für dich zu ersparen — es hat nicht geschehen sollen!"

Paula erwiderte kein Wort. Regungslos saß sie da. Es war ihr, als ob die Worte ihres Vaters sie nicht beträfen. Sie war nicht im Stande, an ihre eigene Zukunft zu denken, wo die Wirklichkeit so schmerzvoll an sie herantrat.

„Du bist noch jung, Paula," fuhr der Steuerrath, seine Kräfte zusammenraffend, fort. „Du kannst jetzt noch nicht allein im Leben dastehen — auch dafür habe ich Sorge getragen — folge meinen Rathschlägen — meinen Bitten, die du bald erfahren wirst."

„Ich will Alles — Alles thun, nur verlaß mich nicht, Vater!" rief Paula aufs Neue in Schluchzen ausbrechend.

„Mein Kind — Leben und Sterben hängt nicht

Digitized by Google

von des Menschen Willen ab," erwiderte der Kranke, selbst mächtig ergriffen. Eine mächtigere Kraft steht über uns — ihr müssen wir uns mit Vernunft fügen. Und es ist gut, daß es so ist!" fügte er halb in Gedanken versunken hinzu. Nach seinem Willen würde er sich nimmer von seiner Tochter getrennt haben.

„Noch um Eins möchte ich dich bitten, Paula," fuhr er nach wenigen Augenblicken fort. „Es betrifft die Wahl deines zukünftigen Gatten. Ich will deinem Herzen keine Vorschriften machen, denn ich wünsche, daß du bei der Wahl deinem Herzen am meisten folgst, das ist ja die beste Bürgschaft des Glückes, allein weise auch die ruhige Stimme des Verstandes nicht zurück. Prüfe dein Herz, ehe du es verschenkst. Mancher glaubt ja zu lieben, und sein Herz hat sich nur durch äußeren Schimmer täuschen lassen. Ich weiß, daß der junge Berger dich gern hat, daß er dich liebt. Ich gestehe es offen, daß ich mit Freuden ihn als meinen Schwiegersohn begrüßt haben würde, denn ich kenne ihn von Jugend auf — er ist ein guter, ein edler Mensch. Sollte er je um deine Hand anhalten, Paula, dann weise ihn nicht zurück, ehe du dein Herz wiederholt geprüft hast. Das — das versprich mir — mehr verlange ich ja nicht."

Paula versprach es schluchzend. Sie würde in diesem Augenblicke Alles versprochen haben, weil sie unfähig war, irgend einen andern Gedanken als ihren Schmerz zu fassen.

Der Kranke war durch das Sprechen mehr angegriffen, als er befürchtet hatte. Näher und näher fühlte er den Tod an sich herantreten, mehr und mehr seine Kräfte schwinden. Er hatte seiner Tochter so viel noch zu sagen — schon fehlten ihm die Kräfte dazu.

„Schicke zum Doktor — zu Prell," sprach er mit matter Stimme. „Er soll kommen — sogleich. Auch ihn muß ich noch sprechen."

Paula eilte fort, um der Dienerin den Auftrag zu geben. Dann kehrte sie in das Zimmer zurück.

Der Kranke lag mit geöffneten Augen da. — Schmerzlich lächelnd nickte er ihr zu. Er schwieg. Den letzten geringen Rest seiner Kräfte wollte er aufsparen, bis der Gerufene kam. Der war sein Arzt und langjähriger Freund.

Paula saß neben ihm. Die Augen hatte sie angstvoll auf ihn gerichtet. Jetzt entging es auch ihr nicht mehr, welche Veränderung in seinem Gesichte vorgegangen war. Das waren schon die Züge des Todes.

Der Morgen brach herein. Die ersten Sonnenstrahlen schimmerten selbst durch die dicht zugezogenen Vorhänge. Der Kranke bemerkte es.

„Zieh die Vorhänge zurück," bat er. Die Worte wurden ihm schon schwer. Er sprach sie gebrochen.

Die Sonnenstrahlen fielen auf ihn. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glücksjäger.

Aus dem Englischen.

Die Mittagssonne schien hell in den Lesesalon eines Pariser Gasthofs. In dem Zimmer befanden sich mehrere Gruppen von Männern, welche theils Zeitungen lasen, theils mit einander plauderten. Unter den Letztern war auch ein hübscher junger Mann mit braunem Schnurrbart und einem prächtigen Diamantring am kleinen Finger seiner linken Hand. Seine modische Kleidung verrieth den Stutzer.

„Aber mein lieber Leigh", sagte ein Herr, der mit ihm in dem geräumigen Saale auf und ab ging, „du mußt ja ganz und gar den Kopf verloren haben."

„Es wäre schlimm, wenn es wahr wäre", erwiderte Leigh lächelnd; „denn mein Kopf ist das Einzige, wovon ich seit zehn Jahren gelebt habe."

„Unsinn, du weißt schon, was ich meine."

„Nun, was meinst du denn?"

„Daß die lustige Welt allgemein über die Nachricht erstaunt ist, daß du Letitia Wynne heirathen willst, welche wenigstens dreißig Jahre auf dem Rucken hat, eine Brille trägt und nur drei gute Zähne besitzt, während du selbst — ich will dich nicht noch eitler machen — ein ziemlich gut aussehender Bursche bist."

„Dies Alles ist vollkommen wahr."

„Und weßhalb, im Namen aller Hexen, willst du sie denn heirathen?"

„Mein lieber Max, du darfst in dieser trügerischen Welt nicht blos nach dem Scheine urtheilen. Ich heirathe Letty Wynne nicht allein, ich beabsichtige vielmehr auch, ihr Geld zu heirathen."

„Geld! und ihr Vater ist ein armer Buchhalter!"

„Rede nicht so laut, Max. Höre mich an und dann urtheile selbst. Du weißt, daß ich so eben erst aus England zurückgekehrt bin."

„Nun?"

„Während ich dort war, traf ich zufällig mit einem gewissen Jakob Truax, einem alten Sonderling, zusammen, dessen Herz in seinen Geldsäcken lag. Durch Zufall erfuhr ich, daß er der einzige Bruder der Mrs. Wynne, der Mutter Letitia's war. Er hatte sich bei ihrer Heirath mit ihr entzweit, und geschworen, sie nie wieder zu sehen. Der alte Mann wurde krank und starb, nachdem er durch ein Testament sein ganzes Vermögen seiner Nichte, der Tochter von Charles Wynne, hinterlassen hatte. Ich erfuhr dies von der Wärterin, welche ihn auf dem Sterbebette gepflegt hatte. Da ich wußte, daß erst noch mancherlei gesetzliche Förmlichkeiten abgethan werden mußten, bis das Testament diesseits des Kanals bekannt werden konnte, so kehrte ich mit dem nächsten Dampfboote zurück, um den uneigennützigen Liebhaber zu spielen, und wenn es gut geht, wird die bebrillte Prise mein Weib sein, bevor sie entdeckt, daß sie eine Erbin ist."

Digitized by Google

„Leigh, du bist ein wahres Genie.“

„Laß es gut sein“, sagte Tracy Leigh mit kalter Nonchalance, „und vergiß nicht, daß du am nächsten Samstag bei meiner Hochzeit Brautführer bist. Dieser Tag macht mich zum glücklichsten Burschen, wenn ich auch nicht gerade der beglückteste Ehemann sein werde.“

Max Walter gab lachend seine Einwilligung und entfernte sich dann, über das gute Glück seines kalten Freundes nachsinnend.

Der Hochzeitstag kam endlich heran. Miß Letty stellte zwar keine hübsche Braut vor, aber sie hatte eine neue goldene Brille, trug ein schönes weißes Seidenkleid und, wenn sie ihren Mund zubehielt, so sahen auch ihre Zähne nicht so übel aus.

So heirathete Tracy Leigh, der gefeierte Held der Modewelt, Miß Lätitia Wynne, und das neuvermählte Paar trat darauf seine Hochzeitsreise an. Leigh war ungemein aufmerksam gegen seine „junge“ Frau. Auch wußte er sehr gut seine sichtbarste Ungeduld nach Neuigkeiten aus England zu verbergen.

Es waren etwa eine Woche verheirathet, als ein Paket Briefe aus der Heimath eintraf. Lätitia öffnete beträchtig einen nach dem andern, während Leigh, welcher ihr gegenüberfaß und mit seiner Uhrkette spielte, kaum seine Ungeduld zu verbergen wußte.

„Nun, meine Liebe, was für Nachrichten?“ sagte er endlich.

„Nachrichten? Der Papa hat wieder einen Anfall seines verdösen Kopfwehs gehabt, und die Mama sagt, daß sie mich sehr ungern vermißt.“

„Der Guckuck hole das Kopfweh und die alte Frau“, dachte Leigh, mit den Zähnen knirschend. Mit freundlichem Tone aber sagte er: „So, was weiters?“

Lätitia ließ den Brief fallen, den sie so eben geöffnet hatte. „Mein theuerster Tracy“, sagte sie, „solche Nachrichten! Sie sehen fast wie ein Roman aus. Armer guter Onkel Tracy!“

„Was ist's mit ihm?“ rief Leigh, vor Aufregung bald roth, bald blaß werdend.

„Er ist in England gestorben und hat sein ganzes Vermögen —“

„Dir hinterlassen, meine Liebe?“

„Nein, meiner Schwester Julie, welche die Pathe seiner verstorbenen Frau war. Aber wir dachten niemals daran, daß sie etwas von seinem Gelde erhalten würde.“

„Deine Schwester Julie?“ fragte Leigh, während ein kalter Schweiß auf seiner Stirne ausbrach. „Ich habe nicht gewußt, daß du eine Schwester hast.“

„Das ist mir sehr erklärlich. Sie heirathete einen gewöhnlichen Handwerker, und wir vermieden es, so viel als möglich, ihren Namen zu nennen. Die liebe kleine Julie, sie wird jetzt eine große Erbin sein!“

„Hol's der —“ murmelte Leigh zwischen den Zähnen, und biß sich auf die Lippen, bis das Blut hervorkam. „Ich habe die unrechte Schwester geheirathet und bin jetzt für mein ganzes Leben an diese bebrillte Bettel gekettet.“

„Hast du Etwas zu mir gesagt, Tracy?“ lispelte Mrs. Leigh, einen süßen Blick durch die entsetzliche Brille sendend.

„Nein“, sagte Tracy. Der Ton seiner Rede war ruhig, aber sein Entschluß gefaßt. Nur als Erbin konnte man Lätitia ertragen, als Frau ohne Geld war sie ganz unerträglich. Und in der folgenden Nacht, während die arglose Frau in sanftem Schlafe lag, nahm Tracy Leigh die gemeinschaftliche Kasse und machte sich in der Stille davon.

Frau Lätitia Leigh kehrte als verlassene Frau in ihr Vaterhaus zurück, wo sie von der Unterstützung der armen verachteten Julie lebte. Anfangs beklagte sie heftig ihr hartes Schicksal, als sie aber sah, daß ihr ungetreuer Gatte nicht daran dachte, zu ihr zurückzukehren, tröstete sie sich, so gut sie konnte.

Mehrere Jahre darauf begegnete eines Abends Max Walter seinem alten Freunde in den Straßen von Paris. Derselbe war so verändert, daß er in ihm kaum den früher so glänzenden Tracy Leigh wieder erkannte.

„Tracy, ist's möglich, daß du es bist?“

„Ja, ich bin es, Max. Aber sage nichts davon, daß du mich gesehen hast, denn meine Gläubiger sind mir überall auf den Fersen. Ich freue mich, dich zu treffen, alter Junge. Seit meiner Hochzeit haben wir uns nicht gesehen. Diese Heirathsspeculation ist schlecht für mich ausgefallen. Nicht wahr?“

Max Walter brach die Unterhaltung bald ab und kehrte nach Hause zu seiner Frau zurück, die zwar keine große Erbin, aber jung, hübsch und liebenswürdig war. Wenn er auf seine Häuslichkeit blickte, hatte er alle Ursache, Gott zu danken, daß er niemals eines jener verächtlichen Geschöpfe, ein Glücksjäger gewesen.

Sprüche.

Schlimm zwar ist's, wird treuer Liebe
Schnöder Undank, Trug und Hohn;
Doch sie trägt, wie alles Schöne,
In sich selber ihren Lohn.

Unglück nur ist jene Liebe,
Die durch blinde Leidenschaft
Unser Herz sich selbst entfremdet
Und dem Ewigen entrafft.

Soll'n die Menschen dich verstehen,
Mußt du ihre Sprache kennen,
Dich in ihren Geist versetzen
Und wie sie die Dinge nennen.

Nahest Gott du im Gebete
Leihe Wünschen nicht und Schwächen
Deines irdischen Seines Laute;
Himmelssprache mußt du sprechen.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 17. Sonntag, den 27. Mai **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Mit peinlicher Ungeduld erwartete Paula die Ankunft des Arztes. Auf ihn waren ihre letzten Hoffnungen gesetzt.

Draußen in dem Vorzimmer saß die langjährige Dienerin, welche den Arzt gerufen hatte, auch sie wartete auf seine Ankunft.

Da wurde die Thür leise geöffnet und ein mittelgroßer, fast zierlich gebauter Mann trat leise, fast unhörbar ein — es war der Doktor Prell.

Er ließ die dunkeln Augen schnell durch das Zimmer gleiten. Es lag etwas Stechendes in diesem Blicke, das sich indeß verlor, als er sich an die Dienerin wandte.

„Wie steht es?" fragte er.

„Der Herr scheint sehr — sehr krank zu sein," erwiderte die Dienerin.

„Hm! ich weiß es," entgegnete der Doktor, indem er mit der Rechten über das glatt rasirte Gesicht fuhr. „Ich weiß es," wiederholte er, „und ich kann ihm auch nicht mehr helfen. Der Tod läßt sich nicht bezwingen. Hat er oder Paula zu mir geschickt?"

„Das Fräulein gab mir den Auftrag, Sie zu rufen, mehr weiß ich nicht," gab die Dienerin zur Antwort.

„Ist gestern, seitdem ich fortgegangen war, Jemand bei ihm gewesen?" fragte der Arzt weiter.

„Niemand außer dem Fräulein."

Der Doktor schwieg. Er schien nachzusinnen. Dann trat er dicht an die Dienerin heran.

„Wissen Sie, ob er ein Testament gemacht hat?" fragte er leise.

„Ich weiß es nicht," entgegnete die Dienerin. „In den letzten Tagen ist außer Ihnen und dem Fräulein Niemand bei ihm gewesen."

„Er wollte immer noch nichts davon wissen, wenn ich ihn daran erinnerte," sprach Prell. „Jetzt wird sich das Gericht dazwischen mischen — das Vormundschaftsgericht, denn Paula ist ja noch nicht mündig. Sie ist fast noch ein Kind."

Er hatte dies mehr zu sich selbst, als zu der Dienerin gesprochen. Dann trat er an die in das Krankenzimmer führende Thür, öffnete dieselbe und trat leise ein.

Paula stand hastig auf und eilte ihm entgegen.

„Herr Doktor — mein Vater —" sprach sie. Angst und Schmerz erstickten ihre Stimme.

„Laß — laß — Kind — sei ruhig," erwiderte Prell und trat an das Bett des Kranken.

„Es ist gut, — daß du — kommst," sprach der Steuerrath, dessen Auge schon den starren Ausdruck des nahenden Todes angenommen hatte. „Du bist lange geblieben."

Er versuchte ihm die Hand entgegen zu strecken, ihm fehlte bereits die Kraft dazu.

„Ich bin sofort gekommen," versicherte Prell.

Er erfaßte des Kranken Hand, um nach dem Puls zu fühlen — derselbe stand bereits still.

„Hast du mir noch etwas zu sagen, Braun?" fragte er, indem er sich halb über den Kranken beugte. Dieser versuchte sich etwas empor zu richten — Prell unterstützte ihn.

„Ja — ja," erwiderte er hastig, mit der Angst des Todes. „Prell — mein Kind — verlaß es nicht. — Du ihr Freund — mein Testament liegt auf dem Gerichte!" Er sank zurück.

„Du hast ein Testament gemacht?" fragte Prell überrascht.

Der Gefragte nickte zustimmend.

„Wann — wann?"

Der Steuerrath vermochte nicht mehr zu antworten. Paula warf sich laut schluchzend auf das Bett. „Vater, Vater!" rief sie im höchsten Schmerz.

Der Sterbende hatte diesen Ruf noch gehört. Noch einmal richtete er sich empor, bewegte die Lippen und tastete mit beiden Händen umher, um den Kopf seines Kindes zu erfassen. Dann sank er wieder zurück, seine Brust holte noch einmal Athem, dann stand sein Herz für immer still.

Paula's Schmerz war gewaltig und erschütternd. Mit vollster Liebe hatte ihr Herz an ihrem Vater gehangen. Immer und immer wieder rief sie seinen Namen, erfaßte seine kalten Hände und blickte in die gebrochenen Augen.

Schweigend stand Prell daneben, sein Auge ruhte auf dem heftig weinenden Mädchen. Es erschien in seinem Schmerze doppelt schön — er konnte den Blick nicht davon abwenden und in seinem dunkeln Auge stieg es auf wie ein verlangendes Feuer. — Dem Todten drückte er die Augen zu, dann wandte er sich an Paula.

„Komm — komm, Kind," sprach er, „sei gefaßt, Paula. Ich werde jetzt Vaterstelle an dir vertreten. Du kommst mit mir — in mein Haus — heute noch — denn hier kannst du nicht bleiben. Ich werde das Zimmer deines Vaters verschließen."

Digitized by Google

Paula hörte nicht. Sie rang noch immer in verzweiflungsvollem Schmerze die Hände.

Prell nahm mehrere auf dem Tische neben dem Bette liegende Schlüssel und verließ das Zimmer. Der in dem Vorzimmer ängstlich harrenden Dienerin gab er den Auftrag, sofort nach seinem Hause zu eilen und seinen Wagen zu holen.

Die Dienerin eilte fort.

Er ging in des Steuerraths Arbeitszimmer. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück, verschloß die Thür und trat dann wieder in das Zimmer, in welchem der Geschiedene lag. Er legte die Schlüssel auf den Tisch zurück.

Paula lag noch immer scheinbar bewußtlos vor dem Bette ihres Vaters auf den Knieen. Sie schien nichts von dem, was um sie vorgegangen war, bemerkt zu haben.

Prell ließ sie ruhig gewähren. Als aber nach kurzer Zeit das Rollen eines Wagens auf der Straße ihm verrieth, daß sein Wagen angekommen war, trat er zu ihr und versuchte sie empor zu richten.

„Komm, Paula," sprach er.

Sie stand auf. Willenlos, wie ein Kind, erschien sie. Sie wußte ja selbst nicht, was sie that.

„Komm mit mir, Paula," fuhr er fort. „Mein Wagen hält unten vor der Thür — hier kannst du nicht bleiben."

Erst jetzt schien sie sein Vorhaben zu begreifen. Entschieden wendete sie sich zurück.

„Ich bleibe hier," erwiderte sie, — „ich verlasse meinen Vater nicht."

„Sei vernünftig, Paula," warf Prell ein. „Du kannst ihm keinen Dienst mehr erweisen, deßhalb denke an dich selbst. Komm mit — Marie soll dir eine treue Schwester sein, mein Haus, dein zweites Vaterhaus werden."

„Ich kann jetzt noch nicht fort von hier. Nur heute lassen Sie mich noch hier," entgegnete Paula bittend. „Es ist ja für mich Alles so schnell hereingebrochen — ich hatte keine Ahnung — ich hoffte so bestimmt, daß er wieder genesen werde."

„Er wollte nicht, daß ich dich auf seinen Tod vorbereitete," sprach Prell. „Ich wußte es schon seit Tagen, daß keine Hoffnung mehr für ihn war. Es wäre besser gewesen, wenn ich dir Alles gesagt hätte. Es ist nicht zu ändern — nun suche dich zu fassen. Ich will dich nicht zwingen mit mir zu kommen — bleibe heute noch hier, aber länger kann ich es nicht gestatten — ich habe deinem Vater versprochen, für dein Wohl Sorge zu tragen."

„Sie sind ja auch meine einzige Stütze," rief Paula, seine Hand erfassend. „Ohne Sie stände ich ganz verlassen da."

„Und du sollst eine feste Stütze an mir finden," erwiderte Prell. „Du sollst erkennen, daß ich es gut mit dir meine — sehr gut, Paula. Von heute an bist du meine Tochter."

Er beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirn.

Sie ließ es geschehen. Sie drückte seine Hand, sie bemerkte ja nicht, wie wieder in seinem Auge ein verlangendes Feuer aufleuchtete.

Prell ging. Er versprach bald wieder zu kommen und all die Vorkehrungen, welche der Tod des Steuerraths erforderte, in die Hand zu nehmen.

Der Steuerrath war beerdigt, das Testament desselben auf dem Gericht geöffnet, und der Doktor Prell als Vormund Paula's bestimmt. Paula war alleinige Erbin, allein dies Erbe hatte sich bedeutend geringer herausgestellt, als man allgemein erwartete.

Seit Jahren hatte Braun sehr eingezogen gelebt, um für seine Tochter zu sparen, wie er dies offen eingestanden. Sein Gehalt war ein hohes gewesen und Manche hatten ihm nachgerechnet, wie viel er jährlich zurücklegen müsse. Diese Berechnung stimmte nach seinem Tode nicht. Er hatte auch zu Paula gesagt, daß er ihre Zukunft sicher gestellt habe. Selbst diese Worte bewährten sich nicht, denn ihr geringes Erbe reichte nicht aus, um davon leben zu können.

Paula hatte an dies Alles noch nicht gedacht. Noch hatte Schmerz und Trauer keinen andern Gedanken in ihr aufkommen lassen. In dem Testamente war die Summe, welche Braun seiner Tochter hinterließ, nicht erwähnt. Auch in seinen Papieren fand sich keine Angabe darüber vor. An eine Veruntreuung von irgend einer Seite war um so weniger zu denken, als das Gericht des Verstorbenen Zimmer schon wenige Stunden nach seinem Tode versiegelt hatte. Bis dahin war kein Fremder in die Wohnung gekommen und die Dienerin hatte ihre Treue zu lange Jahre hindurch bewährt, als daß gegen sie nur der geringste Verdacht hätte aufkeimen können.

Paula lebte in Prell's Hause. Des Doktors Tochter Marie, welche in gleichem Alter mit ihr stand und wie sie achtzehn Jahre zählte, war ihre Jugendgespielin und Freundin. Aufs Innigste schloß sie sich ihr jetzt an. Paula hatte mit Marie dasselbe Zimmer zu beziehen gewünscht, der Doktor war dagegen gewesen. Verschiedene Gründe hatte er dagegen angegeben und Paula hatte sich gefügt — sie war ja trotzdem den ganzen Tag mit Marien zusammen.

Das Zimmer, welches Prell für Paula bestimmt hatte und welches sie bewohnte, war das freundlichste und schönste im ganzen Hause. Die mit Wein umwachsenen Fenster führten in einen parkartig angelegten Garten. Die Einrichtung des Zimmers war äußerst geschmackvoll, und fast zu reich, zur wohnlichen Gemüthlichkeit. Nach des Doktors eigener Bestimmung und genauester Angabe war sie so getroffen. Er liebte es, sich in solchen Angelegenheiten selbst um das Geringfügigste zu kümmern. Ihm kam zum wenigsten ein guter Geschmack dabei zu statten.

Diese etwas unmännliche Art und Weise, selbst in den geringfügigsten häuslichen Angelegenheiten

Digitized by Google

Alles von seinen Bestimmungen abhängig zu machen, war vorzugsweise durch den frühen Tod seiner Frau in ihm hervorgerufen. Marie war damals noch ein Kind gewesen. Jetzt war sie freilich im Stande, die Wirthschaft allein zu führen, allein ihr Vater konnte sich von der einmal angenommenen Gewohnheit nicht losesagen. Er wollte es auch nicht.

Er war äußerst mißtrauisch. Da nun alle Fäden in seinem Hause und der Wirthschaft in seinen Händen zusammenliefen, so war es fast unmöglich, ihn in einer Weise zu täuschen. Er hielt diese Fäden fest und straff und würde sie eher haben reißen lassen, ehe er sie gelockert hätte. Er besaß in solchen Angelegenheiten eine starre, eiserne und mitleidslose Consequenz. Auf den Seinigen lasteten diese Verhältnisse drückend. Es lag etwas Tyrannisches in ihnen, obschon Prell meistens ruhig war und nur äußerst selten sich zum Zorne hinreißen ließ.

Das Haus, welches Prell bewohnte, war sein Eigenthum. Es war groß und eigenthümlich gebaut. Die starken Mauern, die mehrfachen Thürmchen und Zinnen verliehen ihm einen burgartigen Charakter. Der Hof war mit einer hohen Mauer umgeben, und auch diese Mauer trug einen befestigten Charakter, denn überall waren lange, schmale Schießlöcher in ihr angebracht. An die Rückseite des Hauses schloß sich ein großer, parkähnlich angelegter Garten, der sich am Flusse weit hinzog und zuletzt unmittelbar an den Wald grenzte, ja in denselben fast unmerklbar überging, denn ein großer Theil des Gartens war früher Wald gewesen und war nur durch die sorgfältig angelegten Wege und einige Lichtungen hier und dort zum Park umgewandelt. An der einen Langseite war der Garten durch einen Fluß begrenzt, an der entgegengesetzten Seite umgab ihn eine hohe Mauer und nur nach der einen an den Wald grenzenden Seite bildete eine Hecke die Befriedigung.

Dies Grundstück lag unmittelbar vor dem Thore der Stadt und fiel jedem Fremden um so mehr auf, weil es zu der einfachen, mittelgroßen Provinzialstadt wenig paßte.

Ein alter Major hatte es einst aus besonderer Liebhaberei gebaut. Vielleicht um im Geist sich in die alte Ritterzeit, aus der er sein Geschlecht ableitete, zurück zu versetzen. Jedenfalls hatte er außerordentlich viel Geld daran verschwendet, denn das Haus war von einer solchen Festigkeit, daß es noch Jahrhunderten trotzen konnte. Vielfach hatte es nach des Majors Tode den Besitzer gewechselt. Es paßte in das ganze Leben der Stadt nicht hinein. Die Leute nannten die weiten großen Räume in dem Hause unheimlich, und hatten es auch nicht daran fehlen lassen, es mit unheimlichen Gerüchten auszustatten. Noch immer sollte der Geist des Majors sich von dem Hause nicht trennen können, jedem Käufer den Besitz desselben mißgönnen, und ihn in mannigfacher Weise Nachts stören und beunruhigen. Fast alle Einwohner der Stadt glaubten so fest an dies Gerücht, daß die Meisten nicht Anstand genommen haben würden, die Wahrheit desselben durch einen Eid zu bekräftigen. Deshalb hatten die Besitzer dieses Hauses auch so oft gewechselt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternschnuppen.

Aus dem Englischen.

„Capitän Ritson, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Mr. Pennant, Ihren neuen Zahlmeister, vorstelle. Mr. Pennant, bitte, nehmen Sie einen Stuhl, während ich mit Capitän Ritson in der Kürze einige Geschäftsangelegenheiten bespreche."

Mr. Blizzard, von der Firma David und Blizzard, 72 Limehouse-Street in Liverpool, fuhr dann fort: „Capitän Ritson, es ist nöthig, daß diese erste Reise des Sternschnuppens eine günstige werde; wir wünschen, daß unser Schiff in diesem Jahre zuerst und vor allen andern in Quebeck einlaufe. Wir ersparen dadurch die Zölle, denn alle Eingangszölle werden immer dem Schiffe zurückerstattet, welches zuerst von England anlangt; jedoch ist es uns weniger um diese Zölle als um den Eclat zu thun, den es hervorbringen wird. Unser Verkehr ist mit Canada bedeutend, und wir wünschen unsern Namen recht empor zu bringen. Wir verlangen übrigens nicht, daß Sie irgend welche Gefahr laufen. Nein, dies ist keinenfalls der Wunsch der Firma; aber wir wünschen, daß Sie, wo thunlich, das Eis vermeidend, dennoch, wenn Ihnen keine andere Wahl bleibt, sich mit Ihrem Schiffe durch die von den Eismassen offen gelassenen Stellen bestmöglichst durchzuwinden suchen. Sie werden wohl noch rechtzeitig an der Labrador-Küste vorüber kommen, ehe das Thauwetter eintritt, und dann kann bei etwas Vorsicht und Sorgfalt kaum noch von einer Gefahr die Rede sein."

Mr. Blizzard sagte dies Alles, indem er an seinem umgitterten Schreibpult gelehnt stand, und zu gleicher Zeit zwischen Haufen von Versicherungspolicen und Frachtbriefen umherblätterte. Er war ein kräftiger, blühender und stattlicher Mann, dessen Kleidung sehr gewählt war; namentlich zeichnete sich seine weiße Weste aus, die so fleckenlos wie Emaille schien. Er spielte während des Sprechens mit seiner Uhrkette, und betrachtete abwechselnd den Capitän, den Zahlmeister und den Steuermann, welche unbehaglich im Halbkreis um ihn herum saßen. Mit seinen glänzenden Lackstiefeln gleichsam auf dem unerschütterlichen Pfeiler des Capitals fußend, schien Mr. Blizzard's kühner Blick seewärts zu schweifen und im Geiste Schiffbruch und andere Zufälle als bloße, meist erfundene Hirngespinnste anzusehen.

Capitän Ritson stammte aus Nordengland, hatte eine breite Brust, klare graue Augen und große

Digitized by Google

rothe Hände; er war ein handfester, ehrlicher Mann voll Selbstvertrauen und ohne alle Furcht vor der Welt. Dagegen hatte der erste Steuermann, Mr. Cardew, durchaus kein so angenehmes Aeußere. Er war eine etwas magere Persönlichkeit mit langen dünnen Beinen, leichenfarbenem Antlitz und gelblichen Augen. Er saß mit mürrischer Unterwürfigkeit fast auf der Kante seines Stuhles. Der Zahlmeister, ein feuriger, munterer und stämmiger junger Bursche, saß respektvoll etwas weiter zurück.

„Schon recht, Mr. Blizzard," sagte der Capitän, indem er seine Lootsenjacke über der Brust zuknöpfte, gerade als wenn er sich auf einen augenblicklichen Windstoß gefaßt machte; „schon recht, und ein besseres Schiff als den Sternschnuppen hoffe ich nicht zu finden. Es ist fehlerfrei, Mr. Blizzard, ich glaube es, von der Hauptmastspitze bis zum Kiel; wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, so fehlerfrei, wie das Gewissen eines frommen Mannes. Nichtsdestoweniger beunruhigt mich Etwas, nämlich, daß, während ich in meiner Heimath Alonby eine traurige Pflicht erfüllen mußte", hier hob der Capitän mit betrübter Miene seinen schwarz umflorten Hut empor, „es mir nicht möglich war, die Ladung des Schiffes zu sehen und sie zu überwachen."

„Beunruhigen Sie sich deßhalb nicht, Capitän Ritson", sagte Mr. Blizzard, indem er drei Gläser mit Sherry füllte; „ich war zwar auch nach Manchester verreist, und mein Associe, Mr. David, litt sehr stark am Brustfieber, jedoch unser erster Steuermann hier, Mr. Cardew, hat Alles beaufsichtigt."

Der Steuermann nickte zustimmend.

„Und die Ladung besteht aus —"

„Ackergeräthschaft, Maschinen und Kleidungsstücken."

Mr. Blizzard schlug während dieser Mittheilung in seinem Hauptbuche nach, gerade als wenn er bei der Menge seiner Geschäfte kaum wisse, ob der Sternschnuppen nicht wohl mit Weihrauch, Perlen, Goldstaub und Papageien befrachtet sei und er sich erst davon überzeugen müsse.

Nachdem Letzteres geschehen, legte Mr. Blizzard das Hauptbuch sorgfältig bei Seite, und dann seiner Gesellschaft den Rücken drehend, schürte er im Feuer und studirte einen großen Wandkalender, zum Zeichen, daß die Zusammenkunft ihr Ende erreicht habe.

„Wir segeln morgen, Sonntag früh," sagte Capitän Ritson, der zur Wesleyaner Secte gehörte, als er mit den Andern das Comptoir der Herren David und Blizzard verließ; „ich höre gerne die Sontagsglocken zur Kirche läuten, wenn ich den Mersey verlasse, und ebenso thut es die Mannschaft; es bringt dies Glück. Es ist dann gerade, als ob das Land Abschied von uns nähme, oder wie ich immer behaupte, als ob es dem Schiffe seinen Segen nachrufe. Wenigstens so denke ich es mir und segle daher fast nur Sonntags ab."

Der Zahlmeister drückte die Hoffnung aus, daß es ihm gelingen möchte, seine Pflicht zu erfüllen, und sowohl des Capitäns als seiner Brodherren Beifall zu gewinnen.

„O, das wird geschehen, junger Mann, das sehe ich schon, seien Sie deßhalb außer Sorge. Glauben Sie dies nicht auch, Mr. Cardew? Sehen Sie nur, wie offen, aufrichtig und ohne Arg seine Augen ausschauen."

Mr. Cardew murmelte, ohne den Zahlmeister anzusehen, es würde geschehen. Sein Gemüth war mit ganz andern Dingen beschäftigt.

„Joe," sagte des Zahlmeisters Weib, als Pennant nach seiner kleinen Hütte in Birkenhead zurückkehrte und seine neue Anstellung mittheilte, „ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich habe ein unangenehmes Vorgefühl und wünsche, du möchtest nicht mit dem Schiffe segeln. Ich liebe Schiffe mit solchen Namen nicht. Deine beste Reise war mit der Jane Parker, und deine schlechteste mit dem Morgenstern. Es haftet an den einfachen Namen. Außerdem ist die Jahreszeit zu früh. Nun, thue mir den Gefallen, Joe, und gib es auf. Bleibe noch vierzehn Tage und gehe dann auf ein australisches Schiff. Es ist zu früh für Canada; ja in der That. Mrs. Thompson sagt es auch."

„Jenny, meine Liebe, du bist ein einfältiges kleines Weib. Aus dir wird schwerlich je ein gutes Seemannsweib werden. Komm', packe meine Sachen zusammen, denn ich will gehen und muß dies das Ende vom Lied sein. Und dann, wer ist diese Mrs. Thompson, ich möchte es gerne wissen? Was hat sie nöthig, ihre Nase in meinen Kram zu stecken? Weshalb vertrieb sie ihren eigenen Mann durch ihr Gezänke, ihre Launen und ihre Nergeleien? Schöne Sachen das, in der That. Komm', meine Liebe, keinen Unsinn weiter; packe meine Sache zusammen."

„Aber, lieber Joe, deine Photographie ist am Dienstag vom Nagel herabgefallen, und in derselben Nacht sah ich einen wirklichen Sternschnuppen nahe bei den Docks; solche Zeichen werden nicht umsonst gesendet. Geh' nicht, Joe, thue es nicht."

„Ich muß gehen, liebe Jenny, und werde gehen, deßhalb mache unsern Abschied nicht noch schwerer. Komm' nun mit herauf, ich will Georg und Lizzy küssen; ich will sie aber nicht wecken. Behalte guten Muth, du weißt, ich werde bald zurückkehren. Wir haben einen freundlichen Capitän und einen pfiffigen ersten Steuermann auf unserm Schiffe."

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Bescheiden ist, wer sich bescheidet; wer bescheiden
Sich läßt, und Grenzen ehrt, die ihn von andern scheiden.
Bescheiden seid ihr, wenn ihr annehmet den Bescheid,
Daß ihr, was ihr vielleicht einst werdet, noch nicht seid.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 18. Donnerstag, den 31. Mai **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Doktor Prell hatte das Haus vor Jahren um einen außerordentlich billigen Preis gekauft. Er war nicht der Mann, um an solche thörichte Gerüchte zu glauben. Er fühlte sich sehr wohl in diesem Hause und dasselbe besaß in der That so viele wohnliche und gemüthliche Räume, wie kein zweites Gebäude in der ganzen Stadt.

Außer ihm und seiner Tochter, einer Dienerin und seinem Kutscher und jetzt Paula wohnte Niemand darin. Es war deshalb still in ihm, allein diese Stille sagte dem Doktor gerade zu. Er liebte es, oft allein zu sein, ohne daß er irgend wie menschenscheu war. Daß man ihn in der Stadt so nannte, kümmerte ihn wenig.

Sein Charakter, seine ganze Lebensweise erschien überhaupt den Meisten räthselhaft. Niemand wußte, ob er Vermögen besaß oder nicht. Viele glaubten, daß er reich sei, er würde sonst nicht dies große Haus allein bewohnen und den Garten in fast peinlicher Ordnung erhalten. Seine Praxis war nicht sehr groß, obschon ihm Alle das Zeugniß geben mußten, daß er ein sehr tüchtiger Arzt war. Es schien ihm auch wenig daran gelegen zu sein, seine Praxis weiter auszudehnen. Es fehlte ihm die Gabe, durch ein gewinnendes Wesen den Kranken Zutrauen einzuflößen, oder er schien vielmehr keine Lust zu haben, ein solches Mittel anzuwenden, denn er konnte äußerst liebenswürdig sein und eine große Gesellschaft durch seine heitere Laune mit hinreißen. Freilich geschah dies nur äußerst selten. Er war meistens ernst, verschlossen, dabei aber scharf und streng beobachtend. Stundenlang konnte er schweigend dastehen und doch verrieth das unruhige, lebhafte Umherschweifen seiner Augen, daß er nicht in Gedanken versunken war. Sein Urtheil war meist treffend, aber zugleich scharf und sathrisch. Er besaß deshalb nicht viel Freunde in der Stadt. Zu den wenigen, mit denen er näher befreundet war, hatte der Steuerrath gehört. Die Bekanntschaft war zuerst durch Paula und Marie angeknüpft und hatte zu der Freundschaft der Väter geführt.

Braun hatte den Freund stets in Schutz genommen, wenn Andere hart über ihn urtheilten. Ihm waren des Doktors Eigenthümlichkeiten nicht entgangen, allein er wußte, daß jeder scharf ausgeprägte Charakter solche Eigenthümlichkeiten besaß. Sie hatten ihn nicht abgestoßen.

Prell behandelte Paula mit der größten Zuvorkommenheit, mit einer Aufmerksamkeit, welche außer ihr kein anderes Interesse zu haben schien. Jeden ihrer Wünsche suchte er zu erfüllen. Es that ihr wohl. Der Tod ihres Vaters hatte in ihrem Herzen eine Leere, ein Gefühl des Verlassenseins hervorgerufen; dies schwand mehr und mehr durch die Liebe, welche ihr in diesem Hause zu Theil wurde. Wohl hatte sie früher gegen Prell, gegen dessen ernstes und oft kaltes Wesen, gegen die Strenge seines Urtheils und die unerbittliche Consequenz seines Charakters eine Scheu empfunden, mehr und mehr verlor sich dieselbe, denn er handelte ja wie ein Vater an ihr. Mit jedem Tage fühlte sie sich heimischer in seinem Hause. Marie ersetzte ihr vollkommen eine Schwester, denn ihr Charakter war weich, nachgiebig und anschließend.

Einem aufmerksamen Beobachter konnte es nicht entgehen, daß mit Prell eine Veränderung vorgegangen war. Häufiger als früher nahm er jetzt mit Paula und seiner Tochter an Gesellschaften Theil, oder fuhr mit beiden spazieren. Hatte er früher meist allein auf seinem Zimmer gesessen, so hatte er seit Paula's Anwesenheit ein innigeres Zusammenleben in seinem Hause eingeführt. Abends saß er bei den beiden Mädchen und war er auch meist still, so folgte er doch ihren Plaudereien und ein Lächeln zog über sein ernstes Gesicht hin, wenn sie miteinander scherzten.

Marie hatte sich anfangs glücklich geschätzt, daß ihre Jugendfreundin zu ihr ins Haus gekommen war, daß sie immer mit ihr zusammen sein konnte. Ihr Leben war bis dahin ein einsames gewesen, sie hatte sich verlassen gefühlt in den weiten Räumen des großen Hauses, denn ihr Vater sprach oft Tagelang kein Wort mit ihr und ihr Umgang war ein sehr beschränkter gewesen.

Sie hing mit ganzem Herzen an Paula und dennoch sehnte sie jetzt oft die früheren Zeiten zurück. Sie empfand, wie ihr Vater seine Liebe mehr und mehr Paula zuwandte, wie sein Gesicht sich aufheiterte in ihrer Gegenwart, wie sein Blick jeder ihrer Bewegung folgte. Ein Gefühl der Eifersucht bemächtigte sich ihrer. Sie konnte Paula nicht anklagen, denn sie trug keine Schuld, aber ebensowenig war sie im Stande, das Gefühl der Eifersucht zu verscheuchen und zu beherrschen. Immer mächtiger wuchs es in ihr heran. Sie hatte

Digitized by Google

ihre Mutter früh verloren, ihr Herz war mit seiner ganzen Kindesliebe auf ihren Vater angewiesen. Sie war oft verstimmt, Schwermuth bemächtigte sich ihrer — ihr Vater schien es nicht zu bemerken, und doch entging ihm der leiseste Schatten nicht, der sich auf Paula's Gesicht zeigte. Für sie schien er nur Augen zu haben.

Mit aller Strenge verschloß sie diese Empfindungen gegen Paula, um so mächtiger brachen sie aber oft hervor, wenn sie allein war. Es gewährte ihr Linderung, wenn sie dann ihrem Schmerze und ihren Thränen freien Lauf lassen konnte.

Mehr als früher ging sie deshalb in dem weiten Park spazieren, um an irgend einem stillen Orte unbelauscht und ungestört sich ihren trüben Empfindungen hingeben zu können.

Wieder saß sie eines Tages allein in dem Park unter einer weitschattigen Linde. Ihr Vater war nicht daheim und auch Paula war in die Stadt zum Besuche einer Freundin gegangen. Heftiger denn je machte sich das Gefühl bei ihr geltend, daß Paula ihr die Liebe ihres Vaters entzogen habe. Sie weinte. Sie fühlte sich unglücklich, dies Gefühl des Unglücks ruhte schwer, drückend auf ihr und gleichwohl sah sie kein Mittel, um es abzuwenden.

Da kam ihr Vater mit heftigen Schritten durch den Park. Sein Auge blickte suchend umher. Er sah sie und trat zu ihr.

„Wo ist Paula?" fragte er, und wieder schweifte sein Blick forschend umher, ohne daß er ihre verweinten Augen bemerkte. Sie drängte die Thränen zurück. Sie fuhr hastig mit der Hand über die Augen.

„Sie ist in der Stadt," antwortete sie.

„Wo — wo?" forschte ihr Vater weiter.

Sie nannte den Namen der Freundin, welche Paula besuchte.

„Und weshalb bist du nicht mit ihr gegangen?"

„Ich konnte es nicht," erwiderte Marie zögernd. „Ich fühlte mich gedrückt und verstimmt."

Erst jetzt bemerkte ihr Vater ihre gerötheten Augen. „Du hast geweint?" fragte er. „Was fehlt dir?" Seine Stimme klang streng, fast kalt. Sein Auge ruhte forschend auf ihr. Sie sah es nicht, allein sie empfand es. Sie kannte ja seinen scharfen, bis in das Innerste dringenden Blick.

Sie war aufgestanden und stand vor ihm, ohne daß sie den Blick zu ihm aufzurichten wagte. Wie eine Schuldige kam sie sich unter seinem fragenden Blicke vor. Sie zitterte leise. Noch schwankte sie, ob sie ihm ihr Herz ausschütten, ihm Alles mittheilen sollte, was sie seit Wochen quälte und drückte. Er war ja ihr Vater und einmal mußte sie doch von sich werfen, was so schwer auf ihr lastete.

„Weshalb weinst du?" wiederholte Prell.

Sie erfaßte seine Rechte mit beiden Händen. Ihr Herz schlug schneller und angstvoll — es war ihr, als ob sie ihm eine Schuld bekennen müsse.

„Vater," sprach sie und blickte zu ihm auf „Du hast Paula lieber als mich — dein Herz gehört mir nicht mehr."

Heftig zog Prell seine Hand zurück. Ueber sein Gesicht flog eine leichte Röthe, seine Augen blickten finster drohend. Gewaltsam schien der Zorn, der in ihm aufgestiegen war, hervorbrechen zu wollen, allein er beherrschte sich. Nicht eine Minute lang währte der Kampf in seinem Innern.

„Du bist eine Närrin, Marie," erwiderte er lächelnd, heiter, mit milder Stimme. „Ja, du bist wirklich eine Närrin! Weil ich gegen das arme Mädchen freundlich bin, deshalb bildest du dir ein, ich liebe dich nicht mehr! — Sei doch vernünftig. Sieh, Paula stände ohne mich ganz verlassen da. Du weißt, daß ihr Vater mein Freund war, in seinem Testamente hat er mich zu ihrem Vormunde ernannt, auf dem Sterbebette — es waren seine letzten Worte — hat er mich gebeten, mich ihrer anzunehmen und Vaterstelle bei ihr zu vertreten. Sie ist ein mir von einem sterbenden Freunde anvertrautes Gut und ich soll nicht freundlich gegen sie sein? Du magst mir Vorwürfe deshalb, Marie?"

Auf's Neue ergriff sie seine Hand.

„Vater, du weißt ja, daß ich Paula liebe, ich gönne ihr auch deine Liebe," rief sie, „nur will ich dadurch in deinem Herzen nichts einbüßen. Und das habe ich gethan. Du bist anders gegen mich, seitdem Paula bei uns ist."

Ihr Vater ließ ihr jetzt seine Hand.

„Thörichtes Kind," sprach er. „Habe ich dir ein böses Wort gesagt, so lange Paula bei mir ist?"

Er hatte es nicht gethan. Das würde sie weniger schwer empfunden haben, als seine Theilnahmlosigkeit, seine mehr und mehr hervortretende Gleichgiltigkeit gegen sie. Sie konnte ihm nicht sagen, wie die Ueberzeugung, daß er Paula noch mehr liebe, durch eine Menge kleiner, scheinbar ganz geringfügiger Züge in ihr hervorgerufen war. Wie oft nur ein Blick von ihm verrieth, daß sein Herz gegen sie mehr erkaltet war.

„Ich täusche mich nicht," sprach sie schluchzend. „Doch, du täuschest dich!" erwiderte er, indem er beruhigend ihr über die Wangen strich. „Du täuschest dich, Marie. Bei ruhiger Prüfung und Ueberlegung mußt du dir dies selbst gestehen. Ich habe Paula gern. Sie ist ein gutes Mädchen, ich weiß, daß sie ohne mich verlassen dastehen würde, ich suche ihr die Erinnerung an den schweren Verlust, den sie erfahren hat, zu erleichtern — ich sorge für sie mit besten Kräften, allein diese Sorge beeinträchtigt meine Liebe zu dir nicht! Nun sei vernünftig, Kind. Nimm dich zusammen, damit Paula nicht gewahr wird, von welch' thörichten Gedanken du erfüllt gewesen bist — versetz' dich im Geist in ihre Lage, und verbuttere ihr nicht den Aufenthalt hier im Hause. Nun gieb mir die Hand und versprich mir, vernünftig sein zu wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Sternschnuppen.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ei, Capitän Thompson, ich würde nie vermuthet haben, Sie hier anzutreffen, und noch dazu als bloßer Bootsmann!“ rief der Zahlmeister aus, als er auf den Laufplanken des Sternschnuppen stand, um das Einladen von frischen Vorräthen zu überwachen. „Es thut mir leid, Sie so zurückgesetzt zu sehen. Was war die Ursache davon?“

Der Bootsmann, ein munterer, aber ziemlich roh und trunkliebend aussehender Mann, nahm ihn mit kläglicher Miene auf Seite und sagte: „Der Grog ist Schuld daran, Zee, — der hölzische Grog. Ich verlor mein Schiff, den Rothen Stern, und von da an ging Alles schief; aber ich habe nun dem Trunk entsagt, Joe. Ich war nicht fähig, ein Schiff zu regieren. Das war's, und dadurch verlor ich meine Stellung, Joe; und nun stehe ich wieder da als Theerjacke und suche meine Pflicht in dieser Lebensstellung zu erfüllen.“

„Und wie gefällt Ihnen unser Capitän und die Mannschaft, Sir?“ frug Pennant mit leiser Stimme.

„Der Capitän ist ein so guter Mann wie irgend einer, der in seinen Schuhen steht, — ein gerechter Mann, obgleich strenge im Dienste; aber die Mannschaft, unter uns gesagt, ist nicht viel werth. Vier derselben sind gute Leute, der Rest aber besteht aus Vagabunden und Faullenzern, die gerne fortlaufen möchten. Sie sind auf den Quai's aufgelesen, halb Diebe, halb Deserteure, und das Salz nicht werth, welches sie genießen. Sie werden Alle davon laufen, sobald wir in Quebeck anlangen. Dann ist da der erste Steuermann, der würde einen prächtigen Sklaventreiber abgeben; — es scheint mir, als wolle er auf einen schlechten Hafen losteuern und sinne auf nichts Gutes. Ich würde ihm kein Schiff anvertrauen, das sage ich, es sei denn ein Piratenschiff, für welches er paßte. Er that jedoch sehr süß gegen den Capitän und nimmt sich in dessen Gegenwart zusammen.“

In demselben Augenblick ertönte eine gellende Stimme vom Ufer her.

„Gebt Acht, bei meinem Leben, ihr Faullenzer!“ rief es (es war des Steuermanns Stimme), „oder ich werde euch helfen. Wir werden der Dienstag nicht fertig sein, wenn ihr euch nicht beeilt. Ihr bekommt keinen Tropfen Grog, bevor die Arbeit gethan ist, merkt euch das. Ich will keine ewigen Vorwürfe hören, so lange ich Steuermann bin. Und was thun Sie hier, Bootsmann, müßig gehen? Zahlmeister, sehen Sie gleich nach den Vorräthen, ob sie alle herein geschafft worden, und bringen Sie mir die Rechnung, damit ich sie Capitän Ritson einhändigen kann.“

Die Leute, zerrissene schmutzige Burschen, arbeiteten eifriger, fluchten aber dabei vor sich hin. In dem Augenblicke, als der Capitän an Bord kam, veränderte sich des Steuermanns Benehmen vollständig. Er kroch und flüsterte und bat um Befehle, und sprach vollkommen ruhig zu den Leuten. Cardew übte dennoch einen seltsamen Einfluß auf den Capitän aus, wie der Zahlmeister bald ausfindig machte. Geldangelegenheiten waren nämlich die Veranlassung davon, und damit verbunden einige Drohungen, welche Cardew über Ritson's Haupt wegen des Landguts von dessen Vater in Cumberland schweben ließ; es war eine Macht, welche der Capitän fürchtete, obgleich er versuchte, heiter, vertrauend und gleichgiltig zu sein. Cardew, welcher anfangs sich gegen die Mannschaft tyrannisch bewiesen hatte, begann alsbald dieselbe auf jede mögliche Weise zu versöhnen, besonders wenn der Capitän nicht auf dem Deck war.

Der Zahlmeister befand sich am zwanzigsten Tage der Abfahrt des Sternschnuppens in seiner Cajüte. Sein Haupt war über Rechnungen gebeugt, und der erhellte grüne Schirm über der Lampe warf ein goldenes Licht auf Reihen von Zahlen und rothen Linien, welche jene von einander trennten. Er arbeitete stille vor sich hin, als ein leises Klopfen an der Thüre seine Aufmerksamkeit ablenkte. Er stand von seinem Sitze auf, öffnete und erblickte den alten Thompson, den Bootsmann, welcher herein trat und mit ängstlicher Sorgfalt die Thüre hinter sich verschloß.

„Nun Thomson,“ sagte der Zahlmeister, indem er mit überangestrengter Miene zu ihm aufschaute, „was gibts?“

Der Bootsmann setzte sich nieder, stützte beide Hände auf die Kniee und erwiderte: „Ich will Ihnen mittheilen, was es gibt, Mr. Pennant, es wird irgend eine Unthat in diesem Schiffe gebraut.“

„Thompson, Sie haben wohl wieder zu viel getrunken,“ sagte der erstaunte Zahlmeister in vorwurfsvollem Tone.

Der Bootsmann wollte antworten, als ein leckes Pochen an der Thüre erfolgte, und Harrison, der Schiffsjunge, seinen Kopf herein streckte.

„Nun, was willst du?“ fuhr der Zahlmeister ihn scharf an.

„Wenn es beliebt, Sire; es ist Eisnebel im Anzug, da sagt Mr. Cardew, die Mannschaft müsse für die Extrawachen auch ein extra Glas Grog haben.“

„Hat Capitän Ritson den Befehl dazu ertheilt?“

„Nein, Sir, Mr. Cardew! Der Capitän war die ganze Nacht auf, den Beinen und hat sich so eben niedergelegt.“

„Sage Mr. Cardew, nebst meinen Empfehlungen, der Capitän habe mir gestern befohlen, nie ohne seine specielle Erlaubniß Rum auszutheilen.“

„Ja, Sir!“ sagte der Junge und verließ die Cajüte.

Darauf sprach der Bootsmann: „Vor zwei Stunden ungefähr war ich zufällig Zeuge einer Unterredung zwischen dem ersten Steuermann und dem Zimmermann, und erfuhr, ohne deren Wissen

Digitized by Google

und Willen, Folgendes: Die Mannschaft fürchtet, daß der Eisnebel der gefährliche Vorläufer des Eises sei und daß unser Schiff dazwischen eingeklemmt werden möchte. Der Steuermann bestärkt sie in dieser Meinung jedesmal, wenn der Capitän abwesend ist und die Uebelwollendsten der Leute sprechen schon davon, den Capitän zu zwingen, mehr südlich zu steuern, um die Eismassen vor Labrador zu umgehen. Dann verabredeten die beiden Verschworenen, das Schiff zu versenken, den Capitän und alle die, welche sich ihm anschließen würden, niederzumachen, alle Spuren zu vertilgen und sich in Booten zu retten, sobald Land in Sicht kommen sollte. Mit Hilfe eines schuftigen Freundes, eines Schiffsmaklers, hat Carrew in Liverpool zwei Drittheile der Maschinen und Waaren aus den Kisten herausgenommen (natürlich ohne Wissen des Nr. Blizzard) und mit altem Eisen wieder aufgefüllt. Der Capitän, welcher damals am Sterbebette seines Vaters war, weiß natürlich hiervon nichts. Sie möchten nun deßhalb das Schiff versenken, um dann heimgehen und ihren Raub theilen zu können."

„Gehen Sie augenblicklich mit mir, um dem Capitän diese Schurkerei zu enthüllen", sagte der Zahlmeister, indem er aufstand und seinen Pult hastig zuschloß.

„Noch nicht, Mr. Zahlmeister; lassen Sie die Sache erst etwas reifer werden. Man kümmert sich wenig um mich, und ich kann noch Manches ausforschen."

„Was soll das bedeuten?" rief eine gellende, boshafte Stimme, nachdem die Thüre heftig aufgestoßen ward. „Wo ist der Bursche, der Zahlmeister? Wie darf er es wagen, sich meinen Befehlen zu widersetzen? Was fällt Ihnen ein, Zahlmeister, daß Sie den Rum nicht austheilen? Jede Schleicherei verbitte ich mir. Thompson, Sie gehen gleich auf's Deck und lassen alle Segel für die Nacht einreffen und die Nebelglocke anschlagen, sonst werden wir in dem verfluchten Nebel untergehen."

Thompson schlich sich aus der Cajüte.

Der Zahlmeister ließ sich nicht einschüchtern; er nahm ruhig seine Mütze vom Pflocke und sagte: „Mr. Cardew, ich gehorche nur den Befehlen des Capitäns, und werde fortfahren dies zu thun, bis Sie einmal den Befehl des Schiffes übernehmen. Ich gehe jetzt auf das Deck, um noch ein wenig zu rauchen, ehe ich mich zur Ruhe lege. Gute Nacht, Sir!"

Des Steuermanns Augen unterliefen mit Blut und sprühten Flammen. „Ich will Ihnen etwas sagen, Pennant", rief er, „wäre ich Capitän, so setzte ich Sie auf einem Eisberg aus, ehe wir 5 Stunden älter würden; vorher aber erhielten Sie eine gute Tracht Schläge mit einem in Salzwasser getauchten Tauende, damit Sie begreifen lernten, was es heißt, dem vorgesetzten Offiziere ungehorsam zu sein."

„Gute Nacht, Sir; bedrohte Menschen leben lange. Vielleicht werden Sie mir erlauben, meine Cajüte zu verschließen. Danke ihnen." Mit diesem gutlaunigen Trotze lief der Zahlmeister lachend und singend der Cajütentreppe hinauf.

Es war Sonntag Morgen und der Eisnebel hatte sich zerstreut. Das Schiff war schwachem Eise begegnet, langen Schollen, fast so dünn wie Rauschgold, dies war aber Alles; der Wind blies ausnehmend kalt, aber keine Eisberge waren zu sehen, und der Capitän, nach seinen Vermessungen urtheilend, hoffte eine schnelle und erfolgreiche Reise zu machen, und der Erste zu sein, welcher in dieser Saison Quebeck erreichte. Das gewöhnliche sonntägliche Gebet wurde durch den Capitän in der Staatscajüte verlesen, und als der Gottesdienst vorüber war, blieb der Zahlmeister zuletzt in der Cajüte zurück, um die Bibeln zu sammeln. Der Capitän berührte seine Schultern und sagte, indem er sich sorgenvoll an den Tisch setzte: „Sie sind ein ehrlicher Bursche, Pennant, und ich möchte eine einfache Frage an Sie richten. Haben Sie in letzter Zeit irgend Etwas gesehen oder gehört, was Sie vermuthen lassen könnte, daß der erste Steuermann falsches Spiel treibt und die Leute zur Meuterei aufregt? Ja oder nein?"

„Ja, Capitän."

Der Capitän hob bei dieser Antwort seine Augen nicht von dem Tische auf, nachdem er aber einen leisen, halb kummervollen Seufzer ausgestoßen hatte, trank er ein Glas Wasser, stand dann auf, ergriff die Hand des Zahlmeisters und sah diesem fest ins Antlitz.

„Kommen Sie mit mir aufs Deck, Zahlmeister", sagte er, „wir wollen uns gleich von der Sache überzeugen. Irgend Jemand hat seit diesem Morgen den Lauf des Schiffes verändert; dessen bin ich gewiß. Wenn es der Steuermann gethan, so lasse ich ihn in Eisen legen. Ich bin ein Narr gewesen, daß ich nicht früher Alles bemerkt habe; ich wurde schon in Liverpool vor dem Mann gewarnt."

(Fortsetzung folgt.)

Küssen.

Jetzt heißt's grüßet zu ernstem Streit;
Mein Lieb, zum Kosen ist jetzt nicht Zeit.

Jetzt gilt's, zu schützen das Vaterland;
Dem ist mein Sinnen all zugewandt.

Das fällt im Herzen mir allen Platz,
Und Du mußt ausgieh'n mein lieber Schatz.

Doch wenn vergezogen, der Sturm, der droht,
Vorbei die Sorge um Landes Noth, —

Dann sei, wie früher, mein Herz Dein Haus,
Drinn walte nach Willkür, zieh nicht mehr aus!

Sprüche.

Es prangt mit falschen Diamanten,
Die Welt und rühmet ihren Schein,
Indessen liegt in Staub und Moder,
Verkannt manch ächter Edelstein.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 19. Sonntag, den 3. Juni **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Mit Thränen gab Marie ihrem Vater die Hand. Seit Jahren hatte er nicht so mild und liebevoll zu ihr gesprochen. Sie konnte ihm nichts erwidern, keins seiner Worte konnte sie als unwahr widerlegen und dennoch fühlte sie sich durch dieselben nur halb überzeugt.

„Nun sei ruhig," fuhr Prell fort. „Hör auf zu weinen und laß Niemand merken, daß du eine Närrin gewesen bist. Komm mit mir zurück zum Hause — komm Marie — du bist doch ein thörichtes Mädchen!"

Sie kehrte mit ihrem Vater zum Hause zurück. Er war gesprächig und liebevoll. Hatte sie sich dennoch getäuscht? Sollte dennoch Alles nur ein Werk ihrer erregten Einbildung gewesen sein? — Sie lag mit sich selbst in Zweifel. Und doch, sie mußte sich geirrt haben, denn würde ihr Vater sonst so ruhig, so mild gewesen sein?

Der Abend brach herein. Paula kehrte zurück, und in ihres Vaters Zimmer kamen sie zusammen zum Abendessen. Nichts verrieth in Prell's Gesicht, welches Gespräch er mit seiner Tochter gehabt hatte. Er war heiter, war gegen Paula ganz wie bisher, nur gegen Marie war er freundlicher, theilnehmender. Sie glaubte es zum wenigsten zu bemerken. Und so blieb er auch in den folgenden Tagen.

Die Ruhe war allmälig in das aufgeregte Herz des Mädchens zurückgekehrt. Sie selbst gestand sich jetzt, daß sie sich geirrt habe, und im Stillen machte sie sich Vorwürfe, daß sie ihrem Vater Unrecht gethan habe. Durch erhöhte Liebe suchte sie es gut zu machen. Auch an Paula schloß sie sich noch enger an. Sie sprach mit ihrem Vater kein Wort wieder hierüber, allein sie wollte ihm zeigen, daß sie auf Paula nicht mehr eifersüchtig sei.

Vierzehn Tage mochten in dieser Weise verflossen sein. Marie fühlte sich wieder glücklich. Mit Paula saß sie auf ihrem Zimmer. Ihr Vater trat ein. Es geschah äußerst selten, daß er auf ihr Zimmer kam, und sie sprang auf und eilte ihm entgegen. Aus seinen Augen suchte sie die Veranlassung, welche ihn zu ihr führte, zu lesen. Er schien ganz ruhig zu sein, er lächelte ihr zu.

„Du blickst mich ja erstaunt an, Mädchen," sprach er. Komme ich Euch nicht gelegen?"

„Gewiß, Vater," erwiderte Marie. „Allein du kommst so selten hieher und fast nie ohne eine besondere Veranlassung."

„Und sie führt mich auch heute zu dir," fuhr Prell fort. „Meine Schwester — deine Tante — hat mir heute geschrieben. Sie wünscht, daß du sie besuchen mögest. Es ist lange dein Wunsch gewesen, die Residenz kennen zu lernen — ich werde es dir deshalb gestatten, der Einladung zu folgen."

Marie blickte ihn erstaunt an. Sie sah nur, daß seine Augen forschend auf sie gerichtet waren. „Nun — du schweigst!" fuhr ihr Vater fort, als sie nichts erwiderte. „Ich glaubte, diese Nachricht würde dich freudiger gestimmt haben, da du mich früher wiederholt darum gebeten hast."

„Das habe ich gethan," erwiderte Marie. „Jetzt verlangt mich indeß nicht mehr nach der Residenz, ich habe ja jetzt Paula hier — das weiß die Tante vielleicht nicht."

Die Freundlichkeit schien von dem Gesichte ihres Vaters zu weichen. Leichte Falten zeigten sich auf seiner Stirn.

„Paula ist zu gut, um dir das Vergnügen zu mißgönnen," sprach Prell. „Sie wird es dir nicht übel nehmen, wenn du sie einige Zeit allein läßt."

„Gewiß nicht, Marie," versicherte Paula, und sie meinte es ehrlich. „Es würde peinlich für mich sein, wenn du dich meinetwegen diesem Vergnügen entziehen wolltest. Ich bitte dich, reise hin."

Marie war von einem beklemmenden, einem ängstigenden Gefühle gefaßt. Sie war noch nicht im Stande, sich Rechenschaft darüber zu geben.

„Es ist kein Vergnügen mehr für mich," entgegnete sie. „Ich bleibe lieber hier — ich habe ja jetzt hier Zerstreuung genug."

Sie sah zu ihrem Vater auf und begegnete dessen Blicke. Es war ein leuchtender, durchdringender, drohender Blick.

„Ich wünsche aber, daß du der Einladung deiner Tante folgst. Es wird Zeit für dich, daß du das Leben in der Residenz kennen lernst," sprach Prell. Er sprach es lächelnd, dabei klang seine Stimme bestimmt, befehlend. „Früher warst du noch zu jung — jetzt fällt dies Bedenken fort. Ich werde heute noch meiner Schwester schreiben, daß sie dich morgen Abend erwartet."

Marie zitterte. Der Blick ihres Vaters hatte ihr Angst eingeflößt. „Morgen schon?" warf sie fragend ein.

„Morgen," wiederholte Prell. „Wenn du mor-

Digitized by Google

gen Mittag hier fortfährst, kommst du gegen Abend in der Residenz an. Du hast noch Zeit genug, deine Sachen in Ordnung zu bringen. In der Residenz bedarfst du überhaupt neuer Kleidung — man macht dort andere Ansprüche — ich werde meiner Schwester schreiben, dir das Nöthige zu besorgen. Du sollst keine Ursache zu Klagen haben."

Diese letzten Worte klangen bitter. Er stand auf, um das Zimmer zu verlassen.

Regungslos saß Marie da. Noch hatte er die Thüre nicht erreicht, da sprang sie auf, eilte zu ihm und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Vater — Vater! laß mich hier!" rief sie bittend.

Unwillig wandte sich Prell um. „Marie!" rief er streng, heftig.

„Laß mich hier, Vater," fuhr das Mädchen bittend fort. „Laß mich hier — stoß mich nicht von dir!"

„Marie — sei nicht thöricht!" sprach Prell, sich zusammennehmend und weniger heftig. „Paula wird es dir nicht übel nehmen, wenn sie acht bis vierzehn Tage allein ist — morgen Mittag reist du fort!"

Er drängte sie zurück und verließ das Zimmer.

Laut, heftig schluchzend warf sich Marie auf einen Stuhl, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Eine unbezwingbare, ahnungsvolle Angst hatte sie erfaßt. Es war ihr, als ob sie losgerissen sei von dem Herzen ihres Vaters, als ob sie ihn verloren habe ohne ihre Schuld, nur weil er Paula mehr liebte als sie.

Paula hatte weder Prell's Heftigkeit noch Mariens Schmerz begriffen. Theilnehmend trat sie zu ihr und legte ihren Arm um der Freundin Hals.

„Marie," bat sie, „sei ruhig, füge dich dem Willen deines Vaters. Ich bleibe ja gern hier die kurze Zeit allein, da ich weiß, daß du in der Residenz Vergnügen haben wirst. Sei ruhig!"

Im heftigen Schmerze kannte Marie sich selbst nicht mehr. Unwillig stieß sie die Freundin zurück. Sie war es ja, die ihr die Liebe ihres Vaters entzogen hatte, sie hatte mit ihrem Eintritte in dies Haus ihr Glück untergraben.

„Marie!" rief Paula vorwurfsvoll. „Hab ich dir ein Leid zugefügt?"

„Ja — ja!" rief die Schluchzende. „Laß mich allein — geh fort — fort!"

Sie bedeckte auf's Neue das Gesicht mit beiden Händen. Zögernd stand Paula da. Mariens Worte waren für sie ein Räthsel. Nie hatte sie das sonst so ruhige, sanfte Mädchen in einer so aufgeregten Stimmung gesehen. Sie fühlte sich frei von jeder Anschuldigung, mochte Mariens Mund sie auch ausgesprochen haben. Schweigend verließ sie das Zimmer.

Bis zum folgenden Morgen blieb Marie allein eingeschlossen auf ihrem Zimmer. Als Prell am Abend mit Paula allein aß, fragte er nur kurz: „Wo ist Marie?" und als Paula ihm mittheilte, daß sie sich auf ihrem Zimmer eingeschlossen habe, sprach er kein Wort weiter darüber. Er war überhaupt still, verstimmt, so daß auch Paula sofort nach dem Essen ihn verließ und sich auf ihr Zimmer begab.

Marie war am folgenden Morgen ruhig, gefaßt. Dennoch schien eine Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. Sie war ernst, kalt. Sie hatte ihre Sachen gepackt, und als sie am Mittage von ihrem Vater und Paula zum Bahnhof gebracht wurde, nahm sie ohne eine Thräne von ihnen Abschied. Es lag in ihrer Ruhe fast etwas Unheimliches, Aengstliches. Ihr Vater schien es nicht zu bemerken, oder er wollte es nicht bemerken, denn er war freundlich gegen sie und rief ihr nach, als sie bereits im Wagen saß, sie möge sich viel Vergnügen machen — er werde sie selbst aus der Residenz wieder abholen.

Er kehrte mit Paula allein in sein Haus zurück. Paula war verstimmt. Vergebens hatte sie sich den Auftritt zwischen Marie und ihrem Vater am Tage zuvor zu erklären gesucht. Mariens Ruhe und Kälte beim Abschied hatte sie noch mehr befremdet. Sie hatte ihr kaum die Hand gereicht, und doch waren sie so innig befreundet gewesen, doch wußte sie nicht, wodurch sie Marie beleidigt hatte. Der Doktor sprach wenig, bis sie in seinem Hause wieder ankamen.

Paula wollte sich auf ihr Zimmer begeben. Er bat sie mit auf seine Stube zu kommen. „Ich habe mit dir zu sprechen, Paula," fügte er hinzu.

„Setz dich, setz dich, Paula," sprach er, als sie auf seiner Stube angekommen waren. Er sprach es hastig. Er konnte eine innere Unruhe nicht verbergen. Aufgeregt schritt er mehrere Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor Paula stehen.

„Hat dir Marie mitgetheilt, weshalb sie so ungern fortging, weshalb sie hier zu bleiben wünschte?" fragte er. Er blickte sie scharf beobachtend dabei an.

„Nein," erwiderte Paula, ihm unbefangen ins Auge blickend.

Er sah, daß sie die Wahrheit sprach. „Dich wird ihr Benehmen befremdet haben?" fuhr er fort.

„Ich begreife es in der That nicht," erwiderte Paula. „Ich habe ihr kein Leid zugefügt."

„Das weiß ich," sprach der Doktor und seine Stimme wurde milder. „Ich weiß es selbst nicht, was so lebhaft den Wunsch in ihr erweckt haben kann, hier zu bleiben. Mehr als einmal hat sie mich — du wirst es ja selbst wissen — gebeten, ihr die Erlaubniß zu einem Besuche in der Residenz zu geben. Ich habe ihre Bitten abgeschlagen — ich hätte es vielleicht nicht thun sollen, allein es wurde mir schwer, mich von ihr zu trennen, ich wäre dann in diesem geräumigen Hause ganz allein gewesen, hätte Niemand gehabt, mit dem ich bei meiner Heimkehr hätte plaudern können. Ich konnte sie nicht entbehren. Dennoch bereue ich jetzt, daß ich sie nicht schon früher zu ihrer Tante gesandt habe. Ich sehe ein, daß meine Erziehung nicht die richtige gewesen ist. Marie ist gut und sanft,

Digitized by Google

ihr Charakter ist schmiegsam und so hoffe ich, daß meine Schwester noch jetzt an ihrer Erziehung nachholen wird, was ich versäumt habe. Ich will es dir gestehen, Paula, daß es meine Absicht ist, Marie längere Zeit in der Residenz zu lassen. Ich mochte es ihr hier noch nicht sagen, um ihr den Abschied nicht zu erschweren. Ist sie erst einige Wochen dort, hat sie das Leben und die Zerstreuungen der großen Stadt erst kennen gelernt, so wird sie sich weniger zurücksehnen und meinen Entschluß ruhiger aufnehmen. Ich habe mit mir gekämpft — es ist mir schwer geworden, diesen Entschluß zu fassen, weil ich dir dadurch eine Gesährtin geraubt habe, weil du hier nun allein bist — ich mußte es thun, Paula, nun füge auch du dich darein."

Paula versicherte ihn, daß sie gern in dem Hause allein sein wolle, wo sie eine so freundliche Aufnahme und so viel Liebe gefunden habe.

Prell streckte ihr die Hand entgegen. Sie zitterte leise. Dies war das einzige Zeichen, wodurch seine innere Aufregung sich verrieth.

„Ich vertrete ja Vaterstelle an dir," sprach er. „Ich meine es gut mit dir und deshalb habe stets dasselbe Vertrauen zu mir, welches du zu deinem Vater gehabt hast. Wenn du Wünsche hast, Paula, sage sie mir offen, und wenn du dich allein fühlst auf deinem Zimmer — komm jeder Zeit hierher zu mir — auch ich fühle jetzt mehr wie früher das Bedürfniß, mich auszusprechen."

Er hatte ihre Hand in der seinigen behalten, mit seinen dunkeln, leuchtenden Augen sah er sie an — dann sprang er hastig auf und verließ das Haus, weil er noch einen Kranken besuchen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternschnuppen.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als der Capitän aufs Deck kam, fiel von neuem der kalte weiße Eisnebel auf den Sternschnuppen nieder, welcher der Atmosphäre ein gespenstiges Ansehen verlieh, das, in einer Meeresbreite, in welcher man sich jeden Augenblick fürchten mußte, von Eisblöcken umringt zu werden, entmuthigend wirkte. Sabbathruhe herrschte auf dem Schiffe. Die Mannschaft saß auf dem Verdecke umher, lesend oder sich unterhaltend; alle Planken des Schiffes waren aufs Sauberste gescheuert und das Metall glänzend geputzt. Der Steuermann saß mit dem Zimmermann neben dem Steuerrad und schaute nach dem fallenden Nebel aus.

Der Capitän sprach kein Wort, sondern ging gerade auf den Mann am Rade zu und schaute auf den Kompaß. „Warum steuert Ihr südlich?" sagte er mit Ruhe, „ich befahl Euch doch vor einer Stunde Nord-Nord-West zu steuern."

„Ich steuere so, wie es mir der erste Steuermann befohlen hat," erwiderte der Bursche mürrisch. „Ich kann nicht nach Jedermanns Willen steuern. Wenn es mir nach ginge, so steuerte ich nach Hause zu."

Als der Mann dies sagte, kam der erste Steuermann herbei und nahm das Rad unverschämter Weise aus dessen Händen, wie wenn er dem Capitän trotzen wollte.

„Jackson hat ganz recht gesteuert."

„Nennen Sie das recht?" sagte der Capitän zornig. „Ich bin ein schlichter, ehrlicher Mann und liebe gerades und offenes Handeln. Mr. Cardew, ich bin Ihrer lügenhaften Streiche satt; lassen Sie das Rad los, Sir, und gehen Sie in Ihre Cajüte. Betrachten Sie sich in Arrest wegen meuterischen Benehmens. Zahlmeister, Sie sind Zeuge, nehmen Sie den Mann mit hinunter."

Cardew weigerte sich das Rad zu verlassen. Mit der Schnelligkeit des Gedankens versetzte der Capitän ihm einen Schlag, worauf augenblicklich das Verdeck durch herbeilaufende und schreiende Männer in Aufruhr gerieth. Fünf Matrosen griffen den Capitän an und drei den Zahlmeister. Die Meuterei war endlich zum Ausbruch gekommen. Schreckliches Geschrei erscholl von den Vorsteven bis zum Hinterschiff. Alle Leute, die zum Capitän hielten, wurden bald unter Flüchen und fürchterlichen Drohungen überwältigt und an den Mast und die Takelage festgebunden.

„Nun, Capitän Ritson," sagte Cardew, als er sich mit grüngelbem Gesichte, von welchem das Blut herab strömte, wieder aufrichtete und dem Orte nahte, wo der Capitän, blaß vor Wuth, angebunden stand; „Sie sehen, ich bin stärker als Sie vermuthen. Wenn ich wollte, könnte ich Sie an einem Seile über Bord herab hängen und zu Tode frieren lassen; aber ich will Sie noch schonen, um Sie für den Schlag und andere Beleidigungen mit noch besserer Münze auszuzahlen. Vergangene Nacht weigerten Sie sich mit mir zu vereinigen, die Schufte, unsere sogenannten Brodherren, zu betrügen, welche uns den Gefahren aussetzen und dann schlecht bezahlen. Jetzt mag ich Ihre Theilnahme nicht mehr. Kommt, Jungens verlassen wir diese Narren und laßt uns den Wein austrinken; wir wollen diese Nacht ein Zechgelage halten, denn morgen werden wir am Lande und dann vielleicht wieder nach England zurückkehren. Laßt euch den Rum des Capitäns schmecken. Wenn es diesen Burschen zu kalt ist, so mögen sie sich zu erwärmen suchen, indem sie uns trinken sehen."

In jener Nacht, während das Rumglas die Runde machte, begleitet vom Gebrüll der Meuterer, das nur durch das monotone und schauerlich wie eine Todtenglocke klingende Anschlagen der Nebelglocken unterbrochen wurde, lichtete es sich ostwärts, und ein Nordlicht, welches sich am ganzen Horizont wie ein majestätischer Fächer von karmoisinrothem und phosphorisch-leuchtendem Lichte ausbreitete, sandte seine spitzigen Strahlen nach aufwärts und

Digitized by Google

glühte und sprühte mit fast übernatürlichem Glanze. Der elektrische Schein erleuchtete die blassen Gesichter des Capitäns und seiner Genossen, welche an den mit Eis überzogenen Seiten des Mastes und des Schiffes angebunden lehnten.

„Ha, da sind ja unsere lustigen Tänzer!" rief, nach dem Nordlicht zeigend, der erste Steuermann aus; dann auf den Capitän zuschreitend, schwang er ein volles dampfendes Glas Grog vor dessen Nase und höhnte: „Wahrhaftig, ich will gehängt werden, wenn das dort nicht die gesegneten Engel sind, welche vor Freuden tanzen, weil ihre Genossen hier bald mit ihnen vereint sein werden. Was halten Sie nun von der Vorsehung, Ritson, he!"

Die Meuterer stießen mit häßlichem Lachen ihre Gläser zusammen.

„Gerade noch, was ich bisher dachte. Gott wacht sowohl auf dem Meere als auf dem Lande über uns!" war des Capitäns ruhige Erwiderung. „Ich will lieber hier gebunden stehen, Cardew, als mein Gewissen mit dem Eurigen vertauschen. Ich bin ein schlichter, ehrlicher Mann, und ich glaube, daß sich hier eben so ruhig sterben läßt als zu Hause in einem Federbette. Es ist weniger hart, hier von der Welt zu scheiden."

„O, wenn Sie es wünschten, mir ist es ganz recht. Hier, ihr Männer, füllt die Gläser und trinkt mit mir auf das Scheiden des frommen Capitäns. Seine ganze Sippschaft ist hier, außer dem Schiffsjungen, den kleinen Teufel Harrison; sucht ihn auf allerwärts, er darf nicht zurückbleiben; wenn er unten im Raume ist, so räuchert ihn mit Schwefel heraus. Es thut nichts, wenn er drin bleibt, er wird schon umkommen, sobald ihr die Lucken fest verschließt."

„Ja, ja, Sir," war die Antwort, welcher ein rohes und widriges Gelächter folgte. Dann eilten die Männer fort, den Jungen zu suchen.

Eine Stunde später lagerten sich die Meuterer am Bord des Sternschnuppen, mit Ausnahme der Wache, welche von Zeit zu Zeit die Nebelglocke läutete, und wälzten sich betrunken im Schlafe umher. Während der Nacht hielt Capitän Ritson seiner Freunde Herz und Muth durch freundliche Worte aufrecht; die Kälte war schwer zu ertragen, aber sie überwanden dieselbe. Als der Tag anbrach, vereinigten sie sich Alle im Gebet, daß Gott sie bald von ihrem Elende erlösen möge. Dann fielen sie in einen erstarrenden Halbschlummer, bis ein Kanonenschuß, der aus einiger Entfernung durch den Nebel dröhnte, sie aufweckte. In demselben Augenblick vernahmen sie auch die höhnende Stimme des Steuermanns, welche ihnen aufs Neue ihr Elend und ihre Verzweiflung offenbarte.

„Guten Morgen, Capitän Ritson," sagte Cardew. „Beim Himmel, Jungens, wie niedergeschlagen der pfiffige Bursche von Zahlmeister aussieht; und schaut einmal die Mustermatrosen an, welche euch früher verhöhnten und euch Faullenzer, Tagediebe und Liverpooler Auswurf nannten. Wie sehr muß in dieser Nacht unser fetter Freund, der Bootsmann, seinen Grog vermißt haben; ist es nicht ein hartes Schicksal? Capitän Ritson, es ist meine traurige Pflicht, Ihnen mitzutheilen, — herunter dort mit den beiden Booten und schlagt das dritte in Stücke — daß wir im Begriff sind, das Schiff zu verlassen, welches, wie mir mein vortrefflicher Freund hier, der Zimmermann, versichert, fast genau drei Stunden nach unserer Abfahrt versinken wird. Eine etwas gefügigere Hinneigung und gefälligere Zusammenstimmung zu dem Geschäft, für welches ich Ihre Mitwirkung erbat, würde ein anderes Resultat ergeben haben. Gentlemen, jener Kanonenschuß kam von einem Schiffe, welches hinter den Eiefeldern liegt, die wir nur zu umschiffen brauchen, damit uns jenes Schiff aufnehme. Wir haben Geld genug, unsere Rückreise zu bezahlen. Leben Sie wohl. — Herunter mit den Boten dort! — Capitän Ritson, ich habe die Ehre, Ihnen eine angenehme Reise nach dem Jenseits zu wünschen."

Capitän Ritson schwieg hierauf. Als die Boote herabgelassen waren, sagte er ruhig: „Gott wird uns rächen, wenn es sein Wille ist," und zu seinen Leidensgefährten gewendet, fuhr er dann fort: „Ihr Männer, ich danke Gott, daß ich mein Vertrauen zu ihm nicht verloren habe; mag das Schlimmste geschehen, ich bin bereit zu sterben."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

* Glasbrenner's „Montagszeitung" bringt folgende humoristische telegr. Depeschen: „Berlin, 23. Mai. Es hat sich hier vor vierzehn Tagen ein „Klub zufriedener Preußen" gebildet. Bis jetzt hat sich Niemand zur Aufnahme gemeldet. Die zwei Stifter des Klubs sind Ausländer. — Paris, 23. Mai. Die Augen des Kaisers sind seit drei Wochen auffallend schlecht geworden; er kann jetzt die Vorgänge in Teutschland und Italien nur noch mit bewaffneten Augen beobachten. — Kassel, 23. Mai. Es ist noch nicht bestimmt, mit wem unser Churfürst gehen wird. Seine anatomisch-epidemischen Fußbewegungen scheinen gegen Preußen gerichtet. — Paris, 23. Mai. Der Abscheu vor 1815 ist seit einigen Tagen zu einer (con-) gräßlichen Höhe gestiegen. — Schilda, 23. Mai. Genaue Nachforschungen haben jetzt ergeben, daß Oesterreich 5 Minuten früher als Preußen gerüstet hat. Es ist daher zweifellos und aller Logik gemäß, daß Deutschland in einen Bürgerkrieg gestürzt werden muß. — Paris, 23 Mai. Die Neutralität Louis Napoleon's wird täglich mobiler. — Deutschland, 23. Mai. Die Schatten, welche große Ereignisse vorauswerfen sollen, sind bereits an mehreren hochstehenden Köpfen bemerkbar.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 20. Donnerstag, den 7. Juni **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Prells Benehmen gegen Paula fand in der ganzen Stadt die allgemeinste Mißbilligung. Selbst diejenigen, welche ihm feindlich gesinnt waren, mußten anerkennen, daß er als Vormund dieses Mädchens nicht mehr zu thun im Stande war. Wie sein Kind hatte er sie in seinem Hause aufgenommen. Die Hinterlassenschaft ihres Vaters hatte er auf dem Vormundschaftsgerichte niedergelegt und er selbst machte auch nicht den geringsten Anspruch daran. Alle Bedürfnisse Paula's bestritt er, und sie durfte kaum einen Wunsch äußern, so erfüllte er denselben.

Er selbst nannte sie Andern gegenüber stets nur sein zweites Kind.

Mehr als ein junger Mann in der Stadt blickte mit stiller Liebe auf Paula. Sie war schön und wen sie mit ihren großen dunkeln Augen freundlich angeblickt hatte, der fühlte sich durch sie auch gefesselt. Es gibt zu Gesichter, durch welche sich ein jeder auf den ersten Anblick angezogen fühlt und es gibt auch Augen, welche die Macht besitzen, über einen Jeden eine unsichtbare Schlinge zu werfen, aus der er sich schwer wieder zu befreien vermag, und die diese Schlinge fester und fester ziehen, wie sie es wollen.

Paula besaß diese Macht, allein sie kannte dieselbe noch nicht, unbewußt übte sie dieselbe aus. Von Allen, welche mit liebendem Auge auf Paula blickten, hatten wohl zwei die meiste Aussicht, ihre Hand zu gewinnen. Es war der junge Kaufmann Berger und der gleichfalls noch junge Förster Hellmann. Beide bewarben sich auf das Eifrigste um Paula's Liebe.

Berger war der einzige Sohn des reichsten Kaufmanns in der Stadt — der einzige Erbe seines Vaters. Sein Vermögen war für die Verhältnisse der Provinzialstadt ein bedeutendes und es wäre auch groß genug gewesen, ihm in der Residenz ein glänzendes Leben zu gestatten. Der junge Berger war Kaufmann wie sein Vater, indeß schien er es nicht aus Neigung geworden zu sein, sondern nur, um das alte Geschäft fortzuführen und nicht in andere Hände übergehen zu lassen.

Er war es, auf den Paula's Vater sie noch auf dem Sterbebette aufmerksam gemacht hatte. Berger besaß in der That einen trefflichen Charakter. Dafür war er freilich an äußeren Vorzügen nicht reich. Er war durchaus nicht hübsch zu nennen, ja er konnte fast für häßlich gelten. Nur wer ihn länger und näher kannte, wer aus seinen Augen sein Herz herauslas, wer wußte, wie viel treffliche Eigenschaften er besaß, für den verdrängte der innere Mensch gleichsam die äußere Erscheinung, der konnte ihn sogar hübsch finden.

Berger war in der ganzen Stadt geliebt. Er pochte nie auf seinen Reichthum, ließ denselben nie in auffallender Weise hervortreten. Von all den jungen Männern, mit denen er in gesellschaftlichem Verkehr lebte, besaß kein einziger Vermögen, allein er fügte sich ihnen stets, lebte nie besser wie sie.

Paula's Vater hatte ihn ganz richtig erkannt, Berger trug in sich die volle Gewähr, daß er seine Frau glücklich machen werde. Deshalb hatte er sein Kind gebeten, ihn nicht zurückzuweisen, wenn er um ihre Hand anhalten sollte.

Der junge Förster Hellmann war in den meisten Beziehungen fast das Gegentheil von Berger. Ohne Vermögen trat er doch stets auf, als ob er zehnmal so reich sei. Er fügte sich im Zusammenleben mit seinen Bekannten nicht diesen, sondern verlangte, daß sie sich nach ihm richten sollten. Er war leicht auffahrend und hatte einen heftigen Sinn, allein er besaß in seinem Aeußern außerordentlich viel Gewinnendes und für junge Mädchen Verlockendes. Er war ein schöner Mann, groß und schlank gewachsen. Der grüne, enganschließende Jägerrock hob seine Gestalt noch vortheilhafter hervor.

Dazu besaß er eine außerordentliche Gewandtheit in allen gesellschaftlichen Formen und war im Stande, eine große Gesellschaft allein zu unterhalten. Hinter ihm lag ein leichtsinnig und etwas wild durchkostetes Leben. Er kannte die Frauen, er fand sogleich die Eigenthümlichkeiten einer jeden heraus und wußte diese schlau zu benutzen. Deshalb war er ihnen so gefährlich.

Er war daran gewöhnt, daß die jungen Mädchen sich in ihn verliebten, er wußte es und dies Bewußtsein gab ihm in dem Verkehr mit ihnen eine außerordentliche, bestechende Sicherheit.

Bei allem Leichtsinn, bei aller Wildheit seines Charakters, bei allen Ausfrüchen, die er machte, besaß er doch eine offene, frei sich gehen lassende Heiterkeit und ein gutes Theil Gutmüthigkeit, so

Digitized by Google

daß ihm wenig böse sein konnten. Er besaß mehr Feinde als Berger, aber im Allgemeinen war auch er in der Stadt beliebt und in allen Gesellschaften gern gesehen.

Sein Revier grenzte fast unmittelbar an die Stadt und seine Wohnung war kaum eine Stunde von ihr entfernt.

Von allen jungen Mädchen, die er kennen gelernt hatte, war es Paula allein, welche einen dauernden Eindruck in ihm hervorgerufen. Er liebte sie leidenschaftlich, ungestüm, und so sehr er sich sonst zu beherrschen verstand, vermochte er diese Liebe doch nicht zu verbergen. Offen sprach er es aus, daß Paula die Seinige werden solle, möge es kommen, wie es wolle.

Er war Paula's Herzen nicht gleichgiltig. In seiner ganzen Erscheinung lag zu viel Bestechendes. So wenig eitel sie auch war, so schmeichelte es ihr dennoch, daß sie es sei, der er sein Herz zugewendet habe, daß sie von allen Mädchen der Stadt beneidet werde. Ihr Herz allein würde sich für ihn entschieden haben. Sie kannte seine leichtfertige Vergangenheit, seinen heftig auffahrenden Sinn, welches Mädchen indeß traut sich nicht die Kraft zu, den Geliebten auf eine bessere Bahn zu lenken?

Auch Berger war ihr nicht gleichgiltig. Sie kannte seinen trefflichen Charakter, sie wußte, daß er Alles aufbieten werde, seine künftige Frau glücklich zu machen, er war reich und zu seinen Gunsten sprachen die Worte ihres Vaters, die sie nicht vergessen hatte, die ihr wie ein heiliges Vermächtniß erschienen.

Durch den Tod ihres Vaters war ihr für lange Zeit jeder Gedanke an Berger und Hellmann entrückt. Jetzt war fast ein Jahr seitdem entschwunden, der Schmerz über ihren Verlust hatte seinen herben Charakter verloren, das Leben trat wieder mit seiner ganzen Forderung an sie heran. Marie weilte noch immer in der Residenz und sie fand deshalb um so mehr Zeit, an die früheren Verhältnisse zurückzudenken.

Prell bot Alles auf, um sie aufzuheitern und zu zerstreuen, so war sie auch mit Berger und Hellmann in der letzten Zeit wiederholt zusammengekommen. Sie konnte ein Gefühl der Freude nicht verbergen, daß nach so langer Zeit Beide noch mit denselben Empfindungen gegen sie erfüllt waren.

Wieder fand in der letzten Zeit ein Ball statt. Prell konnte sich den vielfachen Aufforderungen, an demselben Theil zu nehmen, nicht entziehen. Er mochte auch Paula dies Vergnügen nicht versagen. Er hatte sie auf's Reichste ausgestattet, denn er wollte mit ihr glänzen. Und in der That war Paula die schönste von Allen und aller Augen richteten sich auf sie, als sie in den Saal trat. Ihre große und schlanke Gestalt erschien in der Ballkleidung noch schlanker. In ihrem dunkeln, reichen Haare trug sie frische Blumen, welche Prell aus der Residenz hatte kommen lassen.

Der Tanz begann. Die älteren Herren hatten sich in die Nebenzimmer des Saales theils zum Spiel, theils zum gemüthlichen Gespräch bei einer Flasche Wein zurückgezogen. Prell lehnte jede Einladung dazu ab. „Ich schaue dem Tanz gern zu," sprach er. In einer Thür des Saales, an den Thürpfosten gelehnt, stand er regungslos, jedem Gespräch ausweichend, da. Seine dunkeln Augen schweiften lebhaft durch den Saal, allein sie folgten stets nur Paula, wenn sie tanzte, oder wenn sie dasaß auf ihrem Stuhle, von Herren umgeben. Eine innere Gluth, eine gewaltige Aufregung leuchtete aus seinen Blicken. Keinem schien er zu gönnen, ein Wort mit ihr zu sprechen, so wenig er es auch verhindern konnte. Aus Paula's Augen, aus ihren Mienen suchte er zu lesen, wie viel ihr Herz bei dem Allen betheiligt war. Berger und Hellmann waren am meisten bei ihr und stritten um ihre Gunst. Paula schien keinem von beiden den Vorzug zu geben, sie war gegen beide gleich freundlich. Dem Doktor entging dies nicht. Ein Lächeln glitt über sein Gesicht. So lächelte er indeß nur, wenn er innerlich aufgeregt war, wenn er diese Aufregung verbergen wollte.

Paula kam keinen Augenblick zur Ruhe. Tänzer auf Tänzer drängten sich an sie heran. Sie war ja die Königin des Balles. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blickten lebhaft, freudig. Prell hatte Paula nie so schön gesehen als an diesem Abend. Sie nickte ihm lächelnd zu — er war kaum im Stande diesen Gruß zu erwidern. Sein Gesicht war bleich. Tanz folgte auf Tanz. Die Musik schmetterte ihm schmerzlich, frohlockend, triumphirend in die Ohren. Seine Aufregung, seine innere Erbitterung wuchs. Er hätte hinspringen mögen in die Mitte des Saales und mit einem einzigen Ausstrecken seiner Hand Alles vernichten. Regungslos stand er da. Ein Bekannter, der Kaufmann Löfche, trat an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und fragte:

„Aber bester Doktor, werden Sie nicht müde, dem Tanze zuzusehen? Schon zwei Stunden stehen Sie hier. Als ich noch jung war, da habe ich auch getanzt, ja ich war sogar ein flotter Tänzer und alle jungen Mädchen tanzten gern mit mir — hah, ich weiß es und ich kann es jetzt dreist sagen. Jetzt habe ich aber nichts mehr damit zu schaffen — mir schwindelt schon, wenn ich dem Tanzen zuschaue!"

Mit starren Augen blickte Prell ihn an. Es war ihm unangenehm, daß er gestört wurde.

„Ihnen schwindelt," erwiderte er scharf. „Nun so trinken Sie Brausepulver, Herr Löfche, und wenn das nicht hilft — nun so trösten Sie sich — Sie wissen ja, daß der Schwindel mehr überhand nimmt und gerade unter ihren Collegen — unter den Kaufleuten, Herr Löfche!"

Der Kaufmann wußte im ersten Augenblicke nicht, wie er diese Worte auffassen sollte, als Scherz oder als Hohn.

Digitized by Google

„Hoho, Herr Doktor!“ rief er endlich lachend. „Der Scherz ist gut — Sie müssen heute gut bei Laune sein, denn es kommt nicht oft, daß Sie scherzen.“

„Ich bin auch gut gelaunt heute,“ entgegnete Prell, „deshalb gehen Sie, um mir diese Laune nicht zu verderben.“

Ueberrascht — erstaunt blickte der Kaufmann ihn an. Mit einem beleidigten Blick wandte er ihm dann den Rücken.

Dem Doktor war es in diesem Augenblicke vollständig gleichgültig, ob er den Mann beleidigt hatte oder nicht. Da er hatte ihn beleidigen wollen, um ihn fort zu treiben, denn seine ganze Aufmerksamkeit wurde durch Paula in Anspruch genommen.

Ein neuer Tanz hatte begonnen. Die Herren beeilten sich, die Damen zu engagiren.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sternschnuppen.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ich bin auch bereit zu sterben“, sagte der Zahlmeister, „nur wünschte ich vorher noch den gelben Schuft an der Raatstange baumeln zu sehen.“

„Es ist Alles aus mit uns“, seufzte der Bootsmann. „Die schwarzen Seelen hätten vor ihrem Weggehen wenigstens doch noch einmal den Krug unter uns kreisen lassen können.“

Eine Stunde verging, der letzte Schall der Ruderschläge von den davoneilenden Booten war verhallt. Die Matrosen fingen an über ihr Schicksal zu seufzen und zu klagen.

„Ist Ihnen noch irgend eine Hoffnung geblieben, Capitän Ritson?“ frug der Zahlmeister in melancholischem Tone. „O, Jenny, Jenny, mein theures Weib, ich werde dich nie wieder sehen!“

„Was mein Weib betrifft“, sagte der Bootsmann, „darüber mache ich mir wenige Sorge. Ich denke mehr an mich selbst. O, diese Elenden!“

„Ich habe keine Hoffnung“, sagte der Capitän, „aber ich bin zu sterben bereit. Ich vertraue auf die Gnade Gottes. Er will unser Bestes und wird auch wohl für meine armen Kinder sorgen.“

Gleich darauf, als wenn der Himmel sich erbarmen wollte, wurde der Nebel dünner und dünner, und die Sonne drang mit kaltem gelbem Schein durch denselben, meilenweit hin Land zeigend; nein! es war kein Land, sondern zusammengeschobene Eisschollen, welche sich wie Berge erhoben, die grün wie Smarago, blau wie Saphir und goldgelb wie Chrysolit glänzten und sich in Schneefeldern und Thälern ausdehnten. Das nächste Eis war ungefähr zwei Meilen weit entfernt.

Der Capitän schaute seine Genossen an und sie ihn, aber Niemand sprach; ihre Herzen waren so voll, denn man konnte nun deutlich das eindringende Wasser im Raume murmeln und prudeln hören.

„Ich würde mir nichts aus Allem machen, wenn ich nicht eine arme alte Mutter hätte“, sagte einer der Matrosen, „sie wird nun dem Kirchspiel zur Last fallen müssen. O, das ist hart, bitter hart.“

„Pfui, Mann!“ rief ihm der Capitän mit seinem unbeugsamen Muthe zu, „habe ich nicht Kinder und der Zahlmeister ein Weib. Was sein muß, muß sein — tragt es wie ein Mann.“

Im selben Augenblicke tauchte ein pfiffiges Knabengesicht hinter der Kajütentreppe auf, und im nächstfolgenden sprang und tanzte der Schiffsjunge Harrison herbei und schwenkte ein scharfes Vorlegemesser in der Hand. Er hüpfte vor Freuden um den Capitän herum und wurde mit einem lauten Ruf des Entzückens und des Willkommens begrüßt, als er die Männer einen nach dem andern erlöste.

„Sie glaubten, ich sei im Schiffsraume“ sagte er, „wär es nicht so? Aber ich war während der ganzen Zeit unter des Capitäns Sopha versteckt, wo ich still liegen blieb, bis ich mich versichert hielt, daß sie fort seien. Das Schiff füllt sich rasch mit Wasser, Capitän Ritson, es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Hurrah!“

„Das ist richtig“, sagte der Zahlmeister, als er mit dem Capitän von dem unteren Raume zurückkehrte.

„Wir haben nur noch eine Stunde Zeit“, fügte der Letztere hinzu, „um ein Floß zusammen zu fügen, deßhalb, ihr Burschen, laßt uns gleich ans Werk gehen Das Deck ist zu groß und wir haben nicht Hände genug, um von dem Pumpen eine Wirkung zu hoffen.“

Die Männer schüttelten sich gegenseitig die Hände und waren berauscht vor Freude über ihre Rettung.

„Kommt, ihr Männer, laßt es nun genug sein, sprach der Capitän zu ihnen; „wir sind noch nicht über den Berg, deßhalb wollen wir nicht zögern. Laßt uns das Floß zusammenfügen, sucht allen Schiffszwieback und alles Schweinefleisch, was die Schurken noch übrig gelassen haben. Ich werde der Letzte sein, welcher das Schiff verläßt, und dies nicht eher thun, bis es zu sinken anfängt. Zahlmeister, sorgen Sie für einige Segel zu Zelten; Bootsmann, Sie werden die Lebensmittel überwachen; Harrison, du sachst die Ruder herbei, und Ihr, Davis, seht nach, ob Alles stark und dauerhaft gemacht wird. Wir wollen auch zwei oder drei Gewehre und etwas Pulver und Schrot mitnehmen; wir möchten einige Tage von Seevögeln leben müssen, ehe Gott uns Befreiung, nämlich Tod oder ein Schiff, sendet; eine andere Wahl bleibt uns nicht. Kommt ans Werk.“

Das Floß war in unbenklich kurzer Zeit fertig; es zeigte sich jedoch Mangel an Lebensmitteln. Der schurkische Steuermann hatte außer dreitägigem Vorrathe von Mehl, Zwieback und Rum, Alles über Bord geworfen, verdorben oder mitgeschleppt. Der Capitän mußte fast mit Gewalt vom Schiffe gezogen werden, und sie waren noch keine halbe

Digitized by Google

Stunde entfernt, als dieses zu sinken begann. Während der Sternschnuppen langsam niederlauchte, nahm Capitän Nilson seine Mütze ab und stand einige Augenblicke in stillem Gebete da.

„Da", sagte er dann, „geht ein Schiff unter, so gut wie irgend eins, das die Leuchtfeuer des Mersey passirte; so lange als es flott geblieben wäre, würde es den Herren David und Blizzard Vortheil und Ehre eingebracht haben."

„Leb' wohl, alter Sternschnuppen!" riefen die Matrosen.

Das Floß erreichte glücklich das Ufer.

„Ich nehme Besitz von diesem schwimmenden Eisfelde", sagte der Capitän gut gelaunt, als er auf das Eis sprang, um seinen Leuten guten Muth zu machen, „und zwar im Namen Ihrer gesegneten Majestät, und ich bitte es Nilson's-Insel zu benennen, wenn es überhaupt eine Insel ist. Ist es aber mit dem Festland verbunden, nun, so wollen wir warten und sehen, was für ein Festland wir erreichten. Ich sollte mich wundern, wenn nicht viele Bären oder weiße Füchse darauf sind. Und nun laßt uns die Zelte aufrichten und dann will ich die Nahrung vertheilen."

Der nächste Tag brachte keine Hoffnung. Die Eismasse schien eine ungeheure Ausdehnung zu haben, und ein dichter Eisnebel verhinderte die nähere Untersuchung. Die Nahrung nahm rasch ab. Die wenigen Fettgänse auf dem Eise wollten nicht in Schußweite kommen. Einmal sahen sie einen weißen Bär, doch er tauchte bald unter und erschien nicht wieder. Der Muth der Männer fing an zu sinken; die Hälfte der Ruder war zur Erhaltung des Feuers benutzt worden; noch ein Tag und alles Brennmaterial war verbraucht, der Rum getrunken und das Mehl verzehrt. Frost und Hungertod stand ihnen bevor. Es entstand neues Gemurre. Einmal sah der Capitän zwei Matrosen, welche wie Kinder weinten; ein andermal bemerkte er der Männer verwitterte und gierig hungerige Blicke, mit welchen sie den unter dem Zelte kauernden Bootsmann verschlangen, und er wußte wohl, was das wilde Feuer in ihren hohlen Augen bedeutete.

„Wir müssen das Loos um Einen von uns werfen", hörte er sie flüstern. „Jede Stunde, die wir gewinnen, vermehrt unsere Hoffnung, ein Schiff kommen zu sehen."

Am nächsten Morgen schoß der Zahlmeister zwei Fettgänse, und man aß gierig derey eckelhaftes Fleisch. Am vierten Tage waren die Vorräthe schon nach der ersten Mahlzeit erschöpft. Der Bootsmann jammerte, das Geschäftshaus habe ihm den Befehl über ein anderes Schiff versprochen, wenn er das Trinken sein lasse und sich gut aufführe. Alle Hoffnung sei nun dahin.

Capitän Nilson entgegnete: „Mr. Bootsmann, schweigen Sie still. Es ist nicht Zeit, über vergossene Milch zu jammern. Laßt uns bedenken, wo wir sind und ob wir auf Eisfeldern oder Festland stehen und daß wir keine Nahrung, nicht ein Krume Brod mehr haben. Was sollen wir thun? Wir hören das Gebrüll der Bären und das Kebell der Füchse; aber wenn wir sie nicht erreichen können, nützt es uns nicht viel; wir müssen also heute den ganzen Tag nach dem Festlande suchen. Wenn wir oswärts offene See entdecken, müssen wir zurückkehren, und Gottes Güte empfehlen und uns dem Floße wieder anvertrauen, was auch die Folgen sein mögen. Nur eines muß ich bemerken: Wenn irgend ein Feigling hier es wagt, auch nur entfernt einen kannibalischen Vorschlag zu machen, so schieße ich ihn todt wie einen Hund; dieses Gewehr wird mir weder bei Tag noch bei Nacht von der Seite kommen. Wir sind Christen, daran erinnert euch; und kein Elend soll wilde Bestien aus uns machen, so lange ich Capitän und am Leben bin: — dies merkt euch."

Die Untersuchung zerstörte die letzte Hoffnung der Leute. Meilenweite mühselige Märsche dienten nur dazu zu beweisen, daß zwischen ihrem Eislande und dem Ufer weite Striche offenen Meeres voll schwimmenden Eises lagen.

„Ich sehe vor mir den Leichnam eines Mannes liegen!" rief der Zahlmeister, welcher freiwillig auf eine Erhöhung geklettert war, um nach einem Schiffe zu spähen. „Er ist halb mit Schnee bedeckt und liegt am Anfang einer tiefen Höhle im Eise."

Die Truppe ging augenblicklich darauf zu.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

* Ein Zwillings-Ehepaar. Vor einigen Tagen, so schreibt man aus Berlin, hat sich hier ein gewiß sehr seltener Fall ereignet. Ein Brüder-Zwillingspaar hat sich nämlich mit einem Schwester-Zwillingspaar verlobt. Die glücklichen Brüder sind vermögend und beide stattliche Gestalten. Die Schwesternbräute von der Mutter Natur ebenfalls reichlich bedacht. So wie die Brüder, sehen sich auch die Schwestern täuschend ähnlich, und die Kleidung ist bei jeden Zwillingspaaren ganz gleich, so daß dieses Zwillings-Brautpaar bei seinen Spaziergängen durch die Stadt allgemeines Aufsehen erregt.

* In Sidney starb kürzlich der Krösus aller nach Australien deportirten Verbrecher und hinterließ nicht weniger als eine Million Pfd. Sterl. Er hatte in seiner Jugend ein paar Gänse gestohlen und ward deshalb deportirt.

Charade.

Die Erste hat so Mancher schon
Im Kampf und Streit erhalten;
Die Zweite steht du häufig wohl
In vielerlei Gestalten.
Wer sich als Tölpel nicht verräth
In Worten oder Mienen,
Wird, wie ich glaube, wohl nicht leicht
Zum Ganzen Andern dienen.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 22. Donnerstag, den 14. Juni *1866.*

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Eine peinigende Unruhe ergriff den jungen Kaufmann. Dem Wendepunkte seines Lebens trat er entgegen. Mit so viel Muth und so festen Hoffnungen hatte er sich diesem Haus genähert, und jetzt schwankte dieser Muth, jetzt wankten diese Hoffnungen — er dachte an Hellmann — wenn jenen Paula nun mehr liebte, wenn sie ihn zurückwies! Er wußte nicht einmal mehr, was er Paula sagen, wie er das Geständniß seiner Liebe anbringen sollte, und doch hatte er sich die Worte seit Tagen eingeprägt, hatte sie hundert und hundertmal wiederholt und jetzt — jetzt wußte er auch nicht ein Wort mehr davon. Er strich mit der Hand über die Stirn — die Verlegenheit wich nicht, sein Herz schlug nicht ruhiger.

„Dort ist Paula's Zimmer," sprach Prell, indem er auf eine Thür zeigte. „Paula ist darin — gehen Sie hinein und machen Sie Ihrem Herzen Luft!"

Berger zögerte. Er blieb stehen und fast ängstlich erfaßte er des Doktors Hand. „Kommen Sie mit mir, Herr Doktor," sprach er. „Sagen Sie Paula, was mich zu ihr führt — ich weiß nicht — ich bin — ich bin befangen!" Wieder strich er mit der Hand über die Stirn. Prell lächelte. Allein dies Lächeln war kein natürliches.

„Ich werde es thun, da Sie es wünschen," erwiderte er. „Jeder Mensch hat ja seine eigene Weise." Sie traten in Paula's Zimmer. Paula saß am Fenster am Nähtisch. Erröthend erhob sie sich, als sie Berger erblickte. Sie schien zu ahnen, was ihn zu ihr führte. Befangen reichte sie ihm die Hand zum Gruße. Die Augen schlug sie nieder. Berger stammelte einige Worte — weder Paula noch Prell verstanden sie. Er selbst wußte nicht, was er gesagt hatte. Fast angstvoll richtete er seinen Blick auf den Doktor.

„Paula, Herr Berger wünscht dir seine Liebe zu gestehen und um deine Hand anzuhalten!" sprach Prell. Es klangen seine Worte bitter, spottend. Berger bemerkte es nicht.

„Ja, Fräulein," rief er, als er sah, daß sich Paula's Wangen noch dunkler färbten, „ich bin gekommen, um das Geschick — das Glück meines Lebens in Ihre Hand zu legen. Entscheiden Sie darüber."

Der Doktor beobachtete Paula. Kein Zucken ihrer Mienen entging ihm. Ja — sie liebte ihn. Was deutete anders das Roth ihrer Wangen — ihre Verlegenheit? Weshalb konnte sie das Auge nicht aufschlagen? Weshalb antwortete sie nicht?

„Sprechen Sie — sprechen Sie, Fräulein," drängte Berger. „Sie müssen es wissen — längst wissen, daß ich Sie liebe, daß der ganze Zweck meines Daseins in Ihnen aufgeht. Ja, ich liebe Sie schon lange, schon seit Jahren, und Sie machen mich zum glücklichsten aller Menschen, wenn Sie mir Ihr Herz und Ihre Hand schenken wollen!"

Paula schwieg noch immer. Sie war befangen durch Prells Gegenwart — die Weihe dieses Augenblicks ging ihr durch die Anwesenheit eines Dritten verloren.

„Nun, Herr Berger, Ihre Zunge ist ja jetzt beredt geworden," sprach der Doktor, wieder mit jenem etwas höhnenden Ausdrucke. „Nun werden Sie sich wohl allein verständlich machen und ich kann gehen." Er verließ das Zimmer, ohne eine Antwort abzuwarten.

Paula's Schweigen machte Berger ängstlich. Er kannte ein Märchenherz noch zu wenig. „Nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung, Paula," rief er. „Ich meine es ehrlich. Ich habe mein Herz geprüft — es ist treu — stoßen Sie mich nicht zurück."

Paula hatte sich gesammelt. „Ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen," erwiderte sie — „hier — hier!" Sie streckte ihm die Hand entgegen.

Dieses schnelle, leichte Erfüllen seiner liebsten Hoffnung setzte Berger im ersten Augenblicke in Verwirrung. Dann ergriff er hastig ihre Hand. „Paula — Paula! Und diese Hand soll mein eigen sein — mein für immer!"

Zustimmend nickte sie mit dem Kopfe.

„Du liebst mich — du liebst mich!" rief er jubelnd. Er wartete ihre Antwort nicht ab, ungestüm umschlang er sie mit beiden Armen und sie ließ es geschehen.

„Ja, ich liebe dich," erwiderte sie, „sonst würde ich nimmer dir das Versprechen gegeben haben, die Deinige zu werden!"

Eine Zeitlang war Berger von seinem Glücke berauscht. Er konnte es noch nicht fassen, daß es wahr sei, daß Paula ihm wirklich ihr Jawort gegeben, daß sie ihn liebe, daß sie die Seinige werden wolle. Aber er saß zu neben ihr und hielt ihre Rechte mit beiden Händen umfaßt. Er sah

Digitized by Google

ihr in die Augen und sie schlug sie nicht mehr nieder, Liebe und Glück leuchteten ihm aus denselben entgegen.

„Sieh, Paula," sprach Berger, „du äußertest einst gegen mich, wenn du dir ein Leben ganz nach deinem Wunsche zu wählen hättest, so würdest du auf dem Lande in der Nähe der Stadt leben, auf einem Gute, wenn es auch noch so klein sei, wenn es nur ausreiche, dich vor Noth und Sorge zu schützen. Ich habe diese Worte nicht vergessen. Ich bin mit dem Besitzer des Gutes in Alldorf in Verbindung getreten — es liegt ja nicht eine Stunde von hier entfernt, es liegt schön, das Wohnhaus ist rings vom herrlichsten Garten umgeben — ich habe mit ihm schon unterhandelt, bin über den Preis des Gutes mit ihm einig, nur abgeschlossen habe ich den Kauf noch nicht. Das hing ja von Deiner Antwort ab, von deinem Ja! oder Nein! Nun eile ich heute noch zu ihm — das Gut ist mein — dein — ich trage die erste Abzahlungssumme bei mir — sobald ich sie übergeben, bin ich Besitzer des Gutes. Es soll dir gehören, Paula. Dort wollen wir zusammenleben. Auch ich sehne mich aus dem kaufmännischen Leben und Treiben heraus — ich werde es aufgeben, um ganz und ungestört dir leben zu können!"

Paula war überrascht. Sie kannte das Gut. In einem Thale gelegen, bildete es den schönsten Punkt in der ganzen Gegend. Oefter war der Wunsch in ihr aufgestiegen, dort wohnen zu können, und nun sollte der Wunsch mit einem Male erfüllt werden — erfüllt wie durch eine Zaubermacht. Auch sie erzählte dem Geliebten, wie ihr Vater ihr auf seinem Sterbebette ans Herz gelegt, ihm ihre Hand zu reichen, wenn er um sie anhalten sollte.

Sie tauschten Liebe um Liebe und Geheimniß um Geheimniß, es war ja Bedürfniß für ihre Herzen, sich gegenseitig zu offenbaren und mit vollem Vertrauen sich einander hinzugeben.

Der Abend brach bereits herein, als Berger von Paula sich trennte. Er bestand darauf, noch nach Alldorf zu eilen, um den Kauf des Gutes abzuschließen.

„Laß es bis Morgen, Hugo," bat Paula. „Es wird schon Abend,"

„Für mich gibt es heute keinen Abend!" rief Berger scherzend. „Heute noch muß das Gut unser gehören, dies ist ja ein Tag des Glückes für mich, den muß ich ausnutzen!"

Er eilte fort. Paula blieb auf ihrem Zimmer. Sie fühlte das Bedürfniß, allein zu sein. Auch sie fühlte sich glücklich, und sie wollte dies Glück erst allein durchkosten. Den Wunsch ihres sterbenden Vaters hatte sie erfüllt und es war ihr, als ob er befriedigt auf sie herabblicke. Wohl war sie mit sich öfter in Zweifel gewesen, ob sie Berger oder Hellmann mehr liebe — jetzt, wo die Entscheidung an sie herangetreten war, zweifelte sie nicht mehr, jetzt war sie sich bewußt, daß ihr Herz stets Berger mehr geliebt hatte. — Der Abend war völlig hereingebrochen — sie bemerkte es nicht. Träumend saß sie da. Eine neue große Zukunft hatte sich ihr geöffnet, und unwillkürlich weilten ihre Gedanken in derselben.

Die Dienerin rief sie zum Essen. Sie eilte in das Zimmer ihres Vormundes. Der Doktor hatte sie schon erwartet.

„Nun, Paula, wie ist deine Antwort ausgefallen?" fragte er.

Sie eilte zu ihm und warf sich ihm weinend an die Brust. Er vertrat ja ihres Vaters Stelle, er war stets lieb und gut zu ihr gewesen und ein Herz mußte sie haben, dem sie ihr Glück anvertrauen konnte.

Prells Augen blickten funkelnd, verlangend, als er das Mädchen in seinen Armen hielt. Er beugte sich auf sie herab und küßte sie auf die Stirn.

„Und du fühlst dich glücklich?" fragte er weiter.

„Ja, ich bin glücklich!" rief Paula, „denn ich liebe Berger und er ist gut und edel."

„Das ist er," versicherte Prell. „Wenn ich nicht die Gewißheit hätte, so würde ich ihn nicht selbst zu dir geführt haben. Ich kenne ihn ja auch seit langen Jahren, — Berger ist gut."

Paula erzählte ihm nun, wie es der Wunsch ihres sterbenden Vaters gewesen sei, daß es so kommen möge, und daß Berger nach Alldorf geeilt sei, um das Gut dort zu kaufen. Sie versetzte sich im Geiste schon dorthin und schuf sich ein friedliches Bild ihrer künftigen Thätigkeit.

Prells Augen ruhten auf ihr, während sie erzählte. Auf ihrem Gesichte ruhte die Verklärung des Glücks und der Freude.

„Ja, ja, du wirst glücklich werden," sprach er halb in Gedanken versunken. „Tausende werden dich beneiden — ich gönne dir das Glück!"

Er stand auf. Er wollte eine innere Erregung niederkämpfen — es gelang ihm nicht vollkommen. Paula bemerkte sie. Ob sie dieselbe auch verstand? Gewiß nicht, denn sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand.

„Nur den einen Wunsch habe ich noch," sprach sie, „daß mein Vater dies Alles noch erlebt haben möge. Aber glauben Sie nicht auch, daß er es weiß?"

„Gewiß — gewiß — er weiß es!" erwiderte Prell hastig. Er setzte sich zum Essen an den Tisch.

* * *

Der alte Kaufmann Berger saß in größter Ungeduld in seinem Zimmer. Er war in das Vorhaben seines Sohnes eingeweiht und hatte demselben freudig seine Zustimmung gegeben. Das Glück seines einzigen Kindes war ja sein höchster Wunsch und er war überzeugt, daß Paula ihn glücklich machen werde, wenn sie die Seinige wurde.

Als Hugo von Paula fortgegangen war, hatte er einen Boten an seinen Vater gesandt, der ihm die Nachricht seines Glückes überbrachte. Er war sofort dann nach Alldorf geeilt.

Digitized by Google

Von dort war er noch nicht zurückgekehrt, obschon es bereits spät am Abend war. Unruhe hatte den Alten erfaßt. Es drängte sich ihm der Gedanke auf, daß sein Sohn eine ziemlich bedeutende Summe Geld bei sich geführt hatte — wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre. Dann mußte er selbst wieder über seine Angst lächeln. Hugo war ja mit dem Gutsbesitzer bekannt. Es war ganz natürlich, daß er nach abgeschlossenem Kaufe noch bei ihm geblieben war, bei einer Flasche Wein. Schon öfter war er erst spät in der Nacht von Aldorf zurückgekehrt. Führte der Weg auch durch das Holz, das Holz war sicher. Er erinnerte sich keines Falles, wo in demselben Jemand überfallen sei. Es war Thorheit daran zu denken. Dies Alles stellte sich der Alte selbst vor, und dennoch kehrten die beängstigenden Gedanken wieder und wieder. Er wollte einen Boten nach Aldorf schicken — er unterließ es, weil er befürchtete, daß man ihn seiner Aengstlichkeit wegen auslachen werde.

Es war schon Mitternacht — so lange hatte er vergebens auf Hugo's Heimkehr gewartet — als er sich endlich zur Ruhe legte, in der festen Ueberzeugung, daß er am andern Morgen selbst über seine Besorgniß lächeln werde. Stundenlang lag er indeß im Bett, ehe der Schlaf sich einstellte.

(Fortsetzung folgt.)

* Idyllen.

Gelockt durch klarer Bächlein murmelndes Geschwätze wandelt' einsam ich durch blum'ge Au'n. Im ersten Grüne prangten Wald und Flur und junge Blümchen lächelten mich freundlich an. Welch' ein schöner Tag, oh, wunderschön ist Gottes herrliche Natur! Des Maies milde Lüfte fächeln sanft und leise, und zu neuem Sein erwacht die ganze Schöpfung. Auch das junge Herz fühlt mächtig sich gehoben, rascher wallt das Blut und lauter schlägt der Pulsstrom. Soll es sich nicht freuen und regere Gedanken schwell'n den vollen Busen, wenn zur Freude ruft jeglich Gräschen auf? Wenn die liebe Sonn', so lange durch bange, düstere Wolken dicht umstort, ihr helles Strahlenantlitz wieder zeiget und in jedes Kämmerlein freundlich grüßend blickt? Goldner Frühling, wer vermöchte kalt und finster Dich, die holde Himmelstochter unverstanden nahen sehen!

Also rief auch mich des Maies frisches Grün, der Sonne warmer Gluthauch aus der engen Zell hinaus in die Natur. Jung noch war der Tag und in des Ostens fernen Bergen schimmerte das schönste Roth in wundervollem Purpurglanze. Langsam wandelt ich betrachtend und bewundernd durch die Fluren, lauschte froh dem muntern Vogelschlag, sah der Lerche zu, die sich trillernd in die Lüfte schwang und der schlichten Nachtigall schaukelnd sich auf zarten Zweigen. Alles lebte, alles jubelte beglückt, selbst die Blümchen lächelten mich freundlich an, thaugenetzt, gleich der lieben Unschuld, die mit Weinen grüßt den ersten Sonnenstrahl. Gold'ne Saaten mir zur Rechten tanzen in dem Morgenwind, und auf grünen Wiesen an der Linken grasen muntre, weiße Schäfchen. Horch', was rieselt so munter und plätschert so lustig vom Berge? Sieh', ein krystallenes Bächlein sprudelt melodisch daher. Oh, wie kühn es schon dringt, sorglos durch Wiesen und Au'n! Größer sieh' ich's schon dorten, ruhiger wird seine Bahn. Ist's nicht dasselbe Gewässer, welches als Fluß dort drüben, wo der Kirche Thurm ragt aus dem Grünen hervor, treibt mit erstarkter Kraft das klappende Radwerk der Mühle? Ja, so munter hier, so ernst schon dort, so heiter, sorglos sprudelt's hier zu meinen Füßen, dort mit ernster Miene wartet Mühe schon. Also der Mensch, als Kind die heitere Unschuld, doch zu bald schon tritt ernst das Leben an ihn, ringen muß er mit Sorgen und Müh'n, bis er entschlummert sanft in die Ewigkeit; gleichwie das Bächlein anfangs munter, später ruhig schiffetragend, schwerbeladen mündet in den Ocean. —

Sehet dort das friedliche Haus, glücklicher Menschen Behausung. Bald nur kann ich's erschau'n, denn grünendes Laubwerk umschließt es. Zärtliche Reben umranken den Giebel, wie sich das Epheu drückt an die Eiche hinan. Näher tret' ich hinzu und grüße die emsige Landfrau, die mit geschäftiger Hand ländliche Arbeit verrichtet. Ha, wie glücklich sie ist, die einfache Tochter des Landes, wie ihr Antlitz strahlt und glänzen die rosigen Wangen. Ihr zur Seite spielt im Grase gelagert ein Büblein, pausbäckig, golden von Haar, das Benjaminchen der Mutter; wie sie löchelt beglückt, wenn er am Kleide sie zupft und mit der Rechten kräuselt das junge, schneeweiße Lämmlein. Heilige Einfalt! Mutterfreude! Glücklich, wem von Sorgen frei und genügsam mit dem Wenigen gleiches Loos beschieden ist! Weiter schreit ich zum Walde, dessen kühles Laubdach mir so traulich winkt. Heiliges Dunkel umschließt mich, feierlich ist die Einsamkeit. Wie majestätisch es rauscht durch das Laubwerk dahin, flüstert es mir nicht zu des Schöpfers Größe und Allmacht? Sonst ist alles so ruhig, so einsam, so wunderbar friedlich, nur des Kukuks Geschrei schlägt monoton an mein Ohr. Steht nicht dorten ein Kreuz, vermorscht und halb schon zerfallen? Moos bedecket das Holz, die Schrift ist drauf schon verblichen. Hat ereilet vielleicht hier einen Wanderer der Tod?

Ruhe sanft im Waldesdunkel, keine Sorge drückt dich mehr. Wie Du erloschen und vergessen also wird einst Alles enden, was sich heut' des Daseins freut. Auch der gold'ne Frühling währt nicht lange, und die Blümchen und die Auen ruhen bald im Winterschlafe, schneebedeckt im Leichenkleide. Ja, das All wird, wird untergehn, nur der Geist wird ewig leben. W. K.

Digitized by Google

Eine gefahrvolle Hochzeitsreise.

Vor mehreren Jahren war mir der Auftrag ertheilt worden, den nordwestlich vom Oberen See in Canada belegenen Distrikt zu vermessen. Das Geschäft nahm eine geraume Zeit in Anspruch, aber es wurde vollendet, und ich trat meinen Rückweg an. Inzwischen war der Winter mit seinen Stürmen und Schneemassen eingebrochen, und ich mußte, statt die Reise auf den Seen zu machen, wie ich auf dem Hinwege gethan, in einem Schlitten zu Lande gehen. Die Straße war verschneit, und die Schellen meiner Pferde klangen hell durch den mit Schnee bedeckten Wald, dessen hängende Eiszapfen im Sonnenlichte wie Juwelen glänzten. Wenn aber die Nacht kam, fand ich regelmäßig ein freundliches Willkommen in der Hütte irgend eines Colonisten, für den meine Neuigkeiten, obgleich fünf Monate alt, mehr Werth hatten, als meine Dollars.

Wir hatten den Oberen See passirt und arbeiteten uns durch den sich längs der Ufer des Huron-See's erstreckenden Wald, als wir eines Abends zu einer größeren und besser als gewöhnlich eingerichteten Farm kamen und vor der Thür des geräumigen Hauses anhielten, aus dessen Innerem Musik und scharrende Füße uns verkündeten, daß eine jener Festlichkeiten stattfinde, mit denen die Anbauer von Zeit zu Zeit die Einförmigkeit ihres Lebens in den Hinterwäldern zu erheitern suchen. Bei einer solchen Gelegenheit ist ein jeder Gast willkommen, und wir wurden deßhalb sehr herzlich empfangen, obgleich das Haus bereits überfüllt war. Bald jedoch erfuhren wir, daß das Fest eine besondere Bedeutung hatte und eine Vorfeier der am folgenden Tage stattfindenden ehelichen Verbindung der Tochter unseres Wirthes war, bei der alle von fern her angelangten Gäste Zeugen sein wollten. Es war eine fröhliche Scene. Wir Alle scherzten und lachten und tanzten des Gedränges ungeachtet, so daß die Musik fast nicht mehr hörbar war und daß die Lichter an den Wänden bebten, während die Braut, unstreitig die schönste Blume, welche je in dieser Wildniß gewachsen war, für jeden Gast ein freundliches Wort hatte,

Unser Schwelgen hatte noch nicht aufgehört, als bereits die Sonne aufging und den Hochzeitstag brachte. Ein kräftiges Frühstück wurde schnell genossen, und dann schickten sämmtliche Gäste sich an, — so wie auch ich, denn ich verschob die Fortsetzung meiner Reise, — die Braut nach dem Orte zu geleiten, an dem die feierliche Handlung stattfinden sollte.

Viele Theile jener Gegend sind nie vom Fuße eines Geistlichen betreten worden, weßhalb eheliche Verbindungen dort in giltiger Form meistens vor dem nächsten Magistratsbeamten geschlossen werden; allein in diesem Falle fügte es sich, daß ein Geistlicher in der Nähe war, welcher sich auf einer ungefähr dreißig Meilen entlegenen Farm bei seinem Bruder zum Besuche befand, und die Hochzeit war deßhalb beschleunigt worden, damit die Brautleute diese Gelegenheit benutzen und eine kirchliche Einsegnung erlangen konnten. Da mein zweispänniger Schlitten das beste Fuhrwerk unter den vorhandenen war, so stellte ich ihn dem Brautpaare zur Verfügung, und bald darauf flogen wir durch den Wald, von einem langen Zuge gefolgt, dessen Schellen und Hörner munter erklangen.

Gegen Mittag erreichten wir unseren Bestimmungsort, aber mußten dort die Beendigung einer bereits vor unserer Ankunft begonnenen Ceremonie abwarten. Es war eine Trauung der seltsamsten Art, die ich je gesehen, denn die Braut war schon ziemlich bejahrt und der Bräutigam bereits grauhaarig, während im Hintergrunde eine Gruppe von Knaben und Mädchen stand, welche die Sprößlinge dieser schon vor Jahren in gesetzlicher, aber nicht kirchlicher Form geschlossenen Verbindung waren. Nach Vollziehung der Trauung kamen die Kinder an die Reihe, und wurden trotz des Sträubens des kleineren und des Lachens der größeren ungeachtet getauft, worauf eine Fluth von Beglückwünschungen folgte, welche so lange anhielt, bis die ganze Gesellschaft in zwei ihrer wartenden Schlitten abfuhr.

Dann folgte die Trauung unserer schönen Braut, welche vor den feierlichen, zum ersten Male gehörten Worten, mit denen sie zu Freud' und Leid für immer an ihren jungen Gatten gefesselt wurde, fast erschrack. Allein die Entschlüsse ihrer Brust standen fest, und lächelnd bestieg sie darauf mit ihm den Schlitten, um die Rückkehr anzutreten. Wieder flogen wir durch den Wald, gefolgt von dem langen Zuge unserer scherzenden und lachenden Begleiter, die jedoch bald hinter uns zurückblieben, da meine kräftigeren Pferde den übrigen Thieren so weit voraus eilten, daß jene unseren Augen und Ohren völlig entschwanden.

„Lassen Sie uns über das Eis am Ufer fahren!" rief der Bräutigam. „Sie können dann auch die Wasserfälle sehen, und wir kommen zu Hause früher als die Anderen an."

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Willst du dem Irrenden klar seinen Irrthum machen,
So sieh', von welcher Seit' er angeseh'n die Sachen;
Räum' ein, die Sache sei von dieser Seite wahr,
Und mach' ihm nebenbei die and're Seite klar.

* Räthsel.

Wir sind es hier in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr;
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben diese sind's nicht mehr.
Und weil wir leben sind wir's eben
An Geist und Angesicht;
Und weil wir leben sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 23. Sonntag, den 17. Juni **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Erst spät am andern Morgen erwachte der alte Berger. Seine erste Frage war nach seinem Sohne. Derselbe war noch immer nicht heimgekehrt. Jetzt machte er aus seiner Besorgniß kein Hehl mehr und war fest entschlossen, sofort einen Boten nach Allvorf zu schicken. In Eile kleidete er sich an.

Stimmen vor seinem Hause zogen ihn an das Fenster. Eine Anzahl Menschen sah er auf der Straße versammelt. Sie waren in lebhaftem Gespräch begriffen. Er öffnete das Fenster. Alle schwiegen, sobald sie ihn erblickten — aller Augen richteten sich auf ihn. Eine namenlose Angst erfaßte ihn. Ein Unglück mußte geschehen sein, eine innere Stimme rief es ihm zu und ihn mußte es betreffen — weshalb schwiegen sonst Alle, sobald sie ihn erblickt hatten.

Einem Bekannten rief er fragend zu, was vorgefallen war. Derselbe wich seiner Frage aus — er wußte es und mochte es nicht sagen. Ein Zweiter machte es ebenso. Immer größer wurde seine Angst. Zum dritten Male brachte er die Frage kaum über die Lippen. Ein Nachbar trat in diesem Augenblicke zu ihm in's Zimmer. Er sah es dessen bestürztem Gesichte an, daß er der Ueberbringer einer unheilvollen Nachricht war.

„Was ist vorgefallen?“ fragte er zum vierten Male. Er mußte einen Stuhl erfassen, um sich aufrecht zu erhalten.

„Fassen Sie sich — fassen Sie sich,“ erwiderte der Gefragte — „ein Unglück —!“

„Wo ist mein Sohn?“ unterbrach ihn der Alte ungeduldig. „Fassen Sie sich,“ wiederholte der Andere — sein Gesicht verrieth schon Alles.

„Er ist todt — todt!“ rief der Alte in entsetzlicher Angst. Er stand mit vorgebeugtem Körper da, er suchte die Antwort dem Gefragten vom Munde zu lesen.

„Ja — er ist heute Morgen erschossen im Walde gefunden,“ lautete die Antwort.

Mit lautem Aufschrei brach der Alte ohnmächtig zusammen. Sein Diener stürzte herbei, mehrere Männer kamen zu Hilfe. Sie trugen ihn auf sein Bett und waren bemüht, ihn in das Bewußtsein zurückzurufen.

Der Mann hatte die Wahrheit gesprochen: erschossen lag der junge Berger im Walde. Die ganze Stadt war schon von dieser traurigen Nachricht erfüllt. Viele wollten es nicht glauben — sie konnten es nicht glauben, und dennoch war an der Wahrheit nicht mehr zu zweifeln, denn zwei Männer, welche den jungen Berger sehr gut kannten, hatten seinen Leichnam gefunden und der eine von ihnen hatte die Nachricht nach der Stadt gebracht. Der Schrecken war allgemein. Alle hatten den jungen Mann ja gekannt — er war bei Allen beliebt gewesen. Noch war nichts Näheres bekannt. War er ermordet, war er durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen, hatte er sich dasselbe selbst genommen? Niemand wußte Antwort auf diese Fragen, obschon sie fast von einem Jeden ausgesprochen wurden.

Die Arbeit ruhte für eine Zeitlang, das ganze Leben der Stadt stockte, gruppenweis standen die Menschen vor den Häusern, auf den Straßen und sprachen von dem Unglück — da rollte ein Wagen rasch durch die Stadt hin und zum Thore hinaus zum Walde.

Der Richter und ein Aktuar saßen darin. Es war sofort von dem Unglücke beim Gerichte Anzeige gemacht und sie eilten hin zur Untersuchung. Das schien auch unter Viele der Dastehenden Leben zu bringen, denn sie eilten dem Wagen nach zum nahen Walde. Sie wollten selbst sich von dem Geschehenen überzeugen.

Unmittelbar auf dem nach Allvorf durch den Wald führenden Fußwege lag der junge Berger erschossen. Der Weg war nur schmal, er führte durch Buchwald und war zu beiden Seiten mit Gras bewachsen. Die Stelle, wo der Todte lag, selbst das Gras in der nächsten Nähe war durch Blut geröthet. Ungefähr fünf Schritte von dem Todten entfernt saß ein Mann auf einer hervorragenden Baumwurzel. Es war ein Holzarbeiter. Mit seinem Kamerad war er zur Arbeit gegangen und hatten hier den Todten gefunden. Während sein Kamerad zur Stadt geeilt war, um beim Gerichte Anzeige zu machen, war er als Wächter zurückgeblieben. Sicherlich hatte vor ihnen noch Niemand den Todten gefunden und er wußte, daß es vielleicht von Bedeutung war, wenn der Todte von Niemand angerührt wurde, ehe der Richter kam. War hier ein Verbrechen geschehen, so konnte vielleicht ein geringfügiger Nebenumstand zur Entdeckung des Mörders führen. Bei einem ähnlichen Falle hatte er diese Erfahrung gemacht. Erwartungsvoll blickte er den Weg hinab. Da kam der

Digitized by Google

Richter mit dem Aktuar, von einigen Männern aus der Stadt begleitet. Der Wagen, der sie in den Wald gebracht, hatte nicht bis hieher fahren können. Sie gingen rasch. Der Holzarbeiter, der ihnen die Nachricht überbracht hatte, führte sie.

„Dort ist es — da liegt er," sprach er, als sie kaum noch fünfzehn Schritt von dem Todten entfernt waren.

Hastig trat der Richter heran. Forschend blickte sein Auge nieder und erschreckt zuckte er zusammen.

„Es ist wirklich wahr — er ist es!" rief er. „Es ist der junge Berger!"

Er schien an der Nachricht, die er erhalten hatte, gezweifelt zu haben. Auf seinem Gesichte prägte sich Schmerz und Bestürzung aus. Er kannte ja des Todten Vater, ihn selbst — er war mit beiden befreundet — war oft in ihrem Hause gewesen.

„Hier liegt ein Verbrechen vor," fuhr er fort — „dies wird dem Alten den Tod bringen!"

Der Aktuar und die Männer, welche mit ihm gekommen waren, traten dicht an den Todten heran, es war der junge Berger, auch sie erkannten ihn.

Der Richter schwieg. Er mußte die ersten Eindrücke des Schreckens und Schmerzes erst überwinden, ehe er zur Untersuchung schritt. Sein eigenes Herz sprach hier ja mit, denn auch er hatte den Todten lieb gehabt. Er faßte sich. Sein Auge blickte umher, auf den Todten. Er suchte nach einer Waffe — dem Instrumente, mit welchem Hugo getödtet war. Er sah nichts.

„Hier ist ein Mord geschehen," sprach er. Der Todte lag auf dem Rücken. Die Züge seines Gesichtes waren durch den Tod nicht entstellt. Sie waren die eines Schlafenden. Nur die starre, bleiche Farbe verrieth, daß kein Leben mehr in dem Körper war. Der Hut war dem Todten entfallen — er lag vielleicht zwei Schritte von ihm entfernt. In die Brust hatte er die Todeswunde erhalten, das verrieth das Blut, mit welchem Rock und Weste bedeckt waren, auf den ersten Blick.

„Wann habt Ihr den Todten hier gefunden?" fragte der Richter den Holzarbeiter, der ihm die Nachricht überbracht und ihn hieher geführt hatte.

„Heute Morgen, als ich mit meinem Kamerad dort zur Arbeit ging," erwiderte der Mann.

„Um welche Zeit?"

„Wir waren um sieben Uhr von Haus fortgegangen, von Alldorf, es mochte also nach sieben und ein halb sein, als wir hier ankamen."

„Geht Ihr so spät erst zur Arbeit?" warf der Richter ein.

„Wir arbeiten in Accord, da ist uns keine Zeit vorgeschrieben. Wir fangen gewöhnlich früher an. Heute hatten wir uns verspätet, — meine Frau liegt krank darnieder."

„Wie fandet Ihr den Todten?"

„Genau so, wie er jetzt noch liegt."

„Habt Ihr ihn nicht berührt?"

„Nur mit der Hand habe ich ihn auf die Stirn gefaßt und am Arme — es konnte ja noch Leben in ihm sein. Die Stirn war indeß kalt und der Arm steif."

„Kanntet Ihr den Todten sogleich?"

„Gewiß, wir haben ihn oft in Alldorf beim Gutsbesitzer gesehen — auch in der Stadt."

Der Richter schwieg einen Augenblick. Er kannte die beiden Holzarbeiter, es waren rechtschaffene Männer, er hegte gegen sie keinen Verdacht, dennoch mußte er so genau als möglich forschen.

„Weshalb ist denn Einer von Euch hier zurückgeblieben?" fragte er weiter.

„Ich wollte den Todten bewachen," erwiderte der Zurückgebliebene. „Ich habe bereits einen ähnlichen Fall erlebt. Es war ein Mann auf der Heerstraße erschlagen. Am Morgen wurde er gefunden, aber es blieb Niemand bei ihm. Mehrere Menschen kamen bei ihm durch, sie berührten ihn — sie trugen ihn sogar vom Wege zur Seite in einen Graben. Als nachher das Gericht zur Untersuchung kam, waren alle Spuren, die vielleicht zur Entdeckung des Mörders führen konnten, zertreten. Der Mörder ist auch nicht entdeckt und alle die, welche den Todten berührt hatten, kamen in Untersuchung."

Die Worte des Mannes trugen vollkommen das Gepräge der Wahrheit.

„Es war gut von Euch, daß Ihr es so gemacht habt," sprach der Richter. „Glaubt Ihr, daß der Todte hier schon vor Euch von Jemand gefunden ist?"

„Ich weiß es nicht, indeß glaube ich kaum," erwiderte der Arbeiter.

„Weshalb glaubt Ihr es nicht?"

„Dieser Weg führt von der Stadt nach Alldorf. Wäre Jemand von der Stadt gekommen, so würde er uns begegnet sein, oder es in Alldorf erzählt haben, und hätte ihn Jemand gefunden, der zur Stadt gegangen, so würde es dort bekannt gewesen sein, ehe ich hinkam. Es wußte indeß noch Niemand etwas davon."

Sie blickten dem Richter offen ins Auge.

„Habt Ihr die Kleidung des Todten untersucht?" fragte der Richter weiter.

„Nein," erwiderten beide Männer gleichzeitig.

„Habt Ihr besondere Zeichen hier bemerkt?"

„Es war Alles so, wie es jetzt ist. Wir haben nichts angerührt."

Nicht einmal das Gras zu Seiten des Weges war niedergetreten, freilich konnte es sich während der Nacht wieder emporgerichtet haben, denn aller Wahrscheinlichkeit nach war das Verbrechen schon am Abend zuvor geschehen.

Der Richter schwieg. Zu weiteren Fragen hatte er jetzt keine Veranlassung. Ungeduldig blickte er den Weg hinab.

„Sie haben doch zu Prell geschickt?" wandte er sich an den Aktuar.

„Gewiß," versicherte dieser. „Er ließ mir zurücksagen, daß er bald kommen werde."

„Er bleibt lange," bemerkte der Richter.

Prell war zugleich Physikus und Gerichtsarzt.

Digitized by Google

Er mußte in solchen Fällen die erste Untersuchung vornehmen.

Mit schnellen Schritten kam er endlich auf dem Wege daher. Der Richter ging ihm entgegen.

„Ein schrecklicher Fall," sprach er.

„Es ist also wirklich wahr?" warf Prell ein. „Er ist ermordet?"

„Ja — allen Anzeichen nach," bestätigte der Richter.

Prell strich mit der Hand über die Stirn.

„Die Nachricht hat mich furchtbar erschüttert," sprach er. „Erst gestern Nachmittag war er noch bei mir, er hielt um Paula's Hand an und hat sich mit ihr verlobt."

„Gestern Nachmittag mit Paula Braun verlobt?" wiederholte der Richter überrascht.

„Ja — ja. Und er war so glücklich. — Das Mädchen weiß noch nichts davon. — Als er sie verließ, wollte er nach Altdorf gehen, um das Gut zu kaufen — Paula erzählte es mir — schrecklich, schrecklich — und nun schon todt! Wann ist die That geschehen?"

Der Richter zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß es nicht," erwiderte er.

„Und Sie wissen auch noch nicht, wer ihn getödtet hat?"

„Noch habe ich keine Ahnung davon — noch keine Spur."

„Es ist mir unbegreiflich," fuhr Prell fort. „Hier im Walde — so nahe der Stadt — der Weg ist stets ziemlich belebt — so lange ich denken kann, ist hier in der Gegend nichts Aehnliches geschehen."

„Ja — ja, es ist eine dreiste That," entgegnete der Richter. „Doch kommen Sie, Herr Doctor. Der Todte liegt noch unberührt da, damit Sie bei der Untersuchung durch nichts irre geleitet werden."

Prell trat an den Todten heran. Fest richtete er das Auge darauf.

„Durch die Brust!" sprach er halb zu sich selbst. „Sein Gesicht ist ruhig. Er scheint gut getroffen zu sein — mit dem Tode hat er nicht lange gekämpft."

„Wollen Sie ihn nicht näher untersuchen?" bat der Richter.

Prell kniete neben dem Todten nieder. Ein Päckchen mit Instrumenten legte er neben sich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefahrvolle Hochzeitsreise.

(Fortsetzung.)

Der Vorschlag fand bei der jungen Frau großen Beifall, und auch ich stimmte ein, da die Einförmigkeit des Waldes mich zu ermüden begann. Zwischen uns und dem Ufer lag ein mit gefrorenem Schnee angefüllter Hohlweg, welcher uns zu dem breiten Eisgürtel brachte, der sich am Ufer hinzog. Jenseits desselben lag die weite Fläche des See's, dessen Bläue dem von der blendenden Weiße des Schnee's ermüdeten Auge wohlthat, und dessen Rauschen die herrschende Todesstille auf angenehme Weise unterbrach. Inzwischen schossen wir wohlgemuth über das schwankende Eis hin, das in tausend Strahlen unter den Hufen unserer Pferde funkelte und glänzte, während sich auf der linken Seite das Ufer zu hohen Vorgebirgen erhob, oder sich in tiefe Buchten zurückzog, die mit Tannenwäldern oder weiten Moorgründen bedeckt waren, wo die wilden Seevögel und die Wasserschlangen ihre Nester bauten.

Endlich verkündete uns ein lautes Brausen die Nähe des Wasserfalles. Er bestand aus einer Reihe schäumender Cascaden, mittelst deren sich die Fluthen eines höher belegenen Stromes in den See stürzten, und deren malerische Schönheit durch die zahllosen glänzenden Eiszapfen noch gehoben wurde, welche die Klippen bekränzten. Nachdem wir dieses Schauspiel bewundert hatten, eilten wir weiter, denn der kurze Tag neigte sich bereits. Als die Sonne hinter einer fernen, mit Fichtenwaldung bedeckten Landspitze niederging, erreichten wir eine Bucht, deren äußeres Ende jene Landspitze bildete. Hinter derselben lag unsere Farm, und wir trieben die Pferde zu schnellerem Laufe an, um sie bald zu erreichen, da die Kälte nach dem Sonnenuntergange bedeutend stieg.

Die tiefe Bucht erstreckte sich ungefähr acht Meilen weit in das Land hinein. Um deßhalb Zeit zu sparen, fuhren wir in gerader Linie über die breite Eisfläche, welche sie bedeckte. Unterdessen brach die Nacht an, und der Mond war noch nicht aufgegangen; aber der Schnee erleuchtete unseren Weg genügend, und die hohe Landspitze, die wir zu erreichen hatten, lag vor uns und grenzte sich dunkel gegen den Sternhellen Horizont ab. Wir mochten uns ungefähr in der Mitte der Bucht befinden, als ein plötzlicher Donner die Luft erfüllte und über die Eisfläche hinrollend tausendfach widerhallte. Unverkennbar war es der Schall von brechendem Eise, und ich trieb deßhalb die Pferde heftiger an. Im nächsten Augenblick unterbrach ein zweiter und noch schrecklicherer Donner die Stille der Nacht, und ein dritter folgte, der gerade so klang, als wenn die ganze Eisdecke auseinander risse.

Wir errietheu sogleich das Wahre. Wie es oft geschieht, hatte das steigende Wasser dieses großen Landsee's die Eisdecke gesprengt, und wir, so weit vom Lande entfernt, befanden uns in der größten Gefahr, aus der uns nur die schleunigste Flucht retten konnte. Während ich deßhalb die bereits schäumenden Pferde mehr und mehr antrieb, bemühten sich meine Begleiter, in dem trüben Schimmer des Schneelichtes zu entdecken wo sich die gefahrvolle, gebrochene Stelle des Eises befinde; allein es gelang ihnen nicht, und wir konnten nichts thun als weiter eilen. Plötzlich aber blieben unsere Pferde stehen, und in geringer Entfernung vor uns zeigte sich ein dunkler Gürtel schwellenden Wassers.

Google

Der Riß des Eises durchschnitt unseren Pfad und war zu breit, um von unseren Pferden übersprungen zu werden.

Nichts blieb jetzt übrig, als uns dem Lande zuzuwenden und zu versuchen, ob dieses noch zu erreichen sei. Allein mit jedem Schritte wurde der Riß neben uns breiter, bis er fast einem Flusse glich, und dann zog er sich wieder in den See hinein, den Weg nach dem Ufer abschneidend, und mit Entsetzen bemerkten wir, daß das Eis sich auf allen Seiten abgelöst hatte, und daß wir auf einer großen Scholle schwammen, welche der Strom bereits vom Lande ab und in den See hinein trieb.

Namenloser Schrecken ergriff uns, als wir den Spalt, den keine Anstrengung von unserer Seite zu überbrücken vermochte, immer breiter und breiter werden sahen. Der Bräutigam wollte hinüber schwimmen, um die Nachricht nach der Farm zu bringen und Hilfe zu holen; allein es wäre eine nutzlose Opferung seines Lebens gewesen, da er in seinen durchnäßten Kleidern vor Kälte hätte umkommen müssen, ehe er die Hälfte des Weges dahin zurücklegen konnte. Die einzige uns bleibende Hoffnung war die, daß unsere Eisscholle vielleicht an einer vorspringenden Landspitze hängen blieb. Doch auch diese schwand, als die uns tragende Eisfläche sich immer weiter und weiter vom Ufer entfernte, und wir, kurz vorher noch so heiter, betrachteten jetzt mit verzweifelten Blicken die allmählig dunkeler werdende Hügelreihe, und mit der Ueberzeugung, daß wir entweder vor Kälte umkommen oder in die eisigen Fluthen des See's versinken mußten.

Es war eine entsetzliche Aussicht, und das Bewußtsein, daß wir selbst das Unheil durch Unvorsichtigkeit über uns gebracht hatten, machte sie zehnfach bitter. Hätten wir unserer Begleitung nur auf irgend eine Weise ein Zeichen davon gegeben, daß wir den Landweg verlassen hatten, so würde man uns in Kähnen gesucht und wahrscheinlich errettet haben; so aber konnten sie unmöglich auf den Gedanken kommen, und unsere Spur war für sie verloren. Die heftigsten Vorwürfe machte sich der Bräutigam, denn er sah sich als den Verderber des jungen Wesens an, das erst vor wenigen Stunden seiner Sorge übergeben worden war; und die Braut weinte bitterlich, nicht nur darüber, daß ihre schönen Hoffnungen schwanden und daß sie ihr junges Leben opfern mußte, sondern auch um der plötzlichen Trennung von allen den Lieben willen, die sie nun nicht wiedersehen sollte.

(Schluß.)

* Ein Geriebener über den andern.

Ehe die Eisenbahnen in Amerika im Gang waren, reiste ein Massachusettsmann mit der Schnellpost im Staate Connecticut. Zum Frühstück ward vor einem Wirthshause angehalten, dessen Wirth sein Handwerk wohlverstand und im Verdacht war, mit dem Conducteur unter einer Decke zu spielen; denn regelmäßig waren die Passagiere noch nicht halb mit ihrem Frühstück, das nach englischer Sitte aus Kaffee oder Thee nebst Eiern, Beefsteaks u. s. w. bestand und einen halben Dollar à Person kostete, fertig, so blies der Conducteur in's Horn und alle stürzten hinaus, um ihre Plätze einzunehmen. So geschah es auch dieses Tags. Nur unser Yankee blieb ganz ruhig sitzen. „Herr, der Wagen geht ab!" rief der Wirth. „Kümmert mich nicht. Ich will für meinen halben Dollar auch erst ordentlich was verzehren." In aller Gemüthsruhe speiste er und zwar mit einem gehörigen Appetit weiter. Plötzlich bittet er sich einen Löffel aus. Der Wirth sieht auf den Tisch — — er hatte doch zu jedem Platz einen silbernen Löffel gelegt! Alle Löffel verschwunden!! Wo sind sie? „Denken Sie denn, Herr Wirth, daß die Passagiere ihren halben Dollar werden zahlen und nichts dafür haben wollen?" Was? sie haben die silbernen Löffel mitgenommen?"

„Ich sage gar nichts, ich mache nur meine Bemerkungen." — Im Augenblick läßt der Wirth einen Mann aufsitzen und dem Postwagen nachjagen; der erreicht ihn auch, flüstert dem Conducteur etwas in's Ohr, und die Post kehrt um und hält nach einer halben Stunde wieder vor dem Wirthshaus. „Wie geht's, meine Herren? Freut mich, Sie sobald wieder zu sehen." Damit steigt unser Yankee ein und setzt sich auf seinen Platz. Der Wirth aber, im höchsten Eifer, raunt ihm zu: „Wer hat die silbernen Löffel mitgenommen? Zeigen Sie mir den Dieb!" — „Ja so, Ihre Löffel?" versetzt der gemüthsruhige Passagier: „Die stecken sämmtlich in der Kaffeekanne. Adieu! Leben Sie wohl!"

Verschiedenes.

* In Frankreich verunglückten mit nachgefolgtem Tode im Jahre 1864 allein 12,378 Personen; die Zahl der Selbstmorde belief sich auf 4419.

* Die gegenwärtige Bevölkerung von Großbritannien beträgt 29,935,404 Köpfe; davon trafen auf England mit Wales 21,210,020, auf Schottland 3,153,413, und auf Irland 5,571,971 Personen.

* In Wien und nächster Umgebung practiciren 852 Aerzte; darunter in der Residenz 93 Militärärzte und überdies noch 89 Chirurgen.

* Räthsel.

Der Wahrheit Bastard, trüg' ich oft,
Und was du glaubest ist nicht;
Doch Allen helfe ich bei Nacht,
Willkommen dann mein Irrlicht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 22
Verschieden.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 24. Donnerstag, den 21. Juni ***1866.***

Bruderkrieg.

Und also doch zum Schlagen kommt's,
Zum Kampfe zwischen Brüdern!
Was hat's gefrommt und annoch frommt's
Das Wort in Schrift und Liedern,
Das Wort erklungen früh und spat?!
Ein anderes wird nun zur That —
Haß in des Leibes besten Gliedern.

Der Bruderhaß ist Hasses Haß,
Der Schrecklichste von allen,
Er frißt sich satt ohn' Unterlaß
Und schärft die gierigen Krallen,
Zu schlagen sie in wilder Wuth
In seines Bruders Herzensblut,
Zu fällen ihn — mit ihm zu fallen.

O, solch ein Krieg ist schlimmer Krieg,
Da holt man keine Ehren,
Selbstzerfleischung ist jeder Sieg,
Und jede Schlacht Entbehren,
Der Raubende raubt selbst sich aus,
Brennt ab im Zorn sein eignes Haus,
Und hilft den eig'nen Jammer mehren.

Und da wir denn gewappnet stehn
Vom Fuß bis zu den Zähnen
Und, soll's nach dem Belieben gehn
Der Gegner, die nur Thränen
Und tiefstes Elend, Qual und Noth
Anhäufen auf ein schlimm Gebot
Für sich und — für ein eitles Wähnen:

So schlagen wir mit Gott den Streit.
Doch schlagen wir darnieder
Den Bruderhaß, die Undeutschheit,
Des Neides giftige Hyder,
Wir schlagen nieder jeden Zorn
Und füllen unserer Herzen Born
Mit voller, treuer Liebe wieder.

Nur dieser Sieg ist's, der uns winkt.
Wie nach den Lenzgewittern
Ein Lebenshauch von Höhen sinkt
Ob mancher Eiche Splittern,
So, ob auch mancher Beste sank,
Wird nur das deutsche Wesen krank,
Macht niemals uns der Kampf erzittern!

Ferd. Wilferth.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Doctor Prell untersuchte den Rock und die Weste des Erschossenen.

„Er ist erschossen," sprach er. „Hier dies Loch in Rock und Weste rührt von einer Kugel her. — „Ja — er ist durch eine Kugel gestorben," fügte er hinzu, nachdem er die Brust des Todten entblößt und die Wunde von Blut gereinigt hatte. „Mitten durch das Herz ist sie gegangen — ein sicherer Schuß — deshalb ist auch auf dem Gesichte kein Zeichen eines Todeskampfes zu sehen. Es muß schnell mit ihm zu Ende gewesen sein — augenblicklich."

Der Richter stand neben ihm. Er sprach kein Wort.

Prell nahm die Sonde zur Hand, um die Wunde zu untersuchen.

„Ein scharfer Schuß!" fuhr er fort. „Die Wunde ist tief — über vier Zoll tief — das ganze Herz ist von der Kugel durchbohrt. Am Rückenwirbel muß die Kugel angeschlagen sein — die Richtung der Wunde führt dorthin."

Er sprach dies, während er fortwährend die Wunde noch mit der Sonde untersuchte. Seine Hand war fest dabei. Er war ja zugleich ein tüchtiger Chirurg, ein geschickter Operateur.

„Richtig, da ist die Kugel!" rief er. „Am Rückenwirbel ist sie angeschlagen, dann etwas zur Seite gedrungen. Es wird schwer halten, sie herauszuziehen!"

Er legte die Sonde zur Seite und nahm ein anderes Instrument zur Hand.

Die Hinzugekommenen hatten einen Kreis um ihn und den Todten gebildet, und sahen mit Spannung zu. Nur dann und wann hörte man ein Flüstern.

Prell schien dies Alles nicht zu bemerken. Er war ganz mit dem Todten beschäftigt. Das Herausziehen der Kugel wollte ihm nicht gelingen. Ein Instrument nach dem andern nahm er zur Hand.

Endlich glitt ein Lächeln über sein Gesicht. Er hatte die Kugel mit einer Zange erfaßt und zog sie nun langsam heraus.

„Da ist sie, die ein Menschenleben vernichtet hat," sprach er.

In dem neben ihm stehenden, Wasser reinigte er sie von Blut. Dann betrachtete er sie genauer.

„Ein leichtes Kaliber," fuhr er fort. „Sie ist am Rückenwirbel etwas breit geschlagen, dennoch erkennt man, daß es eine Spitzkugel gewesen ist. Die schießen scharf. Deshalb auch nur das kleine Loch in Rock und Weste und die kleine Wundenöffnung. Ueberzeugen Sie sich selbst," fügte er hinzu, indem er sie dem Richter überreichte.

Dieser nahm sie schweigend zur Hand. Sein Blick ruhte prüfend darauf.

„Herr Doctor, Sie sind ja selbst ein Jäger," sprach er endlich. „Sie haben Erfahrung in den

Digitized by Google

Sachen, halten Sie dies für eine Pistolen- oder eine Büchsenkugel?"

Prell zuckte mit den Achseln.

„Das kann nach der Kugel Niemand entscheiden," sprach er. „Man kann eine große Pistolenkugel aus einer engläufigen Büchse schießen und umgekehrt, ich kann hierüber also nichts behaupten. Aber ein anderer Punkt kommt hinzu. Ich halte es nicht blos für Zufall, daß die Kugel das Herz so gut getroffen hat, ich glaube vielmehr, daß derjenige, der sie abgeschossen hat eine sichere Hand besitzt, rechnen wir die Kraft hinzu, mit der die Kugel eingedrungen ist, so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, daß die Kugel aus einer Büchse geschossen ist. Man schießt sicherer mit einer Büchse."

Der Richter begnügte sich mit dieser Auseinandersetzung. Er selbst hatte ja kein Urtheil darüber.

„Wollen Sie die Kleidung des Todten untersuchen?" bat er den Doctor.

Prell kam der Aufforderung nach. Sämmtliche Taschen des Todten waren leer, nur in einer der Westentasche steckte ein kleiner Schlüssel.

„Es ist nicht denkbar, daß er ohne Uhr, ohne Geld mit sich zu führen, fortgegangen ist," warf der Richter ein.

„Er trug eine goldene Uhr, an goldener Kette," bemerkte Prell. „Ich sah es zufällig, als er gestern Nachmittag bei mir war."

„Also ein Raubmord!" rief der Richter.

„Paula erzählte mir auch," fuhr Prell fort, „daß er eine Summe Geld bei sich geführt habe, um damit in Alldorf die erste Anzahlung auf das Gut, welches er zu kaufen beabsichtigte, zu machen. In seinen Taschen findet sich nichts — er kann freilich erst auf dem Rückwege von Alldorf erschossen sein. Dies ist sogar wahrscheinlich."

„Weshalb?" warf der Richter ein.

„Als er mein Haus verließ," sprach Prell, „brach der Abend bereits herein, es war indeß noch nicht dunkel, bei seiner Heimkehr muß es indeß dunkel gewesen sein und ich denke, für solche That wählt so leicht Niemand die Tageshelle."

„Sie sagen, daß er den Gutsbesitzer Frenzel in Alldorf besuchen wollte?" fragte der Richter.

„Paula erzählte es mir so. Zu mir selbst hat er nichts davon gesagt."

„Ich werde zu Frenzel schicken und ihn fragen lassen ob Berger dort gewesen ist," fuhr der Richter fort.

Er blickte sich nach einem Boten um.

Mehrere Männer, welche von der entgegengesetzten Seite des Weges kamen, überhoben ihn der Mühe. Sie kamen von Alldorf und der Gutsbesitzer war unter ihnen.

Auch nach Alldorf war die Nachricht des Unglücks bereits gedrungen.

Frenzel trat hastig heran. Er grüßte die Umstehenden, obschon er die meisten kannte nur flüchtig. An den Todten trat er. Schrecken sprach aus seinen Zügen.

„Entsetzlich — entsetzlich!" rief er laut.

Er war mit dem Todten ja innig befreundet gewesen.

Der Richter trat zu ihm.

„Ein trauriger Fall!" sprach er. „Mich hat er gewaltig erschüttert!"

Frenzel antwortete nicht. Man sah es ihm an, wie er mit sich kämpfte, um den Schmerz im Zaum zu halten.

„Es ist entsetzlich!" wiederholte er nur.

„Ist Berger gestern Abend bei Ihnen gewesen?" fragte der Richter.

„Nein," erwiderte der Gutsbesitzer. „Aber er hatte mir versprochen zu kommen — ich erwartete ihn — wir wollten sogar ein Geschäft abschließen."

„Er wollte Ihr Gut kaufen?"

„Ja — ganz recht. Wir standen deshalb in Unterhandlungen, waren fast einig — gestern wollte er mir bestimmte Nachricht bringen."

„Er ist nur bis hierher gekommen!" bemerkte der Richter. „Er hat die Summe bei sich getragen, die er Ihnen als erste Anzahlung geben wollte — sie scheint sein Unglück geworden zu sein!"

„Und Sie haben noch keine Spur des Mörders aufgefunden?" fragte Frenzel.

„Noch keine."

Der Richter und Aktuar untersuchten, von Frenzel und dem Doctor unterstützt, die Umgebung. Sie fanden nicht das Geringste, was mit dem Morde in Zusammenhang stehen konnte, was auf eine Spur des Verbrechens geleitet hätte.

Ohne Erfolg kehrten sie zu dem Todten zurück.

„Wann hat der Ermordete Ihr Haus gestern verlassen?" fragte der Richter den Doctor.

„Der Abend brach bereits herein."

„Können Sie mir nicht die Zeit genau angeben?"

„Genau nicht. Es muß nach sechs Uhr gewesen sein."

„Und Berger hat sich sogleich auf den Weg nach Alldorf begeben?"

Prell zuckte mit den Achseln.

„Ich weiß nur aus Paula's Munde, daß er die Absicht hatte," erwiderte er. „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er es gethan haben."

„Dann müßte er ungefähr um sieben Uhr hier sein," fuhr der Richter fort, „um diese Zeit muß die verbrecherische That vollbracht sein. Um sieben Uhr ist es noch nicht dunkel im Walde, häufig gehen Menschen um die Zeit auf diesem Wege — es ist kaum denkbar! Können Sie aus der Beschaffenheit des Todten nicht ungefähr auf die Zeit schließen, wann er ermordet sein muß?"

„Ich kann nur so viel daraus ersehen, daß er bereits vor Stunden, vor Tagesanbruch ermordet ist, entgegnete Prell. „Der Körper ist vollständig kalt, dazu würden vier bis fünf Stunden in der frischen, kalten Luft ausgereicht haben. Die Kleidung ist von Thau durchfeuchtet, das beweist, daß die That schon vor Tagesanbruch geschehen ist, denn dann pflegt der Thau sich in der Regel zu bilden.

Digitized by Google

Mehr kann ich nicht behaupten. Es widerspricht indeß nichts der Annahme, daß das Verbrechen schon gestern Abend geschehen ist."

Der Richter schüttelte halb zweifelnd den Kopf. „Ich glaube es kaum," sprach er. „Nun, jedenfalls wird es sich leicht erforschen lassen, wann er sich auf den Weg nach Alldorf begeben hat. Selten wohl geschieht ein solches Verbrechen, ohne daß der Thäter die geringste Spur, welche, zu einem Verdachte führen könnte, zurück läßt. Es muß eine vorher überlegte und vorbereitete und besonnen ausgeführte That sein."

„Er hat eine Spur zurückgelassen!" warf Prell ein.

„Welche?" fragte der Richter, ihn gespannt anblickend.

„Sie haben sie zu sich gesteckt — die Kugel," gab Prell zur Antwort.

„Wie kann ich aus ihr errathen, wer sie abgeschossen hat?" fragte der Richter. „Obenein ist ihre Gestalt verändert und sie hat sich breit gedrückt."

„Aber ihr Gewicht ist gelieben," bemerkte Prell. „Es ist dies freilich nur ein geringfügiger Umstand, dennoch kann er vielleicht mit zur Ermittlung des Mörders führen."

Der Richter hatte einen der Holzarbeiter zur Stadt zurückgesandt, um einen Wagen zu holen, auf welchem der Todte fortgebracht werden sollte.

Er harrte auf dessen Ankunft. Schweigend stand er neben dem Todten. Das Geschick des ihm befreundeten jungen Mannes ging ihm nahe, und er hatte noch nicht die leiseste Spur, um seinen Mörder verfolgen zu können. Vergebens hatte er darnach suchend, seinen Blick umherschweifen lassen, seinem scharfen Auge würde so leicht nichts entgangen sein.

Der Aktuar hatte jeden einzelnen Punkt der Untersuchung genau aufgezeichnet.

„Bleiben Sie hier, bis der Wagen für den Todten kommt," sprach der Richter zu ihm. „Ich werde zurückkehren."

Er reichte Frenzel die Hand zum Abschied — da wurde des Todten Vater, der alte Berger, von zwei Männern unterstützt, herbeigeführt.

Es war ein erschütternder Anblick, den Alten mit schwankenden Schritten und doch mit der Hast der höchsten Angst nahen zu sehen. Noch suchte er sich mit der schwachen Hoffnung, daß die schreckliche Nachricht falsch sei, aufrecht zu erhalten. Es konnte ja nicht sein. Er konnte sein einziges Kind nicht auf so entsetzliche Art verloren haben.

Schweigend machten die Umstehenden dem Alten Platz.

Der Richter trat ihm entgegen, er wollte ihn zurückhalten von dem traurigen Anblicke, wollte ihm beruhigende, tröstende Worte sagen — der Alte hörte ihn nicht — ungeduldig drängte er sich durch.

Da stand er an der Leiche seines Sohnes. Noch schien er ihn nicht zu erkennen, vor seinen Augen schien Alles zu verschwimmen, er beugte sich über ihn — der Todte lag so ruhig da. Jetzt erkannte er ihn. Er zuckte zusammen — er wollte sich beherrschen, den Schmerz bemeistern — seine Kräfte reichten nicht aus.

Kraftlos sank er neben ihm nieder und legte den greisen Kopf auf des Todten Brust. Die Hand desselben erfaßte er und führte sie an seine Lippen. Vernichtet war das höchste Glück seines Lebens, die Freude und Stütze seines Alters.

Er hatte nur dies eine Kind gehabt und all seine Liebe auf dasselbe gehäuft. Hugo war sein Stolz gewesen. Freudig hatte er ihn am Tage zuvor ziehen lassen, die Brust mit den schönsten Hoffnungen, mit Liebe und Glück erfüllt, und so mußte er ihn nun wiedersehen!

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein gewaltiger, großer Schmerz am wenigsten augenblicklich die Fassung raubt. Es ist, als ob die Thränen und alle Ausdrücke des Schmerzes zu gering für ihn wären, als ob sie nicht ausreichten, seine ganze Größe zu umfassen.

Langsam richtete sich der Alte empor. Er zitterte wohl, allein sein Gesicht schien abgestorben zu sein. Was kümmerte ihn auch jetzt noch das Leben mit all seinen Freuden und Schmerzen. Zu hoffen blieb ihm nichts mehr, und er hatte auch nichts mehr zu befürchten, was nur halb an das heranreichte, was er empfand.

Der Richter suchte ihn zu trösten.

„Fassen Sie sich," sprach er. „Sie müssen selbst dies Entsetzlichste zu tragen lernen, denn es gibt keine Macht, es ungeschehen zu machen!"

„Ich bin — gefaßt!" erwiderte der Alte.

Er sprach diese Worte ruhig, aber so tonlos, so abgestumpft.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefahrvolle Hochzeitsreise.

(Schluß.)

Inzwischen stieg der Mond am tiefblauen Himmel auf, erhellte die Nacht und goß auf unsere Scholle sein Silberlicht, dessen Strahlen uns noch einen letzten Blick auf die fernen Hügel werfen ließ. Aber die Kälte nahm zu. Der Nordwind strich in heftigen Stößen über den See und schien uns wie mit eisigen Pfeilen zu durchbohren; und obgleich wir, in die schweren Pelzdecken des Schlittens gehüllt, uns in dem engen Raume dicht an einander drängten, war es kaum möglich, die schneidende Kälte zu ertragen. Das Schlimmste hierbei war, daß unsere schöne Begleiterin diesem Ungemach in demselben Grade ausgesetzt war wie wir. Dennoch klagte sie nicht, sondern ertrug es mit dem ihrem Geschlechte eigenen Heroismus und ließ den Kopf jetzt nur schweigend an der Schulter ihres jungen Gatten ruhen, während ihre Lippen

Digitized by Google

leise Gebete zu murmeln schienen. Endlich brach nach dieser qualvollen Nacht der Tag an. Die unmerkliche Strömung des See's hatte uns so weit von dem Ufer entfernt, daß wir kein Land mehr zu entdecken vermochten; die riesige Scholle lag ruhig wie eine Insel auf der bewegten Wasserfläche. Wir mußten uns sagen, daß keine Hoffnung auf Rettung mehr vorhanden sei, aber beobachteten dennoch ängstlich und gespannt den weiten Horizont, um wo möglich ein Hilfe bringendes Zeichen zu erspähen, und machten dann die um so bittere Entdeckung, daß nichts als Himmel und Wasser zu sehen war, so weit das Auge reichte, ausgenommen an einer ungefähr fünf Meilen entfernten Stelle, wo ein Stück unserer Eisscholle schwamm, das sich während der Nacht abgelöst hatte und die beiden vom Schlitten abgespannten Pferde mit sich fortführte. Im Laufe des Tages gesellte sich eine neue Qual zu den bisherigen, welche dadurch um so unerträglicher wurden, — die des Hungers. Seit dem vorhergehenden Morgen hatten wir keine Nahrung genossen, und empfanden diesen Mangel doppelt unter der anhaltenden Einwirkung der Kälte. Viele Vögel flogen zwar über den See, aber keiner kam uns so nahe, daß wir ihn hätten erlegen können, um mit seinem Fleische den nagendsten Hunger zu stillen.

Zwei Tage verstrichen auf diese Weise, und keine Worte vermögen unsere Leiden zu schildern, während wir auf diesem eisigen Gefängniß schwammen, das weder Wind noch Wellen zerstören zu können schien. Mit jeder Stunde stieg unser Elend, und als der dritte Tag anbrach, fühlten wir uns in Folge der erduldeten Kälte und Entbehrung bereits dem Tode nahe und lagen verzweifelnd in den Ecken des Schlittens. Nur die junge Frau hatte den Muth noch nicht ganz verloren. Die ungeschwächte Kraft ihrer Jugend, oder vielleicht die ihrem Geschlechte eigene so wunderbare Fähigkeit, Leiden zu ertragen, erhielt sie aufrecht. Fortwährend bemüht, uns so fest als möglich einzuhüllen, bat sie uns, die Hoffnung nicht sinken zu lassen, während ich schaudernd daran dachte, daß die Zeit vielleicht bald kommen werde, wo dieses unglückliche Wesen sich allein noch lebend auf dem Eise befinde.

So senkte sich die dritte Nacht auf uns herab, die wir nicht mehr überleben zu können glaubten.

Während derselben erhob sich ein wüthender Sturm, peitschte die schäumenden Wellen und ließ sie mit einer solchen Gewalt an unsere Eisinsel schlagen, daß ich jeden Augenblick glaubte, sie müsse in Stücke gehen. Rabenschwarze Wolken zogen über den Horizont und schienen die ganze Luft zu füllen; und um Alles zu krönen, folgten auf die bisher empfundene, vom Hunger erzeugte Schwäche die brennendsten Schmerzen, welche mit jeder Stunde zunahmen. Nie in meinem Leben habe ich solche Qualen erlitten, wie in jener Nacht. Sie machten uns fast wahnsinnig, so daß sich oft der Wunsch in uns regte, die wüthend tobenden Wellen möchten endlich unsere Scholle überfluthen und unserem Elend ein Ende machen. Es schien auch, als wenn dieser Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Ein plötzliches Krachen, von einer heftigen Erschütterung begleitet, ließ sich vernehmen, als wären wir auf einen Felsen gestoßen, und die Wellen schlugen und brüllten noch fürchterlicher als vorher. In der undurchdringlichen Finsterniß ließ sich jedoch nichts erkennen, und wir blieben deßhalb mit gefalteten Händen und gesenkten Köpfen ruhig sitzen und erwarteten gefaßt unser Schicksal. Während dessen brach allmählig die Dämmerung an, und plötzlich sprang unsere nicht zu entmuthigende junge Frau mit einem Freudenschrei empor und warf sich dann weinend in die Arme ihres Gatten. Vor uns lag das schneebedeckte Ufer mit seinen Hügeln und Thälern, gegen das unsere Scholle festgerannt war. Der in der Nacht entstandene Sturm, von Süden kommend, hatte uns, was wir nicht bemerkten, durch eine gnädige Fügung der Vorsehung an das nördliche Ufer zurückgetrieben. Auf diese Weise wurde unser Leben gerettet.

Ein in geringer Entfernung aufsteigender Rauch verrieth uns die Nähe menschlicher Wohnungen; allein wir hatten nicht die Kraft sie zu erreichen und feuerten deshalb unsere Gewehre ab, wodurch die Bewohner schnell an das Ufer gerufen wurden. Wie sich ergab, hatten sie zu den Hochzeitsgästen gehört, und unbeschreiblich war deßhalb ihr Staunen und ihre Freude, als sie uns wiederfanden, die bereits als verloren aufgegeben worden waren. Man pflegte uns mit der äußersten Liebe, und die Eltern der Braut oder jungen Frau wurden sogleich durch expresse Boten herbei gerufen, um an der Freude über das Wiederfinden ihres verlorenen Lämmchens Theil zu nehmen.

So endete Alles gut, aber nie in meinem Leben werde ich die Leiden vergessen, die wir auf jener viertägigen Fahrt erduldet haben.

Sprüche.

* Beleidigt von dem Schwachen, schone seiner, Beleidigt von dem Starken, schone deiner.

* Hat einer dir gedient, so zeig' es vielen an; Schweig' aber, hast du gleich bei andern was gethan.

Charade.

Die Erste hat so Mancher schon
Im Kampf und Streit erhalten;
Die Zweite siehst Du häufig wohl
In vielerlei Gestalten.
Wer sich als Tölpel nicht verräth
In Worten oder Mienen,
Wird, wie ich glaube, wohl nicht leicht
Im Ganzen Andern dienen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 23

Schein.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 28. Donnerstag, den 5. Juli **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Richter schwieg einen Augenblick. Er schien noch nicht mit sich einig zu sein, wie er das Verhör beginnen sollte.

„Herr Förster," sprach er, „ich muß einige Fragen an Sie richten, welche mit der Ermordung des jungen Berger in Verbindung stehen.

Hellmann zuckte leicht auf.

„Was habe ich damit zu schaffen?" warf er ein. Seine Brauen zogen sich zusammen.

Der Richter antwortete nicht darauf.

„Kennen Sie diese Brieftasche? fragte er, indem er die Brieftasche Bergers aus der Tasche zog.

Hellmann warf nur einen flüchtigen Blick darauf.

„Nein," erwiderte er.

„Sie gehörte Berger. Er trug sie bei sich an dem Tage, als er hier im Walde erschossen wurde."

„Ich kenne sie nicht," wiederholte der Förster. Sein Auge wich dem scharf beobachtenden Blicke des Richters aus.

„Es waren fünfzehntausend Thaler darin enthalten."

Der Förster antwortete nicht.

„Sie ist hier im Walde, — in der Nähe Ihres Hauses gefunden," fuhr der Criminalrichter fort.

„Es ist möglich!" fuhr Hellmann auf. „Was geht mich das an!"

„Sie waren an dem Tage, gegen Abend, als Berger erschossen wurde — es war am 10. Oktober — im Walde?" fragte Pintus weiter.

„Ja," erwiderte der Förster offen.

„Sie sind mit Berger zusammengetroffen?"

Der Richter wußte es nicht. Er ließ sich bei den Fragen von dem Möglichkeits-, Wahrscheinlichkeitsgange leiten, den er sich selbst zurecht gelegt hatte.

Hellmann zögerte mit der Antwort.

Pintus blickte ihn fragend an.

„Auch das," erwiderte der Förster.

„Sie sind in Streit mit ihm gerathen?"

„Ja," gab der Förster kurz zur Antwort.

„Wo war es?"

„Auf dem Wege von der Stadt nach Alldorf."

„Auf dem Fußwege?"

„Ja."

„Also auf dem Wege, wo Berger erschossen gefunden wurde," fügte der Richter hinzu. „Auf welche Weise geriethen Sie mit ihm in Streit?" Mehr und mehr wurde Hellmann durch die Fragen verwirrt. Er schien sich zu besinnen.

„Herr Richter," sprach er endlich, „ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen Rechenschaft darüber geben zu müssen!"

„Sie haben es nöthig," erwiderte der Richter kurz. „Wie geriethen Sie mit ihm in Streit?"

Wieder zögerte Hellmann mit der Antwort.

„Er hatte mich einige Zeit vorher beleidigt" — sprach er.

„An dem Abende des Balls — unten in dem Gastzimmer," unterbrach ihn der Richter — „bitte fahren Sie fort."

„Ja, es war an jenem Abende. Ich hatte ihn nicht wieder gesehen — zum ersten Male begegnete ich ihm im Walde — auf dem Wege." Er hielt inne.

„Bitte, fahren Sie fort," mahnte der Richter. „Sie begegneten ihm auf dem Wege..."

„Ich stellte ihn zur Rede und verlangte Genugthuung von ihm."

„Und er hat sie Ihnen gegeben?"

„Ja," versicherte Hellmann. „Er sagte, daß er sich an jenem Abende übereilt habe und nahm das beleidigende Wort zurück!"

„Und was thaten Sie?"

„Ich habe mich damit zufrieden gestellt und bin meines Weges weiter gegangen."

„Wirklich!" rief Pintus. Dies Wort klang etwas höhnend, es entfuhr ihm wider Willen.

„Sie haben keinen weitern Streit mit ihm gehabt?"

„Nein."

„Sie waren ja aber eifersüchtig auf ihn — Sie liebten dasselbe Mädchen wie er?" warf Pintus ein.

„Herr Criminalrichter!" fuhr der Förster auf, „wer sagt Ihnen das?"

„Ich weiß es," erwiderte Pintus ruhig.

„Und wenn Sie es wüßten, wer gibt Ihnen das Recht, sich in Privat-, in Herzensangelegenheiten zu mischen?"

„Mein Amt als Richter," gab Pintus mit derselben Ruhe zur Antwort. „Herr Förster, muß ich Sie noch auf den Verdacht aufmerksam machen, der auf Ihnen lastet?"

„Welcher Verdacht?" fragte Hellmann aufgeregt, verwirrt.

„Der Verdacht, daß Sie Berger erschossen haben."

Digitized by Google

Der Förster lachte laut auf. Er schien keine Worte finden zu können, um das, was in ihm vorging, auszusprechen.

„Haha! Ich soll also ein Mörder sein!“ rief er.

Der Richter blieb ganz gelassen.

„Welche Büchse trugen Sie an dem Tage bei sich?“ fragte er weiter.

„Die dort — dort hängt sie!“ rief Hellmann.

„Ist sie geladen?“

„Gewiß. Nehmen Sie sich in Acht, daß kein Unglück passirt, sonst möchte ich auch noch in den Verdacht kommen, Sie erschossen zu haben. Es ist ja Alles möglich!“

„Wo sind die Kugeln zu der Büchse?“

„Hier — hier!“ rief Hellmann, indem er einen auf einem Nebentische stehenden Kasten öffnete. „Es ist auch Pulver dabei — Alles, was Sie verlangen — die Stöpsel können Sie sich wohl selbst machen!“

Der Richter schwieg. Er nahm einige der bezeichneten Kugeln. Es waren Spitzkugeln von geringer Größe. Er hätte wetten mögen, daß sie ganz dasselbe Gewicht hatten wie die Kugel, mit welcher Berger erschossen war.

Sein Blick fiel noch auf einen anderen Gegenstand. An der inneren Seite des Kastendeckels steckte eine rothe Schleife. Hastig nahm er sie zur Hand. Es war eine Schleife, wie sie die Damen auf Bällen zu vertheilen pflegen. Auch Berger hatte in seiner Brieftasche eine solche Schleife gehabt.

„Woher haben Sie diese Schleife?“ fragte er den Förster, der, die Lippen fest zusammengepreßt, mit zurückgehaltener Aufregung neben ihm stand.

„Sie scheinen sehr neugierig zu sein, Herr Richter,“ erwiderte er mit bitterem Lächeln. „Ich will es Ihnen gestehen — von einer Dame.“

„Von welcher Dame?“

„Sie sind äußerst genau! Von einer jungen und liebenswürdigen Dame.“

„Ich möchte den Namen derselben wissen“, fragte Pintus weiter. Er überhörte absichtlich den Hohn in des Försters Worten.

„Nun genug, Herr Richter,“ erwiderte Hellmann, „meine Geduld ist zu Ende, der Name der Dame ist meine Sache!“

„Wie hieß die Dame?“ wiederholte der Criminalrichter.

„Das ist mein Geheimniß!“

„Herr Förster, ich muß Sie verhaften!“ sprach Pintus. Er sagte es ruhig, aber doch mit aller Bestimmtheit.

Einen Augenblick sah ihn der Förster mit weit geöffneten, starren Augen an.

„Mich verhaften!“ rief er dann laut, fast drohend. „Mich verhaften — weil ein thörichter Verdacht auf mir ruht! Hoho! Herr Richter, so leicht ist das nicht ausgeführt!“

„Fügen Sie sich in Ruhe!“ mahnte Pintus.

„Nein, ich werde mich nicht fügen!“ rief Hellmann heftig. „Dies ist mein Haus — meine Wohnung, hier habe ich zu sagen, und es steht mir das Recht zu, Jeden hinauszuwerfen, der mir nicht gefällt!“

„Mich werden Sie dennoch nicht hinauswerfen, weil ich als Richter hier bin!“

„Auch Sie!“ rief der Förster drohend.

„Widersetzen Sie sich nicht,“ mahnte Pintus noch einmal. „Sie zwingen mich dadurch nur, Beistand herbeizurufen!“

„Haha! So rufen sie ihn!“

Pintus stand nahe dem Fenster. Er hatte durch dasselbe die beiden Männer, mit denen er auf dem Wege hierher — es waren Polizeibeamte — gesprochen, im Garten hinter einer Laube bemerkt. Er öffnete das Fenster und winkte ihnen.

Auch der Förster bemerkte sie.

„Und auch die sollen mich nicht verhaften!“ rief er leidenschaftlich, wild: „Ich will sehen, wer mich anzugreifen wagt!“

Er sprang zur Wand, wo mehrere Büchsen und Hirschfänger hingen. Er riß eine Büchse herab.

Hastig trat der Richter zu ihm — er legte die Hand auf seinen Arm.

„Förster — Förster, begehen Sie keine Thorheit — keine Gewaltthat!“

Er sprach diese Worte hastig.

Mit leidenschaftlichem Blicke wandte Hellmann sich um. Furchtlos stand der Richter vor ihm.

„Sie haben Recht,“ erwiderte er mit bitterem Lächeln, „ich hätte mich beinahe zu einer Thorheit hinreißen lassen und mir einen Spaß verdorben. Ich will doch sehen, wie weit Sie es mit mir zu treiben wagen — bis zu welchem Punkte! Aber verlassen Sie sich darauf, daß ich Rechenschaft und Genugthuung von Ihnen verlangen werde.“

Er blickte den Richter drohend an.

„Ich handle, wie es mir die Pflicht meines Amtes vorschreibt,“ erwiderte dieser scheinbar ruhig. Seine Ruhe war indeß nur eine äußere, eine gewaltsam erzwungene. Der Augenblick hatte sie nothwendig erfordert. Mehr als eine Gefahr in seinem Leben hatte er bereits durch die größte äußere Ruhe abgewandt. Sie hatte sich auch jetzt wieder bewährt. Jede Heftigkeit von seiner Seite würde den Förster zum wilden Jähzorn getrieben haben.

Die beiden Polizeibeamten traten in das Zimmer. Hellmann würdigte sie keines Blickes. Regungslos, mit gekreuzten Armen stand er da, nur seine leuchtenden Augen verriethen, was in ihm vorging.

„Der Herr ist Ihr Gefangener,“ sprach der Richter zu den Eingetretenen.

Der eine der Polizeibeamten überreichte dem Richter ein Blatt Papier. Er hatte es im Garten hinter der Laube gefunden — durch Zufall.

Mit gesteigerter Aufmerksamkeit betrachtete der Richter das Blatt.

„Kennen Sie dies Blatt?“ wandte er sich fragend an den Förster.

Digitized by Google

Hellmann antwortete nicht. Er blickte nicht auf das ihm entgegengehaltene Papier — dem Richter sah er drohend in's Auge.

„Kennen Sie dies Blatt?“ wiederholte dieser.

Hellmann schwieg. Um seinen Mund lag ein verächtlicher Zug.

„Gut, — ich werde die Frage später wieder an Sie richten,“ sprach der Richter. Er faltete das Blatt zusammen und legte es in die Brieftasche, welche dem Ermordeten gehört hatte. Es hatte ja aller Wahrscheinlichkeit noch in ihr gelegen. Das Blatt bestand aus der Hälfte eines Briefcouverts. Auf der einen Seite stand Hugo Bergers Adresse, auf der andern Seite waren Notizen mit Bleistift gemacht. Es schienen Geschäftsnotizen zu sein — Zahlen — Berechnungen. Des Todten Vater hatte ja gesagt, daß derselbe auch Notizen in der Brieftasche gehabt habe.

Der Richter nahm, von dem Aktuar unterstützt, der alle Aussagen des Försters aufgeschrieben hatte, eine genaue Haussuchung vor. Die nöthigen Schlüssel gab ihm der Förster auf sein Verlangen ohne Weigern, schweigend.

Keinen Raum, keinen Kasten ließ er undurchsucht. Er besaß Uebung und einen scharfen Blick in solchen Sachen. Selbst die Oefen untersuchte er. Der Förster konnte die dem Erschossenen abgenommenen Gegenstände verbrannt haben — es konnten sich noch Spuren davon im Ofen vorfinden. Sein Suchen war vergebens.

Am meisten richtete der Richter seine Aufmerksamkeit auf das Geld. Er wußte, daß Niemand leicht eine solche Summe der Vernichtung anheim gibt, dazu hängt der Menschen Herz zuviel am Gelde, dieser mächtigen Triebkraft alles Lebens. Er fand nichts.

Das Geld, welches in dem Secretär des Försters vorhanden war, war eine unbedeutende Summe, es konnte nicht in Betracht kommen, mit dem Verbrechen nicht im Zusammenhange stehen.

Selbst auf die Stallgebäude, auf den Garten und die nächste Umgebung im Walde dehnte der Richter seine Untersuchung aus. Das Geld — die geraubten Gegenstände konnten ja hier vergraben sein — er fand nichts.

Was er indeß erlangt hatte, das Blatt mit den Notizen, die rothe Schleife, die Büchse, die kleinen Spitzkugeln, das Geständniß des Försters, daß er an dem Tage mit Berger auf dem Wege nach Altdorf zusammengetroffen sei — dies Alles wog für ihn schwer genug. Es waren Beweise, die ihm den Thäter deutlich genug zu zeigen schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwiegervater in tausend Aengsten.

Nach dem Englischen von E. St.

„Ich sage dir, Sohn, du wirst es thun!“

„Und ich sage dir, Vater ich werde es nicht thun; das ist mein fester Entschluß!“

Squire Rayner's Gesicht war roth vor Zorn und seine mächtige goldene Brille wackelte gewaltig auf seiner römischen Nase, während er ungeduldig, die Hände in den Taschen, im Zimmer auf und ab ging. Kenton Rayner, sein einziger Sohn stand ruhig da, den einen Arm auf den Marmorkamin gelehnt, aber auch seine Wangen glühten. Er war wirklich schön mit seinen durchsichtigen braunen Augen, seinen glänzenden kastanienbraunen Locken und mit seiner bleichen Gesichtsfarbe, die von der geringsten Gemüthsbewegung geröthet wurde, ein Sohn, auf den jeder Vater stolz sein konnte.

„Kenton, willst du mir trotzen?“

„Gerne gewiß nicht, Vater, das glaube mir!“

„Ich glaube, du hast deinen Verstand verloren!“ brüllte der alte Mann, indem er seinen Trab im Zimmer unterbrach. „Du brauchst nur die Hand auszustrecken und du hast ein reiches Mädchen, ja ein reiches Mädchen — und ein hübsches dazu, wenn das Gerücht nicht schändlich lügt. Wenn sich mir in meiner Jugend ein solches Glück dargeboten hätte, dann wäre ich ein gemachter Mann gewesen, ja ein gemachter Mann, Herr Sohn. Potztausend, was denkt denn eigentlich das heutige Geschlecht? Da ist ja keine Spur mehr von Vernunft! Da kommt dir ein wunderschönes Mädchen, Dorothea Millner, entgegen, kommt in dein Haus, dein eigenes Haus, auf Befehl ihres Onkels, der die Heirath für eine ausgemachte Sache hält. Ja, junger Herr, unser ganzes Leben hindurch war das unser Lieblingsgedanke, und es ist auch kein Augenblick daran zu denken, daß du Dummkopf mit deinem Eigensinn ihn zu nichte machen wirst! Und damit basta!“

Der junge Mann biß die Lippen zusammen und sprach dann: „Höre mich doch nur einen Augenblick, Vater. Ich bin dem Fräulein Millner sehr dankbar dafür, daß sie sich die Mühe geben will, mir eine Liebeserklärung zu machen, aber es ist mir leider unmöglich, von ihrer Freundlichkeit zu profitiren!“

„Unmöglich! Was! Und willst du mir gefälligst sagen, warum?“

„Weil mein Herz schon längst einer Andern gehört.“

„Unsinn! Dummes Zeug! Kinderpossen!“ schrie der Squire, indem er in der höchsten Wuth auf den Boden stampfte, „ich will das kleine bleiche Ding schon aus dem Hause schaffen —“

„Halten Sie ein, Herr Rayner!“ sagte eine sanfte, jedoch sehr entschiedene Stimme, und ein zart aussehendes junges Mädchen, das schon ein paar Augenblicke unter der Thür gestanden und den Wortwechsel mit angehört hatte, schlich auf ihn zu und sah ihn mit bleichen Wangen und thränenlosen blauen Augen an. „Sie sollen mich nicht länger wie ein Hinderniß für Ihre Pläne betrachten. Ich kann Ihren Sohn zwar nie vergessen, aber ich sage Ihnen und es ist mein unwiderruflicher Entschluß, ich werde nie seine Frau

Digitized by Google

werden, es sei denn, daß Sie selbst — ja Sie selbst — mich darum bitten!"

„Du bist ein gutes Mädchen, Carrie — ein liebes Mädchen, ein vernünftiges Mädchen," sagte der Alte ganz beruhigt und streichelte ihr die kalte Wange. „Ich wußte es ja immer, daß du einen gesunden Menschenverstand hast — aber jetzt geh' an deine Arbeit; zeichne oder stick', wie du willst! — Und nun, Herr Sohn," so wandte er sich zu diesem, wie die Thür hinter Carrie Vail's anmuthiger Figur sich schloß, „was sagst du jetzt? Hm!"

Kenton Rayner, der bis jetzt mit dem Ausdruck stummer Verzweiflung zugehört hatte, wandte seine Augen mit hoffnungsloser Angst zu seinem Vater.

„Ich sage, Vater," sagte er mit unterdrückter Stimme, „daß du mir keine Wahl gelassen hast und daß mir von nun an Alles gleich ist. Ich will Miß Millner oder irgend ein anderes Mädchen heirathen, das du mir vorschlägst, und Carrie's Herz mag brechen und das meine dazu, ganz wie es dir gefällt."

„Nun, nun," sprudelte der Squire heraus, „mit dem Herzbrechen ist es nicht so gefährlich. Carrie ist übrigens ein nettes, liebes Ding, die arme Waise meiner Cousine, und ich werde schon einen guten Mann für sie finden, wenn nur erst die Sache mit dir in Ordnung ist. Du sollst sehen, Alles wird noch gut werden!"

Kenton gab keine Antwort, sondern ließ die Augen apathisch am Boden geheftet.

„Und du wirst nicht vergessen, morgen um zwölf Uhr am Bahnhof zu sein, um deine Zukünftige zu empfangen. Wir müssen ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erweisen."

„Ich werde daran denken!"

„Und, Kenneth, ich habe nichts dagegen, wenn du dir die grauen Pferde kaufst die dir so gut gefielen. Gehe nur gleich hin und bestelle sie dir!"

„Ich danke, Vater, ich mache mir gar nichts daraus!"

„Was, du machst dir nichts daraus? Gestern warst du ja noch ganz versessen darauf?"

„So, das ist möglich — aber gestern und heute, das ist ein großer Unterschied. Ich brauche sie heute nicht mehr."

Und er verließ die Stube mit dem traurigen Blicke und dem langsamen Schritte eines Menschen, dem alle Freude und alle Thatkraft genommen ist.

Der Mittagszug war gerade angekommen. Es war der gewohnte Lärm, die gewohnte Verwirrung, die gewohnte Menschenmasse, und über Alle hervor ragte Kenton Rayner's Kopf und spähete nach Fräulein Millner und ihrem Gepäcke.

Plötzlich fühlte er eine zarte kleine Hand in der seinen, und zwei freundliche Augen leuchteten ihm unter langen schwarzen Wimpern entgegen.

„Herr Rayner, wenn ich nicht irre?"

„Ja wohl — und Sie?"

„O, ich bin Dolly, und jetzt, da wir beieinander eingeführt sind, bringen Sie mich so schnell wie möglich in einen Wagen, ehe mein ganzes Kleid zerfetzt wird. Sie sind auch ein lieber guter Herr Rayner."

Kenton gehorchte, und als er im Wagen ihr gegenüber saß, konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie wirklich ein hübsches kleines Ding war: Rosig und rund, mit Grübchen in den Wangen und kurzen, lustigen Locken. Während er noch diese Betrachtungen anstellte, legte sie ihre Hand wieder in seine und sprach:

„Kenton — darf ich Sie wohl so nennen?"

„Gewiß, Fräulein Millner," erwiederte er etwas steif.

„Gut denn; Kenton, ich muß Ihnen ein großes Geheimniß sagen: Ich habe Sie gern!"

„Sehr freundlich," erwiederte er, sichtlich erheitert durch diese naive Erklärung.

„Sie sind wirklich ein prächtiger Mensch," fuhr sie fort und sah ihn groß an. „Sie sind so stattlich und haben so schöne Augen. Und ich glaube, gerade so wie Sie muß der Mann sein, dem sich ein Mädchen anvertrauen soll. O, ich habe Sie sehr gern, aber Kenton —"

„Nun, was denn?"

„Ich liebe Sie nicht — und werde es auch niemals thun!"

Kenton Rayner wurde dunkelroth und war wirklich in Verlegenheit, welche Antwort er geben sollte. Zum Glück half ihm aber Miß Dolly bald daraus.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

* Ein indisches Journal, Mofussil Ukbar, veröffentlicht das Resultat der Volkszählung in Afra und macht dabei aufmerksam, daß in den letzten 4 Jahren nicht weniger als 1000 Kinder von den Wölfen zerrissen worden sind. Die Regierung hat zwar um diesem Uebel abzuhelfen, schon den Preis ansehnlich erhöht, der in verschiedenen Provinzen auf die Vernichtung von Wölfen gesetzt ist, aber, wie es scheint, ohne großen Erfolg, und zwar wohl eines sonderbaren Aberglaubens wegen. Die dortigen Landleute glauben nämlich, daß jedes Dorf, in welchem man das Blut eines Wolfes vergossen, wüst werden muß, und daß die Manen der Kinder, welche durch das Thier ihr Leben verloren, diejenigen heimsuchen, die den Wolf getödtet. Dieser absurde Aberglaube geht so weit, daß, wenn es ihnen gelingt, sich des Thieres zu bemächtigen, sie es nicht wagen, dasselbe zu tödten, sondern ihm nur der Vorsicht wegen eine Schnur um den Hals hängen.

* Logogryph.

Mein Ganzes ist eine Stadt,
Nicht in deutschem Land;
Nehme mir den Kopf, dann hat
Die Mücke mich, so wie der Elephant.

K. Cy....

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 30. Donnerstag, den 12. Juli **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Körber war wieder allein. Er hätte aufjubeln mögen, sein Herz war des Glückes so voll, und doch mochte er sich nicht die Zeit gönnen, dies Glück zu genießen. Unruhig, mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und ab. Es drängte ihn, schon jetzt das Versprechen zu lösen, welches er Anna gegeben hatte, den Schmerz und die Angst von ihr zu nehmen, Hellmann zu befreien.

Vergebens strengte er seinen Verstand an, diesen Weg zu finden, allein jede Muthlosigkeit war jetzt von ihm gewichen, selbst an das Unmögliche wäre er entschlossen herangetreten. Von dem Criminalrichter mußte er das Nähere über Hellmann erfahren und zu ihm begab er sich. Er traf ihn nicht zu Haus, als er indeß um die Mittagszeit zum zweiten Male zu ihm ging, fand er Pintus in seinem Zimmer.

Er trat ihm mit einem Lächeln entgegen.

„Es ist gut, Commissär, daß ich Ihren Versicherungen von Hellmanns Unschuld keinen Glauben geschenkt habe," sprach er, „sondern daß ich meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt bin, sie hat mich doch auf die richtige Spur geleitet!"

„Unmöglich!" warf Körber ein. „Der Förster kann nicht schuldig sein!"

„Er ist es," entgegnete ihm der Richter ruhig und theilte ihm das Nähere seines Verhörs und die Erfolge seiner Untersuchung mit.

Schweigend hörte ihm Körber zu. Jedes Roth war von seinen Wangen gewichen. Er erkannte die Schwere der Beweise, die gegen den Förster sprachen, mit aller Macht wollte er die Ueberzeugung, daß derselbe unschuldig sei, in sich fest halten, allein mehr und mehr fühlte er sie wanken und schwinden.

Er hatte ja keine Ahnung davon gehabt, daß Hellmann mit Berger an dem Tage auf dem Wege zusammengetroffen war. All die Hoffnungen, welche so schnell und freudig in ihm aufgewachsen waren, sah er zertrümmert — er dachte an Anna — an ihre Mutter, an Hellmann.

„Nun," fügte der Criminalrichter hinzu, „glauben Sie jetzt noch an Hellmanns Unschuld?"

„Ja, ich glaube auch jetzt noch daran!" rief Körber. Er rief es laut, als wollte er dadurch seine eigenen Zweifel übertönen.

„Sie sind schwer zu überzeugen," warf der Richter lächelnd ein, „doch hören Sie weiter. Ich habe Ihnen erst die Resultate, welche ich gestern gewonnen habe, mitgetheilt und bin noch nicht zu Ende."

Körber wollte aufspringen und ihn bitten, inne zu halten. Das Herz schlug ihm laut, ängstlich, Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Noch mehr Beweise! Die ihm genannten reichten ja hin einen Menschen zu verderben.

Er bezwang sich. Regungslos blieb er sitzen.

„Sehen Sie," fuhr Pintus fort. „Dies Briefcouvert, welches an Hugo Berger gerichtet ist und auf der einen Seite Notizen trägt, zeigt den Poststempel von demselben Tage, an welchem Berger erschossen ist. Ich war heute Morgen bei seinem Vater, er erinnert sich noch genau, daß sein Sohn an dem Tage einen Brief, den dies Couvert umschloß, erhalten, daß er sich Geschäftsnotizen darauf gezeichnet und es in seiner Brieftasche geborgen habe. Ich habe den Alten noch nicht als Zeugen verhört, allein er erklärt sich bereit, seine Aussage zu beschwören. — Wie kommt dies Blatt hinter des Försters Laube?"

Körber antwortete nicht. Er konnte auch keine Antwort geben.

„Und nun weiter," fuhr der Richter fort. „Ich war auch bei Paula Braun mit dieser Schleife. Sie sagt mir freilich, sie könne es nicht bestimmt behaupten, daß sie diese Schleife dem jungen Berger auf dem Balle gegeben habe, allein diejenige, welche er von ihr empfangen, habe eben so ausgesehen — dieselbe Größe — dieselbe Farbe!"

„Die Ballschleifen, welche die Damen verschenken, haben meist dieselbe Größe," warf der Commissär ein. „Auch die Farbe kann zufällig dieselbe sein. Ich sehe keinen Beweis darin —"

„In diesem Falle ist es ein Beweis," entgegnete der Richter, „allein ich würde hierauf nicht ein so großes Gewicht legen, wenn dieser Beweis, den Sie Zufälligkeit nennen, nicht mit den übrigen zusammenfiele. Und noch einen letzten Beweis habe ich, Herr Commissär. Sehen Sie, dies ist die Kugel, mit der Berger erschossen ist, eine kleine Spitzkugel, und dies sind die Kugeln zu dieser Büchse, welche Hellmann, wie er selbst eingestanden hat, an dem Tage getragen. Es sind auch kleine Spitzkugeln. Die erstere ist freilich breit gedrückt, ihre Form läßt sich nicht genau

Digitized by Google

mehr vergleichen, allein geben Sie Acht, das Gewicht beider Kugeln ist dasselbe."

Er nahm aus seinem Secretair eine Goldwaage und wog beide Kugeln — ihr Gewicht war gleich. Körber schwieg. Vor diesen Beweisen sank sein Muth, Schwer lag es auf seiner Brust. Schon wagte sich der Gedanke an ihn heran: Sollte Hellmann dennoch Berger erschossen haben? Mit Gewalt drängte er ihn von sich. Es konnte nicht sein — es durfte nicht sein — Annas wegen und auch für sein eigenes Glück nicht.

„Ich wäre vielleicht nicht einmal auf den Gedanken gekommen, die Kugel zu wiegen," gestand der Richter offen, „wenn mich nicht Prell sogleich darauf aufmerksam gemacht hätte, sobald er die Kugel fand."

„Prell?" fragte Körber. Ein Gedanke zuckte in ihm auf.

„Ja wohl, sogleich bei der Untersuchung des Todten," versicherte Pintus.

„Wie konnte er damals schon ahnen, daß dies — dies ein Beweismittel sein würde?" warf der Commissär ein. Er hatte die Worte hastig gesprochen.

„Was fällt Ihnen dabei auf?" fragte der Richter.

„Nichts — nichts!" gab der Commissär zur Antwort. Er verschwieg sichtbar einen Gedanken.

„Prell ist selbst Jäger und hat deshalb in diesen Sachen mehr Erfahrung, als ich," fuhr Pintus fort.

„Und er hat auch zuerst Ihren Verdacht auf den Förster gelenkt?" unterbrach ihn Körber. Er richtete sein Auge scharf prüfend auf den Richter.

„Und wenn er es gethan hätte, so sehen Sie, daß sein Blick ein scharfer gewesen wäre," erwiderte Pintus. „Ich muß jetzt aber noch den Namen Desjenigen, der mir die erste Spur gezeigt, verschweigen."

Der Commissär wußte, daß der Doctor es gethan hatte. Was konnte ihn dazu bewogen haben? Hatte er wirklich eine Spur aufgefunden zu haben geglaubt? Hatte er mit dem Förster in irgend einem feindschaftlichen Verhältnisse gestanden? — Er wußte nichts davon, allein es war ihm ein Leichtes, hierüber Gewißheit zu erlangen. Jetzt konnte er diese Gedanken freilich nicht weiter verfolgen. Der Richter deutete sein Schweigen falsch.

„Commissär," sprach er. „Ich fühle mit Ihnen, des Försters Angehörige und alle welche näher mit ihnen verbunden sind, thun mir aufrichtig leid, ich bedauere auch den Förster, denn ich habe ihn immer gern gehabt, aber Sie müssen selbst eingestehen — ich konnte nicht anders handeln. Ich durfte meiner Pflicht als Richter nichts vergeben!"

„Sie konnten nicht anders," erwiderte Körber, „ich mache Ihnen auch keinen Vorwurf."

Er stand auf, um fortzugehen.

Der Richter hielt ihn noch zurück.

„Nur kurze Zeit bleiben Sie noch," sprach er „Es ist mir unbegreiflich, wo der Förster das Geld gelassen hat. In seinem Hause ist es schwerlich, denn zu genau habe ich dasselbe durchsucht. Sollte er es vergraben — im Walde versteckt haben?"

Körber zuckte schweigend mit den Achseln.

„Herr Commissär," fuhr Pintus fort, „ist der Förster seit jenem Tage in der Stadt gewesen?"

„Nein," erwiderte Körber. „Er fühlte sich ja unwohl."

„Sie wissen es genau?"

„Ich weiß es," versicherte Körber.

„Es ist mir lieb," sprach der Richter. „Wäre er hier — bei seiner Mutter gewesen, so hätte ich auch bei ihr Haussuchung halten müssen und, wenn es geht, möchte ich die Frau schonen."

Der Commissär zuckte heftig auf. Er faßte sich indeß sofort wieder.

„Haben Sie noch etwas?" fragte er ruhig — fast gleichgiltig.

„Nein — ich danke Ihnen," erwiderte Pintus. „Es hat Ihnen diese unglückselige Geschichte viel Mühe gemacht — es freut mich, daß Sie nun mehr Ruhe haben werden."

„Ruhe," warf Körber ein. „Ich werde mir nicht eher Ruhe gönnen, als bis ich Bergers Mörder entdeckt habe!"

Hastig verließ er das Zimmer.

Kopfschüttelnd blickte der Richter ihm nach.

„Er ist ein so heller, ruhiger Kopf," sprach er zu sich selbst, „und doch hat ihn die Liebe blind gemacht!"

* * *

In einer Stadt wechseln die Eindrücke fast mit jedem Tage. Das Volk ist wie ein Wasser, jeder Wind ruft auf ihm Wellen hervor, mag er von Osten oder von Westen kommen, und sein bleibender Charakter ist seine Beweglichkeit.

Von dem Morde des jungen Berger wurde nur noch dann und wann gesprochen, wenn man unwillig war über die langsame Untersuchung und Verhandlung gegen den Mörder desselben. Der Förster saß nun schon seit Wochen und Monden im Gefängniß — er hatte Berger erschossen, weshalb machte man noch so viel Umstände mit ihm.

„Das Gericht ist stets zur unrechten Zeit langsam und vorsichtig," meinten Manche. „Liegt eine Sache ganz offen und zweifellos zu Tage, dann fängt es an zu forschen, aber es macht, weil die Richter zu wenig zu thun haben — die Zeit muß hingebracht werden."

Was jetzt die Gemüther beschäftigte, hatte mit diesem ganzen Vorfalle nichts mehr zu schaffen.

Es hatte sich in der Stadt nämlich ein frommer Verein gebildet, und derselbe hatte um so größeres Aufsehen erregt, als die religiöse Stimmung der Einwohner im Allgemeinen eine durchaus freisinnige war und man es kaum für möglich gehalten hatte, daß ein solcher Verein entstehen könne. Er zählte sogar über fünfzig Mitglieder, und zwar waren es meistens angesehene Männer, unter ihnen viele, von denen Niemand eine Ahn-

Digitized by Google

ung gehabt hatte, daß sie der frommen Richtung huldigten. Der Verein hatte sich den Namen „Philemon“ gegeben.

Ueber diesen Verein und sein Treiben unterhielt sich der Polizeicommissär mit dem Assessor Jung, demselben, der einst an dem Ballabende den Streit zwischen Berger und Hellmann in so lustiger Weise geschlichtet hatte.

Sie saßen Beide in dem Winkel einer Restauration an einem kleinen runden Tische. Sie waren fast allein in dem Raume, nur von ihnen entfernt saßen noch vier Männer beim Kartenspiel und neben ihnen einige Zuschauer.

Ungestört konnten sie mit einander sprechen, sogar ohne zu flüstern, denn die noch Anwesenden hatten ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Kartenspiel gerichtet. Und nichts fesselt wohl mehr die Aufmerksamkeit, nimmt den Geist für den Augenblick so ganz gefangen, richtet ihn so fest auf einen Gegenstand, als das Kartenspiel. Schon darin liegt ein großer Vorzug desselben. Es zwingt Manchen, der sonst nicht daran gewöhnt ist, die Gedanken zusammenzunehmen.

Körber pflegte den Verein Philemon den „Verein der Reuigen“ zu nennen. Der Assessor hatte ihn nach dem Grunde seiner Benennung gefragt.

Der Commissär lächelte. „Begreifen Sie meine Benennung nicht?“ erwiderte er. „Ich glaube, sie ist die richtigste von allen, allein weil ich dem Vereine diesen Namen gegeben habe, möchte ich doch nicht Pathenstelle bei ihm vertreten. Sie wissen, Assessor, ich bin noch etwas fern von frommen Regungen, ich bin noch zu gesund dazu, wenn Sie wollen. Aber lassen Sie nur die Philemons-Mitglieder der Reihe nach vor ihrem Geiste passiren und Sie werden finden, daß meine Bezeichnung: der „Verein der Reuigen“ wirklich nicht schlecht ist.“

„Sie glauben also wirklich an Reue?“ warf Jung ein.

„Ich?“ fragte Körber, den Assessor erstaunt anblickend. „Nein, ich glaube nicht daran. Sie verstehen mich noch nicht, Assessor, ich meine nur, daß der Verein fast nur aus solchen besteht, die viel aus ihrem früheren Leben und auch aus ihrem jetzigen zu bereuen haben. Wenn der Ruf so ein Bischen stark an zu wackeln fängt, wenn Podagra und andere Beschwerden an das herangerückte Alter mahnen, dann ist es für Manchen ein Bedürfniß, den Mantel der Frömmigkeit umzuhängen. Es läßt sich so hübsch darin einherwandeln und — und . . .!“

„Sie meinen,“ Herr Commissär, „es läßt sich auch unter dem Mantel der Frömmigkeit noch Manches treiben, was nicht Jeder zu sehen braucht,“ sprach nach einigem Nachdenken der Assessor. — Körber nickte bejahend, lächelnd.

„Das ist es,“ fuhr er fort. „Wahrhaftig — ein hübscher Verein, dieser Philemon. Die Leute kommen jede Woche an zwei Abenden zusammen, singen aus dem Gesangbuche, halten fromme, langweilige Vorträge, lästern über die halbe Stadt, drücken sich gegenseitig, mit einem Blicke nach oben, die Hände und seufzen. Ich habe sie ja beobachtet. Auf der Straße gehen sie de- und wehmüthig und doch sitzt ihnen der Hochmuthsteufel im Nacken!“

„Commissär,“ rief Jung lachend, „Sie schildern gut!“

„Und wahr!“ fügte Körber hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Reich ist Jener nur Allein,
Der nicht wünschet reich zu sein.
Eines Reichen Glück besteht
Nicht in seinem Gut,
Sondern nur allein im Guten,
Was er Andern thut.

Ein Schwiegervater in tausend Aengsten.

Nach dem Englischen von E. St.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Nun, nun, wie du willst, Schwiegervater. Ich kann auch eben so gut nach dem Essen dahin gehen. — Komm', kleines Mädchen, führe mich in mein Zimmer; da ich bei den Pferden bin, fällt mir ein, daß ich meinen neuen Sattel schnell auspacken kann.“

Sie verschwand, indem sie noch eine durchdringende Roulade pfiff, die dem armen Squire durch Mark und Bein ging.

„Kenton!“ rief er und faßte entsetzt seines Sohnes Arm und flüsterte leise: „Ist das ein Weib oder ein verkleideter Mann?“

„Ein Weib, Vater, sollte ich doch meinen, und noch dazu ein recht hübsches, — ein wenig excentrisch vielleicht, aber —“

„Excentrisch! Excentrisch!“ brüllte jetzt der Alte und wurde blutroth im Gesicht. „Närrisch ist sie, närrisch wie eine junge Katze, das meine ich. Für was in aller Welt schickt sie Simeon Müllner hierher? Er soll sie lieber in das erste beste Irrenhaus schicken! Meine Bilder herunter nehmen! Wirklich? Ein Billardzimmer einrichten! Ja wohl, aber nicht eher, als bis ich todt und begraben bin!“

„Ich denke, Vater,“ sagte Kenton mit kluger Miene, „daß ihre Gesellschaft Carrie sehr nützlich sein wird; Carrie hat noch so wenig von der Welt gesehen.“

„Ihre Gesellschaft! Für Carrie! Um Gotteswillen nein! Carrie darf nicht in ihre Nähe! Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß meine kleine weiße Lilie auch in einem geschwänzten Rocke im Hause umher pfiffe! Wie, Kenton, du unterstehst dich zu lachen, während ich rede?“

„Verzeih' mir, Vater, bitte, bitte, ich konnte nichts anders, als du von Carrie Vail in Reitertoilette sprachst. Ich will gewiß nicht wieder lachen!“

„Das will ich dir auch rathen!“ brummte der

Digitized by Google

Squire, der nun einmal ganz außer sich war. „Porter und Zwiebeln! Einen Besuch in den Ställen! Ei, Kenton, deine selige Mutter wußte bis zu ihrem Tode nicht, wo die Ställe sind, und ich glaube nicht, daß sie je in ihrem Leben eine Zwiebel versuchte! Carrie Vail nimmt auch nie das Wort Stall in den Mund! Ich möchte wissen, zu was all es in der Welt noch kommen wird?"

„Carrie ist sehr nett," sagte Kenton gleichgiltig, „aber ich muß gestehen, sie ist doch noch sehr ungebildet im Vergleich mit meiner Dorothea!"

„Schweig' still, Sohn; halte deinen Mund, Junge!" brüllte der Squire; „Carrie ist ein Engel und du bist ein Dummkopf! Deine Dorothea! Wirklich! Wer hat dir gesagt, daß sie dein sein würde?"

„Ei, Vater, du selbst!"

„Gott bewahre! Durchaus nicht! In keinem Falle! Ich sprach nur davon, wie von einer entfernten Möglichkeit! Denke dir nur, dein ganzes Leben an eine Frau gebunden zu sein, die pfeift und Herrenröcke trägt! Ueberdies —" Der Squire riß die Nasenlöcher auf und rann hin und her und schnuffelte wie ein Spürhund. „Ich wußte es, ich konnte mich nicht irren, ich wußte es ganz gewiß!" rief er; „hier ist eine Cigarre!"

„Lieber Vater, du mußt dich irren," sagte Kenton und drehte sich gegen das Fenster, um eine starke Neigung zum Lachen zu verbergen.

„Nun, so komm' hierhin und sieh nach dem Balcon. So wahr ich lebe, da ist diese — dieses Weib mit der verwünschten Mütze und raucht eine Cigarre!"

„Aber liebster Vater, weißt du denn nicht, daß das Rauchen auch zu der vollständigen Bildung der jungen Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts gehört?"

Der Alte war wieder dunkelroth geworden und keuchte vor Zorn. „Meine Schwiegertochter soll nicht im Hause herumgehen und einen Duft von Cigarren, Porter und Zwiebeln um sich her verbreiten! Noch heute Abend muß sie fort von hier! Keine einzige Stunde länger will ich sie hier haben!"

„Aber, Vater, du vergissest die heilige Verpflichtung, die ich gegen sie habe!"

„Dummes Zeug! Unsinn! Wir sagen ihr, du seiest schon verlobt! — Carrie! Carrie Vail! So komm' doch, mein kleiner Liebling!"

„Hast du mir gerufen?" frug Carrie's sanfte Stimme, als ihr goldener Lockenkopf unter der Thür glänzte.

„Komm' hierher, Kind! Willst du es mit meinem bösen Jungen wagen und ihn zum Manne haben?"

„Nicht gegen deinen Willen, Vater!"

„Aber es ist nicht gegen meinen Willen, Carrie! Es ist der innigste Wunsch meines Herzens! Liebes Kind, du machst den alten Mann unaussprechlich glücklich, wenn du seine harten Worte vergissest, und wenn du darein willigest, seine kleine gute Schwiegertochter zu werden."

Es waren Thränen in den grauen Augen, während er sprach. Carrie sah scheu nach Kenton hin.

„Mein Herz!" sprach dieser leise und sie sank in seine Arme, während eine liebliche Röthe ihre Wangen überzog.

„Jetzt ist Alles gut, Alles gut," lachte der Alte voll Entzücken. „Und jetzt will ich gehen und — diese Person weiter spediren!"

„Mich weiter spediren!" schrie da Dolly, die die letzte Scene mit angesehen und gehört hatte, und nahm eine trotzige Stellung ein. „Und was soll denn aus dem reichen Ehegatten werden, den mir Onkel Simeon versprochen hat? Er wird denken, ich sei böse gewesen und wird mich zanken! Ach, ach, ach!" Und sie brach in lautes Schluchzen aus.

„Nein, das wird er nicht denken und nicht thun," sagte der Squire mit erheuchelter Freundlichkeit. „Ich werde ihm schreiben, daß das einzige Hinderniß darin besteht, daß mein Sohn — zufällig schon verlobt ist! Und ich will hoffen, daß Sie auch einen liebenswürdigen jungen Mann finden!"

„Ach ja, vielleicht werde ich," sagte Dolly und ihre Miene erheiterte sich.

Und noch an demselben Abend fuhr sie in größter Heiterkeit weg und pfiff noch im Wagen ein Soldatenlied, so laut, daß es das Rasseln der Räder übertönte und bis zu dem alten Manne drang. Dieser athmete tief auf, als ob er von einer großen Gefahr erlöst sei, als der Wagen in der schönen Lindenallee verschwand.

„Noch ehe eine Woche vorüber, hätte ich einen Selbstmord begangen, wenn dieses entsetzliche Geschöpf meine Schwiegertochter geworden wäre!" sagte er mit dem höchsten Ernste. „Komm' Carrie, gib mir einen Kuß. Und nun wünsche ich, daß ihr nicht lange säumet; Kenton kommt mir nicht eher sicher vor dem geschwänzten Rocke und der Amazonenmütze vor, als bis er verheirathet ist!"

Groß war Simeon Millner's Zorn, als seine hübsche Nichte wieder nach Hause kam, ohne einen Trauring am Finger.

„Hm! hm!" rief er und regalirte seine Nasenlöcher mit einer tüchtigen Prise von schottischem Schnupftabak. „Nicht gut genug für Tom Rayner's Junge! Hm! hm! Jemand Anders heirathen! Nicht wahr? Ich will ihm schon zeigen, daß andere Leute auch einen Mann finden können! Den ersten besten anständigen jungen Mann, der kommt, sollst du nun haben, Dolly! Tom Rayner's Junge soll's doch wahrlich meiner Nichte nicht zuvor thun!"

„Ei, da wäre dir vielleicht der Frank Robb ganz recht, Onkel?" fragte Dolly.

Und an Carrie Vail's Hochzeitstag erhielt Kenton Rayner die winzigen Karten, mit der Aufschrift, Mr. und Mrs. Frank Robb.

„Also hat sich dieses Weib doch noch verheirathet!" sagte der Squire. „Nun, es ist mir lieb! Vielleicht hört ihr Mann gern pfeifen!"

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 31. Sonntag, den 15. Juli **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Nehmen Sie zum Beispiel den Kaufmann Knüttel," fuhr der Commissär fort. „Derselbe ist Vice-Vorstand des Vereins, seine Frömmigkeit ist außerordentlich und ich habe noch keinen Menschen kennen gelernt, der so ungeheuer fromm seufzen kann. Es ist fast ein Angstgestöhn. Kennen Sie sein Leben ein bischen? — Nicht? — Nun, so hören Sie — nur einige Kleinigkeiten aus demselben. Er hat früher Bankerott gemacht und man sagt ihm nach, daß er das Geld vorher über die Seite geschafft habe, das will ich ihm, weil es nicht erwiesen ist, nicht anrechnen. Er hat seine erste Frau zu Tode gequält, hat sie, wie factisch erwiesen ist, hungern lassen, um sich ihrer früher zu entledigen. Er hat in einer Vormundschaftsgeschichte sein Mündel so schmählich angeführt, und — nun ich will's nur beim rechten Namen nennen — betrogen, daß er nur durch ganz besondere fromme Gönnerschaft der Untersuchung und dem Zuchthause entging. Er besitzt wieder eine junge, hübsche Frau — ich kenne sie — allein er martert auch sie wieder, behandelt sie wie eine Sclavin und steht dabei in einem sehr schmutzigen Verhältniß mit zwei ganz gewöhnlichen Frauenzimmern!"

„Ein hübscher Vice-Vorstand!" unterbrach ihn Jung. „Ein Musterexemplar!"

„Sein Sündenregister ist noch lange nicht zu Ende," fuhr Körber fort, „allein dies reicht schon aus. Nun sehen Sie den Mann, er betet laut auf der Straße. Nun nehmen Sie den Präsident, den Superintendent Feld. Sie wissen, daß auch er wegen schmutziger Geschichten in Untersuchung kommen sollte — niedergeschlagen, seiner Frömmigkeit wegen. Die Menschen hängen fest zusammen. Und dabei spricht der Mensch über dasselbe Vergehen bei andern laut den Fluch aus. Der Dritte, der Vereinssekretär, ist der größte Wucherer in der ganzen Stadt. Der Anatom, der bei ihm nach seinem Tode nur die geringste Spur eines Herzens entdeckt, verdient ein Denkmal. Aber der Mann hat einen frommen Blick. — So könnte ich Ihnen die meisten Mitglieder des „Vereins der Reuigen" charakterisiren. Nun sehen Sie, wie die Leute auftreten! Sie halten fest zusammen. Wer Einen von ihnen beleidigt, hat sie Alle auf dem Halse und sie hängen ihm im Stillen sicher Eins an. Sie sind in der kurzen Zeit des Vereins schon zu einer Macht — oder nennen Sie es auch zu einer Pest geworden. Sie verdammen jeden unschuldigen Tanz, jedes öffentliche Vergnügen, sie laufen jeden Sonntag zwei-, dreimal in die Kirche und das imponirt doch dem gewöhnlichen Volke, das sie nicht näher kennt. Es ist mir fast bei Allen begreiflich, weshalb sie in diesen Verein getreten sind, nur bei einem Manne nicht!"

„Und bei wem nicht?" warf Jung ein.

„Bei Prell," antwortete Körber etwas leiser.

„Auch mir ist sein Eintritt in diesen Verein aufgefallen," erwiderte Jung, „denn ich hätte es ihm nimmer zugetraut. Vor einigen Tagen traf ich mit ihm zusammen und sprach darüber, er gestand mir offen ein, daß der Verein zwar nicht ganz nach seinem Sinn sei, er treibe es zu weit mit der Frömmigkeit und den äußeren Zeichen eines gläubigen Sinnes, allein er habe keinen andern Verein, dem er sich anschließen könne, um den Forderungen seines Glaubens und Herzens Genüge zu thun!"

„Wie schlau!" warf der Commissär ein.

„Weshalb schlau?" fragte Jung.

„Aber Assessor," erwiderte der Commissär lächelnd, „glauben Sie denn wirklich, daß er sich durch einen innern Drang dazu habe treiben lassen? Dieser kalte, scharf berechnende Prell sollte fromm geworden sein! Assessor, eher würde ich dies von Ihnen glauben, so wenig Anlage sie auch dazu haben, und so wenig es jemals geschehen wird. Seien Sie versichert, daß Prell gar nichts glaubt, daß er im Stillen über das ganze fromme Treiben spöttisch lacht — ich müßte ihn nicht schon seit Jahren kennen!"

„Sie haben nicht Unrecht," bemerkte der Assessor, „allein weshalb sollte er dem Verein beigetreten sein?"

„Weil er irgend einen Zweck dadurch erreichen will!"

„Vielleicht hofft er die Zahl seiner Patienten dadurch zu vermehren — seine Praxis ist ja nicht die ausgedehnteste."

Körber schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Das ist es nicht — das kann es nicht sein," erwiderte er, „denn er hat sich nie viel darum beworben. Das ist ihm gleichgiltig. Prell muß Vermögen haben, sonst könnte er nicht so leben, wie er lebt!"

„Und welche Absicht könnte ihn geleitet haben?"

Digitized by Google

„Ich weiß es nicht," gestand der Commissär. „Eine ganz ehrliche wird es nicht sein, für sie bedürfte er eines solchen Deckmantels nicht. Wenn es ihm nun aber daran gelegen wäre, das Urtheil des Publikums über sich irre zu leiten, zu täuschen; wenn er dadurch etwas verbergen, vielleicht eine Vermuthung, einen Verdacht von sich ablenken wollte. Sie wissen ja, das Volk hält die Mitglieder dieses Vereins für fromm und traut ihnen nichts Schlechtes zu! Oder wenn er nun vielleicht gerade die Unterstützung, die Hilfe dieses Vereins bedürfte!"

„Körber, Sie können den Polizeicommissär doch nie verleugnen!" rief Jung. „Immer voll Verdacht! An Alles knüpfen Sie Ihre Vermuthungen! Sie wittern schon Betrug und Verbrechen, wo unser einer noch nicht den geringsten Verdacht hat! Ich halte den Doctor zwar für einen verschlossenen, eigenthümlichen Charakter, aber doch für einen durchaus rechtschaffenen Mann. Es kann ihm Niemand etwas Schlechtes nachsagen!"

„Ich auch nicht!" entgegnete Körber mit Achselzucken, „ich theile indeß Ihre Ansicht über seinen Charakter nicht. Ich halte ihn zu Allem fähig. Es liegt in seinem dunkeln Auge eine unheimlich düstere, verflossene Nacht!"

„Sie gehen zu weit!" rief Jung. „Prells Benehmen gegen Paula Braun wird ihm von Allen als ein sehr ehrenwerthes angerechnet. Er ist gegen das Mädchen als ob es seine eigene Tochter wäre — er kann nicht mehr an ihm thun."

„Des Mädchens Vater — der Steuerrath, war sein innigster Freund," warf Körber leichthin ein. „Ich kann es ihm als kein großes Verdienst anrechnen, weil ich überzeugt bin, jeder von uns Beiden würde ebenso gehandelt haben!"

Sie brachen dies Gespräch ab, weil noch mehrere Gäste in das Zimmer traten und sich in ihre Nähe setzten. Der Assessor ging bald fort.

Körber blieb allein in Nachdenken versunken sitzen. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt. Schwer war dieser Kopf ihm jetzt oft. Seit Wochen und Monden saß Hellmann nun im Gefängniß und immer näher rückte der Tag heran, an welchem endlich das Urtheil über ihn gesprochen werden mußte. Mochte er auch noch so fest im Behaupten seiner Unschuld geblieben sein, zu gewichtig sprachen die Beweise gegen ihn. Selbst die Dame, von der er die rothe Schleife empfangen haben wollte und deren Namen er genannt hatte, vermochte nicht mehr anzugeben, ob sie ihm eine rothe Schleife — diese Schleife geschenkt habe. Ein Jahr lag ja dazwischen.

Mehrfache Zeugen waren noch verhört, kein einziger hatte zu des Försters Gunsten gesprochen. Auch sein Knecht und seine Haushälterin waren verhört. Der erstere hatte nichts über seinen Herrn gewußt, was mit der gegen ihn verliegenden Anschuldigung in irgend einem Zusammenhange stehen konnte, die Haushälterin dagegen hatte ausgesagt, daß der Förster an dem Abende, an welchem Berger erschossen war, erst ziemlich spät heimgekehrt sei. Er habe verstört ausgesehen, habe von dem Abendessen nichts angerührt und sein Zimmer nicht wieder verlassen. Er sei allein darin gewesen.

Vergebens hatte Hellmann eingeworfen, daß er sich an dem Abende sehr unwohl gefühlt habe. Unablässig hatte Körber geforscht, um die Spur des wirklichen Mörders zu entdecken. Er wollte und konnte nicht an Hellmanns Schuld glauben, er durfte nicht alle Hoffnung aufgeben und doch — wie mächtig war diese Hoffnung gesunken.

Von Tag zu Tag hatte er Anna und deren Mutter getröstet, daß ihm sein Streben gelingen müsse und nach Monaten hatte er noch eben so wenig erreicht als am ersten Tage, wo er Anna die feste Versicherung gegeben hatte. Es lag nicht in seiner Macht, aber gerade diese Machtlosigkeit zehrte an ihm.

Anna fragte nicht mehr nach seinem Erfolge, aber wenn sie oft das Auge schmerzvoll auf ihn richtete, dann las er doch die Mahnung an das ihr gegebene Versprechen in ihrem Blicke. Er befand sich oft in einem Zustande der Verzweiflung. All sein Mühen war vergebens — und dann tauchte wieder der Gedanke in ihm auf, daß Hellmann dennoch schuldig sei. Konnte er nicht im Jähzorn die That vollbracht haben? Es sprach so vieles gegen ihn! Sollte dies Alles nur ein zufälliges Zusammentreffen sein?

Auch jetzt hatten sich seiner diese Gedanken wieder bemächtigt. Er preßte die Hand fest auf die Stirn. Diese Gedanken durften ja keinen Boden in ihm gewinnen, denn sie lähmten all seine Thatkraft, nahmen ihm den letzten Rest Hoffnung.

Hastig stand er auf und verließ die Restauration. Mit schnellem Schritte ging er durch mehrere Straßen und bog dann ungesehen in eine kleine Nebengasse ein, die zwischen Gärten hinlief. Eine kleine in eine hohe Gartenmauer führende Thür öffnete er mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen hatte — und vorsichtig, leise verschloß er die Thür wieder hinter sich. Er ging zu seiner Verlobten.

Das Haus, in welchem Anna's Mutter wohnte, bildete die Ecke der Straße und dieser kleinen Gasse. Ein Garten befand sich hinter demselben. Ihn umschloß die Mauer, in deren Thür der Commissär so eben eingetreten war. Er wählte stets diesen Weg, um unbemerkt durch den Garten in das Haus zu gelangen. Es sollte ja noch Niemand wissen, in welchem Verhältniß er mit Anna stand und seine häufigen Besuche würden Alles verrathen haben, wenn sie bemerkt wären. Anna's Mutter hatte ihm selbst den Schlüssel zu dieser Thür gegeben.

Er traf Anna in traurigster Stimmung. Schon vor Wochen hatte sie sich Mühe gegeben, die Erlaubniß zu gelangen, ihren Bruder besuchen zu

Digitized by Google

dürfen, Körber selbst hatte sich beim Richter für sie verwandt, es war ihr die Bitte abgelehnt. Körber war erbittert darüber gewesen.

„Bitte ihn nicht zum zweiten Male," hatte er zu ihr gesagt.

Anna's Trauer fiel ihm an diesem Abende auf. Sie hatte geweint, denn noch waren ihre Augen gerötet. Auch ihrer Mutter sah man an, daß sie geweint hatte.

„Weshalb hast Du geweint, Anna?" fragte Körber sie, indem er nach dem Gruße vor ihr stehen blieb und ihr ins Auge blickte.

Anna schwieg.

Noch einmal wiederholte er die Frage.

„Verkleine ich Dein ganzes Vertrauen nicht mehr?" fügte er hinzu.

„Doch — doch!" erwiderte Anna und kämpfte auf's Neue mit Thränen.

„So sag es mir," bat Körber.

Anna zögerte.

„Sie ist heute wieder bei dem Criminalrichter gewesen und hat ihn noch einmal um eine Unterredung mit Heinrich gebeten," gab ihre Mutter zur Antwort.

„Anna — welche Thorheit!" rief Körber. „Und er hat es Dir abgeschlagen?"

„Ja," erwiderte Anna.

„Ich hätte es Dir vorhersagen können, weshalb hast Du es ohne mein Wissen gethan?"

„Ich wollte Dir keinen Verdruß bereiten — ich hoffte, daß er meinen Bitten nachgeben würde," gab Anna zur Antwort.

„Und sagte er Dir, weshalb er es nicht gestatten könne?" warf Körber fragend ein.

„Die Untersuchung gegen Heinrich sei noch nicht beendet — vorher dürfe Niemand mit ihm sprechen."

„Hat er weiter nichts gesagt?" fragte Körber weiter. „Hat er sich nicht ausgesprochen, wohin — wohin diese Untersuchungen führen würden?"

„Auch das," erwiderte Anna schluchzend, „Heinrich habe keine Hoffnung mehr, er sei schuldig!"

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Der Schmerz brach auf's Neue heftig in ihr los.

Und Körber besaß kein Mittel, sie zu trösten — kein Wort. Er schritt im Zimmer auf und ab.

Da richtete sich Anna wieder empor.

„Hermann," rief sie, während ihr Auge angstvoll auf ihn gerichtet war, „und auch Du hast keine Hoffnung mehr — auch Du nicht?"

Diese Frage schnitt in sein Herz. Was sollte er ihr erwidern? Noch einige Male schritt er aufgeregt im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor ihr stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein musterhaftes Weib.

Eine Erzählung aus dem Leben.

Peter Feuering war ein reicher Mann, aber auch ein großer Liebhaber des Geldes. In der Stadt, in der er lebte, galt er allgemein für ein Geizhals. Und wenn er auch den Geiz nicht so weit trieb, daß er sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse versagte, so wußte er doch in allem, was darüber hinausging, eine so karge Sparsamkeit zu beobachten, daß er den Namen, den ihm die öffentliche Meinung beilegte, nicht ganz mit Unrecht führte. So konnte sich, um nur Eins zu erwähnen, Niemand erinnern, daß er jemals für wohlthätige oder gemeinnützige Zwecke einen Beitrag geleistet, oder daß er einem Armen einen Pfennig geschenkt hätte.

Obschon er von Natur kein Weiberfeind und selbst in seinem fünfzigsten Jahre nicht ganz unempfindlich gegen ein paar schöne Augen war, so hatte er sich doch niemals verheirathet. „Weiber und Töchter," sagte er, „sind theuere Artikel. Sie gebrauchen Kleider und Putz und sind alle zur Verschwendung geneigt. Sie würden, während ich lebe, mein Geld ausgeben und es nach meinem Tode verschwenden und verschleudern."

Mit diesen Ansichten hatte er sich immer von den Klippen des Ehestandes fern zu halten gewußt. Zwei- oder dreimal war er nahe daran, ein zärtliches Verhältniß anzuknüpfen. Aber jedesmal hatte ihn irgend etwas, was er für eine große Verschwendung hielt, von seiner Auserwählten zurückgeschreckt. Einmal war es eine Straußenfeder auf einem blauen Hute, ein anderes Mal die Entdeckung, daß seine Schöne gern Eis aß, und das dritte Mal der Anblick einer weiten Krinoline, die sich der Gegenstand seiner Neigung plötzlich beigelegt hatte. Ueberhaupt, seitdem die Reifröcke aufgekommen, hatte Peter mehr als jemals das Heirathen verredet. Er wagte gar nicht daran zu denken, was ein Frauenkleid von solcher Ausdehnung kosten würde. Diese aufgeblasenen Kleider waren ihm nicht blos auf der Straße, sondern auch bei den Abendgesellschaften, zu denen er als ein Mann von Stellung häufig eingeladen wurde, und die er des Abendessens wegen niemals versäumte, ein wahrer Greuel. Mehr als einmal, wenn er bei Tische zwischen zwei kolossalen Krinolinen eingeklemmt war, erneuerte er das Gelübde, als Junggeselle zu leben und zu sterben.

Aber die Junggesellenschaft hatte auch eine große Schattenseite, und diese war die Haushaltung. Peter besaß ein eigenes, von einem Onkel ererbtes Haus, das er nicht verkaufen wollte, weil Niemand geneigt war, ihm die geforderte Summe dafür zu geben, und weil ihm die Miethwohnungen, wo man ihn angeblich immer bestohlen, verhaßt waren. Das Haushalten aber kostete Geld. Er mußte dazu eine Magd haben, und diese war, wie er zu sagen pflegte, ein Nagel zu seinem Sarg. Seine tägliche Klage war, daß die Person zu viel aß, daß zu viel Butter, Mehl, Lichter und Brennmaterial aufgingen, daß bei jedem Wechsel Handtücher, Geschirr und andere kleine Artikel fehlten u. s. w. Dies ging zuletzt so weit, daß er Tag und Nacht

Digitized by Google

keine Ruhe mehr genoß. Er versuchte es in einem Vierteljahre mit drei neuen Personen, aber es blieb immer dasselbe. Endlich nahm er in seiner Verzweiflung zu Frau B., der Gattin eines seiner Collegen, welche öfters Abendgesellschaften gab, seine Zuflucht. Ihr klagte er alle seine Leiden und bat um ihren Rath.

„Dienstboten sind eine große Plage," sagte sie.

„Sie zehren Haus und Hof auf," sagte Peter.

„Man kann ihnen nur selten vertrauen," fuhr Frau B. fort.

„Sie sind alle Diebe, gnädige Frau."

„Ein Herr," sagte Frau B., „hat keine Zeit und kein Geschick, sie gehörig zu überwachen. Ich sann Ihnen darum keinen andern Rath geben, als zu heirathen."

„Zu heirathen?"

„Ja, eine Frau kann solche Dinge viel besser besorgen, und wenn Sie eine verständige und thätige Person nehmen, so brauchen Sie keine Magd. Sie würden viel sparsamer wirthschaften, wenn Sie heiratheten."

„Sparsam?" rief Peter. „Die gnädige Frau wollen mich gewiß zum Besten haben. Federn und Blumen, Spitzen, Seide und Ringe, Eiscream und 100 andere Dinge und — sparsam! Darf ich mir erlauben zu fragen, gnädige Frau, wie viel Ellen Zeug Sie zu einem Kleide brauchen?"

„Je nachdem es breit ist, 12 bis 15 und in Seide auch wohl 18 Ellen."

„Achtzehn Ellen zu 2 bis 3 fl. die Elle, und nicht ein, sondern 20 Kleider! Das allein schon würde hinreichen, einen Mann vollständig zu ruiniren."

Frau B. dachte einen Augenblick nach. „Wenn Sie aber eine sparsame Frau finden könnten?"

„Ja, wenn ich einen weißen Raben finden könnte."

„Eine, die keinen Kreuzer unnöthig ausgibt."

„Sie existirt nicht, gnädige Frau."

„Welche wie eine Nonne lebt und fast gar nichts für sich braucht. Eine solche habe ich im Auge. Sie ist eine Wittwe noch jung und hübsch, ihr Name Christine Förster. Sie lebt zu L. auf dem Lande und wird in der nächsten Woche zum Besuche hierherkommen. Sie können sich dann selbst überzeugen."

Peter Feuering lächelte spöttisch. „Sparsamkeit in Reifröcken und Zwanzig-Gulden-Hüten," sagte er für sich. „Sie möchten mich heirathen, um mein Geld durchzubringen." Und er ging voll Aerger nach Hause.

Als er aber in der folgenden Woche von Frau B. zum Thee geladen wurde, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, zu Hause zu bleiben. Die Ersparung eines Abendessens war für ihn ein zu wichtiger Beweggrund, die Einladung anzunehmen. Und so zog er seinen Frack an und ging hin. Der Salon war voll von Damen in Seide und weiten Crinolinen. Die meisten von ihnen waren Herrn Peter Feuering bekannt, und er sah sich unter ihnen vergebens nach einer Fremden um. Frau B. hatte ihm geschrieben, daß Frau Förster in der Gesellschaft sein werde. Aber welches war diese sparsame Wittwe? Vielleicht die Dame in blaßgelber Seide in der Nähe des Piano's. Er konnte sich ihres Gesichts nicht erinnern. Es dauerte indeß nicht lange, so wurden seine Zweifel gelöst, denn sobald Frau B. seiner ansichtig ward, rief sie mit lauter Stimme: „Wo ist Cousine Tina? Herr Rath, Sie müssen sich der Frau Förster vorstellen lassen." Bei diesen Worten tauchte eine schmale glatte Gestalt aus der Mitte von zwei umfangreichen Damen hervor und stand ihm gegenüber. Es war ein kleines schlankes Weib mit einem sehr hübschen Gesichte. Sie trug keinen Reifrock, ihr Kleid bestand aus braunem Merino und sie hatte keinerlei Schmuck an sich. Peter betrachtete sie beifällig. Mehrere Damen tauschten Blicke des Einverständnisses aus und ein unterdrücktes Kichern ließ sich vernehmen. Wie durch ein allgemeines Uebereinkommen ließ man das Paar in einer Ecke des Salons allein.

„Schönes Wetter," sagte Peter, die Unterhaltung beginnend, „schönes Wetter, aber kalt."

„Ja, aber ich liebe das kalte Wetter nicht," antwortete die Dame.

„Bekommt es Ihnen vielleicht nicht gut?"

„Nein, das ist's nicht. Ich bin niemals krank; aber das kalte Wetter ist so kostspielig. Es geht so viel Licht und Holz auf, und das Geld schlüpft Einem durch die Hände, daß man nicht weiß wie. Obgleich ich keine Dienstboten halte, die diese Dinge verschleudern können, so wundere ich mich doch, wo sie hinkommen.

„Gerade so ist es bei mir," antwortete Peter. „Es ist erstaunlich, was die Dinge kosten. Da ist z. B. Butter, wir wollen sagen, alle vierzehn Tage ein Pfund —"

„Ich esse niemals Butter, die kostet zu viel. In der Küche gebrauche ich amerikanisches Schweineschmalz, das um die Hälfte wohlfeiler ist," fiel die Dame ein.

„Dann Zucker, Thee und Kaffee."

„Ja, wenn Sie freilich solche Luxusartikel gebrauchen, was können Sie da erwarten," sagte Frau Förster.

„Sie sind allerdings künstliche Bedürfnisse," entgegnete Peter, „aber die Gewohnheit ist eine zweite Natur." (Forts. folgt.)

* Räthsel.

Zwei Brüder wohnen Tag und Nacht,
Sich unbekannt in einem Hause.
Sie geben rings auf Alles Acht,
Allein nach mancher großen Pause.
Sie gleichen sich und üben gleiche Macht.
Sie reden ohne Zung und siegen ohne Hände,
Verstärken sich durch fremde Hülfe gern,
Ach, und verrathen oft am Ende
Des Hauses unbedachten Herrn.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 33. Donnerstag, den 19. Juli 1866.

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Anna," sprach der Commissär und seine Stimme bebte leise, „Du weißt, wie ich selbst die Hoffnung in Dir angefacht habe, wie ich an Heinrichs Unschuld glaube. Ich habe Dir gesagt, wie es für mich nur ein Mittel gibt, ihn zu befreien, daß ich seine Unschuld beweisen, den wirklichen Mörder aufdecken muß. Ich habe Dir gelobt, dies zu erreichen und noch — noch ist es mir nicht gelungen. Nicht eine Stunde lang habe ich mein Versprechen vergessen, Tag und Nacht bin ich thätig gewesen, die Spur des Mörders zu entdecken! Oh, ich habe meinen Kopf angestrengt, gemartert, mit Gewalt wollte ich ihm einen Weg [illegible] auf dem ich mein Ziel erreichen konnte, — es ist Alles vergebens gewesen! Du hast mich oft gefragt, ob ich krank sei, weil meine bleichen Wangen Dich besorgt machten — ich mochte Dir nicht gestehen, wie dies die Folge meiner rastlosen Thätigkeit, die Folge des Schmerzes, Heinrich nicht helfen zu können, war. Gieb mir ein Mittel an, wodurch ich Heinrichs Unschuld beweisen kann, nur eine leichte Spur, die den Mörder verräth, und Alles — Alles soll einen guten Ausgang nehmen! Ich habe auf meine Erfahrung, mein scharfes Auge, meine Kraft, habe auf Glück und Zufall gebaut — es hat mich Alles im Stich gelassen — ich weiß nicht mehr, was ich beginnen soll!"

„Ich mache Dir keinen Vorwurf," erwiderte Anna, „ich weiß ja, daß Du Dein Wort gehalten haben würdest — und dennoch — Heinrich darf nicht verurtheilt werden — er kann die That nicht begangen haben!"

„Sei ruhig, Anna," bat sie Körber. „Noch ist der Urtheilsspruch über ihn nicht ausgesprochen, gib die Hoffnung nicht auf!"

Es gelang ihm wenig, Anna und ihre Mutter zu trösten. Langsam, traurig schwand der Abend hin und dennoch war es ziemlich spät geworden, als Körber endlich fortging.

Wieder nahm er seinen Weg durch die kleine Pforte der Gartenmauer. Es war eine dunkle Nacht, allein er kannte ja den Weg genau. Leise verschloß er die Thüre wieder. Einen Augenblick blieb er neben ihr stehen. Er dachte noch an den Schmerz Derer, die er soeben verlassen hatte. Da war es ihm, als ob von der Straße her Schritte in die enge Gasse lenkten. Wer hatte zu dieser Zeit hier noch etwas zu suchen? Er lehnte sich dicht an die Thür und blieb regungslos stehen. Eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt eilte an ihm vorüber — ein Mann. War das nicht Prell? Seine Gestalt, sein Gang! Es war Körber fast, als ob er die dunklen Augen des Arztes hätte funkeln sehen.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt, blieb der Mann einen Augenblick stehen. Er erhob den Arm und schien einen Gegenstand über die Mauer geworfen zu haben. Dann eilte er weiter. Körber war überrascht. Was konnte es sein? Hatte er wirklich den Doctor gesehen? Er mußte es wissen, mußte sich davon überzeugen. Hastig folgte er ihm. Er sah die Gestalt zwischen den [illegible] verschwinden. Der Verfolgte mochte ihn [illegible] — er fing an zu laufen. Auch Körber [illegible] Immer verdächtiger war ihm das Vorhaben des Mannes erschienen. Da stolperte er über einen Stein und fiel. Hastig raffte er sich empor und eilte weiter.

Er hatte die Gestalt aus den Augen verloren. Er verdoppelte seine Eile — vergebens. Sollte der Mann in einen der Gärten geeilt sein? Es war kaum anders möglich, denn sein Fall hatte nicht eine Minute Verzögerung hervorgerufen. Er eilte zurück — untersuchte die in die Gärten führenden Thüren — sie waren sämmtlich verschlossen. Wieder eilte er weiter. Der Weg führte auf die Promenade, welche die Stadt umgab. Dort theilte er sich nach mehreren Richtungen hin. Nach welcher sollte er folgen?

Einen Augenblick stand er überlegend still. Wenn es wirklich der Doctor gewesen war? Schnell entschlossen schlug er den zum Thore führenden Weg ein. Athemlos kam er vor dem Thore an. Vor dem Thore zu Prells Haus hielt er an. Dicht an einen der großen Steinpfeiler lehnte er sich.

Er war so schnell geeilt, daß der Doctor unmöglich schon vor ihm sein Haus erreicht haben konnte. Er blickte nach dem Hause hinüber, sämmtliche Fenster desselben waren dunkel. Regungslos blieb er stehen. Prell kam nicht. Sollte er sich doch in der Gestalt geirrt haben? Er glaubte es nicht, denn sein Auge war scharf. Und doch müßte Prell jetzt bereits heimgekehrt sein, denn länger als eine halbe Stunde stand er schon neben dem

Digitized by Google

Thore. Plötzlich tauchte in dem Hause, in des Doctors Zimmer, Licht auf.

„Ha! Er ist auf einem anderen Wege zurückgekehrt!“ rief Körber unwillkürlich leise. Was konnte ihn zu dieser Vorsicht veranlaßt haben? Was hatte er überdies in der kleinen Gasse zu schaffen gehabt? Was hatte er über die Mauer geworfen? Weshalb war er so eilig gefloben? All diese Fragen legte Körber sich vor, ohne eine einzige von ihnen beantworten zu können. Und dann wieder mußte er sich fragen, ob er sich nicht in der Person getäuscht habe — es war Nacht! — Aber drüben das Licht in des Doctors Zimmer! — Schon nach wenigen Minuten wurde es wieder ausgelöscht.

Immer noch blieb Körber stehen. Mochte die Nacht auch unfreundlich sein. Er empfand es nicht, so sehr beschäftigten ihn Fragen und Gedanken. Und was war für ihn an einer schlaflos durchwachten Nacht gelegen. Sein Amt als Polizeicommissär hatte ihn längst daran gewöhnt. Drüben im Hause, in des Doctors Zimmer blieb es dunkel.

Langsam schritt er in die Stadt zurück. Unwillkürlich ging er wieder durch die kleine Gasse. Sie war leer. Er dachte daran, in den Garten zu gehen — um noch dem hinübergeworfenen Gegenstande zu suchen — es wäre in der Dunkelheit ein vergebliches Bemühen gewesen und er mochte in dem Hause keine Störung hervorrufen. Vielleicht hatte er sich in Allem geirrt. Er ging heim.

Sein erster Gedanke, als er am andern Morgen erwachte, war auf den Vorfall in der vergangenen Nacht gerichtet. Derselbe ließ ihm keine Ruhe. Hastig kleidete er sich an und ging zu dem Hause seiner Verlobten.

Erschreckt kam ihm Anna entgegen. Durch das Fenster hatte sie ihn kommen sehen.

„Weshalb kommst Du so früh, Hermann?“ fragte sie.

„Bist Du heute Morgen noch nicht im Garten gewesen?“ warf Körber ein.

„Nein,“ erwiderte Anna erstaunt. „Was sollte ich dort?“

„Ist noch Niemand darin gewesen?“ fragte Körber weiter.

„Ich glaube nicht — schwerlich. Doch weshalb fragst Du darnach?“

„Komm — komm mit, Anna,“ erwiderte Körber hastig, ohne auf ihre Frage zu antworten, und schritt ihr in den Garten voran.

„Was willst Du nur hier?“ begann Anna wieder zu fragen, da sie sein Vorhaben noch nicht begriff.

„Einen Gegenstand suchen, der gestern Abend, als ich von hier fortging, über die Mauer geworfen wurde,“ erwiderte Körber und erzählte ihr mit wenigen Worten den Vorfall, ohne zu erwähnen, daß er den Doctor erkannt zu haben glaubte.

„Und Du hast den Mann nicht erkannt?“

„Nein — nein!“ gab Körber zur Antwort. „Nun komm nur, hilf mir suchen. Dort ungefähr muß es sein — dort an der Mauer zwischen dem Himbeergesträuch.“

Den Blick scharf auf die Erde geheftet, gebückt, von Anna unterstützt, durchsuchte er das Gesträuch. Er fand nichts.

„Du wirst Dich getäuscht haben,“ sprach Anna. „Ich begreife nicht, was Jemand hierher geworfen haben könnte!“

„Ich täusche mich nicht. Ich weiß auch nicht, was es ist,“ gab Körber zur Antwort, „allein wäre es ein ganz gleichgültiger Gegenstand gewesen, so hätte der Mann nicht nöthig gehabt, so eilig zu fliehen.“

Noch einmal durchsuchte er mit ganzer Aufmerksamkeit das Gebüsch.

„Halt! Was ist das?“ rief er plötzlich.

Er bückte sich und hob einen Gegenstand empor. Starr — überrascht blickte sein Auge darauf.

„Ein Portemonnaie! — Bergers Portemonnaie!“ rief er laut.

Anna trat hinzu.

„Sieh — sieh hier!“ fuhr er fort. „Ein silberner Vögel! Ich täusche mich nicht, es ist des [illegible] Portemonnaie!“

Er öffnete es, es war leer.

„Ich begreife nicht, wie es hierher gekommen ist,“ sprach Anna erschreckt und verwirrt.

„Ich begreife es!“ rief Körber und sein Auge leuchtete freudig. „Ueber die Mauer ist es geworfen, vorige Nacht. Sieh — es hat hier noch nicht lange gelegen — das Leder ist kaum feucht. Oh — Anna — Anna — nun habe ich wieder Muth und Hoffnung! Endlich eine Spur, und ich will sie schon weiter verfolgen — verlaß Dich auf mich! Meine Ahnung hat mich doch nicht betrogen! Ein Bubenstück — ein schändliches Bubenstück! — Anna — Anna, nun befreie ich Deinen Bruder — er ist unschuldig!“

Erstaunt blickte Anna ihn an. Sie verstand ihn nicht.

„Du verstehst mich nicht,“ fuhr er freudig erregt fort. „Sieh — hier, dies Portemonnaie soll Deinem Bruder den Kerker öffnen, ihm Freiheit und Leben retten! Du begreifst mich nicht. Höre zu, aber schweige Anna — versprich — schwöre mir, daß Du jetzt noch schweigen willst, keinem Menschen darfst Du ein Wort davon sagen — selbst Deiner Mutter nicht — es gilt Deines Bruders Freiheit — gib mir die Hand darauf!“

Schweigend reichte ihm Anna ihre Rechte entgegen. Er erfaßte sie und hielt sie in seiner Hand fest.

„Sieh,“ sprach er leiser, „dies Portemonnaie ist hierher geworfen, um den Verdacht gegen Heinrich zu verstärken. Es sollte hier gefunden werden, es war ja wahrscheinlich, daß es bekannt

Digitized by Google

wurde. Das Portemonnaie des Ermordeten in dem Garten, der der Mutter desjenigen gehört, auf welchem bis jetzt der ganze Verdacht ruht, der des Mordes angeklagt ist! Ahnst — begreift Du nun den Zusammenhang? Oh — dies Bubenstück! Auch Dich — auch Deine Mutter hätte es in die Untersuchung mit hineingerissen, wenn mich mein Glücksstern nicht vergangene Nacht zur rechten Zeit von hier hätte fortgehen heißen! — Haha! Anna — blickst Du nun klar? Heinrich ist unschuldig — oh, ich habe in der letzten Zeit, als all meine Bemühungen vergebens blieben, oft an seiner Unschuld gezweifelt — aber jetzt weiß ich sie. Die Beweise, die gegen ihn sprechen, die ihn in den Kerker geführt haben, die Brieftasche in der Nähe seiner Wohnung — das Notizblatt in seinem Garten — eine Bubenhand hat sie dorthin geworfen, um den Verdacht auf ihn zu werfen — vielleicht nur, um ihn zu verderben — vielleicht, um den Verdacht von sich abzuwenden!"

Halb zweifelnd blickte Anna ihren Verlobten an. Führte dessen Phantasie ihn nicht zu weit? Es wurde ihr schwer, nach so viel trüben, kummervollen Tagen der Hoffnung mit einem Male wieder vollen Eintritt in ihre Brust zu gewähren.

Körber bemerkte, was in ihr vorging.

„Du glaubst mir nicht," fuhr er fort. „Du glaubst, daß ein Traum mich hinreißt — nein, Anna — ich blicke klar! Oh — es drängt sich mir mit einem Male so viel auf — ich vermag es kaum zu fassen! Nun — nun komme ich zu meinem Ziele!"

„Du hast aber den Mann nicht erkannt, der das Portemonnaie hierher geworfen hat," warf Anna ein.

„Ich werde ihn finden!" rief Körber, „verlaß Dich auf mich. Ich habe seine Gestalt, seinen Gang gesehen und ich werde ihn finden, müßte ich auch jeden Menschen hier in der Stadt einzeln aufsuchen und vergleichen! Nun aber schweig, Anna! Niemand darf eine Ahnung davon haben! Ich allein will mir das Verdienst erwerben, Deinen Bruder zu befreien und den Schmerz von Deinem Herzen zu nehmen — ich habe es Dir ja gelobt, als Du mir Deine Hand schenktest! Ich will dem Criminalrichter gegenübertreten und sagen: Lassen Sie den Förster in Freiheit — der ist der Mörder Bergers! Ich will mich an seinem ungläubigen Erstaunen weiden! Er hat ja über mich gelächelt, so oft ich einen Zweifel an Heinrichs Schuld ausgesprochen, — er hat ja gesagt, daß die Liebe meine Augen blind gemacht haben — ich will ihm beweisen, daß sie durch die Liebe — durch die Liebe zu Dir — geschärft sind! Ja, Anna, Deine Liebe ist die Retterin Deines Bruders! Hättest Du mir nicht Dein Herz geschenkt, ich würde nimmermehr in vergangener Nacht hierher gekommen sein, ein neuer Beweis gegen Deinen Bruder wäre gefunden und er wäre rettungslos verloren gewesen!" (Forts. folgt.)

Ein musterhaftes Weib.

(Schluß.)

„Verschwenderische Gewohnheiten haben schon Viele ruinirt," sagte Frau Förster. „Ich schaudere, wenn ich an diese Krinolinen denke. Solche Verschwendung an Stoff!"

„Ich habe selbst oft daran gedacht," sagte Peter. „Und Sie tragen sie nicht?"

„Ich?" entgegnete Frau Förster. „Ich habe, Gott sei Dank, meinen Verstand. Ich hege keinen Wunsch, im Armenspital zu sterben. Ich trage dieses Kleid seit zehn Jahren."

„Wirklich?" fragte Peter. „Ich vermuthe, daß viele Damen alle zehn Monate ein neues kaufen."

„Alle zehn Monate?" sagte Frau Förster. „Ich muß wirklich über mein Geschlecht erröthen."

Peter war entzückt. Er gab in Gedanken der Frau B. Recht. Eine solche Frau würde ihm nur eine kleinigkeit kosten. Und was würde sie Alles in der Haushaltung ersparen können. Ueberdies war sie hübsch und noch jung, ein Preis, wie er selten zu finden. Seine gute Meinung wuchs noch am Theetisch, wo sie nichts als ein Stückchen Brod und Wasser zu sich nahm. Niemals in seinem Leben hatte Peter Feuering ein so musterhaftes Weib getroffen, und Eines, dessen Ansichten so sehr mit den seinigen übereinstimmten. Noch ehe der Abend vorüber war, hatte er sich's überlegt, daß es wohlfeiler wäre zu heirathen, als Junggeselle zu bleiben, wenn er diese Frau zur Ehehälfte hätte.

„Sie würde nicht nur selbst überall sparen, sondern auch meinen kleinen Verschwendungen Einhalt thun," sagte er. „Sie würde unschätzbar für mich sein. Sie lebte von Brod und Wasser und trägt ein Kleid zehn Jahre lang. Das Schicksal muß sie eigends zu meinem Frommen hergesendet haben."

So beschloß er denn nach reiflicher Erwägung, sich um sie zu bewerben, und da die Dame in dem Hause der Frau B. wohnte, so hatte er alle Gelegenheit dazu. Das Freien war für ihn mit keinen Kosten verbunden. Er gab ihr keine Geschenke und sie erwartete keine. Er führte sie nirgends wohin außer in die Kirche, und Beide waren glücklich. Endlich stellte er seinen Antrag. Sie wurde roth, zögerte und bat sich Bedenkzeit aus. Nach Ablauf derselben sagte sie.

„Ich trage Bedenken, Ja zu sagen, Herr Feuering. Ich liebe Sie, aber Sie sind so schrecklich verschwenderisch. Sie trinken Thee und Kaffee und essen Butter. Ich müßte wirklich fürchten in Armuth zu gerathen."

„Ich? — Ich bin ja die sparsamste Seele von der Welt!"

„Verschwenderische Leute denken immer so," sagte die Dame. „Nein, ich kann mein Jawort nicht geben, wenn Sie sich nicht entschließen, mir die Kasse zu überlassen, damit ich sicher sein kann,

Digitized by Google

daß Sie sich nicht selbst ruiniren. Dies ist aber wahrscheinlich nicht möglich, und im Grunde genommen kann ich es auch nicht wünschen, mir eine solche Last aufzubürden."

Es war jetzt an Peter, sich Bedenkzeit auszubitten. Er verließ sie deßhalb, und als er unerwartet nach Hause kam, traf er in der Küche den Liebhaber der Magd, welcher sich dort mit Butterbrod und den dreimal aufgewärmten Ueberbleibseln einer Hammelskeule gütlich that. Er sagte das Mädchen sogleich fort und eilte zu der Wittwe Förster zurück.

„Mein Geld," sagte er, „wird in Ihrer Hand sicherer sein, als in der meinigen. Heirathen Sie mich und retten Sie mich vom Ruin."

Was die Wittwe darauf antwortete, wird man aus der Thatsache schließen können, daß vier Tage darauf die gerichtliche Aufnahme ihres Ehevertrags stattfand, worin nicht allein die Frau in Folge der landesüblichen Gütergemeinschaft zur alleinigen Erbin ihres Mannes eingesetzt, sondern ihr auch das Recht eingeräumt wurde, die gemeinschaftliche Kasse zu führen, alle Einnahmen an sich zu ziehen und zu verwalten. Ein geschickter Jurist stand ihr bei der Abfassung dieses Vertrags zur Seite. Acht Tage darauf fand ihre Trauung statt, bei welcher die Braut in ihrem braunen Merinokleide erschien.

„Wie glücklich bin ich," sagte Peter für sich, „keine diebischen Mägde, keine Verschleuderung mehr und ein liebenswürdiges Weib noch obendrein. Das nenne ich Glück."

So führte er die Braut in sein Haus ein und übergab ihr die Schlüssel. Er erklärte ihr dabei, was für Geld vorhanden war, und berieth sich mit ihr, wie sie dasselbe am vortheilhaftesten anlegen wollten. Da er erst vor wenigen Tagen ein Kapital zurückgezahlt erhalten hatte, so war die Summe eine ziemlich beträchtliche. Man kam überein, dieselbe einstweilen bei einer Bank zu deponiren, ein Geschäft, das die Frau zu besorgen versprach.

Als am folgenden Morgen die Bureauzeit herannahte, entschuldigte sich Peter bei seiner jungen Frau, daß er sie verlassen müsse. Sie war ungemein liebenswürdig und versicherte ihn, daß sie sich nicht langweilen werde, weil sie selbst einen guten Theil Geschäfte vor sich habe.

„Vielleicht das Waschen?" sagte er. „Meine Mutter hat dies immer am Montag besorgt. Was für ein Schatz bist du doch!" Peter entfernte sich, zufrieden mit sich und der ganzen Welt.

Als er Mittags gegen ein Uhr zurückkehrte, sah er zu seinem größten Schrecken schon aus der Ferne, daß Leitern an seinem Hause angelehnt waren, auf welchen Männer standen. Sein erster Gedanke war, daß Feuer ausgebrochen sei. In athemloser Hast eilte er darauf zu. „Was gibt es da?" schrie er. „Wer sind diese Männer? Feuer! Diebe!"

„Mache keinen solchen Lärmen, mein Lieber!" rief eine Stimme aus einem Fenster des ersten Stocks. „Es sind nur die Tüncher. Kennst du nicht das Sprichwort: Ein neuer Anstrich bezahlt sich selbst!" Peter schöpfte wieder Athem. „Aber die furchtbaren Ausgaben? Du hättest mich doch erst fragen sollen!" Er stolperte in das Haus. Hier aber bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn fast von Sinnen brachte. Ueberall, wo er hinsah, waren Arbeiter beschäftigt, das alte Haus zu säubern und zu repariren. Neue Teppiche, Tapeten und Vorhänge lagen umher, und in allen Zimmern waren Leute thätig. Das Haus war voll wie ein Bienenstock. Peter ging wie im Traum umher.

In einem der Zimmer traf er zwei Mädchen, welche mit Nähen beschäftigt waren. „Wer sind Sie?" fragte er.

„Die Näherinnen der Frau Feuering, zu dienen, Herr."

„Und wo ist die Frau Feuering?"

„Hier, mein Lieber," antwortete eine Stimme, und gleich darauf trat aus dem anstoßenden Gemach eine Dame in einer umfangreichen Krinoline und einem silberfarbenen seidenen Kleide ein. Auf dem Kopfe trug sie ein feines Spitzenhäubchen, und ihre Person war reichlich mit Ringen, Bracelets, Brochen und Nadeln geschmückt. „Die neuen Möbel sind bestellt," sagte sie, „und Tapezirer und Anstreicher bereits da. Ebenso die Dienerschaft. Die Köchin wünscht zu wissen, ob du das Rindfleisch gekocht oder gebraten wünschest. In solchen Dingen sollst du immer deine Wahl haben. Da heute keine Zeit mehr war, um eine süße Speise zu bereiten, so müssen wir uns mit Torte und Früchten begnügen."

„Christine, bist du wahnsinnig geworden?" schrie Peter. „Oder träume ich?"

„So viel ist gewiß, daß ich vollkommen wach bin!" rief die Dame. „Ich habe lange genug gedarbt und dieses braune Kleid getragen, bis es mir zum Ekel wurde. Ich habe immer den Putz geliebt —"

„Den Putz geliebt!" schrie Peter, „und gerne gute Dinge gegessen!"

„Ja wohl," erwiderte seine Ehehälfte, „und ich habe deßhalb geheirathet, um sie mir verschaffen zu können."

„Aber wenn ich das nur gewußt hätte, so —"

„Würdest du mich nicht geheirathet haben. Das hatte mir meine Cousine B. vorausgesagt."

Peter begriff jetzt die ganze Wahrheit. Er vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern starrte seine Frau eine Zeit lang an und stürzte dann mit dem Ausrufe: „Verrathen und verkauft!" aus dem Hause.

Es dauerte kein Jahr, so war Frau Feuering wieder Wittwe. Eine Alteration über eine Abendgesellschaft, welche seine Frau gegeben, hatte Peter einen Schlaganfall zugezogen, welcher seinen Tod herbeiführte. Seine letzten Worte waren: „Verrathen und verkauft!"

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 33. Sonntag, den 22. Juli **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Noch nie hatte Anna den Geliebten in so freudiger Erregung und Begeisterung gesehen. — Lieb drückte sie ihm die Hand. „Möge Gott geben, daß Du Recht hast!" sprach sie.

„Ich habe Recht!" rief Körber zuversichtlich. „Nur auf Eins kommt es jetzt an — auf Ruhe — Ruhe!" Er strich mit der Hand über die Stirn. „Ja, Ruhe und Klarheit hier, damit ich nicht selbst wieder verderbe, was ich endlich gewonnen habe! Aber ich will vorsichtig sein. Schritt für Schritt will ich weiter gehen — es lohnt ja der Mühe! Und Anna, noch Eins! An dem Tage, wo Heinrich frei in das Försterhaus zurückkehrt, an dem Tage laß uns auch unsere Verlobung feiern — es soll ein doppelter und dreifacher Freudentag für uns werden!"

Anna versprach es ihm gern. Körber verließ sie.

Er war in freudigster Aufregung. Die Stirn brannte ihm. Langsam ging er um die Stadt, um sich abzukühlen, um ruhiger zu werden. Es war ihm, als ob das Portemonnaie in seiner Tasche ein unendlich großer Schatz sei — und es war auch ein Schatz für ihn. Noch einmal überdachte er Alles. Außer allem Zweifel stand es für ihn, daß durch dies Portemonnaie der auf den Förster haftende Verdacht verstärkt werden sollte. Aber wer — wer hatte es über die Mauer geworfen? Täuschte er sich nicht dennoch in Prell? Die Nacht war dunkel gewesen — wie leicht konnte er sich geirrt haben! Und wenn er sich geirrt hatte, wie sollte er den entdecken, der ihm entflohen war? Diese Schwierigkeit schreckte ihn nicht mehr zurück. Stand doch jetzt unerschütterlich fest in ihm, daß Hellmann unschuldig war.

Wenn er sich aber in Prell nicht getäuscht hatte — was konnte den Doctor bewegen, den Förster verderben zu wollen? Wie kam das Portemonnaie in seine Hand? Sollte er den wirklichen Mörder kennen? Sollte er mit ihm in Verbindung stehen?

Körber überflog im Geiste alle diejenigen, mit denen Prell in näherer Verbindung stand, allein er fand keinen einzigen unter ihnen, der einer solchen That fähig wäre. Konnte Prell indeß nicht noch Verbindungen haben, welche er nicht kannte? Dies zu erforschen, erschien ihm leicht.

Bald war er sich über die Schritte, welche er einschlagen mußte vollständig klar. Er mußte zu dem Gefangenen, mußte ihn sprechen, um von ihm zu erfahren, in welcher Verbindung er mit Prell gestanden hatte.

Schnell entschlossen schritt er dem Hause des Richters zu. Er fürchtete nicht mehr Pintus Lächeln. Bald — bald mußte ja für ihn der Augenblick kommen, indem er mit siegreichem Lächeln vor den Criminalrichter hintreten und ihm sagen konnte: „Ich habe Recht gehabt — der Förster ist unschuldig!"

Er traf den Criminalrichter auf seinem Zimmer.

„So zeitig schon Herr Commissär!" rief ihm Pintus zu, als er eintrat. „Was bringen Sie mir Wichtiges?"

„Nur eine Bitte führt mich zu Ihnen!" erwiderte Körber.

„So sprechen Sie — Sie wissen, daß ich Ihnen gern gefällig bin, wenn es in meiner Macht steht!"

„Es steht in Ihrer Macht," versicherte Körber. „Gestatten Sie mir eine Unterredung mit dem Förster."

Der Richter richtete prüfend das Auge auf ihn.

„Was wollen Sie bei ihm?"

„Ich muß ihn sprechen — allein."

Pintus lächelte.

„Herr Commissär," sprach er. „Haben Sie immer den Gedanken noch nicht aufgegeben, daß der Förster unschuldig ist?"

„Gestatten Sie mir eine Unterredung mit ihm," warf Körber ein.

„Ich darf es nicht. Sie würden nur mir und sich selbst Unannehmlichkeiten dadurch bereiten."

„Sie dürfen es!" erwiderte Körber. „Nicht als Freund, Herr Criminalrichter, nicht weil ich seine Schwester liebe, wünsche ich mit ihm zu sprechen — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nur als Polizeicommissär diese Bitte an Sie richte!"

„Was wollen Sie bei ihm," warf Pintus ein. „Hoffen Sie noch immer ihn retten zu können?"

„Ich hoffe, Ihnen bald weitere Beweise gegen den Mörder Bergers an die Hand geben zu können," gab Körber zur Antwort.

Pintus schwankte, er verstand und begriff ihn nicht recht.

„Herr Commissär," sprach er, „Sie wissen, daß ich Ihnen wohl will, wenn Sie mich täuschten — wenn Sie mich zwängen gegen Sie aufzutreten — bedenken Sie Ihre Stellung —?"

Körber verstand die Worte. Er blieb ruhig.

Digitized by Google

„Noch Niemand hat mich als Lügner kennen gelernt," entgegnete er, „ich handle nur wie meine Pflicht als Polizeicommissär mir vorschreibt!"

„Und Sie wollen mir Ihre Absicht verschweigen — mir als Untersuchungsrichter?"

„Dies ist das Einzige, weshalb ich Sie bitte, kein Mißtrauen gegen mich zu haben. Hier, meine Hand — Sie werden es mir einst danken!"

Pintus schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe.

„Ich verstehe Sie nicht," sprach er, „ich begehe vielleicht eine Thorheit, allein ich will doch sehen, ob ich mich auch in Ihnen geirrt habe — gut — ich gestatte Ihnen die Unterredung mit Hellmann!"

Aus Körbers Auge blitzte ein Strahl der Freude.

„Sie werden es nicht bereuen," entgegnete er. „Kann ich den Förster noch heute Morgen sprechen? Sogleich?"

Pintus setzte sich schweigend an einen Schreibtisch und schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier.

„Hier," sprach er, Körber das Papier überreichend. „Der Gefängnißwärter wird Sie zu ihm führen."

„Ich danke Ihnen!" rief Körber hastig.

Er wollte das Zimmer verlassen.

„Noch Eins, Herr Commissär!" rief Pintus ihm nach. „Ich kenne kein Gefühl der Schonung mehr, wenn ich hintergangen werde!"

„Seien Sie ruhig" — gab Körber zur Antwort. „Ich bedarf keiner Schonung!"

Er verließ das Zimmer des Richters. Sein Herz schlug lauter, als er über die Straße dem Gefängnisse zueilte. Brachte ihm die Unterredung mit dem Gefangenen Aufklärung? Gab sie ihm nur einige Punkte an die Hand, die er weiter benutzen konnte, um den Mörder Berger's zu entdecken?

Diese Fragen beschäftigten ihn. — Geduld! — Wenige Minuten später öffnete ihm der Gefängnißwärter die Thür, welche zu Hellmanns Zelle führte.

Zögernd blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen. Sein Herz schlug unruhig. Sein Auge mußte sich erst an das Halbdunkel des Raumes gewöhnen.

War die Gestalt mit den bleichen, eingefallenen Wangen, mit den tiefliegenden Augen, welche dort auf der niedrigen Bank saß, der Angeklagte? War das die kräftige, lebensfrische Gestalt des Försters?

Erschreckt trat Körber einen Schritt in die Zelle. Es war der Förster, der ihn so starr, so gleichgiltig anblickte.

„Hellmann!" rief Körber und schritt ihm entgegen.

Langsam erhob sich der Gerufene.

„Kommen Sie auch endlich einmal!" sprach er und seine Stimme klang dumpf, hohl. „Sie hat wohl der Criminalrichter zu mir gesandt! Haha! Sie sollen wohl in mich dringen, daß ich endlich eine That gestehe, die ich nicht begangen habe! Sie soll:n mich fangen durch schlaue Fragen, süße Worte! Sie können ja reden — ich weiß es — Sie sind ja ein gewandter Polizeibeamter — —!"

„Hellmann!" unterbrach ihn Körber vorwurfsvoll und streckte ihm die Hand entgegen.

Der Förster zögerte die Hand anzunehmen.

„Erst sagen Sie mir, daß Sie der Criminalrichter nicht zu mir sendet," erwiderte er. „Schwören Sie es mir — nein, feien Sie ruhig — schwören Sie nicht — ich habe längst an allen Menschen, selbst an Gott verzweifelt — ich glaube auch keinem Schwure mehr!"

„Hellmann, ich komme aus freiem Antriebe zu Ihnen," sprach Körber, dem des Gefangenen Verzweiflung tief in's Herz schnitt. „Ich bin Ihr Freund gewesen — ich bin es noch — vertrauen Sie mir!"

„Haha! Vertrauen!" lachte der Förster bitter auf. „Sie mein Freund! Sie sind ja Polizeikommissär! Doch was wollen Sie von mir?"

Körber schwieg einen Augenblick. Er erfaßte des Gefangenen Hand.

„Die Wahrheit, Hellmann," sprach er, „die volle ganze Wahrheit, in Allem, warum ich Sie frage Hellmann" — und er beugte sich zu ihm — „ich verdiene Ihr Vertrauen — sehen Sie hier diesen Ring an meinem Finger — ich habe ihn von Anna — Sie ist meine Braut."

Der Förster zuckte empor. Er richtete das Auge prüfend auf Körber.

„Sie sind Polizeicommissär," erwiderte er langsam — „doch fragen Sie — ich will Ihnen in Allem die volle Wahrheit sagen — ich habe Sie nicht zu fürchten."

„Ich weiß es," versicherte Körber, dem Gefangenen die Hand drückend — „ich glaube nicht an Ihre Schuld — ich weiß, daß Sie unschuldig sind und deshalb will ich Sie retten!"

„Sie wissen, daß ich unschuldig bin," fuhr der Förster heftig auf, „und dennoch sitze ich seit Monaten hier, dennoch sind Sie nicht für mich aufgetreten und haben meine Unschuld bewiesen!"

„Ich habe es vergebens versucht," entgegnete Körber, „ich konnte die Beweise, welche gegen Sie sprachen, nicht vernichten. Hellmann, ich habe seit Ihrer Verhaftung noch keine ruhige Stunde gehabt, alle Kräfte habe ich daran gesetzt, um für Ihre Befreiung zu wirken — es ist mir nicht gelungen. Aber jetzt — jetzt habe ich neue Hoffnung — ja Gewißheit — es wird mir gelingen; nun antworten Sie mir wahr und offen."

„Haha! Sie wollen wissen, ob ich Berger erschossen habe?" warf Hellmann ein. „Nein! Ich habe es nicht gethan — ich habe nichts zu gestehen — und wenn ich verurtheilt, wenn ich auf das Schaffot geführt werde, so werde ich noch von dort herabrufen: ich habe es nicht gethan! Ich bin unschuldig!"

Digitized by Google

„Seien Sie ruhig, Hellmann," bat Körber und legte die Hand auf den Arm des Gefangenen. Er zog ihn mit sich zur Bank. „Kommen Sie, setzen Sie sich hier zu mir — Sie sollen ja nichts gestehen, was Sie nicht gethan haben. Meine Fragen werden etwas ganz Anderes betreffen. In welchen Beziehungen haben Sie mit dem Doctor Prell gestanden?"

Der Förster blickte ihn prüfend an. Er schien ihm noch immer nicht zu trauen. Er war vorsichtig mit seinen Antworten geworden.

„In sehr geringer," erwiderte er endlich. „Er war mein Arzt, allein ich habe seine Hilfe wenig nöthig gehabt."

„Ich weiß es," unterbrach ihn Körber. „Haben Sie nie Streit mit dem Doctor gehabt?"

„Nie," versicherte Hellmann.

„Oder haben Sie ihn irgend beleidigt," fuhr der Commissär fort. „Zürnte er Ihnen — war er Ihnen feindlich gesinnt?"

„Wozu all diese Fragen?" warf der Förster ein. Ich bin im Ganzen wenig mit dem Doctor zusammen gekommen, wenn es geschah, war es stets in freundlicher Weise. Auch er kann es nicht anders behaupten, oder er spricht die Unwahrheit."

„Ist er öfter in Ihrem Hause gewesen?" fragte Körber weiter.

„Ja — wenn ich unwohl war, und auch sonst kam er wohl zu Zeiten — er ist zuweilen mit mir auf die Jagd gegangen," gab der Förster zur Antwort. „Er ist ein Jagdfreund und schießt gut. Was haben Sie aber mit ihm zu schaffen?"

„Noch nichts," entgegnete Körber. „Noch eine Frage. Ich glaube, Prell ist Ihnen nicht wohlgesinnt — vermögen Sie sich zu erklären, weshalb nicht?"

Der Gefangene sann nach.

„Nein," erwiderte er. „Er kann nichts gegen mich haben, deshalb glaube ich auch, daß Sie irren."

Körber schwieg. Er sann nach. Er war mit der Erwartung hierher gekommen, mehr von dem Förster zu erfahren, jetzt entzog ihm derselbe sogar die schwache Spur, welche er gefunden zu haben glaubte. Sollte er sich dennoch in dem Doctor irren? Aber weshalb wich das ahnende Gefühl, daß Prell um das Verbrechen wisse, nicht von ihm. Wie war er dazu gekommen, den Richter sogleich bei der Untersuchung des Todten auf das Gewicht der Kugel aufmerksam zu machen? Weshalb hatte er zuerst Pintus Verdacht auf den Förster gelenkt, denn daß er es gethan hatte, daran zweifelte er nicht mehr.

„Wenn er mit Ihnen zur Jagd ging," fuhr Körber fort, „brachte er sich sein Gewehr selbst mit?"

„Ja."

„Hat er nie eines von den Ihrigen genommen?"

„Doch — zwei- oder dreimal, als er zufällig kam und ich ihn bat, mit mir auf den Anstand zu gehen."

„Welches Gewehr hat er dann genommen?"

„Ich gab ihm meine kleine Spitzkugelbüchse, sie war leicht und schoß gut."

„Dieselbe, welche der Criminalrichter mit sich genommen hat?"

„Dieselbe. Doch weshalb fragen Sie nur darnach? Was haben Sie vor?"

„Nichts — nichts," erwiderte Körber. „Sie sind also gefällig gegen ihn gewesen, haben ihm Ihre liebste Büchse gegeben — haben ihn nie beleidigt?"

„Nie," versicherte der Förster.

„Versprechen Sie mir, daß Sie gegen Niemand über das, wonach ich Sie gefragt habe, sprechen werden — Hellmann, es hängt für Sie viel davon ab — vielleicht Alles."

„Ich werde schweigen," versprach Hellmann.

Er blickte den Commissär fragend an. Er begriff ja das ganze Verhör nicht.

„Ich denke, Sie haben nun Zutrauen zu mir gefaßt," fuhr Körber fort. „Ich kenne Ihre Aussagen, die Sie dem Criminalrichter gemacht haben — haben Sie noch etwas hinzuzufügen?"

Hellmann sann nach.

„Haben Sie den Doctor an dem Tage, an welchem Berger erschossen ist, gesehen?"

„Nein."

„Ist er nach jenem Tage zu Ihnen gekommen — in Ihr Haus?"

Hellmann besann sich.

„Oh — ich bin in dieser Zeit nach so Vielem gefragt," erwiderte er, „daß mein Kopf oft ganz verwirrt ist."

„Besinnen Sie sich nur," warf Körber beruhigend ein.

„Nein, er ist nicht bei mir gewesen," sprach der Förster, „jetzt weiß ich es genau. Ich war ja unwohl — ich mochte nicht zu ihm schicken und doch wäre es mir recht gewesen, wenn er von selbst gekommen wäre, allein er kam nicht."

Körber stand auf — er hatte nichts mehr zu fragen. Der Förster hielt ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wilder Traum.

Von L. D. B.

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Indien war ich mit meiner Familie in London wieder angelangt, und suchte in den Zeitungen nach einem Landsitze, den ich kaufen oder miethen konnte. — Unter den vielen darin enthaltenen Bekanntmachungen zog eine meine Aufmerksamkeit besonders an, weil die darin geschilderte Lokalität völlig geeignet für meine Wünsche und Bedürfnisse zu sein schien. Es war ein Landhaus, Gledhill genannt, und in der lieblichen Grafschaft Warwick gelegen. Am nächsten Tage bestieg ich die Eisenbahn, um es in Augenschein zu nehmen, und fand, daß es ein weitläufiges, im geschmacklosen Style des vorigen Jahrhunderts errichtetes Gebäude war. Uebri-

Digitized by Google

gens befand es sich in gutem häuslichen Zustande, und war von einem hübschen Garten und anderen Ländereien umgeben. Es gefiel mir, und ich beschloß, mich nach den Bedingungen zu erkundigen, unter denen es überlassen werden sollte; denn ein alter Diener, der mich darin herumgeführt, hatte mir gesagt, daß es nicht zu verkaufen, sondern nur zu vermiethen sei. Er verwies mich wegen des Näheren an einen Mann Namens Lomond, welcher in der nächsten Stadt wohnte, und den ich natürlich für den Agenten des eigentlichen, vielleicht entfernt wohnenden Besitzers hielt.

Die Stadt war nur eine Meile entfernt, und jedem Bewohner, selbst jedem Kinde darin schien Mr. Lomonds Name wohl bekannt zu sein. Er bewohnte ein hübsches, mit Epheu und Geisblatt überwachsenes Häuschen in der Umgebung des Ortes. Gerade als ich im Begriffe war, an die Hausthür zu pochen, kam er mir daraus entgegen. Er hatte das sonnverbrannte Gesicht eines Fischers, und in der Hand eine Angelruthe und einen Korb. Dennoch gab mir ein gewisses Etwas in seiner Erscheinung augenblicklich die Ueberzeugung, daß er kein gewöhnlicher Agent oder Commissionär, sondern ein ächter Gentleman sei.

Nach einigen einleitenden Worten theilte ich ihm den Zweck meines Kommens mit.

„Ich hoffe, daß Ihnen das alte Gebäude gefällt!" sagte er. „Viele von meinen Freunden hier verargen es mir sehr, daß ich es überhaupt vermiethe, und meinen, ich sollte es selbst bewohnen; allein mein Einkommen ist durch die Schlechtigkeit eines Menschen, den ich nicht nennen will, so geschmälert worden, daß es mir nicht mehr erlaubt, einen so großen Haushalt zu führen, wie mein Vater, mein Großvater und viele von meinen Voreltern geführt haben. Ich darf weder Gesellschaft besuchen noch empfangen, wie sie es gethan, und halte es, da ich ein armer und alter Junggeselle bin, für weiser, dieses Häuschen, welches mein Eigenthum ist, zu bewohnen, und mir mit der Jagdflinte und Angelruthe körperliche Bewegung zu verschaffen, indem ich es gern einem reicheren Manne überlasse, das stattliche Herrenhaus meiner Voreltern zu bewohnen und mein Einkommen durch den Miethzins zu erhöhen."

Ich erklärte, daß mir das Haus gefalle, fragte nach den Bedingungen, welche sehr mäßig waren, und drückte deßhalb den Wunsch aus, sogleich den Contract mit ihm abzuschließen, um das Haus schon in den nächsten Tagen mit meiner Familie beziehen zu können.

„Also sind Sie nicht ein unverheiratheter Mann, wie ich es bin?" sagte er lächelnd.

„Ich lebe seit zwölf Jahren im heiligen Ehestande," erwiederte ich, „und da die Gesundheit meiner Frau etwas schwach und die Londoner Luft nicht wohlthätig für sie ist, so möchte ich sie gern so bald als möglich auf das Land bringen."

Mr. Lomond schwieg einige Augenblicke, trommelte gedankenvoll mit den Fingern auf den Tisch und schien irgend einen schwierigen Punkt bei sich zu überlegen.

„Ehe wir abschließen," sagte er endlich, „muß ich Sie um eine kleine — eine ganz kleine Gefälligkeit bitten."

„Mit Vergnügen," erwiderte ich. „Worin besteht sie?"

„Gehen Sie erst morgen nach London zurück und schlafen Sie diese Nacht in Gledhill," versetzte er dringend. „Mein alter Diener Dobson und dessen Frau, welche im Hause wohnen, werden Ihnen ein gutes Essen bereiten und ein bequemes Bett herrichten. Morgen früh werde ich hinüber kommen, um Sie zu besuchen, und wenn es dann noch Ihre Absicht ist, das Haus zu beziehen, so mögen Sie es schon am nächsten Tage thun."

„Aber meine Familie erwartet mich heute Abend," entgegnete ich. „Ueberdies sehe ich nicht ein, in wie fern mein Entschluß davon abhängig werden kann, daß ich eine Nacht in Gledhill zubringe."

„Ihrer Familie können Sie telegraphiren lassen, daß Ihre Rückkehr erst morgen erfolgen werde," antwortete Mr. Lomond; „und was den andern Einwand betrifft, so muß ich bemerken, daß meine Bitte nicht aus Eigensinn entspringt, sondern daß ich gewisse Gründe dafür habe, die ich Ihnen morgen mittheilen will."

Nach einigen Zwischenreden fügte ich mich seinem Wunsche, der bei mir unwillkürlich eine gewisse Neugierde erweckte. Demgemäß sandte er einen Boten ab, um in Gledhill das Essen und das Bett für mich zu bestellen, und ich benutzte die Zwischenzeit dazu, die Stadt und die Ruinen der alten Abtei zu besehen, nachdem wir übereingekommen waren, uns am folgenden Morgen um zehn Uhr wieder zu sprechen.

Der Herbsttag ging bereits zur Neige, als ich mich die breite Pappelallee entlang dem Herrenhause näherte. Derselbe alte Diener, den ich vorher gesehen hatte, öffnete auf mein Pochen, verbeugte sich ehrerbietig und zeigte mir an, daß Alles zu meinem Empfang bereit sei. Als ich über die Hausschwelle trat, fiel die Thür mit einem dumpfen Krachen hinter mir zu, welches in allen Winkeln des Gebäudes wiederhallte und selbst in meiner Brust ein düsteres Echo erweckte. Der von Alter gebeugte Diener schritt voran und führte mich durch den öden Hausflur, die breite Treppe hinauf, bis in einen großen Saal, hinter dem mehrere kleinere Zimmer lagen, von denen zwei für mich in Stand gesetzt worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 31:

Die Augen.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 31. Donnerstag, den 26. Juli **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Körber," sprach der Förster und seine Stimme zitterte: „Was macht meine Mutter und Anna?"

„Ich kann Sie nicht täuschen," erwiderte der Commissär. „Ihr Geschick ist ihnen tief — tief zu Herzen gegangen. Sie werden diese kummervollen Tage so leicht nicht wieder überwinden."

Gebeugt saß der Förster da, die Augen vor sich hin starr auf den Boden gerichtet.

„Ich habe es mir gedacht," sprach er mit tonloser Stimme. „Ich habe mir oft ausgemalt, wie Sie meinetwegen leiden und doch — doch kann ich mir keine Schuld beimessen. Glaubt denn auch meine Mutter — glaubt auch Anna, daß ich schuldig bin?"

„Nein!" versicherte Körber, „Sie wissen, daß Sie unschuldig sind!"

„Und doch ist keiner von ihnen zu mir gekommen," fuhr Hellmann fort. „Ich habe mich hier in dieser entsetzlichen Einsamkeit so oft nach ihnen gesehnt. Nur einmal, einmal wünschte ich mich aussprechen zu können, nur ein Herz hier zu haben, das mir glaubte, wenn ich ihm sagte, ich habe mit Berger's Tod nichts zu schaffen gehabt! Es ist keiner gekommen — seit Monaten sitze ich hier allein!"

Er bedeckte die Augen mit der Hand.

„Der Criminalrichter wollte sie nicht zu Ihnen lassen," sprach Körber. „Jeden Tag würden sie ja gekommen sein, wenn es ihnen gestattet wäre, denn Sie sind es, die stets ihre Gedanken beschäftigen!"

Mit Mitleid blickte Körber auf den einst so kräftigen, lebensmuthigen Mann herab.

„Ja, Körber," fuhr der Förster fort. „Diese Zeit hier hat gewaltig an meiner Gesundheit und meinem Leben gerüttelt. Ich begriff früher nicht, wie man des Lebens überdrüssig werden und den Tod herbei sehnen könne — jetzt — jetzt begreife ich es! Wie oft habe ich mir hier den Tod gewünscht! Wie oft bin ich Nachts in wilder Verzweiflung aufgesprungen, habe an den Eisenstäben des Fensters gerüttelt und bin mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt, um all den Qualen mit einem Male ein Ende zu machen! Körber — Sie haben keine Ahnung von den Qualen, zu wissen, daß man unschuldig ist und hier zu sitzen wie ein Verbrecher — des Mordes angeklagt! Oh — ich habe denen geflucht, die mich hierher gebracht, ich habe mir oft in Verzweiflung zugeschworen, den Criminalrichter mit meinen Händen zu erwürgen, wenn er mich wieder zu sich führen lasse — denn er — er hat mich hierher gebracht — — und doch, wenn ich zu ihm geführt wurde, wenn das volle Tageslicht mir wieder entgegenlachte, dann erwachte die Lust zum Leben, die Sehnsucht nach der Freiheit wieder doppelt stark in mir und jeder Mordgedanke schwand — er hätte mich ja für immer in diesen Mauern begraben!"

Kraftlos sank der Förster zusammen. Körber legte die Hand auf seine Schulter.

„Hellmann, halten Sie aus — nur noch kurze Zeit — ich habe Ihrer Schwester geschworen, Ihnen die Freiheit zu erringen und ich werde Wort halten. Schon habe ich die erste Spur des Mörders entdeckt . . . !"

„Wer ist es?" rief Hellmann aufspringend. „Durch wessen Schuld sitze ich seit Monaten hier?"

„Ich weiß es noch nicht — aber ich befreie Sie. Nicht auf den Criminalrichter werfen Sie Ihren Haß — er ist im Irrthum, allein er kann kaum anders — er ist nie feindlich gegen Sie gesinnt gewesen!"

Der Förster schwieg. In Gedanken versunken stand er da.

„Körber," sprach er endlich. „Sind Sie seit jenem Tage mit Paula zusammengekommen?"

„Nein."

„Glaubt auch Sie, daß ich Bergers Mörder bin?"

„Ich weiß es nicht."

„Oh gewiß wird sie es glauben! Sie wird mich hassen als den Mörder ihres Geliebten! Auch das — auch das noch!"

„Hellmann, Sie lieben Paula noch?" fragte der Commissär.

„Ja ich liebe Sie noch!" rief der Förster, sich empor richtend. Dies eine Wort schien ihm seine volle Kraft zurückzugeben. „Ich liebe sie noch und werde sie immer lieben, auch wenn sie mich haßt. Oft wenn ich hier in dumpfer, brütender Verzweiflung sitze, wenn ich die Hände ringe vor Schmerz, dann ist es mir, als ob ich ihr Bild dort an der Mauer langsam emporsteigen sehe — sie steht dort — ich sehe ihre dunklen Augen — ihr Lächeln, es ist, als ob sie mir die Hand entgegenstrecken wollte und wenn ich dann Alles vergessend aufspringe

Digitized by Google

und zu ihr eile, dann ist nur die kalte, graue Wand vor mir und starrt mir höhnend entgegen! — — Körber — Sie sind mein Freund gewesen — oh — ich glaube, daß Sie es noch sind — sind der Verlobte meiner Schwester — den einen Wunsch erfüllen Sie mir — die eine Bitte: wenn Sie Paula treffen — nein, gehen Sie zu ihr und sagen Sie ihr, daß Sie hier gewesen seien, daß ich unschuldig sei und Berger nicht erschossen habe. Sie solle mich nicht hassen — denn nicht ich — nicht ich hätte ihrem Herzen den Schmerz zugefügt! — Körber — wollen Sie ihr das sagen? Versprechen Sie es mir!"

„Ich will es ihr sagen," erwiederte Körber, ihm die Hand entgegenstreckend, „und Freund, wenn mich nicht Alles im Stich läßt, dann — dann sollen Sie selbst ihr bald sagen können, daß Sie unschuldig sind!"

Noch einmal schüttelte er dem Freunde warm die Hand, dann verließ er das Gefängniß.

Dies war also der kräftige, lebensfrische Mann, der noch vor wenigen Monaten so lustig und entschlossen in das Leben hineingeblickt hatte! Dahin hatte ihn der Bubenstreich eines andern oder eine unheilvolle Verkettung von Zufälligkeiten gebracht. Und wenn er wieder frei würde, wenn seine Unschuld von dem Gerichte mit den lautesten Worten ausgerufen wurde — wer konnte die Zeit aus seiner Erinnerung verwischen, die er im Gefängnisse zugebracht hatte, wer war im Stande, ihm die Schmerzen zu vergelten, die er unschuldig erduldet und die sein Leben vielleicht um Jahre verkürzt hatten!

Das ist die menschliche Gerechtigkeit! Die Göttin, das Sinnbild der Gerechtigkeit wird mit einer Wagschale in der Hand und einer Binde über beiden Augen dargestellt — oh — diese Binde, diese Blindheit hat schon manchen Unschuldigen hart mitgenommen, wenn nicht gar vernichtet! — —

In dem Hause des Doctors Prell ging es still zu.

Marie war noch immer in der Residenz. Vergebens hatte sie im Anfange in mehreren Briefen ihren Vater gebeten, ihr die Rückkehr zu gestatten. Sie fühle sich fremd in der großen Stadt, Prell hatte ihr die Bitten abgeschlagen und ihr in strengem Tone geschrieben, sie werde so lange bleiben, bis er sie selbst zurückhole — bis seine Schwester ihm geschrieben habe, daß Alles an ihrer Erziehung und Ausbildung, was er versäumt habe, nachgeholt sei.

Jetzt schrieb sie nur noch selten. Sie hatte sich an das geräuschvollere Leben in der Residenz gewöhnt, ja es sogar lieb gewonnen.

Auch mit Paula stand sie nur in seltener brieflicher Verbindung. Ihr Vater wünschte diesen Briefwechsel nicht und ihre Tante trat demselben soviel ihr möglich war, hindernd entgegen.

Paula lebte in dem großen Hause still und eingezogen. Der so grausame Tod Berger's, nachdem sie kaum wenige Stunden mit ihm verlobt gewesen war, hatte einen tiefen, erschütternden Eindruck in ihr hinterlassen. Das Glück ihres ganzen Lebens erschien ihr vernichtet. Und der hatte ihren Geliebten ermordet, dem ihr Herz gleichfalls zugeneigt gewesen war; der Förster, dessen Worten sie so gern gelauscht!

Anfangs hatte sie es für unmöglich gehalten, daß Hellmann die That begangen habe — der Doctor hatte sie indeß längst überzeugt, daß er Bergers Mörder sei.

Vergebens war Prell bemüht gewesen, sie zu zerstreuen — sie hatte jede Zerstreuung zurückgewiesen. Auf ihrem Zimmer saß sie allein und Abends in der Stube Prells, mit diesem zusammen, der Alles aufbot, Sie zu unterhalten und mehr und mehr vergessen zu lassen, was so schwer in ihr Glück eingegriffen hatte.

Selten verließ Prell am Abend das Haus, nur um Paula nicht allein zu lassen. Allen Vergnügungen entsagte er ihretwegen. Sie wußte es und erkannte es in dankbarer Liebe an.

Der alte Berger, der nach dem Tode seines Sohnes kinderlos und ohne Erben dastand, hatte schon mehrere Mal gegen Prell den Wunsch geäußert, Paula zu sich und an Kindesstatt annehmen zu wollen.

„Mein Sohn hat sie geliebt," sprach er, „ich glaube sein Andenken nicht besser ehren zu können, als wenn ich sie trotz seines Todes zu meinem Kinde mache."

Prell war den Wünschen des Alten stets ausgewichen, hatte die Ausführung derselben hinauszuschieben gesucht durch den Vorwand, daß Paula noch der größten Schonung und Ruhe bedürfe.

Unerwartet trat der alte Berger eines Tages gegen Abend in Prells Zimmer.

Der Doctor erhieb sofort, was denselben zu ihm führte und trat ihm unruhig entgegen.

„Haben Sie mit Paula noch immer nicht über meinen Wunsch gesprochen?" fragte der Alte, nachdem er sich niedergelassen hatte. „Haben Sie ihr denselben noch nicht mitgetheilt?"

„Nein," erwiderte Prell. „Noch nicht. Sie ist noch nicht ruhig genug dazu. Gönnen Sie dem armen Mädchen Zeit, das zu verschmerzen, was sie so gewaltig erschüttert hat!"

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich fürchte, daß ich selbst nicht mehr viel Zeit zu verlieren haben werde," sprach er tief bekümmert. „Die Stütze meines Lebens ist mir genommen, nun fühle ich, wie es schnell zusammen bricht!"

„Thorheit, bester Herr Berger," warf Prell in scheinbar scherzendem Tone ein. „Sie werden noch lange leben! Ihre Gesundheit ist eine vortreffliche und die Zeit wird auch bei Ihnen den Schmerz mehr und mehr in Vergessenheit bringen."

Er war ja seit Jahren Hausarzt in Bergers Hause und kannte den Alten.

Digitized by Google

„In meinem Alter vergißt man schwer," entgegnete der Kaufmann, „für mich gibt es keine Hoffnung mehr. Meine Gesundheit ist gut bis jetzt gewesen — allein meine Kräfte nehmen ab, mit jedem Tage. Mir bleibt nichts als die Erinnerung an meinen Sohn, deshalb will ich ganz nach seinem Sinne handeln. Altdorf wollte er kaufen, um es seiner Braut zu schenken, um mit seiner jungen Frau dort zu wohnen — die Unterhandlungen um den Kauf des Gutes wurden durch seinen Tod abgebrochen — ich habe sie wieder angeknüpft — ja, ich will Altdorf kaufen und es soll Paula's Eigenthum werden!"

„Paula's Eigenthum!" rief Prell überrascht. „Sie wollen es ihr schenken?"

Der Alte nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich will sie ja an Kindesstatt annehmen, — sie soll meine Erbin werden, allein hiervon sagen Sie ihr noch nichts, versprechen Sie es mir, Doctor, ich möchte nicht, daß sie sich hierdurch verlocken ließe, in mein Haus zu ziehen — mein Herz steht so allein und verlassen da — ihre Liebe möchte ich mir erwerben und erst dann — dann, wenn ich weiß, daß sie mich wie ihren Vater liebt — erst dann will ich sie damit überraschen. Gönnen Sie einem alten Manne diese Freude."

„Kein Wort werde ich ihr davon sagen," erwiderte Prell, „nicht ein Wort, Herr Berger, ich werde Ihnen die Freude nicht verderben, wenn Paula überhaupt nur geneigt ist, in Ihr Haus zu ziehen — ich weiß, daß sie hier gern ist."

„Sie sind gut gegen sie gewesen, liebevoll wie ein Vater," fuhr der Alte fort, „allein ich will sie ja dadurch nicht von Ihnen reißen, sie kann noch jeden Tag zu Ihnen kommen. Sagen Sie es Paula, daß ich sie in mein Haus, als mein Kind anzunehmen wünsche, daß sie gleichsam an Hugo's Stelle einrücken soll. Sie werden ja hören, was sie erwidert — ob sie es gern thut. — Lassen Sie mich selbst zu ihr — ich selbst will es ihr sagen, will in ihrem Auge lesen, wie sie meinen Wunsch aufnimmt!"

In dem Doctor zuckte es auf.

„Thun Sie es nicht," warf er ein. „Ihr Wunsch trifft sie noch ganz unvorbereitet — ganz unerwartet. Lassen Sie mich Paula langsam darauf hinführen — ich bin ja ihr Vormund und habe mir ihr Bestes im Auge. Es ist ihr Glück, wenn Sie sie als Kind zu sich nehmen und ich werde sie dahin bringen, daß sie gern und freudig zu Ihnen geht."

Der alte Kaufmann drückte dem Doctor die Hand.

„Thun Sie es — thun Sie es," sprach er. „Das Leben hat ja nur noch diesen einen Wunsch mir übrig gelassen; ich möchte ihn gern erfüllt sehen, ehe ich scheide!"

„Das sollen Sie," entgegnete Prell scheinbar mit der größten Ruhe und doch schritt er im Zimmer auf und ab, um zu verbergen, was in ihm vorging.

Endlich blieb er vor dem Alten stehen.

„Stellen Sie doch Paula eine Schenkungsurkunde über das Gut aus," sprach er. „Lassen Sie mich dieselbe ihr geben — es wird sie ergreifen und sie rühren und am schnellsten ihr Herz Ihnen zuführen."

Er blickte den greisen Kaufmann prüfend an.

Dieser schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Noch nicht," sprach er. „Erst muß sie bei mir sein — erst muß ich die Gewißheit haben, daß sie mir eine wirkliche Tochter wird. So schnell hoffe ich noch nicht zu sterben, daß mir dazu nicht noch Zeit bliebe."

„Sie haben Recht," erwiderte Prell. „Es war nur eine Idee — wie sie oft in uns aufsteigen. Sie gewinnen uns leicht, weil sie uns unerwartet neue Gesichtspunkte zeigen und doch geben wir sie bei näherer Prüfung meist wieder auf. Sie haben Recht — es eilt damit ja nicht."

Der Alte erhob sich, um fortzugehen.

„Nicht wahr," fragte er noch, „Sie sprechen mit Paula bald darüber?"

„Gewiß," versicherte Prell, „so bald als möglich — so bald ich sie in einer ruhigen, heiteren Laune treffe. Verlassen Sie sich auf mich."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und der Alte ging fort.

Prell blieb allein zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wilder Traum.

Von L. D. B.

(Fortsetzung.)

Alles sah kalt und freudlos in dem matten Abendlichte aus, und der häusliche Schein hatte sie verlassen, seitdem die erwärmenden Sonnenstrahlen sie nicht mehr beschienen, so daß ich im Stillen die Eile bereute, mit der ich mich dazu verstanden hatte, dieses alte unheimliche Haus ohne nähere Prüfung als zukünftige Wohnung für alle diejenigen, die mir theuer waren, zu übernehmen; und als der alte Diener mir erzählte, daß die meinem Dienste geweihten 2 Zimmer seit dem vor 3 Jahren erfolgten Tode des letzten Besitzers nur als Gast-Zimmer zur Beherbergung derjenigen Personen benutzt worden waren, welche sich, gleich mir, in der Absicht eingefunden hatten, das Haus zu miethen, aber regelmäßig am andern Morgen dasselbe verlassen hatten, um es nie wieder zu betreten, erwachte die Vermuthung in mir, daß Mr. Lomond's Vorschlag, eine Nacht darin zuzubringen, aus einem tiefer liegenden Grunde entsprungen sei, als ich Anfangs geglaubt.

Nachdem ich gespeist und den Wein meines Gastfreundes zur Genüge gekostet hatte, zündete ich mir eine Cigarre an und schleuderte von einer gewissen Unruhe getrieben, durch den Corridor

Digitized by Google

bis in den großen leeren Saal, wo die Strahlen des Mondes ein gespensteges Spiel mit einander trieben. Er war leer und unmöblirt, und sein Fußboden, von keinem Teppich bedeckt, knarrte unter meinen Füßen, als stöhnte er unter der Last eines schrecklichen Geheimnisses, das er gern verrathen möchte, aber nicht konnte. Nichts war darin zu sehen, als ein einziger Gegenstand, ein Ueberrest aus vergangenen glücklicheren Tagen, in der Gestalt eines großen Familienporträts, welches noch jetzt wie seit 50 Jahren, an seiner gewohnten Stelle über dem Kaminsimse hing. Als mein Blick darauf gefallen war, holte ich ein Licht aus meinem Zimmer herbei, um es näher zu betrachten. Es stellte einen Mann in Lebensgröße dar, welcher die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts übliche militärische Tracht trug. Das stolze, entschlossene Gesicht war hübsch zu nennen, aber in dem erzwungenen Lächeln der Lippen lag etwas Abstoßendes, Schleichendes, Tigerartiges. Dennoch entdeckte ich in den anderen, milderen Zügen desselben eine Aehnlichkeit mit meinem gutmüthigen Freunde, Mr. Lemond, welche mich vermuthen ließ, daß es das Porträt eines seiner Vorfahren sei.

Die Anstrengungen des Tages und die Einsamkeit meiner Umgebung ließen mich frühzeitig das Bett suchen, aber ich konnte an diesem ungewohnten Orte lange nicht einschlafen, nachdem das Licht verlöscht war, und ich hörte noch 11 Uhr und selbst Mitternacht schlagen. Dann endlich sanken meine Augenlieder. Wie lange mein Schlummer gedauert haben mochte, ob Stunden oder nur Minuten, als ich im Lande der Träume erwachte, kann ich nicht sagen. Ich hatte jenes Bewußtsein, welches der Träumende in der Regel hat, und das häufig so lebendig ist wie das des wirklichen Lebens, aber während des nachfolgenden wilden Drama's war ich ohne alle eigene Individualität. Ich war, so zu sagen, Nichts, nur ein wesenloser Zeuge traumartiger Begebenheiten, zu denen ich in gar keiner Beziehung stand, und die ich weder verhindern, noch irgendwie darauf einwirken konnte.

Vor mir lag der große Saal des Hauses. Ich erkannte ihn sogleich an dem über dem Kamin hängenden Porträt des Offiziers. Die seegrünen Wände waren jetzt mit zahlreichen andern Gemälden und Kupferstichen in kostbaren Rahmen geschmückt. Auf dem Fußboden lag ein dicker Teppich, geschmackvolle Vorhänge verbargen die hohen Fenster, und in dem riesigen Kamine brannte ein langsam erlöschendes Feuer. In der einen Ecke stand eine chinesische Vase, aus der ein schwacher Wohlgeruch emporstieg; in der andern Ecke lehnte eine Harfe, und zahlreiche Bücher, in kostbaren Einbänden, lagen, zerstreut im Saale, welcher von vielen Wachslichtern auf hohen Armleuchtern erhellt wurde.

An einem kleinen Nähtische saß ein junges Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, welches anscheinend mit einer Stickerei sehr emsig beschäftigt war, aber dessen Geist unverkennbar anderen Gegenständen nachhing. Sie trug ein weißes Kleid von altmodischem Schnitte. Ihr Gesicht war schön, aber der Ausdruck verrieth das Bewußtsein dessen und zugleich einen gewissen Stolz, eine geheime Entschlossenheit, welche unwillkürlich an die Züge des Porträts über dem Kamine erinnerten. Ihr Haar hing aufgelöst bis auf die Schultern herab und wurde nur im Nacken von einem schmalen blauen Sammetbande zusammengehalten. Um den Hals trug sie eine schwache goldene Kette, an der ein goldenes Medaillon hing, welches sie von Zeit zu Zeit aus dem Busen ihres Kleides hervorzog und mit fieberhafter Ungeduld an die Lippen drückte. Dieselbe Ungeduld zeigte sich auch in der Art ihrer Arbeit, indem sie hastig einige Stiche that, bald die Nadel ruhen ließ, um gespannt zu horchen und in völlige Geistesabwesenheit zu versinken, aus der sie nach wenigen Minuten erwachte und die Arbeit ebenso hastig von Neuem begann.

Der so ungeduldig erwartete Gegenstand kam endlich. Ein leises Pfeifen von eigenthümlicher Art ließ sich vernehmen, welches ich im Traume so deutlich hörte, daß ich mich dessen noch später im wachen Zustand erinnern und es genau nachahmen konnte. Die junge Dame sprang empor, sobald es an ihr Ohr schlug, ihre Augen strahlten von neuem Glanze, und die sanften Lippen rundeten sich zu einem Lächeln, während eine tiefe Röthe ihr Gesicht überzog. Einige Augenblicke blieb sie so stehen und ging darauf an eins der Fenster, zog den Vorhang auf die Seite und stellte als Zeichen der Antwort ein brennendes Licht dicht an die Scheibe. Dann zog sie es wieder zurück, ließ den Vorhang fallen und eilte aus dem Zimmer, um sogleich mit einer dünnen Strickleiter zurückzukehren. Nachdem sie hierauf die drei Thüren des Saales verschlossen hatte, um gegen Ueberraschung gesichert zu sein, trat sie hinter einen Fenstervorhang. Ich hörte sie leise das Fenster öffnen, und wußte so gut, als wenn ich es gesehen hätte, daß sie alsdann die Strickleiter daran befestigte, und daß ihr Geliebter sogleich im Zimmer erscheinen werde.

Meine Vermuthung traf ein. Bald darauf eröffnete sich wieder der Vorhang, die junge Dame kam hervor und dicht hinter ihr folgte ein großer, hübscher junger Mann, von dunklem Colorite, der einem ächten Romanhelden ähnlich sah.

„Meine geliebte Leonore!“ rief er.

„Mein theurer Edmund!“ war ihre Antwort.

Er schloß sie in seine Arme, beugte sich und küßte sie zärtlich. Dann zog er sie näher an das Licht, schaute in ihre Augen, aus denen nichts als Liebe für ihn strahlte und küßte sie von Neuem. Sein Mantel und sein Hut waren herabgefallen, und er stand jetzt da in der feinsten Modetracht des verflossenen Jahrhunderts. (Forts. f.)

Redaction, Druck und Verlag von H. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 35. Sonntag, den 29. Juli **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick blieb Prell regungslos stehen, die dunklen Augen starr auf den Boden geheftet, dann schritt er im Zimmer auf und ab.

Der Alte drängte ihn — er wollte ihm Die entreißen, an der sein Herz hing — trennen sollte er sich von Paula. Ein bitteres Lächeln glitt um seinen Mund, sein Auge verrieth, daß er dies nimmermehr zugeben wollte, aber wie sollte er es verhindern? Er brauchte Paula noch nichts davon zu sagen — konnte es noch hinausschieben — was halfen ihm wenige Tage Frist — der Alte ließ seinen Wunsch nicht fallen. Es mußte endlich für ihn zur Entscheidung kommen.

Er richtete sich empor, sein Herz schlug schnell — er schöpfte tief Athem. Die Brust war ihm beengt. Es fehlte ihm zu dem, was er vorhatte, nicht an Entschlossenheit, nur die Ungewißheit des Ausgangs machte ihn besorgt.

Der Abend war längst hereingebrochen — er hatte es kaum bemerkt. Er zündete Licht an und klingelte der Wirthschafterin. Mit einem Auftrage sandte er sie in die Stadt. Horchend blieb er am Fenster stehen, bis er sich überzeugt hatte, daß sie fortgegangen war.

Er war allein mit Paula im Hause. Der Kutscher war im Pferdestalle. Einige Secunden lang blieb er noch am Fenster stehen, er strich mit der Hand über die Stirn, dann wandte er sich entschlossen der Thür zu und schritt zu Paula's Zimmer.

In ihrer Stube saß Paula und las. Sie hatte den Kopf dabei auf die Hand gestützt. Ihre Wangen waren bleich, es standen auf ihnen geschrieben die Schmerzen der letzten Monate. Ein wehmüthig trauriger Zug lag in ihrem Gesichte. Er machte sie noch schöner. Die bleichen Wangen, dazu das dunkle Haar und die dunklen Augen.

Langsam, wie ermüdet hob sie den Kopf empor, als es an die Thür pochte. Ein Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie Prell eintreten sah.

„Ah — Sie sind es!" sprach sie.

„Hattest Du einen Anderen erwartet?" warf Prell lächelnd ein.

„Nein," versicherte Paula. „Wen hätte ich auch erwarten sollen! Aber auch Sie habe ich nicht erwartet, denn Sie kommen ja selten hierher!"

Sie machte ihm Platz auf dem Sopha.

„Ich thue es nicht, Paula, um Dich nicht zu stören," erwiderte Prell, indem er sich auf dem Sopha niederließ. Jeder finstere Zug war von seinem Gesichte geschwunden. „Ihr Mädchen habt ja oft kleine Geheimnisse und wenn man dann unerwartet kommt — "

Er vollendete seine Worte nicht.

„Ich habe keine Geheimnisse," sprach Paula. Sie sprach es so ruhig, so ernst, als ob sie hätte sagen wollen, daß sie überhaupt nichts mehr habe, was ihr ganzes, volles Interesse in Anspruch zu nehmen vermöge.

„Komm, Paula, setz Dich hier zu mir," fuhr Prell fort. „Ich habe Mehreres mit Dir zu besprechen — komm, Kind."

Paula setzte sich zu ihm.

„Ist es Dir nicht zu still — zu einsam hier im Hause?" fragte der Doctor.

„Nein," erwiderte Paula. „Diese Stille thut mir wohl — sie gewährt mir Beruhigung."

„Du sehnst Dich also nicht fort von hier?" warf Prell ein.

„Nein," gab Paula zur Antwort. Sie blickte ihn fragend an.

Ein freudiges Lächeln glitt über des Doctors Gesicht.

„Du brauchst ja auch nur den Wunsch nach Zerstreuung und Unterhaltung zu äußern," fuhr Prell fort, „und gern werde ich ihn Dir erfüllen — es macht mir ja Freude."

„Ich weiß es," entgegnete Paula. „Ich bin zufrieden mit meinem jetzigen Leben."

„Paula," nahm Prell das Wort wieder und seine Stimme klang heller. „Der alte Berger war heute bei mir. Er sprach den Wunsch aus — Dich in sein Haus — an Kindesstatt anzunehmen. Er bat mich — es Dir zu sagen."

Forschend war sein Auge auf sie gerichtet. Von ihrer Entscheidung hing ja Alles für ihn ab.

Paula schwieg. Diese Mittheilung kam ihr zu unerwartet.

„Du schweigst, Paula," fuhr Prell fort. „Sprich Dich offen aus — Niemand soll Dich zwingen, daß Du etwas gegen Deinen Wunsch thust! Hast Du Lust in des alten Bergers Haus — zu ihm zu ziehen?"

Einen Augenblick zögerte Paula noch mit der Antwort, dann sprach sie ruhig und bestimmt „Ja!"

„Ja!" fiel der Doctor ein. Dies Wort er-

Digitized by Google

schreckte ihn. Es ließ das Blut aus seinen Wangen weichen. „Ja — sagst Du!“ rief er.

„Ich will es thun,“ erwiderte Paula, welche die Veränderung, die dieses Wort in seinem Gesichte hervorgerufen hatte, nicht bemerkte. „Ich will ihm eine Tochter, will ihm Hugo zu ersetzen suchen, denn meinetwegen — durch mich hat er ihn verloren.“

„Durch Dich?“ rief Prell.

„Ja, durch mich,“ fuhr Paula fort. „Meinetwegen ist der Streit zwischen ihm und dem Förster entstanden — und meinetwegen hat ihn dieser erschossen.“

„Und es wird Dir so leicht dies Haus — mich zu verlassen?“

„Nein — nein!“ rief Paula. „Ich bin hier gern gewesen — Sie haben mir den Vater ersetzt und nie — nie werde ich dies vergessen!“

„So bleib hier!“ rief der Doctor hastig, mit Mühe seine Erregung zurückhaltend. „Bleib hier Paula,“ fügte er mit milderer, weicher Stimme hinzu, „ich will ja Alles — Alles aufbieten, um Dich glücklich zu machen!“

Er erfaßte ihre Hand. Sie ließ sie ihm, ohne zu bemerken, wie fieberhaft heiß die seinige war. Sie schüttelte mit dem Kopfe.

„Hugo's Vater steht allein in der Welt da,“ sprach sie. „Er wünscht, daß ich zu ihm komme, und es ist Pflicht für mich, seinen Wunsch zu erfüllen und ihn, so viel es in meinen Kräften steht, den schweren Verlust vergessen zu machen.“

Prell schwieg. Er hatte die Lippen auf einander gepreßt, fest, unheimlich fest. Seine Brust athmete schneller, sein Auge glühte.

„Paula — Du darfst nicht fort,“ sprach er mit hastiger, bebender Stimme. „Du darfst mich nicht verlassen — Du — Du bist der einzige Wunsch meines Lebens — ich liebe Dich, Paula, liebe Dich glühend, heiß — werde mein — mein!“

Er hatte sie mit dem Arme umfaßt — er wollte sie an sich ziehen.

Erschrecken wandte sich Paula von ihm ab. Sie blickte in sein glühendes, verlangendes Auge und Bangen erfaßte sie.

„Herr Doktor!“ rief sie ängstlich.

„Werde mein — mein!“ wiederholte Prell, indem er sich vor ihr niederwarf und ihre Hände fest erfaßte. „Schon lange liebe ich Dich — ich kann ohne Dich nicht mehr leben. Werde mein, Paula, und auf den Händen will ich Dich tragen. Du allein sollst hier herrschen, jeden Wunsch will ich Dir erfüllen — ich kann es — ich bin reicher als Du glaubst! Ich will mit Dir fortziehen von hier, wenn Du es wünschest — Alles will ich thun — nur sprich das eine Wort aus, daß Du mein werden willst!“

Erschreckt, verwirrt wollte Paula emporspringen — er hielt sie fest mit beiden Händen. Immer leidenschaftlicher leuchteten seine Augen, immer heißer wurde sein Athem.

„Ich lasse Dich nicht —,“ rief er — „sprich, daß Du mein Weib werden willst — sprich!“

Gewaltsam riß sich Paula empor. Angst erfaßte sie.

„Nein — nie — nie!“ rief sie.

„Nie!“ wiederholte Prell und auch er sprang empor. „Wie sagst Du! Oh — Du mußt mein werden. Du sollst es Paula! Nicht vergebens will ich diese Liebe — diese Leidenschaft in mir niedergekämpft haben — Du mußt mein werden — mein — mein Weib!“

Er umschlang sie mit beiden Armen und küßte sie ungestüm — leidenschaftlich.

„Herr Doktor!“ rief Paula und suchte sich vergebens aus seinen Armen zu befreien.

„Ha, ich lasse Dich nicht!“ rief der Mann, bei dem die so lange zurückgehaltene Leidenschaft nun jede Fessel gesprengt hatte. „Rufe nur — wir sind allein im Hause. Ich lasse Dich nicht, mein bist Du — mein!“

Fester zog er sie an seine Brust.

Namenlose Angst hatte sich des hilflosen Mädchens bemächtigt. Da raffte sie alle Kräfte zusammen und stieß ihn von sich — er taumelte zurück an das Fenster. Von der Angst getrieben sprang Paula zur Thür, riß sie auf und stürzte fort, den langen Gang entlang — durch den Gartensalon — durch die Thür in den Garten. Sie wußte selbst kaum, was sie that, ollein sie hörte den Doctor hinter sich — er verfolgte sie und schneller eilte sie weiter in dem Parke — dem Holze zu. Näher und näher hörte sie ihren Verfolger kommen, sie hörte seinen lauten Athem, fast hatte er sie schon erreicht — ihre Angst wuchs — da erblickte sie die Gestalt eines Mannes an einem Baum gelehnt im Parke, sie stürzte auf ihn zu und mit beiden Händen sich an ihn klammernd rief sie: „Retten Sie mich — schützen Sie mich!“

Schon hatte auch Prell sie erfaßt. Er hatte den Mann nicht erblickt — erst jetzt sah er ihn und erschreckt stand er still.

„Wer sind Sie!“ rief er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Ich bin es!“ erwiderte der Mann ruhig — er trat einen Schritt vor und der Polizeicommissär Körber stand vor Prell.

Unwillkürlich wich dieser zurück — seine Fassung schwand indeß nur für einen Augenblick. Mit allen Kräften raffte er sich zusammen.

„Was wollen Sie hier?“ rief er. „Wie kommen Sie hierher?“

Körber war ruhig. Er ahnte, was vorgefallen war. „Ich wollte Sie besuchen, Herr Doctor,“ erwiderte er. „Ich hatte Einiges mit Ihnen zu besprechen.“

„Hier — hier!“ rief Prell.

„Nicht hier,“ entgegnete Körber mit derselben Ruhe. „Ich kam von Alldorf und habe mir nur erlaubt, den kürzeren Weg durch ihren Park einzuschlagen — da rief Fräulein Braun meine Hilfe an.“

Digitized by Google

„Ich muß mir für die Zukunft jedes Betreten meines Parkes ohne meine Erlaubniß verbitten," fuhr Prell auf. — „Paula — folge mir ins Haus!" fügte er streng, befehlend hinzu.

Paula hatte noch immer den Arm des Commissärs fest umklammert. Sie zitterte heftig. Zu sehr hatte die Leidenschaftlichkeit des Doctors sie mit Angst erfüllt.

„Schützen Sie mich!" rief sie leise Körber zu. „Folge mir ins Haus, Paula!" wiederholte Prell noch einmal mit derselben Strenge.

„Herr Doctor, ich weiß nicht, was vorgefallen ist," sprach Körber, „allein Fräulein Braun hat mich um Schutz gebeten, ich werde mir deshalb erlauben, sie zu begleiten!"

„Sie, Herr!" rief Prell heftig. „Entfernen Sie sich aus meinem Eigenthum."

„Sobald ich Fräulein Braun in Sicherheit weiß!" entgegnete Körber.

„Ha! Sie werden mich zwingen von meinem Recht Gebrauch zu machen und Sie hinauszuwerfen!" rief Prell, dessen Fassung mehr und mehr schwand. Er trat drohend vor Körber hin, der indeß nicht einen Zoll breit zurück wich und ruhig, mahnend erwiderte: „Keine Uebereilung, Herr Doctor!"

Prell beherrschte sich, allein man hörte, wie er vor Erbitterung und Aufregung die Zähne auf einander preßte.

„Ich bin Paula's Vormund," sprach er. „Ich verlange, daß Du mir folgst!"

Immer noch hielt Paula Körbers Arm fest. Sie war ihrer Sinne kaum mächtig. Der Gedanke mit dem Doctor, dessen Leidenschaftlichkeit sie kennen gelernt hatte, dessen Blick sie erzittern machte, erfüllte sie mit namenloser Angst.

„Nein — nein — ich kann es nicht!" rief sie mit gepreßter Stimme.

„Ich befehle es Dir! Geh zurück in das Haus!" rief Prell laut.

„Fräulein — Sie stehen unter meinem Schutze — ich werde Sie führen, wohin Sie wünschen!"

„Sie wagen es, mir hier zu trotzen!" unterbrach ihn der Doctor. „Kein Wort mehr, Herr Commissär!"

„Ich wage nichts — ich komme nur meiner Pflicht nach," entgegnete Körber kaltblütig.

In leichtem Kleide hatte Paula das Haus verlassen. Es war ein kalter, rauher Abend. Körber nahm den Mantel ab, in den er sich gehüllt hatte und hing ihn Paula um, die es willenlos geschehen ließ.

„Kommen Sie, Fräulein," sprach er. „Ich werde Sie begleiten."

„Nicht dorthin — nicht in das Haus!" rief Paula.

„Ich führe Sie, wohin Sie es wünschen, kommen Sie!" Ohne den Doctor weiter eines Blickes zu würdigen, erfaßte Körber Paula's Arm, um sie mit sich zu führen.

Schweigend hatte Prell einige Minuten dagestanden und des Commissärs Vorhaben mit finsterem Blicke zugesehen.

„Halt!" rief er jetzt, entschlossen vor ihn hintretend. „Keinen Schritt weiter! Paula geht mit mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein wilder Traum.

Von L. D. B.

(Fortsetzung.)

Wie bereits erwähnt, war er sehr hübsch, hatte schwarze, schmachtende Augen und ein gewinnendes Lächeln. Sein ungepudertes Haar fiel kunstlos in zahllosen Locken um den schönen Kopf, und nur ein kurzer Backenbart bedeckte die gebräunte Wange. Er trug einen blauen Rock mit blanken Metallknöpfen, hohem Kragen und kurzer Taille, und eine gelbe schwarzgestreifte Weste. Aus der Uhrtasche seiner schwarzen Beinkleider hing ein großes goldnes Siegel herab, und seine hohen Stiefeln besaßen einen außerordentlichen Glanz. Die weiße Halsbinde von feinem Musselin war vorn in eine große Schleife geknüpft, und auf dem sorgfältig gebügelten Brusttheil seines Hemdes trug er eine Brillantnadel, während ein großer Siegelring den Zeigefinger seiner rechten Hand schmückte.

Von dieser Art war Sir Edmund Barrel's äußere Erscheinung, und für so geschmacklos dieselbe auch jetzt gelten möchte, so stand sie dem jungen Manne dennoch gut.

»Weßhalb kamst Du nicht gestern Abend?« fragte Lenore. »Ich habe viele Stunden lang auf Dich gewartet.«

»Es war nicht meine Schuld, Geliebte, sei versichert,« erwiderte er. »Dringende Geschäfte, die keinen Aufschub litten, hielten mich ab. Ich war selbst recht verdrießlich darüber.«

»O, die jammervollen Geschäfte!« seufzte Lenore. „Sie sind immer die Entschuldigung der Männer. Aber ich will jetzt, da Du hier bist, nicht traurig sein. Ach, wenn ich nur immer bei Dir sein könnte!"

Sie legte den Kopf an seine Brust. Er strich ihr schönes, kastanienbraunes Haar mit seiner weißen Hand, und schaute mit einem finsteren, verschlagenen Lächeln auf sie herab, wie es der Vogelsteller thut, wenn er die unschuldigen Thierchen in seinen Fallen gefangen hat.

„Kleine Thörin!" versetzte er, sie am Ohre zupfend, „Du sprichst, als ob das, wonach Du Dich sehnst, ganz unerreichbar wäre, während ein Wort von Dir es zur segensreichen Gewißheit und uns Beide glücklich machen würde!"

„Ich kann das Wort nicht aussprechen, Edmund, ich kann nicht! Weßhalb ist mein Vater Dir denn so abgeneigt?

„Wahrlich, ich weiß es nicht, mein Herz. Aber

Digitized by Google

„abgeneigt" ist nicht der richtige Ausdruck, meine Liebe. Du solltest fragen, weßhalb er mich so inngrimmig haßt. Es gibt manche Menschen, die es sich zur Aufgabe machen, mich zu verleumden, und ihnen leiht er stets sein Ohr; denn ich habe leider viele Feinde und ohne Zweifel noch viel mehr Fehler."

„Nein, nein, eine solche Sprache will ich nicht hören!" rief Lenore. „Gewiß wird mein Vater sich mit der Zeit erweichen lassen, und dann —"

„Nimmer Mädchen!" entgegnete Barrel in finsterem Tone. „Obrist Lamond ist kein Mann, der sich erweichen läßt; er wird seinen Haß gegen mich mit in das Grab nehmen. Hoffe nie auf eine Veränderung! — Geliebte," fügte er darauf hinzu, indem er plötzlich in den zärtlichsten Ton überging, „wie ich Dir bereits gesagt habe, unser Beider Schicksal hängt von einem einzigen Worte Deiner rosigen Lippen ab. Sei mein! Ich bin reich und kann für alle Deine Bedürfnisse sorgen. Wir wollen in ein fernes Land gehen, nach dem reizenden Italien, oder nach einer schönen Insel der östlichen Meere, und dort ganz dem Glücke unserer ewig dauernden Liebe leben. O theure, geliebte Lenore, fliehe mit mir und sei mein für immer!"

Sie stand lächelnd, zitternd und mit Thränen in den Augen an dem kleinen Tische, während er, auf einem Knie ruhend, ihre Hand mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

„O Edmund, die Versuchung ist fast zu mächtig für mich," murmelte sie, „aber ich kann, ich darf Deinen Wunsch nicht erfüllen. Du kennst meinen Vater nicht so, wie ich ihn kenne. Er würde mich suchen, mich finden und mich tödten, so wie auch Dich, Edmund, wo wir auch sein möchten! Seine Rache würde furchtbar und ohne Erbarmen sein."

„Zaghaftes kleines Wesen!" sagte er spöttisch, während er aufstand und seinen Arm um ihren Leib legte. „Bin ich nicht im Stande, Dich gegen eine ganze Welt zu vertheidigen? Fürchte nichts! An Stelle der Knechtschaft, der Erdrückung, die du hier duldest, will ich dir Leben, Licht und Liebe geben! Du sollst —"

„Still!" rief Lenore plötzlich mit leiser, unterdrückter Stimme. „Ich höre den Fußtritt meines Vaters auf der Treppe. Eile zum Fenster, Edmund, — schnell, oder du bist verloren!"

Noch einen hastigen Kuß auf ihre Lippen drückend, sprang er nach dem Fenster und riß den Vorhang auf die Seite, aber wankte im nächsten Momente wie ein vom Blitze Getroffener zurück.

„Hölle und Teufel!" stöhnte er. „Ich bin verrathen, — die Strickleiter ist verschwunden, und unten im Garten stehen zwei Männer. Lenore, du mußt mich verbergen!"

„Zu spät, — zu spät!" schluchzte das junge Mädchen.

Wie zu Stein geworden, standen Beide einander gegenüber, während die Fußtritte von außen durch den langen Corridor immer näher und näher kamen und endlich die Thür erreichten.

„Oeffne, Lenore, — ich bin es!" rief eine strenge, gebieterische Stimme, begleitet von einem heftigen Schlage an die Thüre.

„O Edmund, ich muß gehorchen!" flüsterte Lenore angstvoll. „Verbirg dich hinter dem Fenstervorhange! Vielleicht weiß er nichts von deinem Hiersein, und wenn er wieder fort ist, müssen wir Mittel zu deinem Entkommen ersinnen. Still, kein Wort! Verbirg dich!"

„Was soll das Verschließen der Thür bedeuten?" sagte hierauf der eintretende Vater. „Soll ich mir von einem solchen Kinde wie Du bist, den Zutritt zu meinen eigenen Gemächern verjagen lassen?"

„Die Nacht war so dunkel und — und ich fühlte mich so einsam, — und — und —"

„Und — und Du erwartetest Deinen Vater nicht so früh zurück," sagte er, ihre Stimme auf höhnische Weise nachäffend. „Nicht wahr Du heuchlerische Dirne?"

„Ach, lieber Vater," flehte das zitternde Mädchen. „Keine Winkelzüge!" rief er, mit wilder Miene auf den Fußboden stampfend. „Willst Du mir sagen, daß Du hier keinen Besuch gehabt hast, wie?"

„Gewiß nicht, Papa," versicherte Lenore eifrig und angstvoll. (Forts. folgt)

Verschiedenes.

* Folgende Thatsache ereignete sich jüngst in einer Stadt am Rheine: Ein Bauer, welcher im Besitze verschiedener preußischer Bankanweisungen war, beschloß, da ihm diese Papiere nicht sicher schienen, dieselben gegen Baar bei einem Bankier umzuwechseln, indem er sehr logisch calculirte, daß Silber bei einem Staatsbankerotte seinen Werth wenigstens nicht verliere. Er trat also die Reise an und erhielt wirklich gegen Abzug verschiedener Prozente einen ordentlich schweren Sack voll Silber. Da er nun sich selbst aber wenig vertraute und befürchtete, es könne ihm das Geld auf der Rückreise abhanden kommen, und er seine Besorgnisse hierüber in einer Wirthsstube äußerte, meinte der gutmüthige Wirth, er solle das Geld auf der Post einzahlen und es werde ihm dies dann in seiner Heimath ausbezahlt, so daß er aller Sorge überhoben sei. Dem Bauer gefiel dieser Vorschlag. Er geht auf das Postbureau und gibt sein Geld gegen eine Zahlungs-Anweisung in seiner Heimath ab. Zu Hause angekommen, meldet er sich auf der Post-Expedition indem er seine Anweisung präsentirt. Hier erhält er denn auch redlich sein Geld zurück, — aber nicht in Silber, sondern in — Banknoten. Vergebens war alles Protestiren des getäuschten Bauern, vergebens machte er geltend, daß er, um Silber zu erhalten, die Reise angetreten, so und so viel Prozent Schaden gelitten, aber es half Alles nichts, er mußte mit seinen Papieren nach Hause spazieren.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 36. Donnerstag, den 2. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Abend war nicht so dunkel, daß Körber nicht das zornige Glühen seiner Augen bemerkt hätte, allein er war zu oft in ähnlichen Lagen gewesen und kannte keine Furcht. Seine Ruhe verließ ihn in solchen Augenblicken am wenigsten und bewährte stets ihr Uebergewicht.

„Sie gehn mit mir!“ entgegnete er ruhig und fest. „Weshalb sie meines Schutzes bedarf, Herr Doctor, das wird sich ja aufklären und darüber werde ich Rechenschaft von Ihnen verlangen!“

Mit festem Schritte ging er weiter und zog Paula mit sich.

Prell ließ es geschehen. Unschlüssig stand er da. Sollte er ihnen nacheilen, sollte er sie mit Gewalt zurückhalten, sollte er — — die Kraft des so festen, besonnenen, kalten Mannes war gebrochen — er lachte laut und wild auf — er fuhr mit der Hand nach der Stirn — in die Luft — er rang nach Athem und ohnmächtig sank er nieder.

Mit schnellen Schritten hatte Körber Paula aus dem Park, aus dem Besitzthum des Doctors geführt, bis dahin hatte die Angst sie aufrecht erhalten, jetzt schwand ihre Kraft. Sie brach in heftiges Schluchzen aus. Vergebens suchte Körber sie zu beruhigen, sie war nicht im Stande, sich zu fassen.

Er mochte nicht in sie dringen, um die Ursache, weshalb sie vor dem Doctor geflohen, zu erfahren, jetzt zum wenigsten nicht. Nur die Frage richtete er an sie wohin er sie geleiten solle.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Paula schluchzend. „Ich habe Niemand!“

„So vertrauen Sie sich mir an,“ sprach Körber „ich werde Sie an einen Ort bringen, wo Sie eben so sicher sind, als Sie freundlich aufgenommen werden.“

„Wohin — wohin?“ rief Paula.

Körber nannte ihr den Namen von Hellmanns Mutter.

„Nein — nicht zu ihr!“ rief Paula und stand zögernd still.

Körber begriff die Weigerung des Mädchens.

„Fräulein,“ sprach er, „Hellmann ist nicht der Mörder Bergers! Hier meine Hand zum Ehrenpfande, daß ich die Wahrheit spreche!“

„Er ist nicht sein Mörder?“ fragte Paula erstaunt.

„Er ist es nicht, wenn er auch deshalb im Gefängniß sitzt. Haben Sie Vertrauen zu mir — es muß sich ja nun bald Alles aufklären. Hellmann ist unschuldig, Sie können dreist bei seiner Mutter Zuflucht suchen. Kommen Sie — Sie haben mein Ehrenwort als Pfand!“

Einen Augenblick zögerte Paula noch — dann folgte sie entschlossen.

Mit wenigen Worten klärte Körber seine Braut und deren Mutter, als er Paula zu ihnen brachte, über das Vorgefallene auf. Beide boten der Hilflosen bereitwillig ihren Schutz an. Nur bis hierher hatten Paula's Kräfte ausgereicht. Zusammen gebrochen saß sie da und starrte schweigend, ohne Thräne, theilnahmlos gegen Alles, was um sie her vorging, auf den Boden. Sie bedurfte der Ruhe, und willenlos wie ein Kind ließ sie sich von Anna und deren Mutter zur Ruhe bringen.

„Dringt mit keiner Frage in sie,“ bat Körber seine Braut leise, „forscht nicht nach dem Vorgefallenen — sie bedarf der Ruhe — laßt sie allein. — Morgen wird sich ja Alles aufklären!“

Er selbst verließ das Haus.

Wie ein Traum erschien ihm dieser Vorfall. — Was konnte er enthüllen, wohin führen! Vergebens suchte er die ganze Tragweite desselben in Gedanken zu erfassen. Was hatte Prell mit dem Mädchen im Sinne gehabt? Weshalb dessen Angst und entschiedene Weigerung, in des Doctors Haus zurückzukehren? Täuschte ihn seine Ahnung nicht?

Nicht der Zufall, nicht die Absicht, mit Prell zu sprechen hatte ihn in dessen Park geführt. Er hatte ihm nicht die Wahrheit gesagt — er durfte sie nicht sagen. Schon mehrere Abende hatte er in dem Parke zugebracht, um Prell zu beobachten. Dies hatte er allerdings nicht erwartet. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos geblieben.

Nur kurze Zeit gönnte er sich für diese Gedanken, dann eilte er zurück zu Prells Haus. Er wollte wissen, ob der Doctor ihm gefolgt war.

Mit hastigen Schritten kehrte er zum Thore zurück. Er sah Prells Zimmer erleuchtet, einen Schatten in demselben sich langsam, regelmäßig hin und her bewegen. Der Doctor schritt auf und ab. Ueberlegte er, was er beginnen sollte? War er mit sich noch nicht einig? Konnte er zu keinem Entschlusse gelangen?

An einen Baum gelehnt, fest in seinen Mantel

Digitized by Google

gewickelt blieb der Commissär stehen. Er hatte eine schwer zu besiegende Geduld und unerschöpfliche Ausdauer, wenn er einmal ein Ziel verfolgte. Sein Auge war auf des Doctors erhellte Fenster gerichtet — er empfand nichts von der Kälte und Rauhheit der Nacht.

Endlich — es war bereits spät — verlöschte das Licht in Prells Zimmer. Körber lauschte mit angehaltenem Athem. Hatte der Doctor sich endlich zur Ruhe gelegt, oder verließ er das Haus. — Es blieb Alles still.

Auch Körber kehrte nach kurzer Zeit in seine Wohnung zurück.

Zeitig am folgenden Morgen hatte er sich angekleidet. Zu Hellmanns Mutter wollte er gehen. Mit Ungeduld sah er den Erklärungen Paula's, weshalb sie ihrem Vormund entflohen war, entgegen. Der Gedanke verließ ihn nicht, daß dieser Vorfall mit der Ermordung Bergers in irgend einem Zusammenhange stehe. Er wußte selbst nicht, wie er ihm gekommen war.

Schon hatte er den Hut erfaßt, um zu gehen — da pochte es an die Thür.

„Herein!" rief er unwillig über die Störung. Die Thür wurde geöffnet — Prell trat ein.

„Herr Doctor!" rief Körber unwillkürlich überrascht. Ihn hatte er am wenigsten erwartet.

Des Doctors Gesicht war bleich. Es zeugte von einer schlaflos hingebrachten Nacht, von gewaltigen Aufregungen. Jetzt schienen dieselben freilich geschwunden zu sein, denn sein Gesicht war ruhig, selbst der Glanz seiner Augen war matter geworden.

„Herr Polizeicommissär" sprach Prell mit leichterem und unbefangenerem Tone als Körber erwartet hatte. „Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen komme. Ich würde Sie gestern Abend noch aufgesucht haben, wenn es nicht zu spät gewesen wäre. Es trieb mich, eine Verständigung mit Ihnen herbeizuführen über den Auftritt, dessen Zeuge Sie waren und Sie nur zuleicht falsch auffassen können."

„Ich habe mir noch keine feste Meinung darüber gebildet," erwiderte Körber, indem er den Doctor zum Setzen nöthigte. „Ich habe den ganzen Auftritt nicht begriffen."

Prell ließ seinen Blick prüfend, forschend über ihn hingleiten. Sollte er Paula nicht gefragt — sollte sie ihm nicht Alles gestanden haben?

Körbers Gesicht verrieth nicht das Geringste.

„Sie haben mich gestern Abend in großer Aufregung gesehen," fuhr Prell fort. „Das Mädchen hatte mir den Kopf warm gemacht — mich heftig erzürnt — auch gegen Sie, Herr Commissär, bin ich zu schroff aufgetreten. Man vergißt sich in solchen Augenblicken gar zu leicht — der Mensch kann sich ja nie von allen Schwächen frei machen, mag er noch so ernst und gewissenhaft darnach streben."

„Es freut mich, daß Sie dies selbst eingestehen," entgegnete Körber. „Sie werden mir nun auch einräumen, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt habe."

„Ich gebe es zu," sprach Prell, allein man hörte es ihm an, daß er nicht seine Ueberzeugung aussprach. „Ohne Ihre Dazwischenkunft freilich würde sich Paula bald zufrieden gestellt haben — sie war nur aufgeregt — Eigensinn — Trotz! — Wohin haben Sie das Mädchen gebracht, Herr Commissär?"

„Das kann ich Ihnen noch nicht sagen, ehe ich nicht weiß, weshalb es meinen Schutz angerufen hat," gab Körber zur Antwort.

„Wie!" rief Prell, „Sie wollen mir, dem Vormunde Paula's, deren Aufenthalt verheimlichen?"

„Nicht verheimlichen, Herr Doctor!" erwiderte Körber mit ernstem Nachdruck. Vor der Hand glaube ich noch nicht verpflichtet zu sein, Ihnen hierüber Rechenschaft zu geben!"

In des Doctors Auge zuckte es auf. Sein leidenschaftlicher Sinn schien wieder hervorbrechen zu wollen — er beherrschte sich mit aller Kraft.

„Was haben Sie vor, Herr Commissär?" fragte er. „Sie scheinen dem Auftritte gestern Abend eine Bedeutung beizulegen, die ihm nicht zukommt. Ich war heftig gegen Paula — vielleicht zu heftig, allein ich habe ihr nicht das geringste Leid zugefügt — sie lief in den Garten — ich folgte ihr, um sie zurückzurufen — sie konnte sich erklären — das war Alles!"

„Man muß auch die andere Partei hören, Herr Doctor," warf Körber ein.

„Sie glauben meinen Worten nicht?" fuhr Prell auf.

„Herr Doctor, wenn Sie Jurist wären, würden Sie in meinen Worten nicht die geringste Beleidigung finden!" entgegnete Körber. „Ich handle nach meiner Pflicht!"

Prell schwieg. Man sah ihm an, wie er mit sich selbst kämpfte. Er schien noch uneinig zu sein, was er beginnen sollte.

„Herr Commissär," sprach er endlich, „mir können wenig Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, wenn der Auftritt von gestern Abend in der Stadt bekannt wird — allein Paula möchte ich schonen — ich muß es, denn ich bin ihr Vormund."

„Auch darüber beruhigen Sie sich!" gab Körber zur Antwort. „Ich werde darüber schweigen, wenn auch Fräulein Braun dies wünscht. Sie hat indeß einmal meinen Schutz angerufen, ich habe ihr denselben versprochen und halte Wort. Ist sie bereit, zu Ihnen zurückzukehren, so werde ich mir selbst das Vergnügen machen, sie zu Ihnen zurückzuführen."

Prell erhob sich. Er sah ein, daß an Körbers Ruhe und Gelassenheit seine Absicht scheiterte. Er wandte sich der Thür zu. Noch einmal stand er still.

„Herr Commissär," sprach er mit zurückgehaltenem Zorn, „Sie wollen mir also nicht sagen, wo Paula ist?"

„Wenn Ihnen so viel daran liegt — gut, ich

Digitized by Google

werde es Ihnen sagen — zuvor versprechen Sie mir aber, daß Sie dieselbe heute nicht aufsuchen wollen!"

„Ich verspreche es," gab der Arzt zur Antwort.

Körber nannte den Namen der Frau, welche Paula so bereitwillig aufgenommen hatte.

Prell schien leise zu erschrecken. In der nächsten Sekunde zeigten seine Züge wieder kalte Ruhe.

„Bei Hellmanns Mutter?" rief er. „Bei der Mutter des Mannes, der ihren Verlobten ermordet hat! Und Sie haben Paula dorthin geführt?"

„Ich habe es gethan!" versicherte Körber, „mit ihrer Einwilligung sogar. Ich sagte ihr nur das eine Wort, daß der Förster den jungen Berger nicht erschossen habe!"

Kein Zug in des Doctors Gesicht veränderte sich — nur die Augen hatten ihren allen unheimlichen Glanz wieder bekommen.

„Und wer hat ihn denn ermordet?" warf er lächelnd ein.

„Das wird die Zeit darthun," erwiderte Körber kurz. Er war unwillig mit sich selbst, daß er sich durch einen augenblicklichen Gedanken hatte hinreißen lassen. Das, was er dadurch hatte erreichen wollen, hatte er doch nicht erlangt.

„Nun, dann ist es um so besser für den armen Förster," sprach Prell. „Ich kann mir nur nicht vorstellen, wie all die Beweise gegen ihn lügen können — doch ich bin ja kein Jurist. Sie müssen ja Gründe für Ihre Behauptung haben — natürlich!"

Mit spöttischem Lächeln ging er fort.

Unruhig — unwillig schritt Körber im Zimmer auf und ab. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Hatte er nicht eine Thorheit begangen! Er hatte die Ruhe und Selbstbeherrschung dieses Mannes zu gering angeschlagen! Er hatte sich vielleicht selbst verschwert, die Spur des Mörders, welche er einmal gefunden hatte, weiter zu verfolgen!

Um sich aus diesen Selbstvorwürfen herauszureißen, verließ er das Zimmer und schritt dem Hause seiner Verlobten zu.

Anna hatte ihn bereits erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wilder Traum.

Von L. D. B.

(Fortsetzung.)

„Lenore bist du die ganze Zeit während meiner Abwesenheit von Hause hier allein gewesen?"

„Ganz allein, lieber Vater."

Eine schwache Röthe zog bei diesen Worten über ihr Gesicht. Sie begann vielleicht zu hoffen, daß sein Verdacht nach diesen Fragen schwinden und er nach seinem Zimmer gehen werde; allein diese Hoffnung wurde durch seine nächsten Worte bitter getäuscht.

„Du lügst, Mädchen, — du lügst!" rief er mit einer Stimme, die von innerer Bewegung zitterte, und stieß verächtlich mit dem Fuße an Barrel's Hut, welcher bis zu diesem Augenblicke unbeachtet auf dem Boden gelegen hatte. „Muß ich das an meinem Kinde erleben!"

Den Blick und die gefalteten Hände empor richtend, schien er den Himmel anzurufen. Aber im nächsten Momente wich der Ausdruck des Schmerzes aus seinen Zügen und sie nahmen wieder ihre frühere Strenge an, während er durch den Saal schritt und den Fenstervorhang auf die Seite riß, hinter dem Edmund Barrel sich verborgen hatte.

„Hier steht der Beweis!" fügte er hinzu.

Einen Augenblick lang betrachteten beide Männer sich schweigend. Lenore sank mit einem Schmerzensschrei ihrem Vater zu Füßen, allein er schenkte ihr nicht mehr Beachtung, als wenn sie ein lebloser Stein gewesen wäre.

In Lenorens Vater erkannte ich sogleich das Original jenes über dem Kamine hängenden Porträts; aber er erschien mir jetzt älter und grauer, und seine Züge waren von dem Meißel der Zeit schärfer gezeichnet als in dem Gemälde. Er trug ein militärisches Hauskleid, mit hohen Reitstiefeln und Sporen, und hatte eine kurze, schwere Peitsche in der Hand.

„Dies ist eine unerwartete Ehre, Sir Edmund Barrel," sagte er mit höhnischem Tone und mit einer tiefen Verbeugung. „Bitte, haben Sie die Güte, aus der Dunkelheit hervorzutreten, welche so unpassend für Ihren unternehmenden Geist ist. Lenore, bringe das Licht näher! Es macht mir Vergnügen, in das Gesicht eines ehrlichen Mannes zu blicken. Mehr Licht, Mädchen, hörst du! — Jetzt wird uns Sir Edmund Barrel vielleicht mit einer näheren Erklärung darüber erfreuen, wie es kam, daß ich ihn gleich einem gemeinen Diebe hier hinter den Fenstervorhängen meines Saales versteckt fand."

Barrels bleiche Wange röthete sich bei diesen Worten, und ein düsteres Feuer glühte in seinen Augen, als er aus seinem Schlupfwinkel hervortrat. „Obrist Lomond soll eine einfache und genügende Erklärung haben," erwiderte er, worauf er innehielt, um sich mit einer Prise Schnupftabak zu stärken. „Sie wissen," fuhr er dann fort, „daß ich Ihre Tochter liebe, daß ich sie schon längst zu meiner Frau gemacht haben würde, und daß nur Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung gefehlt hat."

„Ganz richtig," versetzte Obrist Lomond in eiskaltem Tone, während er die Reitpeitsche zwischen seinen Fingern balancirte.

„Sie können unsere Verbindung verhindern," fügte Sir Edmund stolz hinzu, „aber nicht, daß wir uns lieben."

„Mit andern Worten," entgegnete der Obrist, „meine Tochter hegt noch so viel Respekt für mich, daß sie sich nicht ohne meine Einwilligung mit Ihnen verbinden wollte; aber Sie hatten nicht

Digitized by Google

genug Achtung für meine Tochter, um nicht das schwache Mädchen zu verleiten, ihren Vater zu hintergehen und in nächtliche Zusammenkünfte mit einem solchen Wüstlinge, wie Sie sind, zu willigen. Liebe! Das Wort wird entweiht, wenn es aus Ihrem Munde kommt! Schon vor sechs Monaten habe ich Ihnen gesagt, Sir Edmund Barrel, daß ich meine Tochter lieber würde im Sarge liegen, als mit einem solchen Menschen verbunden sehen, wie Sie sind, und ich muß es heute wiederholen. Komme hierher, Mädchen," fügte er hinzu, Lenorens Arm mit rauhem Griffe fassend, „komme hierher und wähle sogleich und für immer zwischen mir und diesem Manne, der dich gelehrt hat, deinen Vater zu belügen. Doch was sage ich? Nein, es kann keine Wahl geben zwischen einem solchen Menschen und mir! Deine Unerfahrenheit, Mädchen, vermag nicht die Tiefe seiner Verworfenheit zu ergründen. Er ist ein so verrufener Spieler, daß keine anständige Gesellschaft ihn duldet, — ein so niedriger Wüstling, daß der Name eines Weibes in Verbindung mit dem seinigen ehrlos werden muß, — ein gemeiner Betrüger, der von Schulden überladen ist und sich durch eine Heirath mit der reichen Erbin von Gledhill retten will. O, mein Kind, von solchen Dingen weiß freilich deine ländliche Unerfahrenheit nichts!"

„Das sind harte Worte, Obrist Lomond, sehr harte Worte," erwiderte Barrel, „die Sie nicht beweisen können."

„Harte Worte? Ja, sie sind so hart, daß sie unfehlbar den Zorn eines unschuldigen, eines rechtschaffenen Mannes erweckt haben würden; aber deinen trägen Puls, Schurke, haben sie nicht zu erregen vermocht, weil du weißt, daß sie wahr sind. Beweise? Mehr als nöthig. Wer lockte die sanfte Mary Doris aus ihrem väterlichen Hause in jenem Thale fort, um sie in London so zu verbergen, daß ihre Angehörigen sie nicht aufzufinden vermochten? Wer lebte zwei Monate lang mit dem einfachen schönen Landmädchen in sträflichem Verhältniß, um sie dann zu verstoßen und verhungern zu lassen? Wer anders als Sie, Sir Edmund Barrel, that es, wenn dieser Brief nicht lügt, unter dem Ihr Name steht, und der in der Tasche des armen Mädchens gefunden wurde, als sie mit triefenden Haaren todt in dem Leichenhause am Flusse lag? Und jetzt wolltest du, Schurke, meine Tochter auf dieselbe Weise verlocken!"

Als Obrist Lomond den erwähnten Brief aus der Tasche zog, sank Lenore mit einem Schmerzensschrei ohnmächtig zu Boden, und Barrel wankte erbleichend.

„Nichtswürdiger, es ist Zeit, daß unsere Rechnung abgemacht werde," fuhr der Obrist in wildem, giftigem Tone fort. „Nur einer von uns Beiden verläßt dieses Zimmer lebendig!"

„Ich kann — ich darf nicht mit Ihnen kämpfen," murmelte Barrel.

„Oh, hoffe nicht, mir auf solche Weise zu entgehen. Du willst nicht kämpfen? Gut, so empfange die Strafe des Feiglings!"

Nach diesen Worten pfiff die schwere Peitsche des Obrist durch die Luft, traf zweimal Barrel's Hals und Schultern und ließ eine blutige Spur auf seiner Wange zurück.

Im ersten Augenblicke wich Letzterer unwillkürlich zurück, aber dann drang er auf den Obrist ein, riß ihm die Peitsche aus der Hand und schleuderte sie in eine Ecke des Saales.

„Geben Sie mir ein Schwert — eine Pistole — oder irgend eine andere Waffe!" schrie er mit heiserer Stimme. „Diese schändliche Behandlung spricht mich frei von allen Folgen. Obrist Lomond, Ihr Blut komme über Sie!"

Der Obrist lächelte verächtlich.

„Gut gesprochen," sagte er, „nur etwas zu prahlerisch. Ihr Wunsch ist zu loben und soll sogleich erfüllt werden. Hier, in diesem Wandschranke sind zwei hübsche Degen, würdig eines Edelmannes, und beide ganz gleich. Wählen Sie!"

Barrel's Finger umschlossen den Griff eines derselben. Während er die Klinge wie ein Sachverständiger prüfte, warf der Obrist seinen schweren Ueberrock ab, und im nächsten Augenblicke standen die Kämpfer einander gegenüber.

„Acht gegeben!" rief Lomond, indem er den ersten Stoß führte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Landwirth in Lauenburg hat sich, wie die „Vossische Zeitung" erzählt, an den Grafen Bismarck mit der Bitte gewendet, ihm einen Zipfel Domänialland, der in sein Feld hineinreicht, zu verkaufen. Der Bittsteller schließt mit den Worten: „Indem ich Eurer Excellenz zu den gewonnenen Siegen gratulire, dessen erste Folgen die Grenzregulirung Preußens sein werden, bitte ich um freundliche Genehmigung meines Gesuches, da ich in Bezug auf mein Gut daselbe Ziel im Auge habe."

In der österreichischen Armee dienten drei Brüder aus der Familie Baldwin, alle drei waren Hauptleute erster Klasse. Ein trauriges Geschick wollte es, daß alle drei innerhalb der kurzen Zeit von zehn Tagen den Tod auf dem Schlachtfelde fanden. Der Eine fiel bei Custozza, die beiden Anderen vor Königgrätz. Ein Geschütz-Projektil traf den einen der Brüder in die Brust, explodirte darin und zerriß ihn in unzählige Stücke.

* Räthsel.

Mit trocknem Wasser, kaltem Feuer
Bin farblos ich voll Farbenglanzes;
Ich diene Dir als Stern und Rose,
Und auch an's Kreuz schlägst Du mein Ganzes.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 37. Sonntag, den 5. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Sie schläft jetzt," sprach Anna als Körber nach Paula fragte. „Die ganze Nacht hindurch hat sie geweint, erst heute Morgen hat die Müdigkeit und Abspannung sie überwunden. Ich habe sie nicht gefragt — allein sie hat mir Alles erzählt!"

„Was hat sie Dir erzählt?" warf Körber ungeduldig ein.

„Die Ursache, weshalb sie ihrem Vormund entflohen ist. Der alte Berger will sie in sein Haus, an Kindesstatt annehmen. Prell hat es ihr gestern Abend mitgetheilt, sie hat sich bereit erklärt, den Wunsch des alten Mannes zu erfüllen — da hat Prell ihr seine Liebe gestanden. Sie hat ihn zurückgewiesen — er ist stürmisch, leidenschaftlich geworden, hat gesagt, daß er sie schon lange heiß liebe — er hat sie mit Gewalt zwingen wollen die Seinige zu werden, da ist sie ihm entflohen. Eine namenlose Angst hat sie bei seiner Leidenschaftlichkeit erfaßt — sie hat selbst nicht mehr gewußt, was sie gethan hat. Sie hat Dich im Park bemerkt und ohne Dich zu erkennen, hat sie Deinen Schutz angerufen."

„Ich dachte mir, daß es so gewesen sein würde," erwiderte Körber. „Er hat sie lange geliebt!" fügte er halb in Gedanken für sich hinzu. „Er hat sie nicht verlieren wollen, deshalb — deshalb! Daß ich nicht früher darauf gekommen bin!"

„Worauf?" fragte Anna.

„Es ist nichts — nichts!" gab Körber zur Antwort. „Hat sie sich nicht darüber geäußert, ob sie zum Doctor zurückkehren will — er ist ihr Vormund?"

„Sie hat uns gebeten, sie bei uns zu behalten — sie könne das Haus des Doctors nicht wieder betreten — sie fürchtete sich vor seinen glühenden, leidenschaftlichen Augen. Sie wolle heute zum alten Berger gehen und ihn bitten, sie zu sich zu nehmen. — Sie dauert mich," fügte Anna theilnehmend hinzu. „Sie steht so verlassen da. Es gelang uns gar nicht, sie zu trösten und zu beruhigen — die ganze Nacht hindurch hat sie geweint!"

„Es ist gut so," erwiderte Körber befriedigt. Ich will sie jetzt nicht stören, allein wenn sie erwacht, sage ihr, daß ich sie nicht im Stich lassen werde. Theile ihr mit, daß Du meine Braut bist, dann wird sie um so größeres Vertrauen zu Dir und mir fassen. Ich werde sie übrigens heute noch sprechen. Zum alten Berger soll sie nicht gehen — ich will mit ihm sprechen — heute noch. Bitte sie, daß sie das Haus heute nicht verläßt."

Anna versprach es.

„Hat sie von Deinem Bruder nicht gesprochen?" fragte Körber weiter.

„Nein."

„Prell hat ihr eingeredet, daß Heinrich den jungen Berger erschossen habe, sie weigerte sich deshalb gestern Abend zu Euch zu gehen, bis ich ihr die Versicherung gab, daß Heinrich unschuldig sei. Sie glaubte mir. „Achte darauf, Anna, wie sie von ihm spricht. Ihr Frauen habt ja ein feines Ohr dafür."

Fragend blickte Anna ihn an.

„Ich verstehe Dich nicht," erwiderte sie. „Weshalb soll ich sie beobachten?"

„Weshalb?" warf Körber lächelnd ein. „Weil Heinrich dies Mädchen noch immer liebt, weil die Liebe zu ihm selbst im Gefängnisse seine Brust erfüllt. Anna, wenn er frei wird, dann hat er ein Herz nöthig, an dem er vergessen kann, was er unschuldig erduldet hat!"

Anna begriff dies nur zu gut.

Körber verließ sie, indem er versprach, nach einigen Stunden wiederzukommen, um selbst mit Paula zu sprechen.

Seine Vermuthung hatte ihn nicht betrogen. Prell liebte Paula, hatte sie schon lange geliebt. Das war also der Grund der väterlichen Fürsorge für das verlassene Mädchen, weshalb man ihn in der Stadt so viel gepriesen hatte! Deshalb hatte er mehr für sie gethan als für seine eigene Tochter. In geschickter Weise hatte er seine leidenschaftliche Liebe zu dem Mädchen so lange zu verbergen gewußt und er begriff, wie diese Leidenschaft ihn fortwährend beschäftigt, wie sie ihn ganz gefangen genommen und ihn bewogen hatte, Alles zu wagen, um sich den Besitz des Mädchens zu sichern. Gedanken auf Gedanken reihten sich für ihn daran, während er langsam auf der Straße dahin ging.

Ein Bote des Criminal-Direktors holte ihn ein und störte ihn. Derselbe war bereits in seiner Wohnung gewesen und hatte ihn nicht getroffen. Pintus wünschte ihn dringend zu sprechen.

Ein Lächeln glitt über das Gesicht des Commissärs. Er errieth, weshalb der Criminalrichter

Digitized by Google

ihn zu sprechen wünsche. „Ich werde sogleich kommen," erwiderte er dem Boten.

Als er kurze Zeit darauf bei Pintus in das Zimmer trat, fand er ihn nicht, daß derselbe in aufgeregter Stimmung war, obschon er dieselbe so viel als möglich zu verbergen suchte.

„Herr Commissär," sprach Pintus, „der Doctor Prell ist bei mir gewesen . . . !"

„Ah — ich dachte es mir," unterbrach ihn Körber lächelnd.

„Er hat mir Alles mitgetheilt," fuhr der Richter fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „den ganzen unangenehmen Auftritt gestern Abend. Ihr Auftreten ihm gegenüber, Ihr Eingreifen in seine Vormundschaftsrechte und seine Unterredung mit Ihnen heute Morgen."

Er schwieg. Er schien Körbers Antwort, vielleicht dessen Entschuldigung abzuwarten.

„Nun?" warf Körber mit größter Gelassenheit fragend ein. „Hat er nichts weiter hinzugefügt?"

„Doch, Herr Commissär," erwiderte Pintus seine Aufregung immer weniger verbergend, „er hat sich über Ihre Eigenmächtigkeit beschwert, hat sich beschwert, daß Sie Paula Braun zu der Mutter des Mannes gebracht haben, der ihren Verlobten ermordet hat!"

„Herr Criminalrichter," fuhr jetzt auch Körber ungeduldig auf, „was Sie Eigenmächtigkeit nennen, werde ich zu vertreten wissen. Das junge Mädchen hat meinen Schutz angerufen und ich werde es schützen. Aus freiem Entschlusse ist es mir zu Hellmanns Mutter gefolgt!"

„Was wollen Sie denn beginnen?" warf Pintus ruhiger ein. „Sie haben kein Recht über das Mädchen!"

„Ich beanspruche auch nur das Recht, welches die Gesetze einem Jeden gewähren. Paula Braun will in das Haus ihres Vormundes nicht zurückkehren und ich werde sie schützen, daß sie nicht dazu gezwungen wird!"

Pintus schüttelte bedenklich mit dem Kopfe.

„Mischen Sie sich nicht in Familienangelegenheiten, Sie haben statt Dank nur Aerger davon," warf er ein. „Machen Sie aus dem Eigensinn und Trotz eines Mädchens kein Stadtgespräch — Prell ist ein Ehrenmann — er hat für das Mädchen gesorgt, als wenn es seine eigene Tochter wäre!"

„Vielleicht noch mehr!" konnte sich Körber nicht enthalten auflachend zu rufen. „Ja, vielleicht noch mehr, Herr Criminalrichter! Worin besteht denn der Eigensinn und Trotz dieses Mädchens? Er scheint Sie darüber nicht recht berichtet zu haben. Er liebt die Tochter seines Jugendfreundes, er hat es zu verhindern versucht, daß sie dem Wunsche des alten Bergers, sie an Kindesstatt anzunehmen, nachkommen will, er hat ihr seine Liebe gestanden, ist leidenschaftlich geworden, und als sie ihn zurückgewiesen, hat er sie mit Gewalt zwingen wollen, die seinige zu werden — deshalb ist sie aus seinem Hause gestohen und deshalb werde ich sie beschützen!" fügte er mit Nachdruck hinzu.

„Wissen Sie dies Alles von Prell oder von dem Mädchen?" warf Pintus ein.

„Paula hat es so erzählt — und ich glaube ihr!"

„Sollte nicht das Zeugniß des sonst so ruhigen Mannes mehr Glauben verdienen?" bemerkte der Richter. „Das Mädchen ist aufgeregt gewesen — es hat vielleicht mehr gesprochen, als wahr ist!"

„Ich glaube ihm!" versicherte Körber noch einmal.

„Commissär — Commissär, Sie haben kein Recht, sich des Mädchens in der Weise anzunehmen," sprach Pintus bedenklich. „Wenn Prell ihm wirklich seine Liebe gestanden hat, selbst wenn er leidenschaftlich dabei geworden ist — so sehe ich noch kein Vergehen darin. Es wird Mancher in solchem Augenblicke leidenschaftlich!"

„Sie wollen also das Mädchen ganz seiner Willkür preisgeben?"

„Verstehen Sie mich nicht falsch," warf Pintus ein. „Prell verlangt nur, daß sie zu ihm zurückkehrt, um jedes Aufsehen, jedes Stadtgespräch zu vermeiden, er will dann Sorge tragen, daß sie sobald als möglich aus seinem Hause fortkommt zu Berger."

„Ich traue seinen Versprechungen nicht," entgegnete Körber. „Außerdem weigert Paula sich, zu ihm zurückzukehren und es kann sie Niemand dazu zwingen!"

„Weshalb haben Sie das Mädchen zu Hellmanns Mutter gebracht?" fragte Pintus nach kurzem Schweigen.

„Ich wußte für den Augenblick keinen andern Ort und war überzeugt, daß sie dort gut aufgehoben sein würde," antwortete Körber der Wahrheit gemäß. „Ja, ich wußte auch," fügte er hinzu, „daß sie Prell dort nicht aufsuchen würde!"

„Und sie folgte Ihnen ohne Widerstreben zu Hellmann's Mutter?"

„Ja," erwiderte Körber offen, „ich sagte ihr, daß Hellmann unschuldig sei."

Dies Wort schien der Criminalrichter nur erwartet zu haben. Er fuhr heftig auf.

„Herr Commissär, wie haben Sie ein Recht zu dieser Behauptung!" rief er.

„Ich habe meine Ueberzeugung ausgesprochen," erwiderte Körber ruhig. „Hellmann ist ja noch nicht verurtheilt!"

„Er wird aber verurtheilt werden," fiel Pintus ein.

„Wahrscheinlich nicht," entgegnete Körber mit leichtem Achselzucken.

„Haha! Herr Commissär!" rief der Criminalrichter mit bitterem Lächeln. „So liefern Sie doch die Beweise von seiner Unschuld. Bringen Sie mir den Mörder, wenn Sie so fest überzeugt sind, daß der Förster es nicht ist. Es lohnt sich ja der Mühe, der alte Berger hat ja zehntausend Thaler für diese That ausgesetzt!"

Digitized by Google

Körbers Wangen rötheten sich. Er hatte an diesen Preis kaum gedacht und Pintus wußte, daß er am wenigsten für seine ganze Handlungsweise und Ueberzeugung bestimmend gewesen war.

„Ich werde die Beweise bringen," sprach er kurz. „Haben Sie mir noch etwas mitzutheilen, Herr Criminalrichter?"

Er griff nach seinem Hute.

Pintus bemerkte, wie er ihn durch diese Worte beleidigt hatte. Es war nicht seine Absicht gewesen. Im Unwillen waren sie ihm entschlüpft und er mochte ihn nicht in so gereizter Stimmung von sich gehen lassen.

„Herr Commissär," sprach er ruhiger, einlenkend. „Ich bitte Sie, treiben Sie die Sache mit dem Mädchen nicht zu weit, vermeiden Sie alles Aufsehen!"

„Ich werde handeln, wie meine Pflicht mir vorschreibt," erwiderte Körber.

Er ging in unwilliger Stimmung. Er begriff die große Theilnahme nicht, welche Pintus an den Doctor fesselte. Und doch mußte er wieder lächeln, über die Mühe, welche Prell sich gab, Paula wieder in seine Gewalt zu bekommen und den Auftritt mit ihr so viel als möglich geheim zu halten. Freilich mußte es auf ihn, als ein Mitglied des frommen Philemon, ein eigenthümliches Licht werfen. Und doch war Prell wieder nicht der Mann, der sich viel um das Gerede der Leute kümmerte, wenn seine Pläne anders dadurch nicht gekreuzt und gestört wurden.

Immer mehr beschäftigte ihn diese Angelegenheit. Er wußte selbst noch nicht, wohin sie führen konnte und das machte ihn unruhig. Auf's Neue hatte er dem Richter die Versicherung gegeben, daß er ihm die Beweise der Unschuld des Försters bringen wolle, und doch hatte er sie noch nicht in Händen. Seine eigene Ehre kam mit in's Spiel, wenn es ihm nicht gelang, dieselben zu finden.

Er glaubte einige Fäden gefunden zu haben, allein dieselben waren so schwach, liefen so verworren durch einander, daß er nicht wußte, wo er sie anfassen sollte.

In dieser Stimmung erreichte er seine Wohnung. Er warf sich auf das Sopha. Ruhe wollte er haben. Ruhe, um all seine Geisteskraft zu sammeln, um die ganze Schärfe seines Verstandes zusammen zu nehmen.

Und wenn er sich nun doch in all seinen Voraussetzungen geirrt hatte! Wenn Prell mit dem Morde Bergers gar nichts zu schaffen gehabt hatte, — wenn ein ganz anderer — wenn dennoch der Förster — — —!

Er sprang unruhig auf. Diese Zweifel peinigten ihn am meisten, weil er wußte, daß sie seine Thatkraft lähmten.

Ein unerwarteter Besuch störte ihn darin. Der Superintendent Feld trat zu ihm in's Zimmer. Er konnte sein Erstaunen nicht verbergen, den Mann bei sich zu sehen, mit dem er nie in nähere Berührung gekommen war, dem er seiner ganzen religiösen Ueberzeugung nach sehr fern stand.

Sollte auch er in Prells Angelegenheit kommen? Prell war ja Mitglied des Philemon? — Diese Fragen tauchten schnell in ihm auf.

„Sie wundern sich, daß ich zu Ihnen komme, Herr Polizeicommissär," sprach Feld in ruhigem, fast bemüthigem Tone.

„Bitte — setzen Sie sich, Herr Superintendent!" unterbrach ihn Körber. Es gewährte ihm doch Vergnügen, den Mann bei sich zu sehen. Es gab ihm Unterhaltung, Zerstreuung.

„Der Doctor Prell war heute Morgen bei mir," fuhr Feld fort. „Ein unangenehmer Auftritt mit seinem Mündel — er hat mir alles erzählt!"

„Alles?" warf Körber ein.

„Ja wohl Alles!" versicherte Feld mit würdevollem Ernste. „Der Doctor hat volles Zutrauen zu mir — er hat mir Alles gestanden, seine Leidenschaftlichkeit, seine Aufregung — seine zu große Heftigkeit. Ich kann sie nicht gut heißen, allein, Herr Commissär, ich kenne den Doctor als Ehrenmann, er ist ein Mitglied meines Vereins und wir Alle werden von dem Bösen mehr oder weniger heimgesucht, wir Alle sind Schwächen unterworfen und es geziemt uns deshalb wohl, für die Schwächen Anderer ein mildes Auge zu haben."

„Herr Superintendent," warf Körber lächelnd ein, „die Polizei darf sich zu diesen Grundsätzen nicht bekennen."

„Es sind die Grundsätze der christlichen Religion — der Kirche," erwiderte Feld. „Sollte die Polizei mit derselben nicht immer Hand in Hand gehen können — ja müssen!"

„Nein, nicht immer," gab Körber zur Antwort. „Doch wir kommen da auf ein Gebiet, auf dem wir uns schwerlich einigen werden."

Der Superintendent schien dies auch zu vermuthen. Er seufzte tief auf, worauf ein jedes unbefangene Ohr „Leider" heraus hören konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wilder Traum.

Von L. D. B.

(Fortsetzung.)

Beide wußten, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war, daß Keiner Gnade von dem Anderen zu erwarten hatte. Beide waren auch geübte Fechter, allein Barrel hatte die Jugend und größere Gewandtheit für sich, und drängte den Obrist so gewaltig, daß Letzterer sich Schritt für Schritt vor den wüthenden Stößen seines Gegners zurückziehen mußte.

Das Geklirr der Waffen erweckte Lenoren aus ihrer Betäubung. Die Hände fest an ihre Schläfe drückend und starren Blickes jede Bewegung der Kämpfer verfolgend, stand sie mühsam auf. Ihre Lippen bewegten sich, aber brachten keinen Laut

Digitized by Google

hervor. Es schien, als fragte sie sich, ob es nicht ein wüster Traum sei, der ihr vorschwebe und im nächsten Augenblicke schwinden müsse. Inzwischen kamen die Streiter langsam den Saal herab, da der Obrist fortwährend vor den kräftigen Angriffen seines jugendlicheren Gegners weichen mußte, und näherten sich ihr allmählig. Jetzt befanden sie sich gerade der Stelle gegenüber, wo Lenore regungslos stand, als plötzlich der Degen des Obrist bei einer Terz absprang, welchen Umstand Sir Edmund sogleich durch einen geschickten Stoß benutzte, der seinen Gegner völlig entwaffnete. Lenore errieth die Gefahr ihres Vaters, und in dem Augenblick, als die Waffe seiner Hand entwunden wurde, sprang sie mit einem wilden Schrei vor, um ihn durch ihren Körper vor dem nachfolgenden Angriffe zu schützen. Die Folge davon war, daß Barrel's Degen, den er mit aller Kraft, die Haß und Rachsucht ihm verleihen konnten, zu einem Stoß auf Lomond's Herz gerichtet hatte, durch den Körper des unglücklichen Mädchens fuhr. Als sie sank, fing der Vater sie in seinen Armen auf.

„Vater — einen Kuß — vergib!" murmelte Lenore, worauf ein Blutstrom ihrem Munde entquell, ein leises Zucken über ihren Körper flog und ihr Athem entwich.

Obrist Lomond drückte seine Lippen zärtlich auf die Stirn der Tochter und legte sie sanft auf ein Sopha nieder.

„Liege hier eine kurze Weile, mein süßes Kind," flüsterte er; „vielleicht folge ich dir bald auf deiner Reise."

Dann wandte sich Lomond an Barrel, der sich wie ein Wahnsinniger geberdete und im Begriffe war, Hilfe herbeizurufen.

„Halt," sagte er, „unser Geschäft ist noch nicht beendigt!"

„Gerechter Himmel, was wollen Sie noch mehr?" rief Sir Edmund.

„Den Tod meines Kindes rächen!" erwiderte Lomond düster.

„Ihr Tod war ein bloßer Zufall!"

„Ganz richtig. Sie starb, um mein Leben zu retten, und dieses Leben will ich jetzt daran setzen, um ihr Andenken zu rächen. Ich wiederhole, was ich schon vorher gesagt habe, — nur Einer von uns darf dieses Zimmer lebendig verlassen. Hier sind zwei Pistolen! Die eine ist geladen, die andere nicht. Wähle, Elender, eine derselben! In drei Minuten wird jene Uhr dort die volle Stunde schlagen. Mit dem ersten Schlage wollen wir Feuer geben, und möge Gott der Seele desjenigen gnädig sein, welcher fällt!"

„Es wäre reiner Mord!" murmelte Barrel, während ein kalter Schweiß auf seinem aschgrauen Gesichte ausbrach.

„Nenne es, Schurke, wie du willst," entgegnete Lomond, „aber so, wie ich gesagt habe, soll es sein. Wagst du es, dich zu weigern, — beim Teufel, dessen ächter Sohn du bist! — so will ich dich mit jener Peitsche so zurichten, daß du für immer als ein Feigling und ein Schurke gebrandmarkt sein sollst."

Sir Edmund trocknete sich den Schweiß mit einem feinen Spitzentuche von der Stirn, während seine trockenen Lippen eine leise Einwendung murmelten. Sein Muth begann zu wanken, und die wilde, beharrliche Entschlossenheit seines Gegners blieb nicht ohne Wirkung auf ihn.

„Wähle!" rief der Obrist, indem er beide Pistolen auf den Tisch legte.

Barrel zauderte einen Augenblick in der Wahl, und Lomond lächelte grimmig dazu. Sie standen einander auf beiden Seiten des Tisches gegenüber, auf dem noch Lenorens Stickerei lag, wie sie dieselbe bei Seite geworfen hatte, als das Pfeifen des Geliebten erklungen war.

„Obrist Lomond," sagte Barrel mit schwacher Stimme, „ich muß im letzten Augenblicke noch einmal gegen dieses blutige Vorhaben protestiren."

Der Obrist lächelte abermals.

„In zehn Secunden wird die Uhr schlagen," erwiederte er. „Mache dich fertig!"

Es herrschte jetzt ein großer Unterschied zwischen diesen beiden Männern, von denen einer dem unvermeidlichen Tode geweiht war. Obrist Lomond's gebräunte Wange sah noch dunkler als gewöhnlich aus, und seine Augen richteten sich mit glühendem Hasse auf den Gegner, während sein ausgestreckter Arm, der die Waffe hielt fest wie ein Eisenstab war. Barrel dagegen bebte augenscheinlich. Seine Lippen hatten eine weißliche Bläue angenommen, und von Zeit zu Zeit preßte er seine Hand auf die Brust, als wollte er das heftige Schlagen seines Herzes hemmen, während die andere Hand, in der das Pistol lag, aller Bemühungen zum Trotz sichtbar bebte.

Noch vier -- drei — zwei Secunden! Die Todesstille, welche jetzt im Zimmer herrschte, war schrecklich. — Noch eine Secunde! — Die Silberglocke der kleinen französischen Standuhr hatte ihren ersten Schlag noch nicht vollendet als beide Kämpfer abdrückten. Ein Blitz, ein Schuß, eine Dampfwolke aus einer der Pistolen folgte, und Sir Edmund Barrel sank, durch das Herz geschossen, todt zu Boden.

„So stirbt ein Erzbösewicht!" sagte Obrist Lomond, indem er dem entfeelten Feinde in das Gesicht blickte.

(Schluß folgt.)

Sprüche.

* Vergleiche Dich nur oft nach unten und nach oben,
Daß Du demüthig hier und dort Dich fühlst erhoben.
Demüthig, wenn Du fühlst, den Schwächsten gleichest Du,
Erhoben, weil Du strebst mit Höchsten Höchstem zu.

Auflösung des Räthsels in Nro. 36:

Diamant.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 38. Donnerstag, den 9. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Herr Polizeicommissär," hob der Superintendent wieder an, „ich bin zu Ihnen gekommen, um eine Ausgleichung zwischen Ihnen und dem Doctor Prell herbeizuführen und Sie zu ersuchen, die ganze Angelegenheit fallen zu lassen. Ich bitte Sie, treiben Sie die Sache nicht weiter, bringen Sie dieselbe nicht an die Oeffentlichkeit, Prell bereut seine Leidenschaftlichkeit, lassen Sie sich damit genügen."

„Und was verlangt der Doctor von mir?" warf Körber ein.

„Daß Sie das junge Mädchen bewegen, zu ihm zurückzukehren."

„Es thut mir leid, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können," entgegnete Körber. „Fräulein Braun allein hat darüber zu bestimmen und sie hat sich entschieden dagegen erklärt."

„Herr Commissär, Sie werden doch nicht den Eigensinn eines unmündigen Mädchens gegenüber ihrem Vormund, der als Ehrenmann bekannt ist, in Schutz nehmen!" rief Feld, seine demüthige Haltung immer mehr abstreifend.

„Sie bedienen sich falscher Worte, Herr Superintendent," entgegnete Körber nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. „Sie nennen Eigensinn, was ich für wohlbegründete Entrüstung halte. Gerade weil der Doctor der Vormund des jungen Mädchens ist, hätte ich mehr Zurückhaltung von ihm erwartet. Die Hülflose hat meinen Schutz angerufen und ich werde ihr denselben gewähren!"

Der Superintendent schien einzusehen, daß er mit dem von ihm eingeschlagenen Tone nicht weit gelangte und lenkte wieder ein.

„Urtheilen Sie über eine augenblickliche Schwäche nicht zu streng," sprach er.

„Die meisten Vergehen gehen aus einer augenblicklichen Schwäche hervor," entgegnete Körber. „Wir müßten all unsere Strafgesetze über den Haufen werfen, wenn wir sie als Entschuldigungsgrund ansehen wollten!"

Feld schwieg. Er schien nachzusinnen.

„Herr Commissär," sprach er endlich, „der Doctor Prell gehört meinem Vereine, dem Philemon an, kommt diese Angelegenheit in die Oeffentlichkeit, so wird man leicht dem ganzen Vereine einen Vorwurf daraus machen. Ich bin der Präsident desselben und muß ihn in Schutz nehmen!"

Um Körbers Mund zuckte spöttisches Lächeln.

„Dann halte ich es auch für Ihre Pflicht jeden Fehltritt eines Mitgliedes auf das Strengste zu beurtheilen," entgegnete er. „Von dem Mitgliede eines so frommen Vereines, wie der Philemon ist, erwartet man ja ein solches Benehmen am wenigsten und es wundert mich, Herr Superintendent, daß Sie demselben das Wort zu reden vermögen!"

Dem frommen und dabei sehr stolzen Manne schoß das Blut in die Wange. Er bezwang indeß den in ihm aufsteigenden Unwillen.

„Vergebet und es wird Euch wieder vergeben!" sprach er.

„Unser Strafgesetzbuch hat diesen Paragraphen nicht," warf Körber ein.

Feld erhob sich. Er richtete seine lange Gestalt vor dem Commissär hoch auf. Aus seinen Augen sprach zurückgehaltener Zorn.

„Ich handle nach den Grundsätzen des christlichen Glaubens," sprach er.

„Und ich nach denen, welche mir meine Stellung als Polizeicommissär vorschreibt. Da bewähren wir uns Beide als pflichtgetreu," entgegnete Körber.

„Sie wollen nicht nachgeben, Herr Commissär?"

„Nein, gewiß nicht!" gab Körber mit aller Offenheit und Bestimmtheit zur Antwort.

Der Superintendent verbeugte sich steif, warf auf Körber einen Blick voll Haß und verließ schweigend das Zimmer.

Körber mußte unwillkürlich laut auflachen. Der Besuch dieses Mannes hatte die unruhige, zweifelnde Stimmung von ihm fortgenommen und mit frischem, lustigem Muthe sah er der kommenden Entwickelung dieser Angelegenheit entgegen.

* * *

Mehrere Tage waren seitdem verflossen. Paula war nicht in das Haus des Doctors zurückgekehrt, sondern mit Freuden von dem alten Berger aufgenommen. Prell selbst hatte sich nicht länger widersetzt, sobald er einsah, daß all sein Widerstand ihm nichts helfen werde.

In der Stadt wurde viel über sein Benehmen gegen Paula geredet; so sehr auch die Mitglieder des Philemon bemüht waren, sein Benehmen in einem ganz andern und viel milderen Lichte darzustellen und den Schleier der Vergessenheit darüber zu ziehen. Es würde ihnen dies Bemühen vielleicht gelungen sein, wenn es nicht ein Polizei-

Digitized by Google

commissär gewesen wäre, der sich des Mädchens angenommen hatte. Dadurch hatte das Ganze einen amtlichen und gewissenhafteren Charakter erhalten.

Prell selbst konnte sich als Arzt dem Verkehre mit den Menschen nicht ganz entziehen. Was in ihm vorging, seinen Aerger suchte er hinter äußerer Kälte zu verbergen. Offen ließ er indeß diese Maske fallen, als er Körber einige Male auf der Straße begegnete. Mit einem unverhohlenen Blicke des tiefsten Hasses sah er ihn an. Körber lächelte darüber. Er hatte ihn nicht zu fürchten. Er ertrug es sogar mit größter Gleichgiltigkeit, daß er sich durch den Schutz, welchen er Paula gewährt, viele Feinde in der Stadt erworben hatte. Alle Mitglieder des Philemon waren feindlich gegen ihn gestimmt, und suchten diese Stimmung, so weit es in ihrer Macht lag, auch in weiterem Kreise zu verbreiten.

„Die Leute halten zum wenigsten zusammen," sprach er lächelnd zum Assessor Jung, mit dem er öfter zusammen kam. „Es ist Disciplin in ihnen. Ich bin fest überzeugt, daß keiner von allen Prell leiden kann, aber in seiner Person ist ihr Verein beleidigt und nun fahren sie alle mit frommem Eifer auf. Ich kann in keine Gesellschaft mehr kommen, ohne daß ich finstern Blicken begegne. Es ist ein wirkliches Wespennest, dieser Verein. Hat man einer Wespe auf den Kopf getreten, so fällt der ganze Schwarm über Einen her!"

„Stechen sie?" warf der Assessor lachend ein.

„Nein," erwiderte Körber, „die Natur hat mich mit einem Fell begabt, durch welches ihre Stacheln nicht dringen. Das scheint sie indeß noch mehr zu ärgern. Wahrhaftig, Assessor, wenn sie den Muth hätten, so würden sie mich, glaube ich, vergiften! Aber der Muth fehlt ihnen — Prell will ich davon ausnehmen!"

Selbst der Criminalrichter war seit jenem Vorfalle gegen Körber eingenommen. Er konnte ihm nicht verzeihen, daß er sich in eine Privatangelegenheit, die ihn nichts anging, gemischt hatte und daß er gegen Prell so schonungslos und in einer dessen Ruf so bloßstellenden Weise verfahren war. Körber kümmerte sich um dies Alles sehr wenig. Unbeirrt ging er seinen Weg weiter. Der Verdacht, daß Prell mit dem Morde in irgend einer Verbindung stehe, hatte sich mehr und mehr in ihm festgesetzt. Fast seine ganze Zeit wandte er daran, um den Doctor zu beobachten. Jeden Abend stand er versteckt in Prells Park, bis das Licht in dessen Zimmer verlöschte. Es braunte oft bis spät in die Nacht hinein und es blieb ihm ein Räthsel, womit Prell sich so lange beschäftigen mochte, trotzdem harrte er mit der ihm eigenen Zähigkeit und Willensstärke aus. Er hatte einmal die feste Ueberzeugung, daß er durch Beharrlichkeit zum Ziele gelange und die Erreichung desselben legte sich mit jedem Tage dringender an sein Herz.

Wieder stand er Abends in Prell's Park. Es war unfreundliches, stürmisches Wetter. Feiner Regen rieselte nieder. Er hatte Anfangs gezögert, bei diesem Wetter das Haus zu verlassen, allein der Gedanke, daß Prell, wenn er irgend etwas vorhabe, sicherlich solch einen Abend wählen werde, hatte ihn in den Park getrieben. Wer nicht nothwendige Geschäfte draußen hatte, blieb sicherlich in dem warmen Zimmer.

An einen starken Baumstamm gelehnt, der ihm zum wenigsten gegen den Wind und Regen einigen Schutz gewährte, stand er da. Langsamer als sonst schwand ihm die Zeit hin. Anna hatte ihn gebeten, an diesem Abend zu ihr zu kommen — er hatte es abgelehnt. An sie dachte er. Wann kam endlich der Tag, wo er seine Verlobung mit ihr offen verkündigen konnte. An demselben Tage, an welchem ihr Bruder frei wurde, sollte es geschehen — aber wann, wann geschah dies!

Es hing für ihn so viel von der Entdeckung des Mörders ab! Sein Glück — seine Ehre! Länger als gewöhnlich hatte Prell an diesem Abende Licht. Er sah den Schatten desselben hinter den Fenstern mehrere Male sich unruhig hin und her bewegen. An anderen Abenden hatte er dies nicht bemerkt. Was hatte er vor?

Endlich verlöschte das Licht. Noch kurze Zeit wartete Körber, dann wollte er sich nach Haus begeben. Er war durchkältet und durchnäßt. Schon hatte er den ihn schützenden Baum verlassen, da war es ihm, als ob er ein leises Knarren der Thür, welche aus dem Hause in den Park führte, bemerke. Er lauschte — Alles war wieder still. Hatte ihn der Wind getäuscht?

Dennoch schlich er an den Baum zurück und horchte. Nach wenigen Minuten hörte er auf dem Grundwege sich nähernde Schritte. Hinter den Baum zurückgedrängt, lauschte er mit angehaltenem Athem. Kaum wagte er ein wenig hervorzuschauen.

Eine in einen Mantel gehüllte Gestalt näherte sich. Es war dieselbe Gestalt, derselbe Schritt, die er an jenem Abend in dem Gäßchen neben dem Hause seiner Braut bemerkt hatte. Sein Herz schlug schnell — laut. Er preßte die Hand darauf, als wenn es ihn verrathen könnte. Die Nacht war weniger dunkel als damals.

Kaum zwei Schritte von ihm entfernt schritt die Gestalt durch — er erkannte sie deutlich — es war Prell.

Ein Grabscheit trug er über der Schulter.

Was hatte er vor? Wohin wollte er während der Nacht — bei diesem stürmischen Wetter? — Wozu der Spaten?

Diese Fragen drängten sich Körber hastig auf.

Der Doctor hatte ihn nicht bemerkt. Schnell schritt er weiter, dem Walde zu.

Körber folgte ihm. Seine ganze Aufmerksamkeit mußte er zusammennehmen. Er durfte ihn nicht aus dem Gesichte verlieren und zugleich mußte

Digitized by Google

er bedacht sein, von ihm nicht bemerkt zu werden. Von Baum zu Baum huschend folgte er ihm. Ein einziges lautes Rascheln in dem Laube, ein Stolpern über eine Wurzel konnte ihn verrathen.

Prell schien keinen Verdacht zu haben. Wen konnte er bei diesem Wetter zur Nachtzeit auch hier erwarten. Nur dann und wann schien er einen Augenblick horchend still zu stehen.

Körber verließ sich vor Allem auf sein scharfes geübtes Ohr. Auch er stand regungslos still, sobald er den Tritt des Doctors nicht mehr hörte. Tief in den Wald hinein folgte er ihm. Wohin konnte er gehen?

Da bog Prell in einen Seitenweg ein, der zu der Försterwohnung führte. Körber hätte laut aufjubeln mögen. Endlich — endlich schien er zum Ziele zu gelangen. Er warf den Mantel ab, um dem Voreilenden ungehinderter und leichter folgen zu können. Was kümmerte es ihn, ob er noch mehr durchnäßt wurde! Die Aufregung ließ ihn ohnehin weder Kälte noch Nässe empfinden.

Immer näher kamen sie dem Försterhause. Prell schien hier genau Bescheid zu wissen. In der Nähe des Gartens drang er mitten durch das Gebüsch.

Es war eine schwere Aufgabe für den Commissär ihm weiter zu folgen, ohne sich zu verrathen. Das dürre Laub raschelte bei jedem Fußtritte. Zudem hatte er Prell aus den Augen verloren. Nur seinem Gehör konnte er folgen. Er hörte deutlich, wie er mit dem Spaten grub.

Er hielt inne, um ihn durch kein Zeichen aufmerksam zu machen. Was er vorhatte, wollte er ihn erst zu Ende führen lassen. Der Gedanke drängte sich ihm auf, schnell vorwärts zu dringen, sich auf den Doctor zu werfen und ihn festzunehmen. Er wagte es nicht. Alles konnte er dadurch auf das Spiel setzen. Prell war ein entschlossener Charakter. Und was hatte er erreicht, wenn der Doctor sich wenn er ihn mit dem Spaten niederschlug, ehe er ihn erreichte.

Nicht persönliche Furcht hielt Körber zurück, sondern die Besorgniß den Doctor zu zeitig zu stören.

Mit Hast hörte er ihn weiter graben. Er hatte sich auf die Erde niedergelegt, um genauer zu hören. Kein Laut entging ihm, denn kaum zehn Schritt konnte er von ihm entfernt sein.

Auf dem nahen Hofe des Försterhauses war Alles still. Nicht einmal einer der Jagdhunde schlug an. Der Wind ließ das Geräusch, welches der Grabende machte, verhallen, nicht bis dorthin dringen.

Es waren für Körber ungeduldige, bedeutungsvolle Minuten. Es regnete heftiger — der Erdboden, auf dem er lag, war naß — er empfand es nicht. Nur auf den Doctor hörte er und bemühte sich aus dem Geräusch dessen Vorhaben zu errathen. Er grub ein Loch, deutlich hörte Körber wie er die Erde auswarf; wie sie auf das dürre Laub fiel. Dann legte er den Spaten zur Seite, legte einen Gegenstand in das Loch und schüttete mit den Händen die Erde wieder darauf. Er hörte wie die Erde auf Papier fiel. Der Doctor raschelte mit dem Laube, wahrscheinlich scharrte er es über der frischen Erde zusammen.

Dann erhob er sich. Er stand still. Wahrscheinlich horchte er, ob er auch keinen Zeugen seiner That gehabt habe. Hastig entfernte er sich.

Regungslos hatte Körber dagelegen. Jetzt hörte er den Doctor gerade auf sich zu kommen. Es war ein peinigender Augenblick, eine peinigende Stellung. Er mußte über ihn fallen, wenn er liegen blieb. Seine Lage war bedenklich, sie hinderte ihn, sich zu vertheidigen. Schon erblickte er Prells dunkle Gestalt zwischen dem Gebüsch — kaum drei Schritte von ihm entfernt. Da sprang er auf, drang auf den Nahenden zu.

Der Doctor schien heftig zu erschrecken — hastig trat er einen Schritt zurück. Körber wollte sich auf ihn stürzen, sein Fuß blieb an einer Baumwurzel hängen und im nächsten Augenblicke blitzten schon zwei Schüsse hinter einander fast dicht vor seinen Augen auf. Taumelnd fuhr er zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ein wilder Traum.

Von L. D. B.

(Schluß.)

Plötzlich öffnete sich eine Thür, und eine sehr alte Dame, mit weißem Haare und in weißer Nachtkleidung, erschien auf der Schwelle. An der Bewegung ihrer Hände erkannte ich sogleich, daß sie blind war.

„Henry, Henry! wo bist du?“ rief sie. „Irgend Jemand hat soeben ein Pistol abgefeuert. Oh, sage mir, daß du nicht verletzt worden bist.“

Ein krampfhafter Schmerz zuckte in dem Gesicht des Obrist.

„Ich bin ganz wohl, Mutter,“ erwiderte er. „Bitte gehe wieder in dein Zimmer. Es thut mir leid, daß ich dich gestört habe.“

„Und Lenore?“ fuhr die alte Frau in klagendem Tone fort. „Weshalb hat sie mir nicht gute Nacht gesagt und mich geküßt? Ist das Kind schon zu Bett gegangen?“

„Lenore schlummert, Mutter,“ sagte der Obrist flüsternd, „wir dürfen sie nicht stören. Sie wird morgen früh zu dir kommen.“

„Sonderbar — sonderbar,“ murmelte die alte Dame, „sie hat mich bisher nie vergessen!“

Dann wandte sie sich und ging, mit den Händen um sich fühlend, davon. Der Obrist aber sank auf die Knie und barg das Gesicht in dem weißen Kleide seines todten Kindes.

In diesem Momente zerfloß mein Traum und ich erwachte. Von Schlaf war keine Rede mehr, denn so lebendig war derselbe gewesen, daß er mir wie ein eigenes, persönliches Erlebniß erschien und einen unverlöschlichen Eindruck auf mein Gemüth

Digitized by Google

gemacht hatte. Lenorens wilder Schrei, als sie sich in die Arme ihres Vaters geworfen, und Barrel's und Lomond's heftig streitende Stimmen klangen noch immer in meinem Gehirn nach. Von einem dunkeln, unwiderstehlichen Gefühle getrieben, verließ ich mein Zimmer und wanderte halb angekleidet nach dem großen öden Saale, welcher der Schauplatz aller Begebenheiten meines Traumes gewesen war. Der gespenstige Schimmer des Mondlichtes erhellte ihn nicht mehr, er war dunkel still und kalt wie das Grab. Während ich am Eingange stand, eine gewisse Scheu vor dem Eintreten empfindend, ließ ein plötzlicher Windstoß die Fenster rasseln, und ein leiser, unendlich trauriger Seufzer, wie es mir schien, schlug aus dem Düster des Saales an mein Ohr, so daß ich mich von einem Schauder überlaufen fühlte, schnell zurücktrat und die Thür verschloß.

Recht froh war ich, als es endlich zehn Uhr schlug und Mr. Lomond pünktlich erschien. Nachdem ich ihm die Umrisse meines Traumes mitgetheilt hatte, bemerkte er:

„Das ist es, was ich erwartet habe, und ich muß Ihnen jetzt sagen, daß eine jede Person, wer sie auch sei, in der ersten Nacht, die sie in Gledhill zubringt, denselben Traum hat, von dem Sie beunruhigt worden sind, aber später nie wieder. Dieser Fluch — ich kann es wohl so nennen — hängt über dem Hause seit jener Nacht, in der die schrecklichen Begebenheiten, die Sie nur im Geiste gesehen, innerhalb seiner Mauern wirklich stattgehabt haben. Jetzt wird es Ihnen erklärlich sein, weßhalb ich Sie ersuchte, erst eine Nacht in dem Gebäude zu schlafen, ehe Sie sich dafür entschieden, es zu beziehen, und ich muß es nunmehr Ihrer Erwägung überlassen, ob Sie Ihre Frau einer solchen Prüfung aussetzen wollen, der sie in der ersten Nacht jedenfalls unterworfen werden würde."

Ich dankte Mr. Lomond für seine Aufrichtigkeit und beschloß, meine arme Frau einer solchen Prüfung nicht auszusetzen.

„Dennoch verzweifle ich nicht daran," sagte mein Gastfreund lächelnd, als ich an der Hausthür Abschied von ihm nahm, „einen Miether zu finden, dessen Nervensystem dieser gespenstigen Gesellschaft Trotz bietet."

Seine Erwartung ging wirklich in Erfüllung, denn im folgenden Sommer erfuhr ich, daß ein reicher und excentrischer alter Junggeselle das Haus bezogen habe, der sich sehr eifrig mit botanischen Studien beschäftigte, zu denen ihm die dortige Gegend viel Material bietet.

Verschiedenes.

Pfuschen in das Handwerk galt von jeher als ein schreckliches Verbrechen bei der Zunft und sogar beim Publikum. Ein Pfuscher war der Inbegriff alles Unberechtigten und Ungeschickten. Und doch waren es nichts als Pfuscher in andere Handwerke, welche die größten Erfindungen unserer Zeit machten. Ein Buchbindergeselle (Silbermann) wurde Reformator des Orgelbaues und des Klaviers; ein Barbier (Arkwright) erfand die Spinnmaschine; ein Zimmermann (Hargrave) baute die erste Spinnjenny; ein Strohhuthändler (Jacquard) erfand den neuen Webstuhl; ein Musiker (Herschel) das Teleskop; ein Instrumentenmacher (Watt) die Dampfmaschine; ein Apotheker (Böttcher) das Porzellan; ein Schauspieler (Sennfelder) die Lithographie. Kurz, die meisten Männer, welche dem Handel und der Industrie neue Bahnen eröffneten, waren Pfuscher im Sinne der Zunftgesetze.

Hr. v. Rothschild soll dem General v. Manteuffel in Frankfurt gesagt haben: „Excellenz kennen genau die Tragweite Ihrer gezogenen Kanonen, aber nicht die Tragweite der finanziellen Macht des Hauses Rothschild."

Wie man reich werden kann. Vor etwa sechs Jahren kaufte ein Schneidermeister in Berlin in der Nähe des Anhaltischen Bahnhofes eine Strecke Land für 17,000 Thaler. Jetzt hat dieses Grundstück an die Direktion der Anhaltischen Eisenbahn-Gesellschaft, welche desselben zur Erweiterung ihres Bahnhofes bedurfte, für 150,000 Thaler verkauft.

In Amsterdam ist kürzlich die erste Gewerbschule für das weibliche Geschlecht eröffnet worden.

Ein eigenthümlicher Streit hat sich kürzlich zwischen dem Bürgermeister von Bussum (Holland) und den Gemeinderäthen erhoben. Ersterer behauptet, daß die Gewohnheit, in den Sitzungen zu rauchen, mit der Würde der Versammlung unverträglich sei; die Räthe behaupteten das Gegentheil und stützten sich auf das Alter dieser Sitte. Der um einen Schiedsrichterspruch angegangene Minister des Innern erklärte die Sitte der Gemeinderäthe für weder dem Gesetz noch dem öffentlichen Interesse zuwiderlaufend. Sowie diese Antwort verlesen worden, zogen sämmtliche Räthe ihre Pfeifen hervor und feierten ihren Sieg, indem sie mit gewaltigen, zur Decke gesendeten Wolken den Minister bewehrauchten.

Die „New-Yorker Tribüne" bringt die Beschreibung einer Maschine, mittelst welcher die Schafe geschoren werden, wie die Aepfelschälmaschine den Apfel schält. Es gehören zu dieser Maschine zwei Mann, welche die Scheeren halten, und einer, welcher das Maschinenrad zu bewegen hat.

Räthsel.

Hast Du von irgend Etwas meine erste Sylbe,
So kann dies Etwas kaum die zweite sein.
Hast Du mich lieb? — O sprich jetzt nicht das Ganze!
Es schließt dies Wort ja nie Gewißheit ein.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 33. Sonntag, den 12. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Die Hunde auf dem nahen Försterhofe schlugen laut an. Sie kamen in den Garten. Sie bellten laut, heftig.

Körber raffte sich empor. Auch er trug ein Pistol bei sich — er riß es aus der Brusttasche und wollte dem Doctor nachsetzen, er sah ihn nicht mehr — in größter Eile war er geflohen.

Zögernd stand Körber einen Augenblick still, ungewiß, was er beginnen sollte. Sein linker Arm schmerzte heftig, zu gut hatte ihn der Schuß getroffen.

Die Jagdhunde bellten immer heftiger in dem nahen Garten. Schon ließ sich die Stimme des Försters, welcher Hellmanns Stelle so lange versah, vernehmen. Er schien in den Garten zu treten — er rief die Hunde.

„Hieher! Herr Förster!" rief Körber; er kannte ihn. „Hieher!" Er hatte sein Pistol in der Hand, jeden Augenblick bereit, sich gegen Prell zu vertheidigen, wenn er zurückkehren sollte.

Der Förster näherte sich.

„Wer ist da? — Was gibts dort?" rief er.

„Kommen Sie hieher! Bringen Sie die Hunde mit!" rief Körber zur Antwort.

Wenige Minuten später war der Förster, der die beiden Schüsse und das heftige Bellen der Hunde gehört und sich kaum Zeit genommen hatte, einen Mantel überzuwerfen, an seiner Seite. Erst jetzt erkannte er Körber.

„Folgen Ihre Hunde der Spur eines Menschen?" fragte dieser hastig.

„Was gibt es nur! Wie kommen Sie hieher, Herr Commissär? Wer hat hier geschossen?" warf der Förster ein.

„Das Alles nachher! Geben Sie mir erst Antwort auf meine Frage. Verfolgen Ihre Hunde die Spur eines Menschen?"

„Nein — sie sind nur auf Wild abgerichtet. Wen sollen sie verfolgen? Ich begreife noch nichts. Ist auf Sie geschossen?"

„Ja wohl."

„Und Sie sind verwundet?"

„Ein wenig."

„Wo — wo?" rief der Förster hastig.

„Im Arm — es ist ohne Bedeutung," erwiderte Körber. „Holen Sie eine Laterne — schnell! Nein — bleiben Sie hier," fügte er, sich schnell anders besinnend, hinzu. „Können Sie nicht Ihrem Knechte rufen, daß er eine Laterne bringt?"

Auch den Knecht hatten die Schüsse, das Bellen der Hunde und des Försters Stimme in den Garten gelockt. Der Förster befahl ihm, eine Laterne zu bringen.

„Kommen Sie mit in das Haus — ich führe Sie um den Garten herum," sprach er zu Körber.

„Nein — Nein," erwiderte dieser. „Nicht einen Schritt weiche ich von dieser Stelle."

„Was suchen Sie?" forschte der Förster weiter.

„Einen Schatz — einen Schatz — der wahrscheinlich auch Sie überraschen wird!"

„Wer hat nur auf Sie geschossen? Haben Sie ihn erkannt?"

„Ja, ich kenne ihn," erwiderte Körber, der sich in größter Aufregung befand, „ich kenne ihn und im Hause — dort will ich Ihnen Alles erzählen! Nur erst Licht — Licht!"

Schon schimmerte das Licht der Laterne durch das Gebüsch.

Der Förster rief dem Knechte zu, so daß er sie leichter finden konnte — wenige Minuten später war er schon bei ihnen.

Hastig nahm Körber ihm die Laterne aus der Hand.

„Nun folgen Sie mir," sprach er, indem er durch das Gebüsch vordrang.

Der Förster folgte ihm. Schon nach wenigen Schritten blieb er indeß zögernd stehen.

„Der Mann ist geflohen," sprach er. „Es wird Thorheit sein, ihn zu verfolgen — oder haben auch Sie auf ihn geschossen?"

„Kommen Sie," erwiderte Körber ungeduldig weiter dringend. Mit der Laterne vor sich hinleuchtend war sein Blick auf die Erde gerichtet. Er erblickte die Spuren frischer Tritte, ihnen folgte er.

„Da — da ist es!" rief er plötzlich, auf einen dunklen Punkt an der Erde zeigend. „Halten Sie die Laterne — so!"

Er warf sich selbst auf die Kniee und wollte mit beiden Händen beginnen das Laub fort zu schaffen.

Mit einem halb unterdrückten Aufschrei hielt er inne. In der Aufregung hatte er den Schmerz seines verwundeten Armes nicht beachtet — die hastige Bewegung erinnerte ihn schmerzlich daran.

„Sie bluten!" rief der Förster.

Digitized by Google

Körber suchte den Schmerz zu überwinden. Mit der Hand wehrte er den Förster zurück.

„Lassen Sie — nachher — es ist nichts! — Hier unter dem Laube — in dieser frisch aufgeworfenen Erde roben Sie — hier — es ist ein Schatz darin verborgen!"

Er erhob sich langsam und machte dem Knechte Raum, der mit beiden Händen das Laub und die Erde fortschaffte.

Mit angehaltenem Athem, halb zur Erde niedergebeugt stand Körber daneben.

„Da! da ist es!" rief er plötzlich, als der Knecht eine Partie Erde weggeräumt hatte, und er beugte sich nieder und zog mit der Rechten ein kleines Packet triumphirend hervor. „Hier — dies ist der Schatz! Oh, Förster — wenn mich nicht alles täuscht und im Stich läßt, so ist dies kleine Packet hundertmal mehr werth als der Schuß im Arme!"

Der Knecht hielt mit seiner Arbeit inne.

„Nein, wühlt weiter, Freund!" rief Körber. „Keine Uebereilung — seht Euch jedes Stückchen Erde an. Mögen Eure Finger auch schwarz werden, ich will Euch ein Trinkgeld geben, daß Ihr Euch anständig dafür waschen könnt — meinetwegen in Wein, wenn Ihr nicht vorzieht, ihn lieber zu trinken."

Der Knecht räumte das Loch, welches Prell gegraben hatte, vollständig aus, ohne in ihm noch irgend etwas zu finden.

„So," sprach Körber. „Nun laßt die Erde liegen, jetzt habe ich mich überzeugt, daß nichts weiter darin war. Förster, nun folgen Sie mir nur noch eine kurze Strecke — Sie können ja Morgen ausschlafen, dann gehe ich mit Ihnen in das Haus."

„Wohin wollen Sie noch?" warf der Förster ein.

„Kommen Sie nur. Ich würde jetzt nicht müde und wenn ich die ganze Nacht hindurch suchen müßte!"

Wieder nahm Körber die Laterne in die Hand und schritt vorsichtig, aufmerksam umherspähend auf demselben Wege zurück.

„Hier muß er gestanden haben, als er auf mich schoß," sprach er. „Förster, als ich den Schuß erhielt, taumelte ich etwas — ich war nicht so recht darauf vorbereitet — es blitzte mir fast in das Gesicht, ich gestehe offen, daß mich das ein wenig erschreckte, da habe ich nicht gesehen nach welcher Seite er geflohen ist. Aber von hier aus ist er geflohen — Sie haben gute Augen, unterstützen Sie mich, ob er nicht irgend eine Spur zurückgelassen hat. Haha! Er könnte ja in der Eile etwas vergessen haben! Achten Sie darauf!"

„Sie sind mit einer Pistole geschossen?" fragte der Förster.

„Gewiß und das Ding schießt gut — ich merke es an meinem Arme."

„Richtig, dort liegt der Propfen," bemerkte der Förster auf ein geschwärztes Stück Papier auf der Erde zeigend.

„Wo — wo?" fragte Körber und hob dasselbe auf. „Man darf auch das geringste Zeichen nicht unbemerkt liegen lassen."

Er steckte es in die Tasche.

„In Ihrem Hause werde ich es mit Ruhe untersuchen," fügte er hinzu. „Jetzt lassen Sie uns weiter suchen."

„Hier ist er geflohen — hier durch — hier sind frische Fußstapfen — sehen Sie, hier ist auch ein Zweig abgebrochen," sprach der Förster nach kurzem Suchen.

Körber überzeugte sich davon.

„Sie haben prächtige Augen — wie ein Indianer, Förster!" rief er in lustigster Stimmung.

„Nun suchen Sie aber weiter — weiter!"

Es gelang ihnen die Fußstapfen bis auf den nahen Weg zu verfolgen. Dort hörten sie auf. Weitere Zeichen fanden sie nicht.

„Nun kommen Sie," rief Körber. „Ich hoffe Beweise genug zu haben. Kommen Sie in Ihr Haus. Ich habe Sie mitten aus der Nachtruhe gestört, — Sie sind nur flüchtig gekleidet, und es ist kalt — kalt!"

Zum ersten Male empfand Körber die Nässe und Kälte.

Schnell schritten sie dem nahen Försterhause zu. Körber hielt das kleine Packet so fest in der Hand, als hinge von ihm das Glück seines ganzen Lebens ab. Nur mit Mühe hatte er sich überwunden, es nicht sofort zu öffnen und zu untersuchen, allein er hatte den Knecht nicht Zeuge sein lassen wollen.

Nach kurzer Zeit hatten sie das Försterhaus erreicht. In dasselbe Zimmer, in welchem Körber so oft gewesen war, welches auch Hellmann bewohnt hatte, traten sie ein.

Der Förster wolle die Wunde an Körbers Arm, die immer noch heftig blutete, untersuchen. Dieser lehnte es ab.

„Nachher — nachher!" rief er ungeduldig. „Erst öffnen Sie dies Packet. Aber vorsichtig, Förster. Jedes Stückchen Papier, jedes Stückchen Bindfaden heben Sie sorgfältig auf — es hängt ein Menschenleben und Menschenglück davon ab."

Sorgfältig öffnete der Förster das Packet, welches in graue Pappe und darunter in Wachstuch sorgfältig gepackt ward. Mit angehaltenem Athem stand Körber daneben.

Endlich hatte der Förster die äußere Hülle entfernt. Mehrere Gegenstände waren noch in Papier eingeschlagen. Ungeduldig nahm Körber sie aus der Hand des Försters. Er öffnete das Papier — eine goldene Uhr mit Kette — ein Päckchen Papiere — Werthpapiere — mehrere beschriebene Blätter lagen darin!

Einen Augenblick blickte er starr darauf, es war ihm, als ob alles Blut sich mit einem Male sei-

Digitized by Google

nem Herzen zudrängte — endlich — endlich hatte er erreicht was er so unverdrossen und unermüdlich verfolgt hatte.

„Förster — Förster!“ rief er aufjubelnd, „hier — hier! Heilmann ist frei! frei! Nicht er ist der Mörder! Oh, ich wußte es und konnte ihm doch nicht helfen! Aber jetzt — jetzt — morgen schon soll er seine Freiheit zurückerhalten!“

(Fortsetzung folgt.)

Das transatlantische Kabel.

Vor etwa zwanzig Jahren tauchte zum erstenmale die Idee einer telegraphischen Verbindung der beiden Welttheile auf, aber der Plan schien damals so kühn, daß weder die englische Regierung noch das Publikum demselben Beachtung schenkten. Inzwischen wurden jedoch auf kleineren Strecken unterseeische Kabel versenkt, man hatte Erfahrungen gesammelt, Beobachtungen angestellt. Die Idee gewann allgemach Boden, und im Jahr 1857 wurde zum ersten Versuch geschritten. 2500 Meilen Kabel wurden auf den Kriegsschiffen Agamemnon und Niagara eingeschifft, und eine ganze Operations-Flottille setzte sich in Bewegung; aber schon nach einigen Meilen Fahrt verwickelte sich das ausgesponnene Kabel in die complicirte Maschinerie, und das Kabel riß ab. Die Expedition kehrte zurück, ging aber bald darauf wieder in See. Bei diesem zweiten Versuch scheiterte das Unternehmen an dem Mangel an Erfahrungen, denn das plötzlich abfallende unterseeische Terrain vermehrte den Zug des ausgesponnenen Kabels. Der Abwicklungsapparat konnte diesem vermehrten Zug nicht nachgeben, und das Kabel, welches diesmal schon einige hundert Meilen versenkt war, riß neuerdings ab. Erst im nächsten Jahre (1858) wurde der Versuch erneuert. Ein fürchterlicher Sturm, welcher das überlastete Schiff Agamemnon zu verschlingen drohte, zwang die Kabelflottille zur Rückkehr. Nach einigen Tagen lief das Kabelgeschwader neuerdings aus, und diesmal mit glücklichem Erfolge, wenigstens für den Anfang, denn am 5. August 1858 wurde die erste telegraphische Depesche über den Ocean gesendet. Die Königin correspondirte wirklich mit dem damaligen Präsidenten Buchanan auf telegraphischem Wege. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Die Zeichen wurden immer undeutlicher. Die Leute in Trinity Bay sendeten zwar fort und fort telegraphische Zeichen über den Ocean, aber was sie sagen wollten, konnten die Ingenieure in Valencia nicht verstehen. Die Zeichen wurden immer schwächer und hörten zuletzt ganz auf. Es war klar, daß die Isolirung des Kabels unterbrochen, daß das Kabel so gut wie todt war. Durch sieben Jahre ruhte nun das Werk, wenigstens dem Anscheine nach. In der That aber wurden die Vorbereitungen zu einer neuen Expedition eifrig betrieben und alle Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung des Erfolges getroffen. Das größte Schiff der Welt, der Great Eastern, wurde zur Aufnahme des Kabels hergerichtet und setzte sich am 15. Juli vorigen Jahres mit 2300 Meilen Kabellänge an Bord in Bewegung. Wie die täglichen Berichte, welche das Schiff mitten im Meere zur Küste sendete, mit Jubel begrüßt wurden, mit welcher Spannung der Curs des Schiffes, seine Entfernung von Europa verfolgt wurde, wie plötzlich, als das Werk bereits gesichert schien, der telegraphische Verkehr abbrach, wie man sich in Vermuthungen über die Ursache der Stockung erschöpfte, bis der rückkehrende Great Eastern allen Zweifeln ein Ende machte, indem er die Details von der traurigen Katastrophe, wie und wo das Kabel abgerissen, brachte — dies Alles ist noch frisch in unserer Erinnerung.

Die letzte Expedition, welche nun so glücklich beendet ist, wurde auf dem Continente nicht mit gleicher Spannung verfolgt. Unser Aller Blicke waren einem anderen Schauplatze zugekehrt.

Auf jenem Schlachtfeld aber, wo der Menschengeist der Natur eine der glorreichsten Schlachten geschlagen, war die Aufregung Aller, welche bei diesem Werke betheiligt sind, nicht minder groß als bei früheren Gelegenheiten. Wir wissen, daß in Foilhommerum Bay das diesseitige Kabelende seit Beginn der Expedition mit einer wahrhaft inquisitorischen Aufmerksamkeit bewacht und beobachtet wird. Tag und Nacht sitzen die Ingenieure im Signalzimmer und verfolgen mit ängstlicher Spannung die flimmernden Zeichen, welche ohne Unterbrechung dem Kabelende entströmen und die vollkommene Conductivität des Kabels bezeugen. Das Zimmer, in welchem sich die Signal-Apparate befinden, ist vollkommen verfinstert. Jeder Sonnenstrahl wird sorgfältig abgehalten, um die Lichtzeichen besser sehen zu können. In dieses dunkle Heiligthum ist keinem Uneingeweihten der Eintritt gestattet. Es darf auch darin nicht gesprochen werden, um die Telegraphisten, welche die Signale zu lesen haben, nicht von ihrer Aufgabe abzuziehen.

Zu größerer Vorsicht war auch die Verabredung getroffen worden, während der Nächte keine Depeschen zu telegraphiren, sondern die Nachtstunden ausschließlich den Leitungs-Proben zu widmen.

Während des Tages wurde jedoch zwischen dem Great Eastern und der Station Foilhommerum Bay eine ziemlich lebhafte Unterhaltung geführt. So wußte man in der Landstation sogleich, daß 300 Meilen weit in der See von einem der drei Schiffe, welche den Great Eastern begleiteten, ein Matrose über Bord gefallen sei ꝛc. Die meisten Depeschen, welche vom Kabelgeschwader ankamen, waren sehr erfreulicher Natur. Sie meldeten meistens gutes Wetter und große Zuversicht zu dem Gelingen des mühsamen Werkes. Dank diesen Depeschen konnten die Directoren in Foilhommerum Bay nach den einlaufenden Angaben der Längen- und Breitegrade den Curs des Geschwaders so genau verfolgen, wie etwa einen Eisenbahnzug, welcher von Station zu Station seine Abfahrt und

Digitized by Google

Ankunft signalisirt. Sie wußten fast ebenso gut wie die Leute an Bord des Great Eastern, daß das Schiff nun über einer unterseeischen Ebene schwebe, daß es sodann ein starkes Gefälle des Meeresbodens zu passiren habe, daß darauf eine plötzlich ansteigende Höhe folge, daß die Geschwindigkeit im Abwickeln des Kabels jetzt verringert, jetzt wieder vermehrt werden müsse u. s. w. Am 16. und 17. Juli war die Spannung der Direktoren an der Landstation am höchsten, denn sie wußten, daß um diese Zeit der Great Eastern einen unterseeischen Montblanc passiren müsse. Es war ihnen bekannt, daß das Kabel um diese Zeit etwa 100 englische Meilen weit in eine tiefe von 2400 Faden oder 15,000 Fuß versenkt werde; daß jetzt der Zug des Kabels am stärksten sei und daß das Gelingen des Werkes davon abhänge, dem ununterbrochenen Zuge schnell genug folgen zu können. Als diese Untiefe passirt war, da athmeten die zu Lande freier auf, und die Leiter der Expedition auf den Schiffen werden wohl gleichfalls ein Gefühl der Erleichterung verspürt haben. Denn nun erst hatten sie die größte Gefahr überstanden. Von da ebnet sich das Meeresbett ziemlich gleichmäßig und verläuft sich in der Nähe von Neufundland bis zum Ufer in eine seichte Ebene. Doch hier war wieder der dichte Nebel zu fürchten, welcher da zu herrschen pflegt. Die mit Bangen erwartete Meldung: „Dichter Nebel" blieb nicht aus. Aber in Foilhommerum Bay wartete man nun des Weiteren mit größerer Zuversicht. Denn es waren für diesen Fall die umfassendsten Vorbereitungen getroffen worden. Die begleitenden Schiffe hatten für diese Eventualität die Weisung, vor dem Great Eastern zu fahren und in bestimmten Zwischenräumen Signalschüsse abzufeuern, und zwar sollte das Schiff „Terrible" vorangehen, sodann sollte „Medway" folgen, und diesem „Albany". Der Terrible sollte jede Stunde, Medway 10 Minuten später, Albany nach 20 Minuten und der Great Eastern nach 30 Minuten einen Signalschuß abfeuern, so zwar, daß das ganze Geschwader sich in fortwährender Berührung erhalten konnte. Für den äußersten Fall, als der Nebel jedes Vorgehen verhindern sollte, war die Verabredung getroffen, daß das Kabel abgeschnitten und das Ende an einer riesigen Boje (einer Tonne an einem Anker) befestigt werden sollte. Dazu ist es nicht gekommen, und die oben angedeuteten Vorsichtsmaßregeln haben sich als vollkommen ausreichend erwiesen.

Im Ganzen hatte die Expedition vier gefährliche Momente zu überstehen. Erstens die Landung des Kabels an der Küste von Valentia, zweitens die Versenkung über die plötzlich abfallende unterseeische Ebene, die irische Bank genannt, dann das Passiren eines tiefen unterseeischen Thales, und endlich die Abwickelung über die erwähnte Untiefe. Daneben gab es jedoch noch eine Menge anderer Gefahren, hinreichend, um die Spannung der Leiter der Expedition fortwährend wach zu erhalten. So verursachte es unter den Zurückgebliebenen in Valentia einige Aufregung, wenn der Great Eastern einen seiner Kabelreservoirs geleert hatte und ein anderes Reservoir „angegänzt" wurde. Denn wie leicht konnte bei dieser Vorrichtung ein Kabelriß erfolgen. Auf dem Great Eastern waren drei solcher Reservoirs angebracht, nämlich zwei kleinere zu 600 Meilen an den beiden Schiffsenden und ein großes in der Mitte des Schiffes. Zuerst wurden die kleineren Reservoirs ausgesponnen, und in dem Maße als dieselben sich leerten, wurde Wasser eingepumpt, so zwar, daß das Schiff jederzeit gleichmäßig belastet war. Denn zum Gelingen des Unternehmens war es unbedingt nothwendig, daß der Great Eastern jederzeit dieselbe Richtung und dieselbe Neigung zum Meeresniveau einhielt. Diese Bedingung erklärt am besten die Nothwendigkeit einer stets gleichmäßigen Belastung und die Wichtigkeit eines behutsamen Verfahrens. Wie zu erwarten war, hat der Great Eastern nicht seinen ganzen Kabelvorrath ausgesponnen. Am 26. Juli Mittags hatte er bei einer zurückgelegten Entfernung von 1558 Meilen 1744 Meilen Kabel versenkt. Bei seiner Ankunft in Trinity Bay mußte er also noch einige hundert Meilen Kabel aus seinem großen Reservoir erspart haben. Damit kehrt das Schiff keineswegs nach Europa zurück, denn mit der Vollendung der Kabellegung ist die Aufgabe der Expedition nicht beendet. Vorausgesendete Kohlenschiffe erwarten das Geschwader in Neufundland. Sobald Terrible und Medway neuen Kohlenvorrath eingenommen, suchen sie jene Stelle, wo im vorigen Jahre das Kabel verloren ging. Zur Erleichterung des Auffischens werden sie an jener Stelle Bojen aufrichten. Der Great Eastern und der Albany folgen ihnen und alle vier Schiffe machen sich daran, das verlorne Kabel aufzufischen, indem sie mit ihren hinuntergelassenen Zangen-Apparaten senkrecht auf der Linie des aufzufischenden Kabels auf- und abfahren. Man verzichtet darauf, das eigentliche Kabelende aufzufischen, sondern wird versuchen, weiter gegen Europa das Kabel an mehreren Stellen emporzuheben und durch große Bojen auf der Oberfläche zu halten. Wenn dies gelungen ist, kann der Great Eastern an einem beliebigen Punkte das neue Kabel an das alte anknüpfen und die Legung dieses zweiten Kabels vollenden.

In Wien singt das Volk wieder seine Schna' dahüpf'n, und unter andern auch folgendes:

S' Freicorps hat kein' Knöpf',
D' Minister kein' Köpf',
Der Kaiser hat kein Hirn,
D'rum muß Oesterreich Alles verlier'n.

Auflösung des Räthsels in Nro. 38:
Vielleicht.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 40. Donnerstag, den 16. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Förster war auf das höchste überrascht. Hieran hatte er nicht gedacht. Auch er war mit Hellmann befreundet und das Geschick desselben hatte ihn mit Schmerz erfüllt.

„Hellmann ist nicht der Mörder!" rief er. „Er ist unschuldig! Aber wer — wer hat den jungen Berger erschossen?"

Seine Augen hingen an Körbers Lippen. Er bemerkte nicht, wie dessen Wangen sich mehr und mehr entfärbten, wie sein Arm, der soeben noch die Uhr triumphirend emporgehalten hatte, kraftlos herabsank, wie er schwankte.

„Der Doctor Prell hat ihn erschossen!" sprach Körber mit matter Stimme. Kraftlos sank er zurück auf einen Stuhl. Die Anstrengung und Aufregung — der Blutverlust riefen einen einer Ohnmacht ähnlichen Zustand hervor.

Erschreckt sprang der Förster ihm zur Hilfe und wusch ihm die Stirn mit Wasser und Branntwein.

„Es geht — es geht wieder," sprach Körber sich langsam emporrichtend. „Der Arm — oh — er hat ja Berger so vortrefflich getroffen, weshalb hätte er mich fehlen sollen!"

Mit Mühe gelang es dem Förster, ihm den nassen, mit Blut getränkten Rock abzuziehen. Dann untersuchte er den Arm. Die Kugel war noch glücklich gekommen. Zwar hatte sie die volle Muskel des Oberarmes durchbohrt, allein der Knochen schien unverletzt zu sein. Er wusch die Wunde mit kaltem Wasser, bis die Blutung sich legte und wand darn ein Tuch darum.

Körber erholte sich. Vergebens suchte ihn der Förster zu überreden, sich Ruhe zu gönnen und in's Bett zu legen.

„Nein!" rief Körber. „Es ist ja nicht gefährlich — ich habe keine Zeit zu verlieren. Geben Sie mir ein Glas Wein und einen trockenen Rock — ich muß zur Stadt zurück."

„Jetzt — während der Nacht?" warf der Förster bedenklich ein. „Hören Sie wie der Sturm wüthet, wie es regnet!"

„Ich muß zurück," erwiderte der Commissär. „Ich muß den Vogel fangen, ehe er mir davon fliegt. Das darf er nicht!"

„Hat er Sie erkannt?" warf der Förster ein.

„Das ist nicht möglich! Allein er wird vermuthen, daß ich es bin. Wem hätte sonst daran gelegen sein können — ihn bei seiner nächtlichen Arbeit zu stören und zu belauschen. Ich werde es ihm nie vergeben, daß er eine so schändlich stürmische Nacht dazu gewählt hat. Haha! Er hat schlau genug berechnet, daß der Regen morgenfrüh schon die Spur der frisch aufgeworfenen Erde verwischt haben würde. Oh — er ist ja schlau! Er versteht zu überlegen"

„Wie sind Sie nur auf den Verdacht gegen ihn gekommen?" fragte der Förster.

„Das ist eine lange Geschichte, die kann ich Ihnen heute nicht erzählen," erwiderte Körber. „Aber schwer hat er es mir gemacht, entsetzlich schwer, so daß ich mehr als einmal schon den Entschluß gefaßt hatte, alles Nachforschen aufzugeben. Gottlob, daß eine gute Ahnung mich immer wieder anfeuerte, mein Ziel in den Augen zu behalten! Sehen Sie, Förster, wie unerschütterlich der Mann in der Ausführung seines Schurkenstreiches gewesen ist. Haha! Sie durchschauen das Ganze noch nicht. Er liebt Paula Braun, deshalb hat er Berger erschossen und um sich von einem zweiten Nebenbuhler zu befreien, lenkt er den Verdacht des Mordes mit genauester, bis in das Einzelnste gehender Berechnung auf Hellmann. Nur zu gut ist es ihm geglückt. Ohne Stolz kann ich sagen, daß Hellmann ohne mich verloren gewesen sein würde. Um den Verdacht noch mehr zu bestärken und den Unglücklichen noch sicherer in das Verderben zu stürzen, hat er diese Sachen hier heute Nacht in der Nähe des Gartens hier vergraben. Er würde schon Sorge getragen haben, daß sie aufgefunden wären. Förster, mit diesem Mann kann man kein Mitleid haben und deshalb darf er mir auch nicht entfliehen."

Der Förster hatte ihm einen Mantel geliehen, da er einen Rock ohnehin nicht anzuziehen vermochte. Hastig hatte er einige Glas Wein getrunken und neu gekräftigt erhob er sich, um nach der Stadt zurückzukehren.

„Eine Bitte noch, lieber Förster," sprach er. „Lassen Sie Ihren Knecht mich zur Stadt begleiten. Ich weiß noch nicht, wie weit meine Kräfte reichen werden — vielleicht bedarf ich der Unterstützung unterwegs."

„Ich selbst werde Sie begleiten!" rief der Förster.

Körber lehnte es ab.

Digitized by Google

„Ich gehe mit Ihnen," hielt der Förster an seinem Entschlusse fest. „Für einen Jäger ist ja an einer durchwachten Nacht nichts gelegen — [illegible]er Morgen bricht schon an. Ich bin neugierig, ob Prell geflohen sein wird."

„Gut — gut, so kommen Sie," sprach Körber.

Er barg die Uhr, die Werthpapiere — das ganze wieder zusammengeschlagene Packet sorgfältig in der Tasche.

„Halt!" rief er, als er sich bereits zur Thür gewendet hatte. „Lassen Sie uns erst noch den Pfropfen ansehen — er steckt in meinem Rocke."

Der Förster nahm das geschwärzte Stück Papier aus der Tasche, glättete es möglichst und besah es.

„Lateinisch," sprach er, indem er es Körber reichte — „davon verstehe ich nichts. Hier sehen Sie zu, was es ist!"

Körber betrachtete es sorgfältig.

„Sie haben Recht, es ist lateinisch," sprach er. „Cancer pulmonum" las er halblaut für sich. „Haha! Förster, das ist aus einem medicinischen Buche gerissen, denn wer beschäftigt sich sonst mit dem Lungenkrebs als ein Mediciner. Ich sage Ihnen ja, man darf auch das kleinste nicht unberücksichtigt lassen. Dies Stückchen Papier hat wenig Bedeutung und doch kann es unter Umständen zum besten Beweise werden. Cancer pulmonum — sehen Sie, es sollte eigentlich jedes Kind Latein lernen — es ist immer gut!"

Sorgfältig barg er das Papier in der Tasche.

„Nun kommen Sie aber," fuhr er fort. „Es wird Tag, ehe wir in der Stadt anlangen."

„Ob Prell sich wohl noch zur Ruhe gelegt hat? Ich glaube der Mensch schläft nach einem Morde ebenso ruhig und fest wie unsereiner nach einer Flasche Wein!"

Sie verließen das Haus und schritten durch den Wald der Stadt zu.

Das Wetter war wenig besser geworden. Immer noch tobte der Wind und schlug ihnen den Regen in's Gesicht. Körber hatte seine Kräfte dennoch überschätzt, er mußte sich auf den Arm des Försters stützen und nur langsam kamen sie vorwärts. Nur seine frische heitere Stimmung verlor er nicht. Er hatt erreicht, wonach er sich so lange Zeit gesehnt hatte.

„Die Leute werden Augen machen, wenn sie erfahren, daß ich den ehrbaren Doctor Prell habe verhaften lassen," sprach er lachend zu dem Förster. „Der Philemon wird wüthend auf mich sein. Ich glaube, wenn es anginge, so predigte der Superintendent von der Kanzel herab gegen mich. Der Mann liebt mich ohnedies nicht sehr."

Der Tag war bereits hereingebrochen, als sie die Stadt erreichten. Vergebens suchte der Förster Körber zu bewegen, sich zuerst den Arm durch einen Arzt verbinden zu lassen.

Dieser schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Es ist nicht so schlimm," sprach er, obschon er sich mit aller Kraft zusammennehmen mußte, um die sich stets steigernden Schmerzen zu beherrschen. „Ich werde zu einem Arzte gehen," fügte er hinzu, „allein ich mag demselben meinen Arm nicht anvertrauen!"

Ohne Zögern begab er sich zum Polizeiamt. Dort wählte er sich vier Diener aus, auf deren Zuverlässigkeit er bauen konnte und befahl ihnen, sich einzeln zum Thore zu begeben und ihn dort zu erwarten. Was er vorhatte, sagte er ihnen nicht. Er wollte unnöthiges Aufsehen vermeiden. Einem Fünften trug er auf, einen Wagen zum Thore zu schicken.

„So," sprach er zu dem Förster, der ihn begleitet hatte und mit ihm zum Thore zurückkehrte, „wenn er jetzt noch nicht geflohen ist, so wird es ihm schwer werden, zu entkommen. Ich bin doch gespannt, welche Augen er machen wird, wenn er mich kommen sieht! Er wird doch ein wenig überrascht sein! Nun kommen Sie — ich habe nicht eher Ruhe, als bis ich ihn hinter sicheren Riegeln weiß."

Sie schritten dem Thore zu. Die vier Polizeidiener waren bereits dort und jetzt sagte ihnen Körber offen, daß es der Verhaftung des Doctors gelte.

Ohne Zögern schritt er mit ihnen auf des Doctors Haus. Einen der Diener ließ er an der Hausthür stehen, einen zweiten sandte er an die in den Park führende Thür mit dem strengsten Befehle, den Doctor auf jeden Fall festzunehmen, wenn er zu fliehen versuchen sollte.

Dann trat er mit den beiden andern Dienern in das Haus. Von der Wirthschafterin erfuhr er, daß der Doctor zu Haus sei, sich auf seinem Zimmer befinde.

Das Herz schlug ihm leichter bei dieser Nachricht. Nun konnte er ihm nicht mehr entgehen. Er achtete nicht auf die Bestürzung der Frau, nicht auf ihre Fragen, was er im Sinne habe. Hastig schritt er auf des Doctors Zimmer zu. Er pochte an und trat ein. Die beiden Diener folgten ihm.

Im Morgenschlafrock saß der Doctor auf dem Sopha — vor ihm stand ein Tisch mit dem Kaffee. Er sprang empor, als er Körber und dessen Begleiter eintreten sah, er schien zu erschrecken. Der letzte Rest Farbe wich von seinen ohnehin bleichen Wangen — sonst blieb sein Gesicht ruhig.

Körber wartete seine Anrede nicht ab, ohne Säumen verkündete er ihm die Verhaftung.

„Sie wollen mich verhaften?" fragte Prell scheinbar erstaunt. „Sie werden mir die Frage erlauben, weshalb?"

Er hatte sich vollkommen gefaßt, er war der ruhige, kalte Mann, wie ihn Körber kannte.

„Brauche ich Ihnen das noch zu sagen?" warf Körber ein. „Ich denke, Sie wissen es. Sie sollen nur Auskunft geben, wie Sie in den Besitz der dem gemordeten Berger geraubten Sachen ge-

Digitized by Google

kommen sind. Ich meine in den Besitz des Portemonnaies, welches Sie in den Garten von Hellmanns Mutter geworfen, in den Besitz der dem Gemordeten gestohlenen fünfzehntausend Thaler, der goldenen Uhr und der Notizblätter aus seiner Brieftasche. Sie sollen auch erklären, weshalb Sie in dieser Nacht die letzteren Gegenstände dicht hinter dem Garten in die Erde gegraben. Und dann möchte ich Sie noch zur Rechenschaft und Strafe ziehen wegen des Mordversuchs auf mich in dieser Nacht. Sie haben diesmal mit beiden Schüssen ihre Absicht nicht erreicht!"

Der Doctor hatte ihn schweigend angehört. Keine Muskel seines Gesichtes zuckte, nur seine Augen waren größer geworden, starr waren sie auf den Commissär gerichtet, als ob sie fragen wollten, woher er das Alles wisse. Ob er wirklich Derjenige gewesen sei, der ihn in der letzten Nacht überascht und beobachtet habe. Flüchtig glitt sein Auge über Körbers Arm, dessen Verband sichtbar war.

„Sie sprechen in Räthseln für mich," erwiderte er mit kaltem Lächeln. „Bitte — setzen Sie sich und klären Sie mich auf!"

Es lag Hohn in diesen Worten.

„Das Gericht wird Sie vollständig aufklären!" gab Körber kurz zur Antwort. „Ich habe vorläufig nur Ihre Verhaftung auszuführen!"

„Und ich werde mich derselben widersetzen, bis ich den Grund derselben erfahren habe. Ich verstehe Sie nicht!" rief Prell leicht auffahrend.

„So werde ich Sie mit Gewalt fortbringen lassen," entgegnete Körber mit festem Ernste. „Ich habe Ihnen den Grund mitgetheilt — und Sie kennen ihn noch besser als ich."

„Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ich Sie nicht verstehe!" rief der Doctor, sein Blick fuhr flüchtig zur Wand, wo mehrere Büchsen und Pistolen und Jagdmesser hingen — er war ja ein Jagdfreund. Mit einem Sprunge konnte er die Wand erreichen, eine Pistole herabreißen.

Körber entging dieser Blick nicht. Prell schien den flüchtig in ihm aufgestiegenen Gedanken des Widerstandes aufgegeben zu haben.

„Gut — ich werde mich verhaften lassen, Herr Commissär," fügte er hinzu — „allein ich werde von Ihnen Genugthuung dafür verlangen!"

Körber antwortete nicht.

„Sie gestatten mir doch, daß ich mir einen Rock statt des Schlafrockes anziehe?" fuhr er fort.

„Ja — ich bitte Sie darum," erwiderte Körber. Der Doctor wollte in das an die Stube stoßende Schlafgemach treten. Körber vertrat ihm den Weg.

„Ich werde Ihnen den Rock holen — bleiben Sie hier," sprach er ruhig.

„Nun hat meine Geduld ein Ende," rief Prell heftig. „Dies ist mein Haus!"

„Ich werde Ihnen den Rock holen," wiederholte Körber mit der ihm eigenthümlichen ruhigen Entschiedenheit. „Sie sind mein Gefangener und müssen sich fügen." Er holte aus dem Schlafgemach einen Rock.

Schweigend zog Prell denselben an. Er lächelte bitter. Der Blick, welchen er auf Körber warf, verrieth seine ganze innere Wuth und Verzweiflung. Körber trat an's Fenster und rief die beiden untenstehenden Diener herauf.

„So — nun möchte ich noch eine Durchsuchung Ihres Hauses vornehmen," sprach er dann. „Darf ich Sie um die Schlüssel ersuchen?"

Schweigend reichte Prell ihm einen Bund Schlüssel. Dann setzte er sich auf dem Sopha nieder und zündete die Cigarre wieder an, welche er bei Körbers Eintreten auf dem Tische niedergelegt hatte.

Körber durchsuchte zuerst das Zimmer, den Schreibsekretär und das Schlafgemach. Er fand nichts, was ihm als fernerer Beweis hätte dienen können. Er hatte die in dem Schlafzimmer hängenden Kleidungsstücke untersucht — sie waren sämmtlich trocken — sie hatte der Doctor also während des nächtlichen Ganges nicht angehabt. Sie konnten unmöglich schon völlig getrocknet sein und mußten sich deshalb finden.

(Fortsetzung folgt.)

Sternschnuppen.

Du kennst den schönen Glauben:
Wenn draußen voller Pracht
Vom Himmel eine Flamme
Herabschießt durch die Nacht;
Da soll der einsame Wand'rer,
Sobald er sie gesehn,
Sich schnell das Liebste wünschen —
's wird in Erfüllung gehn.

Es fiel aus zweien Sternen,
Aus Deinem Augenpaar,
Die Flamme auf mich nieder
Und strahlte wunderklar.
Da fühlt ich den Wunsch den heißen:
„Mein eigen werde Du!"
Du kennst den schönen Glauben:
Was spricht Dein Herz dazu?

Ein Abenteuer.

Nach den Mittheilungen eines Seemannes.

„Gerechter Gott! Was ist das?" Dieser Ausruf entschlüpfte mir fast unwillkürlich, als ich harrend des aufgehenden Mondes beim träumerischen Hinabblicken in die schon halb im Schatten der Nacht verschwindende See plötzlich ein großes, dunkles Etwas dicht neben dem Schiffe im Wasser bemerkte, dessen Bewegungen nur eben noch beim phosphorischen Glitzern des leisen Wellenschlages sichtbar wurden.

„Das ist der riesigste Grundhai," stieß mein Gefährte, der nach meinem Ausruf mir schnell zur Seite gesprungen war, merklich erregt, hervor.

Wahrhaftig; in diesem Augenblicke stieg die spitze Rückenflosse aus dem Wasser hervor, dann wurde

Digitized by Google

der ganze Umriß der schrecklichen Gestalt, der furchtbare Kopf, die spitze Nase, die wallende Brustflosse deutlich sichtbar. Mit Schaudern dachte ich daran, daß ich am vergangenen Tage hier hatte baden wollen; es überrieselte mich eiskalt bei diesem Gedanken.

„Laß uns den Haken holen; den müssen wir angeln!" rief mein resoluter Freund.

Dem Gedanken folgte sogleich die That; der Haken war bald bei der Hand, der Köder wurde daran befestigt, und die Haiangel war zum Auswerfen kaum bereit, als es schon lebendig auf dem Deck ward. Die Nachricht: „Ein Hai in Sicht!" hatte sich schnell in allen Räumen des Schiffes verbreitet; welche Blaujacke mag da auch ruhig bleiben. Alles stürzte aus den Kojen auf das Oberdeck, und bald hatte sich eine ziemliche zahlreiche Schaar, bunt zusammengewürfelt aus Offizieren, Soldaten und Matrosen, um uns versammelt, um auf diese oder jene Weise sich am Fange zu betheiligen.

Kaum einige Minuten hing die Angel über Bord, als die Leine leise nachrutschte, dann folgte ein starker Ruck und dann ein heftiges Zerren und Ziehen; der Hai hatte angebissen. Sogleich waren einige Dutzend Fäuste bereit, die Leine zu erfassen und im schweren Zuge folgte dieselbe der gemeinsamen Anstrengung.

Die übliche Schlinge war schon bereit, sie wurde am Seile über die Rolle am Ende des Gielbaumes hinabgelassen. Zu erwähnen ist hier, daß dieses Ende mindestens fünfzehn Fuß überm Wasserspiegel am Stern hinausragt. Der gefangene Hai zerrte wüthend an der Angel und peitschte mit seinem Schwanze wild das Wasser.

Unsere Erregung war groß, denn noch nie hatten selbst die erfahrensten unserer Leute einen solch riesigen Hai gesehen, wie den, der an unserer Angel sich rasend wendete. Als der Kopf durch die vereinte Anstrengung aus dem Wasser emporgezogen war, da schaukelte sogar die Brigg leicht hin und her durch die heftigen und schnell wiederholten Zuckungen des riesigen Unthiers. Nun wurde die bereit gehaltene Schlinge ihm über den Kopf um den Leib geworfen und durch kräftiges Anziehen der disponiblen Mannschaft fest zusammengeschnürt, als plötzlich der Haken die Bestie fahren ließ und diese kopfüber ins Wasser zurückschlug, daß die Tropfen bis auf das Deck spritzen.

„Hol's der Geier, er ist los!" tönte es hier, „nicht ein Stückchen von ihm!" rief es dort, als das Tau mit der Schlinge plötzlich den Händen der erschrockenen Leute zu entgleiten schien.

Alles, was die Hände frei hatte, griff zu, und bald bemerkten wir mit Befriedigung, daß das Unthier hilflos und ohne Regung am Schwanze gefangen war.

Die Schlinge war über den glatten Körper bis zur Schwanzwurzel geglitten, aber hier von der steifen Flosse zurückgehalten worden. Scheinbar leblos oder wirklich schon todt hing der schlimme Gesell mit dem ganzen Vordertheil ins Wasser nieder. Er wurde emporgezogen, so hoch es ging, aber schon ragte die breite Schwanzflosse über das hohe Ende des Gielbaumes empor, als noch Kopf und Brust tief im Wasser eingesenkt waren; man mußte die Körperlänge des gewaltigen Fisches auf achtzehn bis zwanzig Fuß schätzen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein ergreifender Fall trug sich am 11. d. in einem Spitale in Ochsenfurt zu. Ein wegen Tiefsinnes behandelter Soldat wurde vom Wahnsinne befallen und wegen Tobsucht ins Irrenhaus gebracht. Der Unglückliche hatte im Gefecht bei Helmstadt einen preußischen Landwehrmann mit dem Bajonnette durchbohrt, der mit den Worten: „Herr Jesus! Meine Frau! Meine armen, armen Kinder!" zusammenstürzte. Dieser Todesschrei ergriff den Soldaten so sehr, daß er von dem Augenblicke an ein Opfer der fürchterlichsten Gewissensqualen und jetzt des Wahnsinns wurde.

Gefühle sind Sterne, die blos bei hellem Himmel leiten; aber die Vernunft ist eine Magnetnadel, die das Schiff noch sicherer führt, wenn jene auch verborgen sind und nicht mehr leuchten.

Einem Czechen wurde in der Schlacht bei Königgrätz der Czako von vorn nach hinten und von rechts nach links so regelrecht durchschossen, als wenn man die Entfernung der vier Löcher ausgesucht hätte. Derselbe erzählte den Vorfall in gebrochenem Deutsch: „Einmal fallt mir Czako herunter, wunder mich wie, heb ich auf, fallt zweitemal, heb ich auf, schau ich, sind vier Löcher drin!"

Diener: „Guten Tag, Herr Apotheker! Mein Herr schickt mich, um eine Flasche von dem — na, wie heißt es doch — von dem Alpenbitterkräutermagen — nein, wollt' ich sagen — Magenalpenbitterkräuter — Bittermagenkräuteralpen — Magenkragenmitterbitter — ich bring' halt das Wort nicht heraus."

Apotheker: „Ha! ha! ha! 's ist wirklich komisch! Ich verstehe Euch zwar schon. Ihr wollt von dem bekannten Alpenmagenbitterkräuter — na, na — jetzt verspreche ich mich selbst, — von dem Bitteralpenkräutermagen — wieder nicht, Kräutermagenbitteralpen — Magenalpenmitter — Alpenkragen — kralpen — zum Teufel, jetzt habt Ihr mich so confus gemacht, daß ich es selber nicht mehr aussprechen kann."

Räthsel.

1) Was ist eine Thräne beim Abschiede?
2) Was ist eine Crinoline?

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 11. Sonntag, den 19. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Körber schritt zur weiteren Untersuchung des Hauses, indem er einen der Diener mit sich nahm, während er die drei Uebrigen zu Prells Bewachung im Zimmer ließ. Ehe er diese Untersuchung indeß vornahm, verhörte er die Wirthschafterin.

„Wann ist Ihr Herr diese Nacht zurückgekommen?" fragte er sie.

„Mein Herr — diese Nacht?" wiederholte die bestürzte Frau. „Ich weiß nichts davon. Er ist gar nicht fort gewesen."

„Er ist fortgewesen!", sprach Körber mit Bestimmtheit.

Noch einmal versicherte die Frau nichts davon zu wissen. Ihre Bestürzung und Verwirrung sprachen zu deutlich für die Wahrheit ihrer Worte.

„Wer reinigt das Zeug des Doctors?" fragte Körber weiter.

„Der Kutscher," erwiderte die Frau.

„Wann?"

„In der Regel des Abends spät wenn es geht. Der Herr Doctor liebt des Morgens früh das Pochen nicht."

„Wann hat er es heute Morgen gereinigt?"

„Heute Morgen noch gar nicht," versicherte die Frau. „Er ist noch im Stall — ist heute Morgen noch gar nicht im Hause gewesen."

Sie schien auch hierin die Wahrheit gesprochen zu haben. In des Doctors Zimmer und Kammer hatte Körber keine ungereinigte Kleidung gefunden.

„Wo ist das Zeug, welches der Doctor in dieser Nacht getragen hat?" fragte er weiter.

Wieder versicherte die Frau nichts davon zu wissen. „Wo schlafen Sie?" forschte Körber.

Die Frau bezeichnete das Zimmer, es war am andern Ende des Hauses.

„Und wo schläft der Kutscher?"

„Im Stalle — bei den Pferden."

„Ist der Doctor während dieser Nacht lange Zeit aufgeblieben?"

„Ich weiß es nicht — ich habe mich um zehn Uhr zu Bett gelegt."

Körber fragte die Frau nicht weiter. Sie schien in der That von nichts zu wissen. Der Doctor konnte das Haus verlassen haben und zurückgekehrt sein, ohne daß sie es bei der Abgelegenheit ihres Schlafzimmers bemerkt hatte.

Ehe er auch den Kutscher, verhörte durchsuchte er das Haus — jedes Zimmer — jeden Schrank. Er hatte die Frau als Führerin mit sich genommen. Er fand nichts. — Er trat in das Gartenzimmer, dessen Thür in den Park führte. Es enthielt nur wenige Meubles, mehrere Stühle — einen Tisch und einen Divan. Sein Blick glitt über den Fußboden. Einige schwach feuchte Stellen fielen ihm auf.

„Sind Sie heute Morgen schon in diesem Zimmer gewesen?" fragte er.

„Nein," erwiderte die Frau.

„Oder der Doctor — oder der Kutscher?"

„Auch die nicht. Der Doctor hat sein Zimmer noch nicht verlassen und der Kutscher ist noch gar nicht im Hause gewesen."

„Waren Sie gestern hier?"

„Auch gestern nicht. Es kommt um diese Zeit nur selten Jemand in das Zimmer."

Körber beugte sich nieder, um die feuchten Stellen genauer zu untersuchen. Sie rührten offenbar von Tritten — von nassen Stiefeln her — es war Grund an den Stellen — sie führten, wenn auch nur noch schwach erkennbar von der Thür bis zum Ausgange in den Park.

„Dies sind die Spuren seiner Heimkehr," sprach er. „Er hat die nassen beschmutzten Stiefel also noch getragen — sie müssen sich auch finden."

Sie fanden sich aber nicht, obschon er das ganze Haus, Boden und Keller, selbst die Stallungen und einen Theil des Parkes durchsuchte. Er fand auch die Kleidung nicht, welche der Doctor getragen hatte und die durchnäßt waren.

Auch das Verhör des Kutschers führte zu keinem weiteren Resultate. Derselbe hatte die Kleidung und Stiefel des Doctors am Abend zuvor gereinigt, war an dem Morgen noch nicht im Hause gewesen und wußte gleichfalls nichts davon, ob sein Herr während der Nacht das Haus verlassen habe. Auch seine Aussagen trugen das Gepräge der Wahrheit.

Körber hatte durch die Haussuchung mehr Beweise aufzufinden gehofft. Die Täuschung stimmte ihn unwillig. Es war ihm ein Räthsel, wo Prell die durchnäßte Kleidung gelassen haben konnte. Auch eine doppelläufige Pistole fand er nicht in seinem Besitze. Diese — wie den Spaten konnte er freilich im Walde von sich geworfen oder versteckt haben.

Oder sollte er dennoch dies Alles im Hause

Digitized by Google

versteckt haben? Er hatte es so genau und aufmerksam durchsucht. Selbst die Oefen hatte er untersucht.

Es blieb ihm räthselhaft. Er kannte des Doctors kalten, scharfberechnenden Verstand, allein er hatte nicht erwartet, daß es ihm gelingen werde, so vollständig jede Spur seiner nächtlichen That zu verwischen.

Er hatte die Zimmer sämmtlich abgeschlossen und kehrte mit den Schlüsseln in die Stube des Doctors zurück. Ohne weiter eine Frage an ihn zu richten und ohne auf Prells forschenden und zugleich höhnenden Blick zu achten, befahl er ihm, ihm zu folgen.

„Darf ich mir die Schlüssel zurückerbitten," sprach Prell, indem er sich ruhig erhob.

„Nein," erwiderte Körber kurz. „Sie werden sie wohl auch nicht wieder gebrauchen."

„Vielleicht doch und sogar hoffe ich sehr bald," warf Prell ein.

„Folgen Sie mir," entgegnete Körber. Er behielt die Schlüssel und schritt voran.

Nachdem Alle das Zimmer verlassen hatten, schloß Körber dieses ab.

Ohne Zögern folgte Prell. Die Wirthschafterin, welche ihren Herrn fortführen sah, warf sich ihm weinend entgegen.

„Was haben Sie nur begonnen, daß Sie verhaftet werden!" rief sie schluchzend.

„Bis jetzt weiß ich es selbst noch nicht," erwiderte Prell. „Seien Sie ruhig und geben Sie auf das Haus acht — der Herr Polizeicommissär macht sich nur ein Vergnügen — eine kleine Rache — das ist Alles! — Ich werde bald zurückkommen," fügte er hinzu.

Körber erwiderte kein Wort darauf.

Ohne Weigerung stieg Prell in den vor seinem Besitzthum harrenden Wagen. Drei Polizeidiener nahmen neben ihm im Wagen Platz, der vierte auf dem Bock neben dem Kutscher.

„Sie haften mir für Alles," sprach Körber noch einmal zu ihnen. „Einer bringt mir Nachricht nach meiner Wohnung." — Der Wagen mit dem Gefangenen rollte davon.

Körber schritt seiner Wohnung zu. Er bedurfte nothwendig der Ruhe. Daß er sich auf die ihm untergebenen Beamten verlassen konnte, wußte er; allein die Erfolglosigkeit der Haussuchung bei Prell, und Prells eisige Ruhe, sein Hohn hatte ihn aufs Neue aufgeregt. Die Schmerzen der Wunde wurden immer heftiger.

Erschöpft warf er sich auf dem Sopha nieder, als er sein Zimmer endlich erreicht hatte. Er ließ einen Wundarzt holen. Derselbe erklärte die Wunde nicht für gefährlich, weil der Knochen nicht verletzt war, dennoch empfahl er ihm die größte Ruhe und Aufmerksamkeit, damit die Entzündung, welche bereits eingetreten war, sich nicht steigere. Er mußte fortwährend kalte Umschläge machen.

Er hätte kaum nöthig gehabt, ihm Ruhe zu empfehlen, Körbers Natur forderte sie nach den heftigen Anstrengungen von selbst. Es war seine Absicht gewesen, noch zum Criminalrichter zu gehen und demselben von seinem Schritte Anzeige zu machen, er konnte es nicht mehr. Durch einen Polizeidiener ließ er Pintus von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzen. Kaum eine Stunde später kam der Richter in größter Aufregung zu ihm.

„Commissär! Was haben Sie gemacht?" rief er bestürzt, als er kaum in das Zimmer getreten war.

Trotz des heftigsten Schmerzes mußte Körber lächeln.

„Den Mörder Bergers verhaftet," erwiderte er.

„Den Mörder Bergers — den Doctor Prell?" rief Pintus, dessen Staunen noch wuchs. „Nein, das ist nicht möglich! Sie haben eine Uebereilung begangen — haben sich durch Ihren unglücklichen Verdacht zu weit führen lassen! Ich habe Sie vergebens gewarnt! Es ist ja unmöglich! — Prell ein Mörder! Bergers Mörder! Nein — ich glaube alles Andere eher! Haben Sie denn Beweise gegen ihn?"

„Ja — einige!" gab Körber zur Antwort und bat den Richter seinen Sekretär zu öffnen. Immer noch steigerten sich Pintus Ueberraschung und Schrecken, als er die Uhr — die Werthpapiere — das Portemonnaie in dem Sekretär fand. Auf den ersten Blick erkannte er diese Gegenstände als diejenigen, welche Berger geraubt waren.

„Woher haben Sie dies Alles?" fragte er.

„Ich will es Ihnen erzählen," sprach Körber, „aber ich bitte Sie, unterbrechen Sie mich nicht — mir wird das Sprechen schwer."

„Sprechen Sie — sprechen Sie," drängte Pintus, indem er einen Stuhl an das Sopha rückte und sich niederließ.

Körber erzählte ihm Alles ausführlich. Wie zuerst der Verdacht gegen Prell in ihm entstanden und sich fester und fester gesetzt hatte, dann den Vorfall mit dem Portemonnaie und das Ereigniß der letzten Nacht.

„Zweifeln Sie nun noch an Prells Schuld?" schloß er fragend. „Ich denke, jetzt werden Sie mir die Unschuld des Försters eingestehen und zugleich einsehen, daß Prell in geschickter Weise den Verdacht und die Beweise gegen ihn gerichtet hat, um den Verdacht von sich fern zu halten und zugleich den zweiten Nebenbuhler auf Paula's Liebe aus dem Wege zu räumen."

Der Richter sprang auf. Er konnte gegen diese Beweise nicht zweifeln und dennoch vermochte er auch den Gedanken der Wahrheit nicht zu fassen.

„Und Sie haben bei der Haussuchung nichts gefunden?" fragte er.

„Nichts."

„Nicht das nasse Zeug — die feuchten Stiefeln — das Doppelpistol — den Spaten?"

„Nichts," widerholte Körber. „Er hat alle Spuren, außer einigen feuchten Fußspuren in dem

Digitized by Google

Gartenzimmer, sorgfältig bei Seite geschafft. Wo er das Zeug gelassen — weiß ich nicht. Er ist schlau und ruhig berechnend."

„Und Sie haben die Haussuchung mit Sorgfalt vorgenommen?"

„Mit größter Sorgfalt. Keinen Baum habe ich ununtersucht gelassen. Ich habe sogar schon mehreren Polizeidienern den Auftrag gegeben, auch den Wald bis zum Försterhause genau zu durchsuchen."

„Und wie benahm sich Prell bei der Verhaftung?"

„Wie ein Mann, der den Fall schon vorher überdacht hat, der zwar trotzdem, wenn es zur Ausführung kommt, erschreckt, sich aber schnell faßt und nun die äußerste Ruhe und Besonnenheit aufbietet, weil sie vielleicht das einzige Rettungsmittel für ihn sind. Ich sage Ihnen im Voraus, er wird Alles mit einer solchen Ruhe und Kälte leugnen, daß Sie selbst bei all diesen Beweisen gegen ihn sich eines Zweifels an seiner Schuld nicht werden erwehren können."

Pintus schritt aufgeregt, nachsinnend im Zimmer auf und ab.

„Körber," sprach er endlich vor ihm stehen bleibend, „haben Sie sich nicht in der Person des Doctors geirrt — es war Nacht — man täuscht sich leicht?"

Körber schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich würde nicht beschwören, daß er es war, der das Portemonnaie in jener Nacht über die Mauer geworfen hat, obschon ich fest davon überzeugt bin — allein ich konnte mich irren — in vergangener Nacht habe ich mich nicht geirrt. Es war nicht so dunkel, um nicht einen Mann zu erkennen, der keine zwei Schritt entfernt ist. Zudem kam er aus dem Hause — ging durch den Park und ich denke auch ein Andrer als Prell würde kaum so schnell entschlossen gewesen sein, mich über den Haufen zu schießen. Wäre es ihm gelungen, dann würde seine That vielleicht nie entdeckt worden sein!"

„Und wenn Sie dennoch irrten," warf der Criminalrichter ein.

„Ich begreife nicht, daß Sie solchen Beweisen gegenüber so schwer an die Schuld dieses Mannes glauben wollen?" rief Körber ungeduldig.

„Ich kenne ihn seit langen Jahren — er ist so ruhig — ein unbescholtener Mann."

„Und auch der Förster war ein unbescholtener Mann, und dennoch haben Sie nicht gezögert, ihn zu verhaften."

„Sein leidenschaftlicher Sinn ließ die That eher erklärlich finden," bemerkte Pintus.

„Ich halte den Doctor noch für leidenschaftlicher, nur versteht er es, zu verbergen, was in ihm vorgeht! Doch ich will Ihnen noch einen Beweis an die Hand geben. Dort jenes geschwärzte zerrissene Papier — es ist der Pfropfen, mit dem die Pistole geladen — der Förster fand es dort, wo er auf mich geschossen — das Papier ist aus einem medizinischen Buche — es wird uns vielleicht gelingen, das Buch aufzufinden, aus dem das Blatt gerissen ist."

„Kann nicht ein Jeder Makulatur aus einem medizinischen Buche besitzen?" warf Pintus ein.

„Gewiß — ich denke aber dennoch, daß es in diesem Falle zum Beweise mit dienen kann."

Wieder durchschritt der Richter das Zimmer.

„Sollte Prell, wenn er diese Nacht diese Sachen vergraben, nicht sofort geflohen sein?" fragte er.

„Nein," erwiderte Körber. „Er wird mich nicht erkannt haben. Durch die Flucht hätte er Alles eingestanden und wäre verloren gewesen, wenn er eingeholt wurde. Solche Männer wie er, treten lieber mit Ruhe und Kälte Allem entgegen. Er ist bemüht gewesen, jede Spur seiner That zu verwischen, er wußte ja nicht einmal, ob ich ihn erkannt hatte, wußte nicht, daß ich ihm von seinem Hause an gefolgt war — seine Flucht wäre Thorheit gewesen."

„Gut, ich werde ihn in das Gefängniß führen lassen," sprach Pintus. „Ich werde in der Untersuchung doppelt aufmerksam sein und heute noch einmal die genaueste Haussuchung in Prells Hause vornehmen."

„Wollen Sie dann darauf achten, ob unter den Pistolen sich keine findet, in welche die Spitzkugeln zu Hellmanns Büchse passen?" bemerkte Körber. „Ich habe heute Morgen mir nicht die Zeit dazu genommen."

„Ich werde darauf achten," versicherte der Richter.

„Und nun noch Eins, Herr Criminalrichter," sprach Körber. „Mögen Sie noch immer Zweifel hegen, ob Prell der Mörder ist, oder nicht — die Gewißheit muß sich Ihnen nun doch endlich aufgedrängt haben, daß Hellmann unschuldig ist, daß er seit Monaten unschuldig ist, daß eine Bubenhand die Beweise auf ihn hingelenkt hat!"

Es wurde dem Richter schwer, einzugestehen, daß er sich geirrt habe. Er konnte indeß nicht anders.

„Ich will Ihnen keine Vorwürfe deshalb machen," fuhr Körber fort, „es ist einmal so geschehen, die Beweise waren ja auch scheinbar gegen ihn, nun entziehen sie ihm aber nicht länger die Freiheit — jetzt — jetzt öffnen Sie endlich sein Gefängniß!"

„Ja, ich werde es thun," gab Pintus zur Antwort, „nur verlangen Sie es heute nicht, lassen Sie mich erst die Haussuchung vornehmen, des Doctors Wirthschafterin und Kutscher und auch den Förster und dessen Knecht verhören. Ich will dies heute noch thun und morgen will ich Hellmann die Freiheit zurückgeben!"

„Es ist noch ein ganzer Tag und eine ganze Nacht, die er in dem engen Raume zubringen soll!" warf Körber ein. „Doch es mag sein — dann theilen Sie ihm zum wenigsten heute noch mit, daß er morgen frei wird. Sein Herz ge-

Digitized by Google

winnt dann Zeit, sich darauf vorzubereiten!" — Der Richter versprach dies. Er nahm die von Körber aufgefundenen Sachen mit sich, um sich durch die Aussagen und die Besichtigung des alten Berger zu überzeugen, daß sie dessen Sohn gehört hatten. Er zweifelte nicht an ihrer Aechtheit, allein sein Irrthum über die Schuld des Försters hatte ihn ängstlich gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer.

Nach den Mittheilungen eines Seemannes.

(Schluß.)

Der Lärm während der glücklichen Gefangennahme des Ungeheuers war so groß gewesen, daß schließlich die ganze Mannschaft des Schiffes auf die Beine kam und sich auf dem Oberdecke am Stern versammelte, um den Meerriesen beim klaren Scheine des mittlerweile aufgegangenen Mondes zu betrachten. Verschiedene Bemerkungen wurden laut und mancher Seemannswitz mischte sich darunter.

Nach einiger Zeit kamen einige Bursche auf den Gedanken, die Angel nochmals aufs Gerathewohl auszuwerfen, denn, meinten sie, wo der Eine war, ist vielleicht noch ein Zweiter zu fangen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall, die Angel ward wiederum vorgerichtet und über Bord geworfen; nur wenige Minuten verstrichen, als sich wirklich ganz dasselbe Schauspiel wie vorhin in Scene setzte. Der Ruck und Zug an der Angelleine bewies den glücklichen Fang; das neue Unthier, ein Grundhai wie der erste, wurde angezogen, die Schlinge ausgeworfen und bald hing das zweite Scheusal neben dem ersten am Giebaum.

„Das Wasser muß hier von Haifischen wimmeln!" dieser Ausruf erregte das allgemeine Interesse, Jedermann schaute in die vom Reflex der bleichen Mondsichel glitzernde See hinaus.

Ich stand neben dem Schiffsarzt, der unverwandt in den schmalen lichten Streifen blickte, der das Bild des Mondes im Wasser tausendfältig wiederspiegelte; er mußte etwas entdeckt haben.

„Was sehen Sie, Doctor?" Mein Auge suchte die Richtung seines starren Blickes zu finden.

„Wohl nichts," war die Antwort, „es schien mir etwas dort im Mondschimmer auf uns zuzuhalten, jedoch habe ich mich wahrscheinlich getäuscht."

„Nein, Ihr habt Euch nicht getäuscht," rief ich fieberhaft erregt, „Ihr habt recht gesehen, da ist es dicht neben dem Schiffe!"

Ich sah die spitze Rückenflosse eines noch unterm Wasserspiegel verborgenen großen Haifisches kaum fünf Schritte seitlich vom Schiffe auftauchen.

„Da kommt noch ein dritter College in unser Fahrwasser!" rief eine derbe Blaujacke.

„Und da ist noch einer!" schrie ein anderer Matrose.

Wahrhaftig, da tauchten nicht nur zwei, drei, nein! sechs bis acht schnell segelnde Dreieckflossen in der leuchtenden Bahn unseres Schiffes auf.

Alle waren über das unerwartete Resultat des Fanges förmlich erschreckt und starrten Kopf an Kopf gedrängt in die greuliche Versammlung, die ganz dicht am Schiffe sich so plötzlich bemerkbar machte.

Der Geruch des Blutes der beiden Schlachtopfer oder ein höllischer Instinct mochte die scheußlichen Bestien herangelockt haben. Ich glaube, daß, wenn hundert Jahre an meinem Dasein vorübergehen sollten, ich doch niemals das grasse Schauspiel vergessen werde, das sich in dieser Nacht dicht unter dem Stern unseres guten Schiffes entwickelte; noch heute überrieselt mich die Erinnerung daran mit kaltem Schauder.

Das Wasser hinter uns kochte und tobte vom Gewimmel der riesigen, schrecklichen Geschöpfe; sie schnaubten, kämpften wie eine rasende Teufelsschaar durch und gegen einander; sie schnellten sich in wüthender Gier hoch aus dem Wasser empor, schlugen gräßlich schnappend ihr schreckliches Gebiß in die todten Körper ihrer aufgehängten Genossen und rissen lange Fetzen von deren ellem Fleische herunter. Das Schiff zitterte und schwankte wie im Sturm, wenn die Zähne der Bestien mit dem rasselnden Geräusch grober Sägen in die starre Masse der eben erst gefangenen Haifische einschlugen und darin herunterfuhren. Das Rauschen und Klatschen im Wasser, das Knirschen und Zusammenschlagen der riesigen Kinnladen, das Schnauben und Grunzen der wilden Teufel, das ganze wüste Durcheinander machte auf das verhärtetste Gemüth einen Eindruck, wie ihn die Einbildungskraft nicht schrecklicher sich ausmalen kann. Wie im Höllenpfuhl regte sich's im Wasser unter uns, das starre Auge sah nur in ein grauenhaftes, unförmliches Gewimmel, in zahllose schnappende Rachen, in ein im wüstesten Kampfe durch einander wogendes wildes Heer; die Hölle schien ihre gräßlichsten Scheusale herausgesendet zu haben. Hätte hier ein Dante seine Studien gemacht, so würde er gewiß in seinem unsterblichen Gedicht den ärgsten Sünder den ewigen Angriffen einer solch gierigen Horde ausgesetzt haben, die fort und fort nach seinem Blute lechzend ihm das stets frisch wachsende Fleisch von neuem herunterrissen.

Wie viele Ungeheuer sich am schrecklichen Kampfe betheiligten, wie viele getödtet und aufgefressen wurden, ich weiß es nicht; nur das weiß ich, daß von den beiden aufgehängten Fischen bis 10 Fuß über dem Wasserspiegel nichts übrig blieb; nur die beiden Schwanzstücke hingen am Morgen noch in der Schlinge am Giebaume, als Wahrzeichen der wüthenden Angriffe der Ungeheuer, die unter sich selbst einen Vernichtungskampf geführt hatten, bis unser gutes Schiff den grauenvollen Schauplatz weit hinter sich ließ.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 43. Donnerstag, den 23. August **1866.**

Baum, Fels und Meer.

Ich neide dich, o hoher, stolzer Baum,
Da heil'ge Ruhe wie ein schöner Traum
Dich nimmermehr verläßt!
Ob mächtig Ungewitter dich bedräut,
Ob dir der Sturm den Blätterschmuck zerstreut,
Du bleibest stark und fest!

Du hoher Fels in starrer Ruhe dort,
Jahrhunderte, sie schwanden an dir fort,
Du wurdest nicht bewegt.
Wie rings die Welt auch ruh'los stürmt und schwärmt,
Und jauchzt und lächelt, weinet und sich härmt,
In dir kein Puls sich regt.

Du ewig Meer, das braust und rauscht und schwellt,
Mit donnerndem Getön am Strand zerschellt,
Und an den Felsen spült:
Du bleibst dir gleich in wechselnder Gestalt,
Und trotzst der Zeiten stürmischer Gewalt,
Die, ach, der Mensch nur fühlt!

O Menschenherz, sei tiefer als das Meer
Und stolzer als die Bäume hoch und hehr,
Und treuer als der Stein!
Dann wird, wie auch des Lebens Woge klingt,
Ob sie dir Lust, ob wilde Schmerzen bringt,
In dir doch Ruhe sein!

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

So still auch die Verhaftung des Doctor Prell ausgeführt war, war sie dennoch kein Geheimniß geblieben. Schon wenige Stunden später wußte die ganze Stadt darum, kannte sogar die Gründe der Verhaftung. Daß Prell als Mörder Bergers verhaftet war, rief noch eine größere Bestürzung hervor als damals die Nachricht von dem Tode des jungen Kaufmanns. Die Mitglieder des Philemon waren außer sich, wüthend auf den Commissär, denn er trug nach ihrer Ansicht alle Schuld.

Erst auf diesem allgemeinen Wege erhielt auch Anna die Nachricht von Prells Verhaftung und der Verwundung ihres Verlobten. Natürlich hatte das Gerücht die letztere bedeutend vergrößert. So freudig sie auch der Gedanke durchzuckte, daß ihr Bruder nun frei werde, so drückte die Angst um ihren Geliebten die Freude doch sofort wieder nieder. Vergebens suchte ihre Mutter sie zu beruhigen, sie ließ sich nicht zurückhalten, selbst wollte sie sich überzeugen und eilte zu ihm.

Körber erschrak, als Anna ängstlich, hastig in sein Zimmer stürzte. Er errieth sofort, was sie ängstigte und zu ihm trieb.

„Anna!" rief er ihr lächelnd entgegen, „Du hast Dich ohne Noth geängstigt — es ist nichts — eine Kleinigkeit — Prell hat zu treffen verlernt!"

Anna trat an das Sopha heran, auf dem er lag. Seine bleichen Wangen widersprachen seinen Worten.

„Du bist verwundet, Hermann!" rief sie. „Weshalb hast Du es mir geheim gehalten — hast nicht zu mir geschickt? Es ist gefährlicher, als Du mir gestehen willst!"

„Mein Kind," erwiderte Körber, „wozu sollte ich Dich ängstigen. Ich wollte heute Nachmittag zu Dir kommen und wollte Dir zeigen, daß Du nichts zu befürchten hast!"

„Aber Du siehst bleich aus — bist angegriffen!" warf Anna ein.

„Ich bin ermüdet," entgegnete Körber. „Prell hat mich tüchtig abgehetzt — aber jetzt kann ich mir ja Ruhe gönnen — ich habe erreicht, wonach ich so lange gestrebt habe. Anna, nun soll unsere Liebe auch kein Geheimniß mehr bleiben — offen will ich sie bekennen — ich bin ja stolz darauf! Nun wirst Du bald ganz und für immer mein eigen!" Er zog sie glücklich an sein Herz.

„Und wann wird Heinrich frei!" fragte Anna.

„Morgen — morgen!" rief Körber. „Jetzt endlich glaubt der Criminalrichter an seine Unschuld. Aber heute erfährt Heinrich schon, daß sich morgen die Thür seines Kerkers öffnet, er weiß es vielleicht schon. Es ist gut so — er gewinnt Zeit, die Freude zu fassen. Ja, Anna — die Monate im Gefängnisse haben ihn arg mitgenommen — Ihr werdet erschrecken, wenn Ihr ihn wiedersieht, bekämpft Euch, laßt es ihn nicht merken. Wir wollen ihn pflegen und aufheitern — eine freudige und glückliche Zukunft soll ihm die trüben Schatten in seiner Vergangenheit vergessen machen. Ich hoffe, er wird noch sehr glücklich werden!"

Anna blieb bei ihm, um ihn zu pflegen. Und es that ihm wohl, wenn ihre weiche Hand sich auf den schmerzenden Arm legte. Bis zum Abend harrte sie bei ihm aus, dann erst kehrte sie zu ihrer Mutter zurück.

Körbers zähe, gesunde Natur hatte sich schon am folgenden Morgen nach einem festen Schlafe bedeutend erholt. Zwar hatte der Arzt ihm untersagt, das Zimmer zu verlassen und ihn gebe-

Digitized by Google

ten, jede Aufregung zu vermeiden, dennoch kleidete er sich an. Es ließ ihm keine Ruhe im Hause. Hellmann kam an diesem Tage frei — er mußte ihn begrüßen und er hoffte eine frohe Botschaft für ihn mitzubringen. Das war es was ihn fort trieb. Nach dem Hause des alten Berger eilte er. Auf's Tiefste bewegt kam ihm der Alte entgegen.

„Endlich haben Sie den Mörder meines unglücklichen Sohnes entdeckt," sprach er, „ich weiß, mit welcher Selbstaufopferung Sie die schwachen Spuren verfolgt haben. Es hat ja Niemand außer Ihnen eine Ahnung davon gehabt, daß Prell der Mörder sei. Ich am wenigsten. Er sprach mir so ruhig seine Theilnahme aus, er war mein Hausarzt seit Jahren — ich habe ihm vertraut, habe ihm nie ein Leid zugefügt und doch hat er mir mein ganzes Lebensglück geraubt!"

„Er wird seine That jetzt büßen," entgegnete Körber.

„Es mag unebel sein von mir," fuhr der Alte fort, „dennoch gewährt es mir Trost, daß er der Strafe nicht entgeht. Und Ihnen, Herr Commissär, verdanke ich dies. Aber nicht umsonst sollen Sie sich gemüht haben. Ich halte Wort, die zehntausend Thaler, welche ich für den Entdecker des Mörders meines Sohnes bestimmt habe, sollen Sie empfangen — heute noch, wenn Sie es verlangen?"

„Herr Berger," unterbrach ihn Körber, „nicht der Gedanke an die Belohnung hat mich angetrieben, nicht eher zu ruhen, bis ich den Mörder entdeckt hatte — und auch nicht deshalb komme ich heute zu Ihnen. Was mich stets von Neuem antrieb, wenn ich schon die Hoffnung verloren hatte, war das Geschick eines Mannes, von dessen Unschuld ich fest überzeugt war und der dennoch im Gefängniß saß — des Försters. Ich hatte mir gelobt, ihn zu befreien und es ist mir gelungen!"

„Ich werde, so viel in meinen Kräften steht, Sorge tragen, daß auch er vergißt, was er unschuldig erduldet hat."

„Herr Berger," sprach Körber ernst, „ich zweifle, daß Sie dies durch Geld erringen können. Es gibt nur ein Mittel und deshalb komme ich zu Ihnen."

„Sprechen Sie," drängte der Alte.

„Lassen Sie mich mit Paula sprechen," gab Körber zur Antwort.

Der alte Kaufmann ahnte Körbers Absicht.

„Wollen Sie mir das Kind wieder nehmen, welches mein einziger Trost ist?" rief er.

„Nein — nicht jetzt," erwiderte Körber. „Lassen Sie mich mit ihr sprechen."

Der Alte zögerte mit der Antwort, da trat Paula selbst in das Zimmer.

Man sah ihren bleichen Wangen und gerötheten Augen an, wie gewaltig sie die That und das Geschick ihres Vormundes erschüttert hatte. Schweigend trat sie auf Körber zu und reichte ihm die Hand. Körber behielt sie in der seinigen.

„Die Wendung haben Sie nicht geahnt?" fragte er.

„Nein — nein," erwiderte Paula, „ich würde ja sonst keine Stunde länger in seinem Hause geblieben sein!"

„Und es ist auch nie der leiseste Verdacht in Ihnen aufgestiegen?"

„Nie!" versicherte Paula.

„Er versteht es ja, sich zu verstellen und zu beherrschen wie wenige," fuhr Körber fort. „Er hat Alles auch mit der ruhigsten und genauesten Berechnung und Ueberlegung gethan."

„Und es ist kein Zweifel mehr, daß er die That begangen hat?" fragte Paula. „Er ist doch nicht auch unschuldig verhaftet wie . . . !"

„Wie Hellmann, wollen Sie sagen," fügte Körber hinzu. „Er ist schuldig. Er hat die dem Todten geraubten Gegenstände gehabt — er kann sich nicht reinigen. Fräulein, weil er Sie liebte, hat er Ihren Verlobten ermordet und weil noch das Herz eines Andern Ihnen gehörte, hat er auch diesen zu verderben gesucht, indem er den Verdacht seiner That auf ihn wälzte. Hellmann hat die Liebe zu Ihnen mit monatelanger Gefangenschaft gebüßt, ohne irgend ein Vergehen, ohne eine Schuld hat er im Gefängnisse geschmachtet und dennoch ist seine Liebe nicht geringer geworden. Ich bin neulich bei ihm gewesen — er gestand mir, daß diese Liebe das Einzige sei, was ihn in seinen Qualen tröste und vor Verzweiflung bewahre."

Er blickte Paula bei diesen Worten prüfend an. Ihre Augen senkten sich, eine leichte Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Fräulein, heute öffnet sich Hellmanns Gefängniß," fuhr er langsam fort, „heute erlangt er endlich die Freiheit wieder; er ist gebrochen an Geist und Körper. Die Kerkerluft hat an ihm gezehrt. Das Gericht kann ihm nicht ersetzen, was er unschuldig erduldet hat, nicht mit Geld lassen sich seine Qualen aufwiegen, nicht mit Geld die Erinnerung daran verwischen. Es gibt nur eine Macht, die dieses kann, und diese Macht liegt in Ihren Händen!"

Paula schwieg. Dunkler wurde das Roth auf ihren Wangen — ihr Herz schlug schneller, lauter.

„Fräulein," begann Körber wieder, „ich werde von hier zu meiner Braut eilen, dort werde ich Hellmann begrüßen — wollen Sie mir nicht ein Wort an ihn mitgeben, nur ein einziges Wort, das aber sein Herz mit Glück erfüllen würde?"

„Dringen Sie nicht in mich — jetzt noch nicht," erwiderte Paula verwirrt — verlegen. „Ich selbst muß nach all diesen Erschütterungen mich erst wieder zu fassen suchen!"

„Verstehen Sie mich nicht falsch," bemerkte Körber, „ich kann mich ja in Ihre Lage hinein versetzen, nur das Wort möchte ich ihm als Gruß aus Ihrem Munde bringen, daß er sich aufrichten und auf die Zukunft hoffen möge. Darf ich ihm

Digitized by Google

dies sagen? Wollen Sie ihm Hoffnung geben — nur sichere Hoffnung — so bürge ich Ihnen, daß er Ihrem Herzen volle Zeit gönnen wird, all die trüben Eindrücke zu überwinden. Darf ich ihm dies sagen?"

Paula kämpfte mit sich. Ihr Blick richtete sich auf den alten Berger, als wollte sie auf dessen Gesichte die Antwort oder die Erlaubniß zu einer Antwort suchen.

„Ich soll Dich wieder verlieren!" rief der Alte. „Du sollst mir wieder entrissen werden, nachdem ich mich kaum an den Gedanken gewöhnt habe, ein Kind in Dir wieder gefunden zu haben!"

Körber trat zu dem Alten und legte die Hand auf dessen Schulter. „Herr Berger," sprach er. „Verlieren Sie denn Paula, wenn Sie ihr und einen andern Menschen Lebensglück begründen? Gewinnen Sie nicht zwei Herzen dadurch! Hellmann ist wohl oft wild und leidenschaftlich gewesen, allein sein Herz ist gut, er ist nicht unwerth, daß auch Sie ihn Sohn nennen. Sie brauchen Paula ja nie zu verlassen!"

Auch der Alte kämpfte einen Augenblick mit sich, dann rief er entschlossen: „Gut, Paula, ich will Dich nicht hindern. Für einen alten Mann, wie ich bin, wird immer noch ein Platz in Deinem Herzen übrig bleiben!"

„Drängen Sie nicht jetzt in mich!" rief Paula.

„So soll ich ohne Gruß und ohne Antwort vor Hellmann hintreten?" fragte Körber. „Ich verlange ja nur so wenig. Sie sollen ja nur Ihr Herz fragen, ob es ihm Hoffnung geben kann — Hoffnung, an der er sich wieder aufrichtet!"

„Gib sie ihm, wenn Dein Herz es kann," redete der Alte zu.

„So sagen Sie es ihm," erwiderte Paula leise.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Betrugsgeschichte.

Bereits vor längerer Zeit lief durch die Journale die Erzählung eines Betruges, den ein Schwindler durch im Namen der Königin von Preußen erfolgte Bestellung von neuen preußischen Ordens-Insignien bei einem Pariser Juwelier verübt hatte. Die Angelegenheit ist jetzt spruchreif geworden, und französische Blätter veröffentlichen nunmehr folgende interessante Details: Im Monate Februar erhielt Herr Cramer, einer der berühmtesten Pariser Juweliere, einen mit dem königlich preußischen Wappen verzierten Brief folgenden Inhalts: „Mein Herr! Ihre Majestät die Königin von Preußen hat die Absicht, einen speziell für ausgezeichnete Frauen aller Länder bestimmten Orden zu gründen. Ihre Majestät, die vielfache Gelegenheit hatte, die in Ihrem Atelier angefertigten Bijouterien zu bewundern, will Ihnen die Ausführung der Modelle dieser Ordenszeichen anvertrauen. Wie alle preußischen Orden, wird auch dieser drei Klassen zählen. Die erste Klasse wird selbstverständlich die kostbarste sein, und Ihre Majestät bewilligt Ihnen zehntausend Francs für diese Arbeit, fünftausend Francs für das Kreuz zweiter Klasse, und 2500 Francs für die dritte Klasse. Können Sie mir in möglichst kurzer Frist diese mit Diamanten reich verzierten Kreuze nach den Zeichnungen, die ich Ihnen demnächst übersende, zukommen lassen? Graf Schaffgotsch, Kämmerer Sr. Maj. des Königs von Preußen."

Man kann sich die Freude des Kaufmanns denken. Er antwortete mit umgehender Post, daß er sehr geschmeichelt sei, den Auftrag, mit dem ihn die Königin beehrte, auszuführen, und daß er sich sogleich ans Werk machen werde. Einige Tage später schickte der Kämmerer die von der Königin selbst ausgeführten Zeichnungen mit der Mittheilung, daß die Königin am Rande der Zeichnungen einige Notizen mit eigener Hand hinzugefügt habe. Dem Juwelier ward das strengste Stillschweigen anbefohlen, da die Königin vor dem zur Vertheilung der ersten Kreuze bestimmten Tage, der mit besonderer Feierlichkeit begangen werden sollte, zu Niemanden über diese Angelegenheit sprechen wollte. Die Königin fürchtete überdieß die Unzufriedenheit der Berliner Juweliere zu erregen, wenn es bekannt würde, daß sie sich an einen Pariser Kaufmann gewendet. Der Graf beschwor Herrn Cramer, die Zeichnungen der Königin mit der größten Sorgfalt als kostbare und unersetzliche Autographien aufzubewahren. Der Juwelier war überglücklich. Einige Wochen später sandte er ein mit Diamanten reich verziertes Kreuz nach Berlin, und als Antwort auf diese Sendung erhielt er einen Brief voll Glückwünschen und Anerkennungen, und den Auftrag, ein Dutzend gleicher Kreuze erster Klasse für die Fürstinnen Europa's anzufertigen.

Ein dritter Brief folgte bald. In diesem verlangte der Kämmerer, der Juwelier möge die ihm aufgetragenen Arbeiten persönlich überwachen. Der Kämmerer, der mit dem Prinzen von Hohenzollern sehr befreundet sei, habe bereits die formelle Zusage erhalten, daß die Krone des neuen Souveräns der Donaufürstenthümer in dem Atelier des Herrn Cramer angefertigt werden würde. Als die Diamantenkreuze fertig waren, schrieb der Juwelier dem Kämmerer und frug, ob er dieselben nach Berlin expediren sollte. „Nein," antwortete Herr Graf Schaffgotsch, „ich bin soeben mit einer diplomatischen Mission beauftragt worden, an diesem und diesem Tage werde ich in Köln sein und im Durchfahren das Kistchen von einem Bankier abholen, an den sie die Kreuze senden wollen." Herr Cramer expedirte das werthvolle Kistchen an das Haus Oppenheim in Köln und benachrichtigte dasselbe, daß es an einen Kämmerer des Königs von Preußen auszufolgen sei.

Einige Tage später erhielt der Bankier Oppenheim einen mit dem Wappen der Königin versehenen Brief des Grafen, in welchem er ihm mittheilte, daß ihn Staatsgeschäfte abhielten, sich

Digitized by Google

in Köln aufzuhalten, daß er aber am nächsten Tage auf dem Bahnhofe ankommen werde und dort das Kistchen in Empfang nehmen wolle. Als der Train ankam, ward ein Coupe geöffnet und ein eleganter Kavalier stieg aus demselben. Er ging gerade auf den Abgesandten des Hauses Oppenheim zu und sagte ihm: „Ich bin der Graf Schaffgotsch. Hier ist meine Karte und die Quittung. Geben Sie mir das Kistchen." Fünf Minuten später reiste der Graf mit dem Kistchen nach Berlin. Nach Ablauf von 14 Tagen erhielt der Juwelier einen neuen Brief vom Grafen. Die Königin war entzückt über die erste Sendung, und hatte die sogleiche Ausführung aller anderen Kreuze anbefohlen. Dießmal belief sich der Auftrag auf 500,000 Francs. Herr Cramer hatte endlich Bedenken. Er begab sich nach der preußischen Gesandtschaft, um über den Grafen Schaffgotsch Erkundigungen einzuziehen. Die Auskunft, die er erhielt, war trefflich. Aber, sagte der Graf v. Goltz zum Juwelier, darf ich wissen, um was es sich handelt? Der Juwelier erzählte Alles.

Ich fürchte, erwiderte der Gesandte, daß Sie von einem Spitzbuben übervortheilt wurden. Können Sie mir die Handschrift der Königin zeigen?

Hier ist sie, sagte der Juwelier, und zog die Briefe der Königin und des Grafen aus der Tasche. Graf Golz warf einen Blick auf die Briefe und sagte: Herr, die Briefe der Königin sind gefälscht, das ist nicht ihre Handschrift, aber das Wappen auf dem Briefe und die Unterschrift des Grafen Schaffgetsch erfordern, daß Sie vorsichtig sein sollen. Vermeiden Sie jedes Aufsehen. Reisen Sie nach Baden, wo sich Ihre Majestät gegenwärtig befindet, und erzählen Sie ihr Alles.

Der Juwelier reiste nach Baden, stellte sich der Königin vor und erhielt die Ueberzeugung, daß er betrogen sei. Die Königin war förmlich bestürzt, daß man es wagte, mit Hilfe ihres Namens und ihres Wappens einen solchen Spitzbubenstreich auszuführen. Als der Juwelier nach Paris zurückgekehrt war, begab er sich neuerdings zum Grafen Goltz und erzählte ihm seine Unterredung mit der Königin. Was soll ich thun? frug er.

Nichts, erwiderte der Gesandte, vermeiden Sie jedes Aufsehen, erzählen Sie Niemand etwas von dem Vorfalle, damit der Spitzbube nicht gewarnt werde. Antworten Sie ihm, daß alle Kreuze fertig seien und warten Sie. Der Juwelier befolgte diesen ausgezeichneten Rath. Nach einigen Tagen langte ein neuer Brief des Grafen an, in dem er sich zufrieden über den Eifer des Herrn Cramer aussprach. Er ließ durchschimmern, daß Ihre Majestät sich erkundigt habe, ob Herr Cramer bereits mit der Ehrenlegion dekorirt wäre, und daß sie geneigt sei, ihm den rothen Adlerorden übersenden zu lassen. Gegen Ende des Monats benachrichtigte der Juwelier den Kämmerer, daß Alles bereit sei, und frug zugleich, ob er die Kreuze an das Haus Oppenheim senden soll. Acht Tage später erschien ein Mann im Gewölbe des Juweliers mit einem Briefe. Der Kämmerer, der in einer wichtigen Mission nach Paris gekommen war, benachrichtigte ihn, daß er selbst die Kreuze übernehmen werde. Er bat den Juwelier, das Kistchen dem Ueberbringer des Schreibens zu übergeben. Der Juwelier benachrichtigte sofort die Polizei und diese verhaftete den Boten. Derselbe erklärte, er sei einfach mit der Abgabe des Briefes beauftragt gewesen und wisse von nichts. Der Schreiber des Briefes wohne im Hotel .... Der Commissär fuhr rasch in das Hotel.

Graf Schaffgotsch? frug er.

Ist ausgegangen.

So werde ich warten.

Der Kämmerer ließ nicht lange auf sich warten. Hat der Commissionär die Kiste gebracht? frug er. Im Namen des Gesetzes, ich verhafte Sie, erwiderte der Commissär.

Der falsche Graf Schaffgotsch ward auf die Polizei geführt und nach Mazas gebracht. Als man sein Zimmer durchsuchte, fand man die Diamantenkreuze, ein Siegel mit dem Wappen der Königin, die Briefe des Juweliers und eine Anzahl Visitenkarten mit dem Namen „Graf Schaffgotsch, Kämmerer des Königs." Die ganze Angelegenheit wird demnächst vor den Assisen verhandelt werden. Der Unglückliche, den die Spielleidenschaft zum Verbrechen drängte, ist aus guter Familie, er zählt vierzig Jahre. Sein Vater ist ein preußischer Offizier. Zuerst wollte er sich nicht zu erkennen geben, aber die Polizei entdeckte auf dem Passe eine Veränderung, und mit Hilfe von chemischen Mitteln kam der wahre Name des Verbrechers auf dem Passe zum Vorschein. Ein anderes Blatt bringt folgende Mittheilung über die Person des Verbrechers: Der Gefangene hat von Mazas aus an seine Gattin in Belgien, die einer ausgezeichneten Familie angehört, geschrieben. Die Frau glaubte so wenig an die Möglichkeit, daß ihr Mann ein gemeines Verbrechen begangen habe, daß sie eine Geistesstörung desselben befürchtete und in diesem Sinne nach Paris schrieb. Der Gefangene gehört einer berühmten Familie an, die im gleichen Range mit jener der Schaffgotsch. Er ist ein Sohn eines preußischen Generals, dessen Name in den Kriegen des ersten Kaiserreichs eine Rolle spielte und der jetzt noch am Leben ist.

Räthsel.

Dieses meines Räthsels Sinn
Freundlichst mir entwirre:
Erstlich findest Du darin
Alte Trinkgeschirre;
Zweitens nennt's ein prächtig Haus,
Das in Deutschland liegt;
Endlich drückt es Männer aus,
Welche oft gesiegt.

Auflösung der Räthsels in Nro. 40:

1) **Scheidewasser.** — 2) **Reißliche Ueberlegung.**

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 43. Sonntag, den 26. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie Dank Paula für dies eine Wort!“ rief Körber freudig, indem er ihre Hand erfaßte. „Nun begrüße ich den armen Freund mit Jubel. Ich sehe im Geiste, wie dies eine Wort, dieser eine Gruß von Ihnen aufrichtet, wie er mich erst fragend anblickt, weil er so viel Glück nach so düsteren Tagen nicht sogleich zu fassen vermag, ich sehe, wie sich seine bleichen abgezehrten Wangen dann langsam röthen, wie sein Herz schneller schlägt und dies eine Wort schnell einen Schleier über seine trübe Vergangenheit wirft. Haben Sie Dank — Dank in seinem Namen!“

Körber eilte mit ungeduldiger Freude fort, es trieb ihn dem Freunde das Wort des Glückes zuzurufen.

Er stürmte auf die Straße. Schon erblickte er Hellmann in dem Hause seiner Mutter neben Anna am Fenster. Er eilte in das Haus, in die Stube.

Auch Hellmann hatte ihn gesehen, er wußte von seiner Schwester bereits Alles — wem er seine Rettung verdankte.

Er stürzte Körber entgegen, mit offenen Armen, und preßte ihn an seine Brust.

„Körber — Dir — Ihnen — verdanke ich meine Freiheit, mein Leben!“ rief er.

„Laß das „Du“, erwiderte Körber, „Hellmann, ich denke, wir sind Freunde und werden es bleiben! Nun Glück auf zu Deiner Freiheit!“

Ein finsterer, bitterer Zug legte sich schnell wieder auf Hellmanns Stirn.

„Den Gedanken an Glück haben mir die Monate im Gefängnisse abgewöhnt!“ erwiderte er. „Ich rechne nicht mehr darauf!“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die trüben Erinnerungen, welche sich ihm aufdrängten, verwischen.

Einen Augenblick lang bemächtigte sich auch Körbers ein schmerzliches Gefühl, als er des Freundes bleiches Gesicht, seine abgezehrte Gestalt in vollem Lichte erblickte. Er ließ dies Gefühl indeß kaum auftauchen. Er mußte es zurückdrängen.

„Thorheit! Freund!“ rief er heiter. „Du bist wieder frei und mit der Freiheit kehrt das Glück zurück!“

Hellmann schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

„Ich habe ein Wort für Dich, Hellmann,“ fuhr Körber fort, „das mit einem Male ein Lächeln des Glückes auf Deinem Gesichte hervorruft, was Dein Herz freudig stimmt und Dich all' die trüben Stunden vergessen läßt. Hör mich an, komm!“

Er legte die Hand auf des Försters Schulter. „Ich komme soeben von Paula!“

Unwillkürlich blickte Hellmann auf und seine Augen erhielten einen Theil ihres alten Glanzes wieder.

„Sie läßt Dich grüßen, Hellmann,“ fuhr Körber fort. „Und ihr Herz läßt Dir sagen — Du sollest hoffen auf die Zukunft!“

Wie Körber vorausgesagt hatte, richtete der Förster sich empor und seine Augen waren fragend, mit ängstlicher Spannung auf ihn gerichtet.

„Ich spreche die Wahrheit!“ sprach Körber lächelnd.

„Die Wahrheit — die Wahrheit!“ rief Hellmann innerlich aufjubelnd. „Ihr Herz gibt mir Hoffnung!“

„Sie hat es mir gesagt!“ versicherte Körber. „Nur Zeit mögest Du ihr lassen, daß sie die erschütternden Eindrücke der letzten Zeit überwinde. Ich denke, Du wirst dieß thun!“

„Alles will ich thun, was sie verlangt!“ rief Hellmann. „Oh — um diesen Preis will ich gern die Zeit im Gefängnisse gesessen haben — dies — hatte ich ja nicht gehofft! Und Dir — Körber, Dir — Freund, verdanke ich auch dies!“

Aufs Neue schloß er ihn in seine Arme.

„Welche Wirkung ein einziges Wort hervorzubringen vermag,“ sprach Körber lächelnd. „Anna, nun lege auch Du ein solches Wort auf meinen verwundeten Arm — das eine Wort, daß ich Dich bald als mein Weib heimführen soll!“

Anna reichte ihm ihre Hand, ihr Herz hatte ja ein gleiches Verlangen.

Das Glück, welches noch vor wenigen Tagen von diesem Hause so fern zu sein schien, war nun mit einem Male und in vollem Glanze eingezogen, denn es umfaßte vier Herzen.

* * *

Prell saß im Gefängnisse.

Des Criminalrichters Untersuchung seines Hauses hatte nicht das geringste Resultat ergeben. Auch im Walde war trotz des aufmerksamsten Forschens durch die Polizeidiener nichts aufgefunden, was zu einem weiteren Beweise gegen ihn hätte dienen können. Alle Beweise gegen Prell stützten sich allein auf Körbers Zeugniß. Weder des Doc-

Digitized by Google

tors Wirthschafterin, noch sein Kutscher hatten irgend etwas Beschwerendes gegen ihren Herrn auszusagen vermocht und des Försters und dessen Knechtes Aussagen hatten nur Körbers Mittheilung bestätigt.

Prell blieb in mehreren Verhören, welche der Criminalrichter mit ihm anstellte, bei seiner kalten, ruhigen Behauptung, daß er von Allem nichts wisse, daß der Commissär sich geirrt haben müsse, denn er habe in jener Nacht sein Haus nicht verlassen, er habe mit Bergers Tode nichts zu schaffen, habe nie die ihm geraubten Sachen in Händen gehabt.

So scharf des Criminalrichters Auge auch zu blicken vermochte, aus Prells Zügen las er nicht das Geringste, keine Furcht, keine Unruhe. Prell berief sich auch nicht darauf, daß man in seinem Hause nichts gefunden habe, was gegen ihn sprechen könne, er blieb ruhig bei seiner Behauptung, nichts von Allem zu wissen.

Seine Ruhe, seine Kaltblütigkeit weckte aufs Neue Zweifel bei Pintus. Konnte Körber sich nicht dennoch geirrt haben, so fest er auch bei seiner Aussage blieb! Eine Täuschung war ja bei der Dunkelheit der Nacht doppelt leicht möglich gewesen, zumal Körber schon durch den Verdacht gegen Prell eingenommen gewesen war.

Wenn nun aufs Neue dieser unglückseligen That wegen ein Unschuldiger verhaftet war und im Gefängnisse saß! Sein Ruf als Richter stand auf dem Spiele.

Er hatte schon mit so vielen Verbrechern zu thun gehabt, mit den schlauesten und geübtesten, mit den kaltblütigsten und besonnensten, aber noch kein Fall war ihm vorgekommen, wo es einem Verbrecher gelungen wäre, jede Spur seiner That so vollkommen zu verwischen.

Der Förster hatte in einem Baume eine der Kugeln, welche auf Körber abgeschossen waren, gefunden und sorgfältig ausgelöst — sie paßte indeß in keine der Pistolen, welche in des Doctors Zimmer hingen.

Vergebens hatte auch Körber noch einmal das ganze Haus durchsucht, er hatte nichts gefunden. Jedes Stück Papier hatte er geprüft, jedes Buch durchblättert, um dasjenige zu finden, aus welchem jenes Blatt ausgerissen war, welches bei dem Schusse auf ihn als Propfen gedient hatte. All seine Bemühungen waren vergeblich geblieben. Er war fest überzeugt, daß er sich in Prells Person nicht geirrt hatte, die Zweifel, die sich mehr und mehr gegen ihn laut machten, peinigten ihn.

Vor Allen hatten die Mitglieder des Philemon dazu beigetragen, die Zweifel gegen ihn zu verbreiten und der Superintendent Feld hatte offen erklärt, Prells Verhaftung sei nur ein Racheact und eine schlaue Berechnung von ihm, um Hellmann zu befreien. Er war ja mit dessen Schwester verlobt und hatte diese Verlobung öffentlich bekannt gemacht.

Es kam noch hinzu, daß Prells Tochter, Marie, bei der Nachricht von der Verhaftung ihres Vaters sofort aus der Residenz zurückgekehrt war. Sie konnte nicht an die Schuld ihres Vaters glauben und ihr Schmerz, ihre Thränen gingen allen zu Herzen.

Was nur in ihren Kräften stand, that sie, ihren Vater zu befreien. Alle, welche auf das Geschick desselben irgend Einfluß haben konnten, bestürmte sie mit Bitten und Thränen und des Mädchens Versicherungen, daß ihr Vater unschuldig sei, klangen so wahr, so offen.

Hatte man Anfangs bei Prells Verhaftung des Commissärs unbeugsamen Eifer, seinen Scharfblick und seine Entschlossenheit gepriesen, so blickte man jetzt mit unverhohlenem Mißfallen, selbst mit Mißtrauen auf ihn. Ja von mehreren Mitgliedern des Philemon war sogar im Geheimen an den Polizeidirektor und den Criminalrichter die Bitte und Aufforderung ergangen, gegen Körber selbst eine Untersuchung einzuleiten, weil er einen ehrenhaften Mann verhaftet habe, gegen den nichts weiter spreche, als sein Zeugniß. Man erbot sich nachzuweisen und Zeugen zu stellen, daß Körber schon früher, noch ehe Berger ermordet sei, sich mißtrauend über Prells Charakter ausgesprochen habe. Ja man ging so weit, sein ganzes Verfahren gegen Prell als eine absichtliche Beleidigung und Kränkung des Philemon, dem dieser ja angehörte, zu deuten.

Körber war dies Alles nicht geheim geblieben, er lachte darüber. Nur zu bald empfand er indeß, wie unangenehm es ist, fast überall mit Unwillen betrachtet zu werden. Namentlich that ihm Anna leid. Sie klagte nicht gegen ihn, sprach nie hierüber, aber aus ihren öfter gerötheten Augen errieth er nur zu deutlich, daß sie hierüber geweint hatte.

Wieder stand er fast auf demselben Punkte wie früher. Er hatte endlich Ruhe zu finden gehofft, und auf's Neue mußte er sinnen und forschen, um Beweise gegen Prell zu finden, weil man seiner Zeugenaussage nicht volles Gewicht beilegte, weil man an der Wahrheit derselben zweifelte. Dieser unglückselige Fall, der ihm schon so außerordentlich viel Mühe gemacht hatte, war nun sogar für ihn zu einer Lebensfrage geworden. Wieder fehlte ihm jede Spur, die er hätte aufnehmen und verfolgen können.

Auch Hellmann litt unter diesen Verhältnissen. Er war in das Försterhaus und in seine Stellung zurückgekehrt, er hatte sich von den erduldeten Qualen im Gefängnisse einigermaßen erholt, allein die Hoffnung, auf welche Paula ihn hatte hinweisen lassen, war für ihn mehr und mehr gesunken. Die peinliche Ungewißheit über die Schuld oder Unschuld ihres Vormundes machte sie zögernd, ausweichend. Auch sie wurde ja durch diese ganzen Verhältnisse berührt. Konnte sie dem Manne die Hand reichen, gegen dessen Unschuld sich schon

Digitized by Google

wieder zweifelnde Stimmen erhoben, dessen künftiger Schwager, wie man jetzt offener und offener es in der Stadt aussprach, nur aus Rache gegen ihren Vormund und durch die reiche Belohnung, die der alte Berger ausgesetzt, getrieben war, so zu handeln. Hellmann war ihrem Herzen nicht gleichgültig, sie selbst glaubte auch fest an seine Unschuld, allein sie war nicht selbstständig und entschlossen genug, um all diesen Verhältnissen zum Trotz nur ihrem Herzen zu folgen.

Oesters ging jetzt Körber zum Försterhause, um sich mit Hellmann über diese unvorhergesehene und bittere Wendung zu besprechen. Er war der Einzige, mit dem er offen darüber sprach. Sein sonst so heiterer Sinn, der in den größten Beschwerden und Gefahren ausgehalten, hatte sich mehr und mehr verloren und einer bitteren Stimmung Platz gemacht.

„Gib Acht," sprach er mit bitterem Lächeln zu Hellmann, „es kommt zuletzt noch dahin, daß man mich in Verdacht hat, den jungen Berger erschossen zu haben, und daß ich schließlich noch verhaftet werde. Ich würde mich jetzt so sehr nicht mehr darüber wundern, denn ich weiß, daß der menschliche Unverstand keine Grenzen hat. Dieselben Menschen, die mir nach Prells Verhaftung die Hand gedrückt, die meinen Scharfsinn gepriesen und mir Glück gewünscht haben, weichen mir jetzt aus und sehen mich mit Mißtrauen an. Es befremdet mich sogar, daß der Criminalrichter noch nicht einen Arzt zu mir geschickt hat, um meine Augen untersuchen zu lassen, ob sie auch fähig sind, auf zwei Schritt Entfernung einen Menschen wie Prell zu erkennen, oder mich gar zu prüfen, ob mein Verstand nicht gelitten hat. Sie Alle würden jubeln, wenn ich über ihre eigene Schwachköpfigkeit schließlich verrückt würde, und würden schwören, daß sie mir das schon vor Jahren angemerkt hätten. Die sauberen Mitglieder des Philemon scheuen ja kein Mittel, gegen mich zu wirken, sie werden zuletzt noch das Gerücht verbreiten, ich sei verrückt geworden und die große Menge glaubt es ihnen, die glaubt ja überhaupt Alles, was man ihr vorschwatzt, sobald es nur nicht vernünftig ist. Aber nur Geduld! Auch diese Herren, ich habe sie mir alle wohl gemerkt, werde ich einst heimzahlen! Ich werde nicht mit thörichtem Edelmuthe prahlen und es ihnen vergeben — büßen sollen sie es!"

Vergebens suchte Hellmann ihn in solchen Stimmungen zu beruhigen.

„Laß nur, Freund," warf Körber dann ein. „Meine gute Laune hat mir dies Alles verdorben, das gestehe ich ein, aber meine Ueberzeugung hat es nicht wankend gemacht, meinen Muth nicht gebeugt. Ich werde dies Geheimniß dennoch schließlich lösen — verlaß Dich darauf. Und dann werden all die Schwachköpfe wieder meinen Scharfsinn und meinen festen Muth preisen. Aber sich selbst mögen sie es dann zuschreiben, wenn ich ihnen, sobald sie sich mir wieder nähern, ins Gesicht lache und ihnen ins Gesicht sage, daß sie Schwachköpfe sind!"

Sobald erreichte er dies indeß nicht. Im Gegentheil wurde durch die Bemühungen der Philemons-Mitglieder die Stimmung in der Stadt fast mit jedem Tage mißlicher gegen ihn. Man sprach offen in den Restaurationen und Wirthshäusern davon, daß man die Freilassung Prells von dem Gerichte fordern wollte, denn es sei unerhört, einen solchen Ehrenmann nur auf das ungewisse Zeugniß seines erklärten Feindes im Gefängnisse sitzen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die erste Prise.

(Aus dem letzten amerikanischen Kriege.)

Moses Uffenheimer, geboren in dem fränkischen Dorfe D., wanderte als junger Mensch von achtzehn Jahren nach Amerika aus. Seine ganze Baarschaft bestand damals aus 300 Gulden, aber Moses war ein aufgeweckter Bursche, der Grütze im Kopfe hatte, und entschlossen, koste es was es wolle, in Amerika sein Glück zu machen. Durch unermüdliche Thätigkeit, die keine Strapazen scheute, und durch eine an Geiz grenzende Sparsamkeit gelang es ihm auch, sein Ziel zu erreichen. Aus dem armen Hausirer, der mit dem Pack auf dem Rücken den größten Theil der Union durchwanderte, wurde mit der Zeit ein reicher Kaufmann, und beim Ausbruch des südstaatlichen Aufstandes finden wir ihn als Mäkler und Rheder in New-Orleans, wo er unter seinen Bekannten im Rufe stand, wenigstens 300,000 Dollars werth zu sein.

Herr Moses Uffenheimer war ein kluger berechnender Mann, der es trefflich verstand, die Umstände zu seinem Vortheile auszubeuten. So auch, als er erfuhr, daß die südstaatliche Regierung Kaperbriefe ausgebe. Das Geschäft war zwar etwas gewagt, aber es versprach dafür auch einen sehr bedeutenden Gewinn. Herr Moses Uffenheimer besaß zu dieser Zeit eine alte Brig, welche ein guter Segler war und sich durch ihren Bau ganz zu einem Kaperschiffe eignete. Die Ausrüstung war auf 75,000 Dollars veranschlagt, wovon der Eigenthümer 50,000, das Uebrige seine Geschäftsfreunde beisteuerten. Das Schiff hieß die „Seekuh", wurde aber nach dem Namen des Präsidenten in „Jeff Davis" umgetauft. Es führte vier Zwölfpfünder und zwei Haubitzen, und war außerdem mit der nöthigen Quantität kleiner Waffen hinlänglich versehen. Seine Bemannung bestand aus achtzig Mann, verwegene Bursche, wie man sie nicht besser aussuchen konnte, und aus Offizieren, die ganz zu der Mannschaft paßten.

Der „Jeff Davis" mochte etwa vierzehn Tage in See gewesen sein, als eines Morgens ein großer Kauffahrer mit der Secessionsflagge am Hauptmaste in den Hafen von New-Orleans ein-

Digitized by Google

lief und mit sieben Schüssen von den Batterien begrüßt wurde. Sofort verbreitete sich in der Stadt die Nachricht, daß der »Jeff« seine erste Prise heimgeschickt habe. Groß war die Freude über diese Kunde, und Schaaren von Volk strömten in den Hafen, um mit eigenen Augen sich von dem großen Siege der conföderirten Waffen zu überzeugen.

Unter denen, die am meisten jubelten, befand sich auch Herr Moses Uffenheimer, der reiche Mäkler, welcher das Kaperschiff ausgerüstet hatte und jetzt von allen Seiten die Glückwünsche seiner Freunde über den guten Erfolg des Unternehmens empfing.

Eine Barke mit acht Ruderern und dem Commandanten der Prise, Lieutenant Ogleham, legte am Ufer an. Der Offizier sprang ans Land, und die erste Person, die ihm aufstieß, war Herr Moses Uffenheimer, dem er sofort einen kurzen Bericht über den glänzenden Erfolg des »Jeff Davis« abstattete.

„Wie heißt das aufgebrachte Schiff?“ fragte der Eigenthümer des Kreuzers. „Der »Andes«.“

„Der »Andes«,“ wiederholte der Mäkler. — „Mein Gott, das ist ja mein eigenes Schiff. Wie heißt der Kapitän des Andes?“

„Wir haben uns darum noch nicht bekümmert,“ erwiederte der Lieutenant, „sondern haben die verdammte Yankeebrut hinunter in die Schiffslucken getrieben, wo sie sich noch befindet.“

„Sachte, sachte! Der Andes ist kein verdammter Yankee, Herr Ogleham,“ sagte der Mäkler. „Ich will an Bord desselben gehen, ich glaube wirklich, Sie haben mein eigenes Schiff aufgebracht.“

Der Mäkler sprang sofort in die Barke und wurde an die Seite des Prisenschiffs gerudert. Als er auf das Verdeck desselben kam, überzeugte er sich sogleich, daß er sich nicht getäuscht habe.

„Ich wünsche den Kapitän des Andes zu sehen,“ sagte Moses.

„Ich habe die Ehre, der Prisenmeister zu sein,“ sagte Ogleham.

„Geht zum Teufel, Herr Prisenmeister!“ schrie der erzürnte Mäkler. „Ich verlange den Kapitän Bingate, den wirklichen Kapitän dieses Schiffes zu sehen.“

Die Gitter wurden von den Lucken entfernt und der Kapitän herbeigerufen. Als er erschien, redete ihn der Mäkler in vertraulichem Tone an:

„Wie kommt es Kapitän Bingate, daß ich den »Andes« als Prise des »Jeff Davis« finde und Sie als Gefangenen am Bord meines guten Schiffes?“

„Dieser Herr da kann Ihre Frage am besten beantworten,“ sagte der Kapitän, auf den Prisenmeister deutend.

„Wir enterten und nahmen dieses Schiff etwa dreißig Meilen von Nord-East-Paß und brachten es in den Hafen,“ erwiderte der Lieutenant.

„Mein Gott, ich habe mein Geld nicht für den Kaper ausgegeben, damit er meine eigenen Schiffe wegnimmt!“ rief Moses.

„Der Andes führte zur Zeit der Wegnahme das alte Sternenbanner,“ sagte Ogleham zur Entschuldigung.

An dem ganzen Mißverständniß war aber der Eigenthümer des Andes und des Kapers selbst schuld. Um seinen Kauffahrer gegen die Kreuzer der Union sicher zu stellen, hatte er als vorsichtiger Mann denselben in Baltimore befrachten und unter der Flagge der Union auslaufen lassen. Das Schiff war mit voller Ladung nach der Havannah bestimmt und drei oder vier Tage vor dem »Jeff Davis« unter Segel gegangen. Auf diese Weise kam es, daß der Kaper des Herrn Moses Uffenheimer das Handelsschiff desselben Herrn Moses Uffenheimer abfing. Als die Geschichte in New-Orleans bekannt wurde, konnte sich der Mäkler mehrere Wochen lang nirgends sehen lassen, ohne wegen der ersten so werthvollen Prise, die der »Jeff Davis« aufgebracht, beglückwünscht zu werden.

Verschiedenes.

Von verschiedenen Seiten der Schweiz gehen Nachrichten von Ueberschwemmungen ein, welche in Folge des anhaltenden Regens stattgefunden und leider an manchen Orten großen Schaden angerichtet haben. In dem Berner Oberlande sollen die von den Bergen herabströmenden Wasser einen imposanten Anblick gewähren. Jeder Graben sei zu einem Bache, jeder Bach zu einem Strome geworden. Das Gleiche sei auf den Abhängen des Pilatus und des Rigi der Fall. Auf beiden Bergen liege Schnee wie im Winter und die Fremden seien förmlich eingeschneit. So einen Regenmonat, wie dieser Monat August ist, hat man seit vielen Jahren in der Schweiz nicht erlebt.

Im ehemaligen Bundespalast zu Frankfurt am Main ist, nachdem der Bundestag sich bekanntlich in fortlaufende Ferien begeben hat, zur Zeit Niemand mehr, als der alte Thürhüter. Derselbe will übrigens die Geschäfte des Bundestages: zuerst nicht thun und dann ausruhen — auf eigene Faust fortsetzen, bis er einst auch eines seligen Todes verbleicht. Er gibt sich der Ueberzeugung hin, daß die deutsche Nation dadurch um kein Jota schlechter bestellt ist, als früher — und der Mann kann Recht haben!

Räthsel.

Unsere Namensschwestern lieben
Uns zu ihrem Schmucke sehr;
Aber diese Namensschwestern,
Mancher liebt sie noch viel mehr.

Auflösung des Räthsels in Nro. 42:
Römer.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 44. Donnerstag, den 30. August **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Selbst der Polizeidirektor, der bis dahin Körbers Partie genommen hatte, weil er dessen Gewissenhaftigkeit kannte und seine Zähigkeiten hoch schätzte, rief ihn eines Tages zu sich.

„Die Stimmung der ganzen Stadt ist gegen Sie, Körber," sprach er. „Sie wissen, daß ich viel auf Sie halte, daß ich Ihrem Worte fest vertraue, allein ich kann dieser Stimmung nicht Einhalt thun. Sie setzen sich zuletzt dem Aeußersten aus — ich werde auf Ihre Versetzung in eine andere Stadt — in die Residenz — ja um Ihnen nicht wehe zu thun, auf Ihre Beförderung, zu einer höhern Stelle antragen."

Das Blut wich bei diesen Worten aus Körbers Wangen. Dies hatte er nicht erwartet.

„Herr Polizeidirektor," sprach er und seine Stimme bebte vor innerer Erregung. „Ich habe nie Furcht gekannt und fürchte auch die Stimmung in der Stadt gegen mich nicht und wenn sie auf das Aeußerste steigt. Ich bin in meinem Rechte und ich werde — ich kann deshalb nicht einen Schritt zurückweichen. Meine Ehre verlangt, daß ich hier bleibe. Machen Sie einer solchen ungerechten, wahnsinnigen Stimmung ein Zugeständniß, zeigen Sie ihr gegenüber eine einzige Schwäche, so wird sie selbst Ihnen über den Kopf wachsen. Dann wird man auch Prells Freilassung verlangen — die Freilassung des Mörders, denn er hat Berger erschossen!"

„Zu Ihrem eigenen Besten mache ich Ihnen den Vorschlag," warf der Polizeidirektor ein.

„Nein — nein," wehrte Körber entschieden zurück. „Sie würden mich zwingen, meine Entlassung zu nehmen, um hier bleiben zu können. — Nicht einen Zoll breit weiche ich. Und ich werde noch die zweifellose Aufklärung schaffen, daß Prell der Mörder ist. Ich werde es! — Nur von dem Philemon geht diese ganze feindselige Stimmung gegen mich aus!"

„Ich weiß es," gab der Polizeidirektor zur Antwort. „Aber auch Sie wissen, daß ich nichts dagegen thun kann, die angesehensten Männer der Stadt sind ja in diesem Vereine. Und leider scheinen ja die Frommen das Vorrecht zu haben, auf andere, rechtschaffene Männer ungestraft schimpfen zu dürfen, während man gegen sie kein Wort sagen darf, ohne daß es sofort heißt, man ziehe gegen den Glauben, gegen die Dogmen, gegen die ganze christliche Religion und Kirche zu Felde. Man führt den Kampf gegen sie mit ungleichen Waffen, unter ungleichem Rechtsschutze. Deshalb ist es das Klügste nachzugeben!"

„Ich gebe nicht nach!" rief Körber.

„Commissär," erwiderte der Polizeidirektor, „und wohin sollen diese Zustände zuletzt führen! Sie, wir alle haben in dieser unglückseligen Angelegenheit unsern Scharfsinn, unsere Kräfte erschöpft, ohne etwas zu erreichen. Ich habe keine Hoffnung mehr, daß Licht in dies Dunkel kommt. Ich bewundere Ihren Muth, Ihre Zähigkeit, mit der Sie die Nachforschungen fortsetzen — Sie strengen sich vergebens an!"

Körber schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Er blickte in Gedanken versunken starr vor sich hin. Auch er hatte sich dieselben Worte mehr als einmal gesagt, auch sein Muth und seine Hoffnung fingen öfter an zu wanken. Er raffte sich zusammen. „Ich werde erreichen, was ich erstrebe," sprach er fest.

„Körber," fuhr der Polizeidirektor fort, „die Sachen liegen für Sie noch anders, als Sie vielleicht selbst wissen. Prells Schwester aus der Residenz ist hier angekommen, sie setzt alle Hebel für ihren Bruder und gegen Sie in Bewegung. Sie bittet nicht mehr um des Doctors Freilassung, sie verlangt dieselbe, weil Sie gegen den Doctor feindlich gesinnt seien und Ihr Zeugniß deshalb keine Geltung habe. Der Superintendent Feld hat sich im Namen des ganzen Philemon mit derselben Forderung an das Ministerium gewandt — Sie haben hier mehr Feinde, als Sie vielleicht selbst glauben, ich kann Sie zuletzt nicht länger mehr schützen. Folgen Sie meinem Rathe — ich werde um Ihre Versetzung und Beförderung einkommen."

„Nein," erwiderte Körber fest, „dann reiche ich meine Entlassung ein — ich bleibe hier. Ich kann mich nicht beugen, wo ich im Rechte bin — lieber brechen als biegen!"

Der Polizeidirektor zuckte mit den Achseln. „Sie werden brechen," gab er zur Antwort. „Sie haben meinen wohlgemeinten Rath abgelehnt, nun gehen Sie!"

Unwillig entließ er Körber.

Körber verließ das Haus. Langsam schritt er durch die Straßen hin. Sein Schritt war fest, sein Auge blickte ruhig, — Niemand sollte ihm

Digitized by Google

ansehen, sollte ahnen, wie gewaltig es in ihm stürmte. Er ging zum Thore hinaus in den nahen Wald. Allein mußte er sein, unbeobachtet, um die drückende Maske der Ruhe von sich abwerfen zu können.

Wo waren all seine Hoffnungen geblieben, mit denen er vor wenigen Wochen Prell verhaftet hatte!

„Sie werden brechen!" Diese Worte des Polizeidirektors hallten ihm im Ohre wieder. Sollte er wirklich unterliegen müssen! — Ein bitteres Lächeln zuckte über sein Gesicht hin. Ihm wäre es gleichgiltig gewesen, allein er dachte an Anna. Sie hoffte auf ihn, er hatte ihr ein Leben voll Glück versprochen, durfte er dies Glück zertrümmern, ehe sie es gekostet hatte?

Auf einem Steine an dem Waldwege setzte er sich nieder, den Kopf stützte er auf die Hand. Immer tiefer versenkte er sich in die Gedanken an die Vergangenheit und die Zukunft. Seine Machtlosigkeit all diesen Verhältnissen gegenüber drückte ihn nieder, er war gesonnen, seine volle ganze Kraft dagegen einzusetzen und es fehlte ihm an Boden, auf den er den Fuß stellen konnte.

Zwei Männer kamen auf dem Wege daher, er sah sie nicht und hörte ihre Tritte nicht. Es war der Superintendent Feld und der Secretär des Philemons, der Kaufmann, den Körber einst gegen den Assessor Jung so vortrefflich geschildert hatte.

Körber bemerkte sie erst, als sie nur noch einige Schritte von ihm entfernt waren. Ruhig blieb er sitzen.

Mit stolzem, verächtlichen Lächeln schritt Feld an ihm vorüber, ohne zu grüßen.

„Der erbärmliche Mensch wird bald außer Stand gesetzt sein, rechtschaffene Männer zu verfolgen," sprach er zu seinem Begleiter.

Körber hörte die Worte, er wußte, daß sie ihm galten.

Er hätte aufspringen und dem Superintendent entgegentreten, er hätte ihm ins Gesicht sagen mögen, was das Gerücht von seinem Lebenswandel erzählte und was nicht ohne Wahrheit war! Es wäre Thorheit gewesen. Er hatte in der letzten Zeit soviel ertragen — die Worte dieses Mannes konnten ihn am wenigsten beleidigen.

Er hatte Hellmann besuchen wollen, allein er gab diesen Entschluß auf. Wozu sollte er dem Freund durch seine trübe, erbitterte Stimmung beschwerlich fallen. Es war besser, wenn er still in sich verschloß, was ihn drückte. Langsam kehrte er zur Stadt zurück. Auch Anna wollte er kein Wort über die Unterredung mit dem Polizeidirektor mittheilen. — —

Von Tage zu Tage gestalteten sich die Verhältnisse in der Stadt ungünstiger gegen Körber. Der Philemon trat mit seinen Angriffen gegen ihn immer offener hervor. Der Superintendent erwähnte sogar in einer Predigt von der Kanzel herab unter den Prüfungen des Menschenlebens, welches Unglück selbst den ehrenwerthesten Mann treffen könne, wenn er der Rache eines gewissenlosen Feindes ausgesetzt sei. Er hatte keinen Namen genannt, allein Jeder wußte, daß er Prell und Körber meinte. Er hatte hinzugefügt, daß die Prüfungen des Gerechten und Gläubigen indeß nur eine kurze Zeit währen würden, er werde deunoch zuletzt über seinen gewissenlosen Feind triumphiren und dann werde diesen das ganze Unglück treffen, welches er über Andere habe bringen wollen.

Körber hörte in einer Restauration, wie die Bürger sich über die Predigt unterhielten, wie sie dieselbe wahr und vortrefflich fanden, wie sie den Superintendent Feld priesen, der unerschrocken die Wahrheit auszusprechen wage. Er sah, wie sie zu ihm herüberblickten, hörte, wie sie absichtlich laut sprachen, damit er sie verstehe.

Früher würde er darüber gelacht haben. Jetzt trafen ihn diese Worte dennoch. Sein ganzes Leben war gleichsam vergiftet. Eine fieberhafte Hast, um Beweise gegen Prell aufzufinden, hatte ihn erfaßt, sie ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Er fühlte, daß er sich aufrieb, daß diese Verhältnisse an seiner Kraft und seinem Leben zehrten, er war gleichgiltig dagegen geworden. — Was konnte ihm ein solches Leben nützen? Nur der eine Entschluß stand unbeugsam in ihm fest: nicht nachzugeben — zu brechen, wenn es sein mußte.

Selbst für Anna's stille Leiden hatte er kein Auge mehr. Konnte sie nur halb so viel dulden wie er selbst! Er begriff jetzt, wie es möglich ist, daß ein Mensch zuletzt auf die ganze Welt erbittert werde — er war es bereits!

In dieser Stimmung traf ihn ein Bote des Polizeidirektors, der ihn ersuchen ließ, zu ihm zu kommen.

Ohne Zögern folgte er der Aufforderung. Er traf den Polizeidirektor in seinem Zimmer. Er stand auf, als er eintrat, er kam ihm entgegen.

„Körber," sprach er, „gegen Ihren Wunsch bin ich um Ihre Versetzung eingekommen. Ich sah die Nothwendigkeit derselben mit jedem Tage mehr ein. Es geht hier so nicht weiter. Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, aber auch Ihr Dienst leidet unter diesen Verhältnissen — dies darf ich nicht zugeben. Ich habe in der Eingabe die Verhältnisse, welche mich zu dem Schritte nöthigten, offen auseinander gesetzt, ich habe Ihre Tüchtigkeit, Ihre Gewissenhaftigkeit und Ihren Eifer rühmend hervorgehoben und es ist nicht ohne Einfluß geblieben. Hier ist die Antwort. Sie ist ehrenvoll für Sie. Sie sind befördert — als Polizeicommissär nach der Residenz versetzt. In acht Tagen schon werden Sie Ihre neue Stellung antreten — es ist so das Beste für Sie!"

Schweigend hatte Körber ihn angehört. Starrer und starrer war sein Gesicht geworden, kein Wort war ihm entgangen und jedes Wort hatte schmerzvoll in sein Inneres gegriffen.

Einen Augenblick schien er mit sich zu kämpfen,

Digitized by Google

als der Polizeidirektor schwieg, dann erwiderte er gefaßt — ruhig:

„Ich danke Ihnen, Herr Polizeidirektor, weil ich weiß, daß Sie es gut gemeint haben, allein ich kann es nicht annehmen, ich bin jetzt gezwungen, um meine Entlassung einzukommen."

„Körber, ist das Ihr Ernst!" rief der Polizeidirektor. „Begehen Sie keine Thorheit! Sie dürfen es nicht thun. Diese Beförderung ist ja nur ehrenvoll für Sie — lesen Sie erst das Schreiben — es steht kein Wort von Versetzung darin — Sie sind befördert Ihrer Verdienste — Ihrer Fähigkeit wegen! Was können Sie mehr verlangen?"

„Unter anderen Verhältnissen würde ich mich darüber gefreut haben," erwiderte Körber ruhig, „jetzt kann ich es nicht annehmen! Mögen Sie es als Trotz auslegen — es ist kein Trotz, gegen Sie am wenigsten, aber ich kann — ich will meinen Feinden das Feld nicht räumen, ich will Ihnen den Triumph nicht gönnen, mich von hier verdrängt zu haben — ich bitte um meine Entlassung!"

„Ich nehme sie nicht an!" rief der Polizeidirektor. „Ueberlegen Sie Alles ruhig — vernünftig! Ich meine es ja in Wahrheit gut mit Ihnen!"

„Ich weiß es," sprach Körber, „selbst in meinen Gedanken ist nie eine Klage gegen Sie aufgestiegen, ich will Ihnen auch zugeben, daß ich vielleicht thöricht handle, dennoch kann ich nicht anders. — Ich habe Ihnen ja gesagt," fügte er mit schmerzlichem Lächeln hinzu, daß ich eher brechen würde, als mich biegen, wo ich im Rechte bin. Es war kein eitles Wort von mir — ich werde jetzt brechen!"

Noch einmal versuchte der Polizeidirektor ihn von seinem Entschlusse abzubringen. — „Gut," rief er endlich ungeduldig, „so reichen Sie Ihr Entlassungsgesuch schriftlich ein. Sie wollen keinen Rath annehmen, allein Sie werden es bereuen, wenn es zu spät ist! Denken Sie an mich!"

Körber ging. Der Abend war hereingebrochen — er begab sich auf sein Zimmer. Er glaubte ruhig zu sein, und war es durchaus nicht. Er setzte sich an den Schreibtisch, um das Entlassungsgesuch zu schreiben, allein schon nach wenigen Augenblicken sprang er wieder auf. Es war ein Schritt, der über sein ganzes künftiges Leben entschied. Wohl hatte er an diese Möglichkeit gedacht, allein nicht ernst genug, um sich zu fragen, wie er seine Zukunft gestalten, wie er sich ein sicheres und genügendes Einkommen verschaffen wollte. Er hatte ja nicht für sich allein zu sorgen, Anna hoffte auf ihn — er hatte ihr sein Wort gegeben; durfte er sie mit sich hineinziehen in eine unsichere Lebenslage? Durfte er ohne ihr Wissen diesen Schritt thun?

In unentschiedener, verzweiflungsvoller Stimmung warf er sich auf das Sopha. Seine Feinde triumphirten so oder so. Er glaubte schon ihr Lachen zu hören, ihre spöttischen Blicke zu sehen Er hörte den Superintendent sich seines Einflusses und der Macht seines Wortes rühmen; die halbe Stadt betete es nach! — Wieder sprang er vom Sopha auf. Sie sollten ihm zum wenigsten nicht nachsagen können, daß er das Feld geräumt habe. Entschlossen setzte er sich an den Schreibtisch und doch entsank die Feder wieder seiner Hand, als er sie kaum eingetaucht hatte. Es war ein bitterer und schwerer Kampf für ihn, dennoch siegte zuletzt sein Stolz und sein zäher Sinn. Mit fester Hand schrieb er sein Entlassungsgesuch.

Es war Nacht geworden, als er es beendet hatte. Ihm fehlte die Ruhe zum Schlafe. Er ging in dem Zimmer auf und ab.

Da drang ein Feuersignal des Nachtwächters in sein Ohr. Es folgten mehrere Signale. Der Ruf: Feuer — Feuer! hallte auf den still gewordenen Straßen laut wieder. Schon rief die Sturmglocke die Schläfer wach und zur Hilfe herbei.

Er warf einen Mantel um und eilte hinab auf die Straße. Die Feuerwehr war schon zum Theil auf den Beinen und eilte mit der ersten Spritze die Straße entlang dem Thore zu. Vergebens fragte er Mehrere, wo das Feuer sei, er erhielt nur ungewisse und sich widersprechende Auskunft. Ein Polizeidiener theilte ihm endlich mit, daß das Haus des Doctor Prell brenne.

Mit doppelter Eile stürzte er dem Thore zu. Schon von fern leuchtete das Feuer. Es standen die an das Wohnhaus grenzenden Stallungen in hellen Flammen — schon leckten sie an das Haus selbst hinüber. In dem einen Theil des untern Stockwerkes wohnten Prells Tochter Marie, deren Tante und die Haushälterin; fast ohnmächtig wurden sie aus dem Hause getragen. Die Ordnung unter den Rettenden war nicht länger aufrecht zu erhalten. Männer drängten sich in das Haus, um hinauszuschaffen, was irgend fortzubringen war. Eine Anzahl Zimmer, namentlich diejenigen, welche Prell selbst bewohnt hatte, waren noch immer durch das Gericht verschlossen. Der Criminalrichter eilte selbst mit den Schlüsseln herbei, allein er kam zu spät. Die Thüren waren bereits eingeschlagen, der größte Theil der in ihnen enthaltenen Sachen in den Park gebracht, wo er gegen das Feuer gesichert war. Einige Polizeidiener standen wachend daneben.

Körber stand in dem Park. Seine Hilfe war kaum noch nöthig, er blieb indeß doch da, um seiner Pflicht vollkommen zu genügen. In seinen Mantel gehüllt stand er da. Er sann über die Entstehung des Feuers nach; da trat ein Polizeidiener an ihn heran und rief ihn in das Haus.

Körber fragte ihn, was er dort solle.

„Kommen Sie — kommen Sie!" rief der Polizeidiener, und eilte ihm schnell voran. Es befanden sich jetzt nur noch wenige Menschen in dem Hause, da das Feuer nachließ. Der Diener führte ihn in eins der Zimmer, welche an den brennen-

Digitized by Google

den Theil des Hauses grenzten. „Hier — hier!“ sprach er, als sie in dem Zimmer angelangt waren, und deutete auf eine Oeffnung in der Wand.

Einen Augenblick lang stand Körber bestürzt davor. Seine Augen starrten auf den schrankartigen Raum, auf die darin befindlichen Gegenstände. Mit lautem Ausrufe stürzte er dann darauf zu und riß mehrere Sachen heraus. „Ruft den Criminalrichter und den Polizeidirektor — sie stehen unten im Garten — im Park! Schnell!“ rief er einem Polizeidiener zu und wandte sich dann wieder den Sachen zu. Keine Hand durfte sich daran legen. — Erst jetzt erfuhr er, wie dieser geheime und geräumige Wandschrank durch einen Zimmermann der Feuerwehr, der die Wand hatte durchschlagen wollen, um in das Zimmer nebenan zu gelangen, entdeckt war. Er hatte die Thür mit der Axt eingeschlagen. Noch stand der Mann daneben und erzählte es ihm.

„Das soll eine gute Nacht für Euch werden!“ rief ihm Körber zu, indem er dem Manne in feuriger Aufregung die Hand drückte.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ein tragisches Vorkommniß wird aus Tauberbischofsheim erzählt. Ein preußischer Landwehrmann bat seine Quartiergeberin eine Neustadterin, die sich während des Kampfes wahrhaft heroisch benommen hatte, als er Abends zu Bette ging, ihm doch ihre 2 Kinder in sein Zimmer mitgeben zu wollen, da er von Heimweh nach seiner Familie fast verzehrt werde. Die Frau willfahrte dem armen Manne nach einem Zögern. Als der Einquartierte Morgens nicht rechtzeitig erschien und man ging, ihn zu wecken, fand man ihn ruhig im Bette, in jedem Arme ein Kind — ein Herzschlag hatte seinem Sehnen ein Ende gemacht.

Von mehreren Orten (auch in der Pfalz) wurde das Wiedererstehen vermeintlicher Todter im jüngsten Kriege gemeldet. Jetzt wird von Zittau eine noch interessantere Geschichte berichtet. Dorthin war eine Dame aus Stettin ihrem vom Heere zurückkommenden Gatten entgegengereist. Auf den Zug wartend, besucht sie die dortigen Lazarethe, um Erkundigungen einzuziehen, ob etwa Bekannte unter den Verwundeten sich befinden. Bei der Namhaftmachung eines der verwundeten Offiziere erklärte sie, dieser könne unmöglich noch hier im Lazareth liegen, da sie der acht Tagen seinem Begräbnisse beigewohnt habe. Auf ihre Bitte zu dem betreffenden Offizier geführt, erkennt sie in demselben richtig den Mann einer ihrer Freundinnen, an deren Seite sie einem Leichenbegängnisse beigewohnt, welches dem Lebenden gegolten. Der vermeintlichen Wittwe war nämlich vom Kriegsschauplatze die Nachricht zugegangen, ihr Gatte sei durch eine Granate, die ihm den unteren Theil des Gesichtes weggerissen, getödtet worden. Wie dies jetzt häufig geschehen, hat darauf die vermeintliche Wittwe den Leichnam ausgraben, nach Stettin bringen und dort beerdigen lassen, während ihr wirklicher Mann, schwer aber nicht tödtlich verwundet, im Lazareth sich befand. So romanhaft die Geschichte klingt, so ist sie doch wahr und auch keineswegs unglaublich.

Ueber die jüngst im »Boten« mitgetheilte Menschenfresserei berichten französische Journale folgendes Nähere: Der Kapitän des französischen Kriegsdampfers »Fulton«, welcher an der neucaledonischen Küste kreuzte, sandte ein Recognitions-Boot einen der dort zahlreich vorhandenen Flüsse hinauf. Dasselbe verschwand bald im dichten Uferschilf. Als es aber über Nacht und den nächsten Tag ausblieb, dampfte der »Fulton« selber den Fluß hinauf und fand hier auf einer kleinen Insel eine Brandstätte und halbverkohlte Menschenknochen. Eingefangene Eingeborene bekannten als Augenzeugen, die Kanibalen hätten sich wie wilde Thiere auf die französischen Matrosen gestürzt, ihnen mit Beilen die Schädel geöffnet, das Hirn herausgenommen und roh verzehrt, die übrige Masse aber abgesotten. Der Leib eines alten Matrosen habe einen Tag kochen müssen, bevor er weich geworden sei. Empört über dieses viehische Wesen schossen die Franzosen die Dörfer der Wilden links und rechts in Brand, und tödteten was ihnen in die Hände fiel.

Laut Nachrichten, die der Patrie zugehen, muß die Menschenfresserei auf den Neuen Hebriden mehr wie irgend anderswo in Blüthe stehen. Bekanntlich haben die Bewohner des dortigen englischen Etablissements bereits seit einiger Zeit dasselbe ganz aufgegeben und sich unter den Schutz der französischen Behörden in Neu-Caledonien begeben, welche ihnen im Distrikt Kanala Ländereien-Concessionen gegeben haben. Im vergangenen Mai kam wieder ein Schiff der englischen Seedivision vor den Neuen Hebriden an und es wurde constatirt, daß die Bewohner, in Ermangelung der Europäer, die sie nicht mehr zu ihrer Nahrung zur Verfügung haben, sich jetzt unter einander auffressen. Auf einer der Inseln, welche die Patrie die Ile des l'Espreux nennt, hat in Jahresfrist die eine Hälfte der Bevölkerung die andere verzehrt.

Die Journale von Neu-Seeland klagen über den Mangel an Frauen in dieser Colonie; die Volkszählung ergibt, daß unter den europäischen Bewohnern zweimal so viel Männer, als Weiber sind. Man wünscht dringend eine große Zufuhr von „robusten, kräftigen und fleißigen Weibern“.

Auflösung des Räthsels in Nro. 43:

Blonden.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 45. Sonntag, den 2. September **1866.**

Dunkel!

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Schluß.)

Der Criminalrichter und Polizeidirektor traten in das Zimmer. Sie wußten noch nicht, warum es sich handelte — sie hatten noch keine Ahnung davon.

„Hier — hier, Herr Criminalrichter!" rief Körber mit der Hast der Aufregung, indem er den Arm desselben erfaßte und ihn an den Wandschrank zog. „Hier! hier haben Sie die Beweise gegen Prell! hier der Spaten, mit dem er das Loch gegraben, — sein Mantel, seine Mütze, die er in jener Nacht getragen, hier die beschmutzten Stiefel — hier das Beinkleid — die Doppelpistole, mit der er auf mich geschossen — ha — hier eine andere Pistole, mit der er Berger ermordet. Ha! Sehen Sie — sehen Sie — hier die rothe Ballschleife — ein Notizblatt aus Bergers Brieftasche, hier ein Brief an Hugo Berger — und hier — hier!" Er hatte ein kleines Packet erfaßt, das mehrere Papiere enthielt. Er versuchte es zu öffnen, darin zu lesen — die Hand zitterte ihm vor freudiger Aufregung, es hüpfte und tanzte Alles vor seinen Augen.

„Zweifeln Sie nun noch, ob ich in jener Nacht recht gesehen, ob ich Prell erkannt habe oder nicht?" fuhr er fort, da der Criminalrichter erschreckt, sprachlos dastand. Gilt nun mein Zeugniß? Sehen Sie jetzt endlich — endlich ein, daß Prell der Mörder ist, daß er Berger erschossen hat?"

Bestürzt blickte Pintus den Polizeidirektor an. All diese Beweise sprachen ja zu deutlich. „Jetzt zweifle ich nicht mehr!" rief er endlich. „Prell ist der Mörder! Ich — wir Alle haben Ihnen Unrecht gethan, Körber. Sie haben Recht gehabt. — Prell ist der Mörder! Ich konnte es nicht glauben, und nun ist es dennoch wahr!"

Körber hörte diese Worte kaum. Er befand sich in einem Rausche der Freude. „Herr Direktor!" wandte er sich an den Polizeidirektor, „ich habe mein Entlassungsgesuch geschrieben, es liegt fertig auf meiner Stube — allein jetzt reiche ich es nicht ein. Jetzt habe ich die Genugthuung, nach der ich verlangte! Mein guter Stern hat mich dennoch nicht verlassen — endlich — endlich habe ich mein Ziel erreicht!"

Der Polizeidirektor begriff Körbers Freude. Er erfaßte seine Hand und drückte sie. „Ich gönne Ihnen diese Genugthuung," sprach er, „Sie haben sie schwer genug verdient."

„Pintus stellte mit dem Feuerwehrzimmermann ein kurzes Verhör an, wie er den Schrank gefunden. Derselbe war nicht allein gewesen. Ein zweiter Zimmermann und zwei Polizeidiener waren als Zeugen dabei gewesen.

Auf das Sorgsamste ließ Pintus all die Sachen durch einen Polizeidiener einpacken, und durchsuchte selbst noch einmal den Schrank. Die Wände des Zimmers waren in alterthümlicher Weise getäfelt, die Thür des Schrankes war, wie die zerschlagenen Reste derselben noch zeigten, durch eine geheime Feder verschlossen gewesen.

Er bat die Feuerwehrmänner, das Zimmer zu verlassen, um es, wenn es möglich war, genau in dem jetzigen Zustande zu erhalten. Er verschloß die Thür und ein Polizeidiener mußte vor derselben als Wache bleiben, damit sie nicht aufs Neue geöffnet werde.

Das Feuer, welches bereits dem Erlöschen nahe war, machte es nicht mehr nöthig, die Wand dieses Zimmers zu durchbrechen.

Als Körber an der Seite des Criminalrichters und Polizeidirektors endlich aus dem Hause trat, erglänzte das erste Roth des heranbrechenden Tages die Gipfel der Bäume in dem Parke. Es war ein schöner Anblick und griff bewegend in Körbers übervolle Brust. — „Das Roth bringt mir mein Glück zurück!" rief er unwillkürlich aus. „Ich habe so oft verzweifelt, jetzt habe ich meinen alten Muth wieder! Man soll nie den Kopf hängen lassen! — ha! Jetzt wird der Philemon schäumen vor Wuth! Der Superintendent hat ja von der Kanzel herabgerufen, daß der Gerechte zuletzt doch über seine gewissenlosen Feinde triumphiren werde! Der Mann hat Recht gehabt, er ist ein Prophet — seine Worte haben sich schon jetzt erfüllt und ich werde ihm die Hand drücken, wenn ich ihm begegne!"

Mit dem Richter und dem Polizeidirektor kehrte er in die Stadt zurück. Pintus war still, schweigend. Der Weg führte vor seiner Wohnung vorbei. Als sie dort ankamen, stand er still. „Körber!" sprach er, ich habe Ihnen Unrecht gethan, ich gestehe es ein, allein ich habe es nicht mit Absicht gethan. Lassen Sie uns deshalb keine Feinde werden!"

Er streckte ihm die Hand entgegen.

Mit voller Kraft schlug Körber darin ein.

Digitized by Google

„Hier" rief er. „Bei Ihnen vergebe und vergesse ich, denn Sie haben sich nur durch Andere irre führen lassen und mir kein Unrecht thun wollen — das weiß ich!"

Auch von dem Polizeidirektor trennte Körber sich jetzt. Leid und Schmerz hatte er so lange Zeit in sich verschlossen — die Freude drohte ihm jetzt die Brust zu zersprengen. Zum Hause seiner Braut eilte er. Er fand die Thür verschlossen, allein heftig, ungestüm pochte er an. Die Thür wurde geöffnet, er stürmte hinauf zu der Geliebten. Anna hatte das Feuer wach gerufen, sie hatte sich nicht wieder zum Schlaf niedergelegt. Schrecken ergriff sie, als sie ihn so hastig in das Zimmer stürzen sah, allein schon ein einziger Blick auf sein Gesicht genügte, sie zu überzeugen, daß er eine gute Botschaft bringe. „Gefunden! Gefunden!" rief Körber, der Geliebten entgegeneilend und sie in seine Arme schließend. „Gefunden, Anna! Alle Beweise gegen Prell gefunden — in dem brennenden Hause — in einem geheimen Wandschranke! — Gepriesen sei die Hand, die mit oder ohne Absicht das Feuer entzündet hat — denn sie, Anna — sie hat uns unser Glück zurückgegeben.

Ausführlich hatte Körber Anna erzählt, wie Alles gekommen war. Jetzt hatte er ihr auch mitgetheilt, wie unendlich viel er in der letzten Zeit gelitten hatte, wie er schon am Abend zuvor sein Entlassungsgesuch nach schwerem Kampfe geschrieben habe, wie er entschlossen gewesen sei, lieber zu brechen, als das Feld zu räumen.

„Und hast an mich nicht gedacht?" warf Anna vorwurfsvoll ein.

„Doch — doch, Anna, ich habe viel an Dich gedacht! erwiderte Körber. „Es ist mir nicht leicht geworden, einen solchen Entschluß zu fassen, aber sieh, ich war abgehetzt und geistesmüde, mein Muth sank oft, auf das ganze Leben, auf alle Menschen war ich erbittert — ich hatte die Lust zum Leben selbst verloren, weil ich auf kein Glück mehr hoffte. Aber jetzt beginnt ein neues Leben für uns — ein neues Glück!"

Auch bei Anna hatte er nur wenig Ruhe. Als er sie verlassen hatte, eilte er zu Pintus, um sich noch einmal zu überzeugen, daß auch keiner der Beweise gegen Prell fehle. Er traf den Richter zu Haus. Pintus hatte sich offenbar mit den aufgefundenen Sachen beschäftigt, denn sie lagen auf dem Tische vor ihm. Sein Gesicht verrieth Verstimmung, innere Bewegung.

„Wie sehr man sich in einem Menschen täuschen kann," sprach er, Körber die Hand reichend. „Prell ist noch schuldiger als selbst Sie glauben und ahnen."

Körber blickte ihn überrascht, fragend an.

„Sehen Sie hier," fuhr Pintus fort, „er hat nicht allein den jungen Berger ermordet und beraubt, er hat nicht allein den Verdacht auf den Förster gelenkt, um auch diesen zu verderben — nein — nein — und das hätte ich für unmöglich gehalten bei ihm — er hat selbst Paula eines Theiles ihres Vermögens beraubt — des größten Theiles!"

„Paula — Paula!" rief Körber erstaunt.

Der Criminalrichter nickte zustimmend. „Als der Steuerrath gestorben war, war ich erstaunt, daß er nicht mehr Vermögen hinterlassen hatte — hieran hat Niemand gedacht — Niemand. Ich begreife nicht, was Prell zu dieser That bewogen hat, denn er hat das Geld nicht benutzt. Hier in diesem Packete sind die Werthpapiere enthalten — hier liegt auch ein Nachweis des Steuerraths über sein Vermögen bei. Es ist mir unbegreiflich, daß Prell nicht einmal diesen Beweis vernichtet hat. Er muß den geheimen Wandschrank für außerordentlich sicher gehalten haben! Was glauben Sie, weshalb er den Steuerrath, seinen Freund, beraubt und das Geld doch nicht benutzt hat?"

Körber sann nach. „Ich weiß es nicht," erwiderte er. „Vielleicht hat er nur erst eine längere Zeit darüber hingehen lassen wollen."

„Das wird es nicht sein," bemerkte Pintus. „Es dachte ja Niemand an einen solchen Fall!"

„Glauben Sie nun, daß die Beweise gegen Prell ausreichen werden?" warf Körber ein.

„Die Hälfte würde genügen," erwiderte der Richter. „Hier in diese gezogene Pistole paßt die Kugel zu Hellmanns Büchse — er muß die Kugel sich früher verschafft haben!"

„Er hat ja öfter auf der Jagd mit der Büchse Hellmanns geschossen," warf Körber ein.

„Diese Kugel, welche der Förster in dem Baume gefunden," fuhr Pintus fort, „paßt in dies Doppelpistol — in der Tasche der Hose steckte dies Stück Papier, es gehört zu demselben Blatte, aus dem er den Pfropfen zur Pistole gemacht, mit der er auf Sie geschossen. Jetzt gibt es keinen Ausweg, keine Rettung mehr für ihn!"

„Ich bin gespannt, welches Benehmen er nun diesen Beweisen gegenüber inne halten wird," bemerkte Körber. „Seine bisher behauptete Ruhe wird doch wohl endlich erschüttert sein."

„Noch heute — heute Nachmittag werde ich ihn verhören," entgegnete der Richter. „Ich werde die ganze Angelegenheit jetzt beschleunigen, es ist ja kein Zweifel, keine Ungewißheit mehr möglich, und Prell kann nicht länger leugnen."

Körber ging. In dem Vorzimmer trat ihm der Superintendent Feld entgegen. Auf dem Gesichte dieses Mannes waren Schreck und Bestürzung deutlich ausgeprägt. Er wich unwillkürlich zurück, als er Körber erblickte, ihn schien er nicht erwartet zu haben. Körber konnte sich eines Lächelns nicht enthalten. „Ah, Herr Superintendent," rief er nicht ohne Spott, „Ihre prophetischen Worte haben sich bereits erfüllt, der Gerechte hat über seine gewissenlosen Feinde triumphirt! Ich bewundere Ihren Scharfsinn, der dies vorausgesehen!"

Feld zuckte zusammen, entschlossen trat er vor Körber hin und schien ihn mit seinem Blicke nie-

Digitized by Google

verschmetiern zu wollen, dieser hielt den Blick mit spottendem Lächeln aus.

„Ja, der Gerechte hat auch über die gewissenlosen und boshaften Schwätzer triumphirt," fuhr er fort. „Er kennt jetzt die ganze Gesellschaft der Frommen! Haha! Ihr Philemens-Mitglied Prell hat sich schlecht bewährt — ein Dieb, ein Mörder! Haha! Herr Superintendent Feld, die Zeit wird auch kommen, wo wir Beiden Abrechnung halten werden, dann rechnen Sie auf keine Schonung von meiner Seite!" Mit Verachtung wandte er ihm den Rücken und verließ das Zimmer. Feld blieb einige Sekunden regungslos stehen, dann erhob er drohend den Arm hinter dem davon Geeilten und wer die große Gestalt des Superintendenten dastehen sah, wer seine zusammengepreßten Lippen, seinen Blick voll Haß und Rache erblickte, der wußte, daß dieser Mann vor keinem Mittel zurückschrecken werde, um seine Rache zu befriedigen.

Es war bereits kein Geheimniß mehr in der Stadt, daß bei dem Brande in Prells Hause ein geheimer Wandschrank und in demselben die unzweifelhaftesten Beweise, daß Prell der Mörder Bergers sei, aufgefunden seien. Anfangs hatten die Menschen sich erstaunt angesehen, dann fingen sie an zu begreifen, daß Körber doch Recht gehabt habe und daß alle Mißstimmung gegen ihn nur durch die Mitglieder des Philemon verbreitet sei. Als Körber über die Straße seiner Wohnung zueilte, bemerkte er bereits an mehreren ihm begegnenden Bekannten, wie schnell sich die Stimmung in der Stadt zu seinen Gunsten umgewandelt hatte. Gleichgiltig wandte er ihnen den Rücken. In seinem Zimmer angekommen, zerriß er das Entlassungsgesuch und warf sich dann auf das Sopha, um endlich, endlich einmal ohne Störung, ohne peinigende Zweifel und Besorgniß sich der Ruhe hingeben zu können.

Prell saß am Nachmittage dieses Tages in seiner Zelle auf der einfachen, harten Bank. Er hatte den Kopf auf die Hand gestützt und blickte starr, in Gedanken versunken vor sich hin. Sein Gesicht war ruhig, kalt. Kein Zug verrieth, was in seinem Innern vorging. Das Gefängniß hatte wenig Veränderung in seinen Zügen hervorgerufen. Er hatte den Feuerlärm während der Nacht gehört, hatte den Schein der Feuergluth am Himmel bemerkt, wo das Feuer stattgefunden hatte, wußte er nicht. Es kümmerte ihn auch nicht und wenn die ganze Stadt zerstört wäre. Ganz andere Gedanken und Sorgen erfüllten ihn.

Durch den Gefängnißwärter wurde er in seinen Gedanken gestört. Unwillig blickte er auf, als derselbe die Thür öffnete und eintrat. Der Gefängnißwärter theilte ihm mit, daß er ihn in das Verhörzimmer führen solle. Prell erhob sich schweigend, ruhig. Nur mit der Hand strich er über die Stirn, als könne er dadurch seine ganzen Kräfte und all seine Fassung zusammen rufen. Ohne Zögern folgte er ihm in das Verhörzimmer.

Der Criminalrichter und ein Aktuar, der das Protokoll führte, befanden sich in demselben. Ruhig trat Prell ein. Nur um seinen Mund zuckte ein leises, spöttisches Lächeln. Scharf blickte Pintus ihn an. Das war dasselbe Gesicht, welches der Doctor vom ersten Tage seiner Verhaftung an gezeigt hatte.

„Ich muß Sie noch einmal verhören, Herr Doctor," sprach Pintus.

„Wie es Ihnen beliebt," warf Prell ein. „Ich muß ja vor der Hand Alles ertragen — und Sie sehen, ich ertrage es auch."

Der Criminalrichter antwortete hierauf nicht. — „Es ist diese Nacht ein Feuer gewesen," fuhr der Richter fort. „Sie haben es vielleicht bemerkt!"

Prell nickte bejahend mit dem Kopfe, indeß entging es dem Richter nicht, daß sein Auge ihn aufmerksamer und erwartungsvoller anblickte.

„Ihr Haus ist zum Theil abgebrannt," fuhr der Richter fort.

Prell zuckte zusammen — er faßte sich indeß in demselben Augenblicke wieder. „Mein Haus?" rief er. „Wodurch ist das Feuer entstanden?"

„Das ist noch nicht ermittelt. Mich interessiren hier auch nicht die Entstehungsursachen, sondern die Folgen dieses Feuers. Es ist in Ihrem Hause, in dem Zimmer mit den getäfelten Wänden ein geheimer Schrank entdeckt worden — kennen Sie denselben, Herr Doctor?"

„Nein," erwiderte Prell bestimmt, ruhig, völlig gefaßt. „Ich habe keine Ahnung davon gehabt."

„Nicht?" warf Pintus ein, „und dennoch haben Sie verschiedene Sachen in ihm geborgen, versteckt!"

„Das ist wohl nicht möglich, weil ich den Schrank nicht kenne," erwiderte Prell mit derselben unveränderlichen, kalten Ruhe. Tiefe Ruhe brachte jetzt selbst den Criminalrichter in Aufregung.

„Ihr Leugnen ist unnütz!" rief er aufstehend. „Es hat sich die Pistole darin gefunden, mit der sie Berger ermordet, die Doppelpistole, mit der Sie auf den Commissär Körber geschossen — die Kleidung, welche Sie in jener Nacht angehabt haben, der Spaten, mit dem Sie das Loch gegraben, die rothe Schleife und ein Brief aus Bergers Brieftasche, und — die Werthpapiere, welche Sie dem verstorbenen Steuerrath entwendeten!"

„Herr Criminalrichter!" rief Prell auffahrend. „Ich bin weder ein Mörder noch ein Dieb!"

„Sie sind es!" erwiderte Pintus bestimmt. „Wie kommen all jene Sachen in den Schrank?"

„Ich weiß nichts davon."

„Es ist, wie Ihre Wirthschafterin ausgesagt hat, wie auch Paula Brann bestätigt, Niemand außer Ihnen in dies unbenutzte Zimmer gekommen."

„Bitte, lassen Sie meine Aussagen zu Protokoll nehmen, daß mir der Schrank unbekannt ist, daß ich von den darin gefundenen Sachen nichts weiß," warf Prell mit höhnender Kälte ein.

„Sie wissen selbst, daß Ihnen dies Leugnen diesen Beweisen gegenüber, nicht das Geringste hilft!"

Digitized by Google

„Ich kann nur das aussagen, was die Wahrheit erfordert" erwiderte Prell.

„Sprechen Sie das Wort Wahrheit nicht aus!" rief Pintus aufgebracht.

„Ich werde so sprechen, wie es meine Ueberzeugung vorschreibt," entgegnete Prell.

Pintus ließ den Doctor nach diesem kurzen Verhör wieder in seine Zelle zurückbringen.

Er sah ein, daß er kein Geständniß von ihm erzwingen werde und er bedurfte desselben auch nicht einmal bei der Fülle der Beweise gegen ihn. Ein Zweifel war ja umsoweniger möglich, als sowohl Prells Wirthschafterin wie auch sein Kutscher bestätigt hatten, daß die in dem Wandschranke aufgefundenen Kleidungsstücke ihrem Herrn gehörten.

Am folgenden Morgen trat der Gefängnißwärter bestürzt zu Pintus in das Zimmer.

„Was haben Sie?" fragte der Richter, der dem Mann den Schrecken ansah.

„Herr Richter," erwiderte der Mann — „der Doktor Prell — heute Morgen, als ich in seine Zelle kam — er war todt!"

„Todt!" rief Pintus aufspringend. „Wie ist dies möglich?"

„Er scheint sich vergiftet zu haben — dieses Fläschchen lag neben ihm."

„Zeigen Sie," erwiderte Pintus, indem er das Fläschchen an sich nahm. Es war nur ein ganz kleines breites Fläschchen.

„Wie hat er das erhalten?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Wärter.

„Er ist doch genau untersucht worden als er in das Gefängniß kam?"

„Ja, und dennoch muß er es versteckt bei sich getragen haben, denn Niemand, außer mir ist zu ihm gekommen."

Dies hatte der Richter nicht erwartet. Für einen Augenblick schien es ihn außer Fassung zu bringen. — Er bat mich gestern Abend dringend, ihm Papier, Dinte und Feder zu bringen," fuhr der Gefängnißwärter fort.

„Sie haben es ihm gegeben?" warf Pintus ein.

„Nein — ich wagte es nicht — es ist mir ja streng untersagt. Er wollte sogar in meiner Gegenwart schreiben, an Paula Braun, dennoch wagte ich es nicht" — „An Paula," wiederholte Pintus für sich selbst, „die unglückselige Liebe zu dem Mädchen scheint ihn zu einem doppelten und dreifachen Verbrecher gemacht zu haben. — „War er unruhig gestern Abend?" — „Nein. Es schien mir fast, als ob er traurig wäre. Ich habe nur wenig mit ihm gesprochen, ich hatte ja keine Ahnung von dem, was er im Sinn hatte." — „Vielleicht hätte der Brief uns über die Motive seiner Verbrechen aufgeklärt," sprach Pintus — „allein, Sie hatten Recht, Sie durften seinem Verlangen nicht nachkommen, und wer weiß," fügte er hinzu, „ob er auch in jenen letzten Zeilen wahr gewesen wäre, ob er nicht am Ende gar Paula seine Unschuld versichert hätte. — Es ist gut so! Ich werde nachher mit einem Arzte kommen und den Todten untersuchen. Lassen Sie Niemand in die Zelle — Niemand!" — „Ich hätte es fast denken können, daß er dem Urtheile des Gerichts zuvor kommen würde," sprach Pintus zu sich selbst, als der Gefängnißwärter ihn verlassen hatte. „Was hätte das Leben ihm auch genützt — die Freiheit würde er doch nie wieder gekostet haben, und er war kein Charakter darnach, um das Alles über sich ergehen zu lassen. Die Liebe hat ihn zu dem Allen verleitet!" — Die Vergiftung Prells wurde durch die Untersuchung als zweifellos herausgestellt. Sein Selbstmord sprach in den Augen der Menge am Deutlichsten für seine Schuld. Die Mitglieder des Philemon vermieden, so viel als möglich war, darüber zu sprechen. Am Unangenehmsten fühlte sich der Superintendent Feld berührt. Körber wurde jetzt von Allen als der Gerechte angesehen, der über seine gewissenlosen Feinde triumphirte. Auf sein von dem Polizeidirektor unterstütztes Gesuch wurde, da er in der Stadt zu bleiben wünschte, seine Beförderung und Versetzung nach der Residenz zurückgenommen. Dafür erhielt er schon kurze Zeit darauf, als der Polizeidirektor versetzt wurde, dessen Stellung, und man führte er Anna als sein Weib heim. — Jetzt versuchten die Mitglieder des Philemon und auch der Superintendent, sich ihm in freundlichster Weise wieder zu nähern, allein er wies sie entschieden zurück. Er hatte sie zu gut kennen gelernt, um sie zu verachten. Hellmann hatte sich in der Stille mit Paula verlobt. Fast ein Jahr war nach Prells Tode vergangen, ehe er mit ihr verbunden wurde, und dann auch nur unter der Bedingung, daß er seine Förstersstelle aufgeben und mit Paula auf das Gut Allborf ziehen mußte, welches Berger für Paula gekauft hatte.

Dort lebte auch der Alte, der Paula immer mehr in sein Herz geschlossen hatte. Prell hatte kein großes Vermögen hinterlassen, indeß reichte es, namentlich, nachdem seine Besitzung verkauft war, vollkommen aus, um die Zukunft seiner unglücklichen Tochter sicher zu stellen.

Marie war nach seinem Tode mit ihrer Tante nach der Residenz zurückgekehrt. Sie konnte nicht in der Stadt leben, die so traurige Erinnerungen stets in ihr wieder wach rufen mußte.

Prells Haus und Park war von einem Kaufmann erstanden. Das alte, halbniedergebrannte Wohngebäude wurde gänzlich niedergerissen und die alten Bäume in dem Parke wurden zum größten Theile umgehauen. Große Fabrikgebäude wurden an der Stelle errichtet. Die That Prells ist unter den Bewohnern der Stadt längst in Vergessenheit gerathen, denn auch der alte Berger ist seitdem gestorben. Nur dann und wann kommt noch die Rede darauf.

Der Philemon hat sich aufgelöst. Der Superintendent Feld hofft indeß noch, den Verein einst in einer bessern Welt, wo es keine Polizeicommissäre gibt, aufs Neue wieder gründen zu können! —

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 46. Donnerstag, den 6. September **1866.**

Der erste Ehezwist.

Von O. Wildermuth.

Ein Regentag.

Ein Regentag im Bad, das ist kein Scherz! Im Bade, wo man keinen Beruf hat, als sich zu erholen und zu amüsiren, ein Regentag, der Beides rein unmöglich macht. Sei's noch drum in einem großen Bad, das Bibliothek und Kunstsammlung, Conversationssäle, Spieltische, Musik und bedeckte Promenaden hat, da geht's allenfalls einen Tag oder zwei auch ohne Sonnenschein. Aber in einem kleinen vaterländischen Bad, dessen Kurgäste nicht weit her und fast lauter Frauen sind, wenn's da nicht einen, sondern zwei und drei Tage regnet, wenn die grünen Berge voll schwerer Nebelwolken hängen und die Pfützen, die sich vor dem Hause sammeln, die einzige Aussicht bleiben, wenn nicht einmal der Bote mit Briefen und Zeitungen über den angeschwollenen Bach kann, da ist's kein Wunder, wenn's am Ende innen und außen nebelgrau aussieht und ein schwerfälliges Heimweh sich ansetzt.

Schon zwei Tage regnete es fort und fort in dem sonst so anmuthigen Bad Frauenthal, und es sah aus, als ob's noch wochenlang regnen wolle. Am ersten Tag hatte man sich leidlich darein ergeben, sämmtliche Frauenwelt hielt sich in ihren Zimmern, die jungen Damen hatten die englischen und französischen Bücher aus dem Boden des Koffers hervorgeholt und begannen eifrig die versäumten Studien wieder aufzunehmen, in der Küche glühten den ganzen Morgen die Bügelstähle, um zerknitterte Kleider, Aermelchen und Chemisetten auszubügeln, alte Briefschulden wurden abgetragen, die Lücken der Tagebücher ergänzt, und der einzige Herr des Bades, ein brustkranker Lehramtscandidat, der hier zum Erstenmal in seinem Leben der Hahn im Korbe war, hatte den ganzen Tag vollauf zu thun mit Federnschneiden.

Nun aber schlich der Nachmittag des zweiten Tages herbei, die Tafel war aufgehoben, alle Ressourcen der Unterhaltung, der letzte Rest guter Laune erschöpft. Eintönig plätscherte draußen der Regen, eintönig pickte die Wanduhr, eintönig übte der Candidat mit einem Fräulein eine endlose vierhändige Sonate ein. Mit langweiligen Häckel- und Strickarbeiten saßen die Damen langweilig auf den Stühlen an den Wänden des Saales; keine von ihnen hielt es für möglich, daß dieser Nachmittag auch einmal zu Ende gehen könne.

Da trat mit ihrem alten freundlichen Lächeln die Badmama ein, und ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte in den Gesichtern auf, die ihr begrüßend zunickten. Die Badmama war nur eine Schullehrerswittwe die ein paar bleichsüchtige Nichten, die Töchter eines Bruders, der Kaufmann im Ausland war, hieher begleitet hatte; sie selbst hatte in ihrem Leben kein Wasser getrunken, als klares Brunnenwasser, kein Bad gebraucht als das Neckarbad, wo sie eben Zeit und Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte ein so gutes mütterliches Aussehen, ihre weißen Haare, die sich unter dem Wittwenhäubchen scheitelten, lagen über dem milden Gesicht mit den klaren, freundlichen Augen, wie der Schnee über einem Hause, aus dessen Fenstern die Weihnachtslichter glänzen. Man mußte sie Mama heißen, und es war nicht zu wundern, daß sie in kurzer Zeit eine solche Geltung gewonnen, ohne daß sie sich je darum bemüht.

Die Mama hatte noch nicht viel Zeit gehabt an den Regentag zu denken. Sie hatte einen Sack voll Strümpfe zu stopfen mitgebracht von ihrem Sohne, einem Kaufmann, der erst von Reisen heimgekommen war; sie hatte nebenbei in der Hinterstube der Wirthin einen hoffnungslosen Flickkorb entdeckt, an dem die alte Hausnähterin erlegen war, dessen hatte sie sich mit tapferem Muthe angenommen. Daneben hatte auch sie ihre Badelektüre, die sich besser fürs stille Kämmerlein als für die Promenade eignete: den alten Arndt, Scriver und Kempis, das Starkenbuch und das Habermännlein, darum war ihr nicht leid um die trüben Tage, an denen sie nicht verpflichtet war, die theuerempfohlenen Nichten zu begleiten. Heute aber war Elise hinaufgekommen mit dem Seufzer: „Tante, nächstens sterben wir vor Langweile, kommen Sie nur auch ein Bischen herunter." „Ei, wird nicht so schlimm sein, will doch einmal zusehen," meinte die immer heitere alte Frau. Es sah aber in der That schlimm genug aus, als sie eintrat. „Ei, wie trübselig, ihr Frauenzimmer," begann sie, „noch keinen Kaffee getrunken?"

„Wir haben schon auf's Zimmer bestellt," ertönten einige Stimmen. „Ei, was Zimmer, wer wird in solcher Trübsal den Kaffee allein trinken! und wie sitzen wir da an der Wand, wie lauter tanzlustige Jungfern, von denen Niemand was will, das ist keine Anstalt! Wie, Herr Kellner!"

Der Kellner, dessen Locken heute ungekräuselt um seine umwölkte Stirne hingen, flog herbei, die Bad-

Digitized by Google

mama wurde stets zuerst bedient. Jetzt, Herr Kellner, lassen Sie den großen runden Tisch aus der unteren Wirthsstube herauf tragen." „Den tannenen Tisch hieher in den Saal?" — fragte der Jüngling zweifelhaft. „Ja, gerade den, wir können kein so schmales, langes Ding brauchen, Sie decken ihn denn schön zu mit einem großen Teppich, dann sieht's ihm kein Mensch mehr an, daß er tannen ist, wenn er auch noch seine unschicklichen Füße herausstreckt, nach denen sieht man nicht."

Der Tisch ward hergeschleppt und arrangirt. Mit einiger Verwunderung warteten die Damen der Dinge, die da kommen sollten.

„So, nun bringen Sie Kaffee für uns Alle, nicht in Tassen und dergleichen, in einer rechten ordentlichen Kaffeekanne, wir wollen's dann schon vertheilen, und lassen ein Bischen einheizen."

„Einheizen im Juli?" fragten einige Stimmen erstaunt. — „Ja, gewiß, ich lasse einbrennen, wenn mich friert, geben Sie Acht, ob's dann nicht heimelig wird."

Bis der Saal warm und der Kaffee fertig war, sah die Mama nach den jungen Damen. Die hatten inzwischen die glückliche Entdeckung gemacht, daß der Kandidat Englisch verstand und die Lallah Rookh bei sich hatte, die er sich erbot, ihnen vorzulesen und zu erklären; die Zwei unter ihnen, die nicht Englisch lernten, saßen in einer Ecke, in eifrige Mittheilungen vertieft, jede mit einem Schooß voll von Stammbuchblättern, dazwischen gepreßte Vergißmeinnicht und Immergrün. Denen brauchte sie nicht für Unterhaltung zu sorgen. Uebrigens wurde noch unter ihrer Anleitung ein Kaffeetisch für die Jugend ins Nebenzimmer gestellt, den sie eigenhändig ordnete.

Nun hatte es im Saale ein ganz anderes Ansehen genommen, als die Frauen so recht behaglich, wie in einer Kaffeevisite, um den runden Tisch saßen, wo die Mama einschenkte und servirte.

„Da wären wir ja ganz nett beisammen," sagte sie vergnügt. „Wo ist denn aber unser jung's Fraule?"

Das „junge Fraule", von der Mama vorzugsweise so genannt, obgleich die Mehrzahl der Frauen noch nicht alt war, war eine Neuvermählte, deren bleiche Wangen das Bad röthen sollte, bis ihr Gatte, der fürstlicher Rentbeamter war, von einer unaufschieblichen Reise zurückkehrte.

„Madame Schröder schreiben," bemerkte der Kellner mit unterdrücktem sarkastischem Lächeln. „Auch einmal wieder?" sagte etwas spöttisch Frau Lenz, eine hübsche, stattliche Frau, aber die Verdrießlichste der Gesellschaft, „liegen ja schon drei Briefe von ihr in dem Botenstübchen unten." — „Freilich," bestätigte Kellner, „Sie haben vorgestern einmal und gestern zweimal geschrieben und die Bötin kann erst übermorgen fort." — „Nun, das muß ich sagen ....." begann wieder, etwas schärfer, Frau Lenz —

„Laßt mir mein Fraule in Ruh!" befahl die Mama, „besser zu viel als zu wenig. Da, hebt ihr ein Plätzchen neben mir auf!"

In dem Augenblicke trat die Besprochene ein, mit einiger Verlegenheit dem Kellner ein ziemlich dickes, aber zierlich gefaltetes Briefchen in die Hand schiebend, der mit einverständigem Lächeln damit abtänzelte. „So, Fraule, geschwind, der Kaffee ist eben noch warm!" rief die Mama. „Eben auch einmal wieder 's Herzlein ausgeleert?"

„Da sieht man freilich, wie kurz Sie verheirathet sind," meinte die Frau Doktorin, eine noch gut erhaltene Frau, nahe an vierzig, mit einem hausbackenen, gutmüthigen Gesicht; „in ein paar Jahren ist das ganz anders, da ist man froh, wenn man alle vierzehn Tage zum Schreiben kommt."

„Das kann ich doch nicht ertragen!" rief plötzlich erglühend die sonst so bleiche und schüchterne Frau, „dieses ewige Predigen, wie's anders kommen müßte! Also mit der Stunde, wo man sich ewige Liebe vor Gott verspricht, soll man die Liebe zu Grabe tragen? und all dies Gerede von Flitterwochen! Bei uns gibt es keine Flitterwochen, es soll bei uns nicht anders werden, in Ewigkeit nicht!" Erstaunt über diesen Eifer sahen sich die Frauen an, und Frau Kaufmann Schweizer, die ihre Badekosten hier durch den Ertrag eines kleinen Waarenlagers zu decken suchte, begann nicht allzu leise von Romanheldinnen zu sprechen, die Mama aber kam begütigend dazwischen.

„So, so, das soll nicht anders werden bei Euch, das habt Ihr so ausgemacht? Ja das ist schön. Wissen Sie, wie mir das vorkommt? wie wenn Sie im schönsten Blüth' in Garten gehen und sagen: Ach, das ist so schön; das soll gar nicht aufhören, es soll nicht! Und wenn der liebe Gott Ihren Wunsch erhörte und Sie sähen im Herbst all die anderen Bäume, die ordentlich ihre Blüth' fallen ließen zur Zeit, recht schön voll mit Aepfel und Birnen, was gilt's, Sie gäben Ihre blühenden Bäume auch drum? Lieb's Fraule, ich hab' wo gelesen, daß im Paradiese Bäume stehen in voller Blüthe und doch voll schöner Frucht, aber auf der Welt wachsen solche nicht."

„Aber wenn die Liebe aufhören soll, dann bleibt ja dem Baum auch kein grünes Laub!" seufzte die junge Frau.

„Ei, die braucht gar nicht aufzuhören; fragen Sie einmal alle die Frauen da, wenn sie auch nur Einmal in vierzehn Tagen schreiben, ob sie nicht heute noch, wie die Weiber von Weinsberg, wenn ihnen gestattet würde, ihr Liebstes und Bestes zu retten, den Mann davon tragen würden, und ob sie nicht seither in vielen schweren und traurigen Stunden und an vielen schönen Freudentagen gespürt haben, daß man sich nicht vergeblich Liebe und Treue versprochen, auch wenn man sich nimmer alle Tage küßt."

Mit inniger Zustimmung sahen Aller Augen,

Digitized by Google

auch die der Frau Schweizer, auf die Mama. Fräulein Karoline, die sich dem Frauenkreis angeschlossen, sah still vor sich nieder, und auch Frau Lenz heftete ihre Blicke mit einem etwas verbissenen Ausdruck fest auf ihre Arbeit.

„Das glaub' ich gern, aber wie wenig sieht man oft von dieser Liebe," sagte die junge Frau. „Ist es denn nothwendig, daß man äußerlich kalt und trocken wird, wenn man sich doch im Herzen das Theuerste ist?"

„Ei bewahre," fiel Marie, eine heitere, lebensfrohe Frau, ein, „das ist gar nicht nöthig; freilich läuft man oft tagelang altbacken um einander herum, da ist aber auch die Frau schuld; wir müssen daheim das Flämmlein pflegen, daß es der Mann brennend antrifft, er kann's von draußen nicht mit hereinbringen. Und es kommt viel darauf an, wie man den ersten Zwist überwindet."

„Den ersten Zwist? ach, wann kommt der?" fragte ängstlich die junge Frau.

„Wann? unterschiedlich; bei uns kam er sehr bald."

„Aber aus welchem Grunde denn?"

(Fortsetzung folgt.)

Vergib!

Wenn Du, um größ'res Weh zu meiden,
Von dem, was Du geliebt, mußt scheiden,
Geh' nicht im Groll, geh' nicht im Zorn!
Sonst mildert keine Zeit die Schmerzen;
Gehst Du mit unversöhntem Herzen,
Bleibt in der Seele Dir der Dorn.

Du wirst ihn immerdar empfinden,
Und manches Leiden wird verschwinden,
Indeß das Eine Dir verbliebt.
Es wird vergiften Dir das Leben,
Daß Du gezürnt und nicht vergeben;
Drum, eh' Du scheidest, o vergib!

Der große Dichter Schiller und das faule Obst.

Nebst einigen Bemerkungen über den Obstgenuß.

Ich bin so glücklich, des näheren Umganges eines Greises mich zu erfreuen, welcher, ehemals in Weimar lebend, mit Göthe und Schiller in näherer Berührung stand. Von Göthe genoß er ein besonderes Patrocinium. Von Schiller erzählte er mir Folgendes: Schiller litt sehr stark an Brustschmerzen; um diese weniger hervorzurufen und fühlbar zu machen, arbeitete er immer stehend auf einem Schreibpulte. Unmittelbar unter dem Schreibpulte befand sich ein Kasten, in welchen der Bediente Schillers täglich faules Obst legen mußte. Empfand Schiller nach längerer Arbeit große Brustschmerzen, so öffnete er den Kasten mit faulem Obst und zog den Dunst davon ein. So soll Schiller sich Erleichterung gesucht haben.

In einer Gegend, wo ich als Seelsorger fungirte, machte ich die Erfahrung, daß man kranke Augen zu heilen suchte durch Auflegen von faulen Borsdorfern; auch will man schwache Augen da mit stärken. Ueberhaupt steht der Borsdorfer Apfel in manchen Gegenden im großen Ansehen. So muß z. B. ein neugebornes Kind in einigen Gegenden als erste Nahrung, also noch vor der Muttermilch, etwas Saft von einem ausgepreßten Borsdorfer Apfel zu sich nehmen. Sehr wohl erinnere ich mich noch, daß ein dämpfiges und daher unbrauchbares Roß durch tägliche Darreichung von etwas Obst wieder so weit hergestellt wurde, daß es Dienste leisten konnte. Diese Erleichterung durch vielen Obstgenuß erfuhren auch mit Brustbeschwerden behaftete Menschen, wie mir so Manche gestanden. Daß man gegenwärtig mit Apfelmost und Weintrauben Kuren veranstaltet, ist bekannt, wahrscheinlich herrscht dabei aber etwas Uebertreibung. Als wahr hat sich herausgestellt, daß Viele durch den Genuß von blauen Weintrauben sich von der Ruhr heilten. Daß Obst den Kranken und Kindern sehr wohl thut, ist eine bekannte Sache. In obstreichen Jahren leben die Kinder fast ausschließlich vom Obste und befinden sich dabei sehr wohl. Dies ist um so auffallender, da die Kinder wegen ihres Wachsthums gerade plastische Nahrungsmittel nach der Aussage der Chemie nothwendig haben; da Obst als solches aber zu jenen Nahrungsmitteln gehört, die sich am Wenigsten als solche rühmen können, da sie vorzugsweise nur Stoffe für die Respiration enthalten. Aber gerade die Kinder haben auch eine stärkere Respiration, als die übrigen Altersstufen. Geläugnet kann es nicht werden, daß das Obst sowohl im frischen, als auch im künstlich zubereiteten Zustande zu den gesundesten Nahrungsmitteln des Menschen gehöre, obwohl es Menschen gibt, welche sich rühmen, durch ihr ganzes Leben kein Obst gegessen zu haben, und diesen Ruhm auch bis zum Grabe zu behaupten suchen. Es sind dies meistens Biertrinker und Fleischesser. Mit Bier verträgt sich das Obst freilich am Allerwenigsten, zum Wenigsten nicht auf der Zunge, welche ein Vorposten des Magens genannt werden kann; unterdessen ist das Bier mit dem Obst recht verträglich, wenn man nur dem Biere die Ehre des Vortrittes in den Magen gestattet und darauf erst das Obst folgen läßt; damit aber beide in gar keinen Konflikt mit einander gerathen, wird es am Rathsamsten sein, sie so viel als möglich dem Zeitraume nach auseinander zu halten. Dagegen sind Weine und Obst zu einander in einem freundschaftlichen Verhältnisse, was nicht zu verwundern, da sie zu einander in nächster Verwandtschaft stehen, und beide wohl entgegengesetzte Eigenschaften haben, aber gerade einander zur freundschaftlichen Ergänzung dienen. So z. B. kühlt das Obst den Magen oft zu sehr ab, indem es dessen Wärme mehr in Anspruch nimmt; der Wein dagegen erwärmt den Magen wieder und stärkt ihn. Daher schwächere Personen das Obst mit Wein genießen. Wegen der Abkühlung und des Saftreichthums ist das

Digitized by Google

Obst im heißen Klima und bei uns im Sommer eine Wohlthat.

Manche behaupten, daß durch häufigen Obstgenuß die Zähne sehr angegriffen werden. Sie mögen nicht ganz unrecht haben. Besonders mag es die im Obste enthaltene Säure sein, welche den Zähnen schädlich werden kann. Ich muß gestehen, daß einige Personen, welche eine gewisse Obstscheu (Pomonaphobie) an den Tag legten, auf ihre gesunden Zähne stolz waren und die gute Konservirung derselben der Enthaltsamkeit vom Obste zuschrieben.

Man glaubte immer, daß unreife Früchte mehr Säure besitzen, als reife. Die Chemie lehrt aber das Gegentheil und sagt, daß die reifen Früchte reicher daran sind; nur wird die Säure in denselben für den Geschmack mehr verdeckt. Die unreifen Früchte besitzen mehr Stärkemehl, welches bei der Reife in Zucker verwandelt wird.

Merkwürdig ist, daß gerade einige der süßesten Pflaumen nach dem Trocknen eine sehr große Säure zeigen, wie z. B. die Reineclaude. Im frischen Zustande war die Säure durch einen großen Wassergehalt stark verdeckt. Da beim Trocknen das Wasser größtentheils verdunstet, muß die Säure desto stärker verdunsten.

Verschiedenes.

Ein schreckliches Unglück wird aus Bodenstadt (Mähren) gemeldet. Am 28. Aug. Abends brach daselbst ein Brand aus, welcher fast ganz Bodenbach, etwa 400 Häuser, nebst dem Schloß, dem Pfarrhof und den beiden Kirchen einäscherte; bis jetzt weiß man, daß sechs Personen verbrannt sind. Am 29. um 11 Uhr Vormittags wüthete der Brand noch fort. Das Elend soll gränzenlos sein.

Orthographie und Stylprobe. An den Straßenecken von Ebenthal, dem Hauptquartier der 1. preußischen Armee, findet sich folgende Kundmachung. „Bei den Bevorstehenden heran nahen des Feundes werden alle Ortsbewhner aufgefordert, um nicht schlimmere Folgen zu erwarten, den Ort nicht zu verlassen, und jede ungebührlichen Reden, oder sogar Schiessen, wie sich so manche ausgedrickt haben gewarnet. Damit der Ort nicht in ein noch größeres Oelend versetzt würden. Jedermann sell dem Feunde Demüthig und Freundlich entgegen kommen, und es wird jedermann mehr Vortheil erzielen. Ebenthal, den 12. Juli 1866. Franz Ludwig."

Das Privilegium, während der großen Weltausstellung des nächsten Jahres im Parke des Marsfeldes bei Paris ein internationales Theater zu errichten, auf welchem die Meisterwerke aller Nationen von Künstlern aller Nationen zur Aufführung gebracht werden sellen, hat ein Hr. Hostein erlangt. So melden wenigstens verschiedene Zeitungen, Wer dieser Hr. Hostein ist, der so Großes wagen will, wird nicht gesagt. Als Administrator will er sich Hrn. Raphael Felix, den bekannten Bruder der verstorbenen Rachel, Inscenirer von Ausstattungsstücken und Feeries par profession, zugesellen.

Ein alter Herr saß am Mittagstische seines Freundes, als dessen kleines Töchterchen in das Zimmer trat und scharf umherschaute, als ob es Etwas suche. — „Komm her, mein kleiner Engel, und sage mir, wonach du dich so umsiehst," sagte der Gast zu der Kleinen. — „Das alte Kameel will ich sehen," sagte das Mädchen, aufs Neue sich umsehend. — „Schweig', Kind!" gebot der Vater, „wo sollte ein Kameel herkommen?" — „Ei, Papa, weißt du nicht mehr? Mama sagte doch heute Morgen, ich muß mich einrichten, wir haben heute Mittag das alte Kameel bei Tisch," erwiderte die Kleine. — Gast und Vater verstummten, und die Mutter zog sich plötzlich vom Tisch zurück.

Eine junge Putzmacherin konnte ihre Haubenstöcke nicht ansehen, ohne Thränen zu vergießen, weil sie so glücklich waren, unter der Haube zu sein.

Ein seltenes gerichtliches Drama spielte am 29. Juni d. J. in Brooklyn (Jowa.) Kirk Vincent von Cambridge (Illinois) stand vor dem Richter unter der Anklage, vor 3 Jahren auf einer vorgeblichen Reise nach Californien unterwegs seinen jüngern Vetter Claiborne Showers ermordet zu haben. Der Beweis dafür ruhte in der Aussage des Wirths von Monuth, wo beide Vettern zuletzt übernachtet, und am Morgen vor ihrer Weiterreise sich heftig gezankt hatten, sodann in dem Umstand, daß man einige Wochen später in einem Gehölz unfern des Wirthshauses einen in Fäulniß übergegangenen kopflosen Leichnam fand. Begreiflich, daß Kirks Advokat diese schwachen Beweismittel bitter geißelte und die sofortige Freisprechung seines Clienten forderte. In dem Augenblicke, als der Richter sich dazu anschickte, trat Doktor Conway in den Saal, stellte eine Blechbüchse auf den Tisch, und zog aus derselben den in Spiritus conservirten Kopf Claiborne's. Der Angeklagte und beinahe Freigesprochene erbleichte, und gestand nun Alles; er hatte den Vetter, der ihm von einem Mädchen vorgezogen war, aus Eifersucht ermordet. Conway aber war am Tage nach dem Mord von einer dem Wirthshause entgegengesetzten Seite her auf die Jagd gegangen, und hatte unter einem von Mücken umschwärmten Blätterhaufen den Kopf entdeckt. Ueberzeugt, daß hier ein Verbrechen in Mitte liege, nahm er ihn mit, und balsamirte ihn als ein etwaiges Beweismittel für spätere Zeit. Durch Zeitungen auf obige Gerichtsverhandlung aufmerksam gemacht, erkundigte er sich näher, und erschien dann als unerwarteter Belastungszeuge.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 47. Sonntag, den 9. September **1866.**

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Der Tag nach der Hochzeit.

„Ja, sehen Sie, wir haben einander so lieb gehabt, wie nur irgend ein Brautpaar, und wenn ich die Briefe aus unserer Brautzeit verbrennen wollte, ich könnte einen Ochsen dabei braten! Von einer Hochzeitsreise wollte mein Mann nichts hören. „Nicht in der Fremde, daheim, am eigenen Tisch will ich mein liebes Weib zuerst eigen haben." So fuhren wir denn von der Hochzeit weg in die neue Heimath, in der ich noch ganz fremd war. Mitnehmen wollten wir auch Niemand. Daß die Magd nicht gleich eintreffen konnte, war uns eben lieb.

Am Morgen in der Früh mußte mein Mann in seine Kanzlei, nun sah ich mich erst recht um in unserer Wohnung. Da standen im Wohnzimmer die Möbel kreuz und quer durcheinander, nothdürftig ausgepackt, die Stuhlfüße noch in Papier, der Boden mit Stroh und Heu besäet, der Gang voll Kisten. Es sah Alles recht trostlos aus. Ich machte mich dran, Ordnung zu schaffen, aber die schweren Möbel konnte ich nicht allein schieben, Niemand war zu Hilfe da, wo ich ein Fach öffnete, fiel mir ein Haufen von Dingen entgegen, für die ich keinen Platz wußte. Daheim war ich an eine besorgte Mutter, an hilfreiche Schwestern gewöhnt. Es ward mir etwas heimwehartig und weinerlich zu Muthe, aber ich bezwang mich tapfer: jetzt kam ja bald mein Liebster; wie wird er mich so freundlich trösten und mir so lieb helfen! Ich ordnete und rückte zurecht so gut ich konnte, dann öffnete ich alle Fenster, um die Heu- und Strohmassen auszulehren. Es war ein sehr kühler Herbsttag, ich hatte das in der Hitze des Geschäftes nicht gefühlt und war eben im vollsten Eifer, als die Thüre aufging und mein Mann eintrat.

„Aber um Gotteswillen, welcher Unsinn, jetzt die Fenster aufzusperren!" lautet der Eintrittsgruß. Ich schluckte noch meine Thränen mühsam hinunter und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Sieh, wie ich schon so fleißig gewesen bin! Komm, probir', wie unser Sopha ist." — „Habe nicht Lust im Staub zu ersticken," sagte er verdrießlich und ging hinauf in seine alte Stube, die er schon zuvor bewohnt hatte. Jetzt aber brachen meine Thränen los, da saß ich inmitten meiner staubigen Stube und weinte zum Herzbrechen. Es war mir als sei's nun mit allem Glück zu Ende auf immerdar. Das also war die Liebe bis in den Tod, so rauh konnte er mich anfahren und schon am Morgen nach der Hochzeit? Dazwischenhinein wartete ich im Stillen, ob er nicht komme, reumüthig, Versöhnung suchend, Er kam aber nicht. Da raffte ich mich auf, ergeben, resignirt. So wollte ich denn nur meiner Pflicht leben, auch ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dank, — und ging in die Küche. Was war da anzufangen? Ich hatte noch kein Fleisch, keine Kartoffeln, Milch aber hatte die Nachbarin gebracht und Mehl war auch da von Hause. So beschloß ich denn Brei zu kochen. Albert hatte ja einmal mit mir und den kleinen Geschwistern Brei in der Laube gegessen und ihn so gelobt. Dann hatte ich auch noch kalten Braten, den uns die Mutter mitgegeben. Ich machte mich an's Werk, und die Geschäftigkeit vertrieb mir in etwas meinen Herzenskummer. Der Brei, der mußte ja die Erinnerung an die schönen Tage der ersten Brautzeit in ihm erwecken, mußte ihn mahnen, wie hart, wie lieblos sein Betragen diesen Morgen gewesen. Aber daß er nicht ein einzigmal herunterkam, um nach mir zu sehen! Ach, ich wußte nicht, daß er ein verdrießliches Geschäft zu schleuniger Vereinigung von der Kanzlei mit heimgenommen hatte, wußte nicht, daß er seit der gestrigen kühlen Heimfahrt an Halsweh litt, und sich gefreut hatte, nun daheim ein behagliches Stübchen zu treffen."

„Ja, warum hat er Ihnen das nicht gleich gesagt?" meinte Frau Schweizer.

„Das ist's eben, wo wir oft zu viel sagen, da sagen die Männer oft zu wenig, auf's Errathen verstehen wir uns aber besser als sie, drum soll das unsere Sache sein. Nun, ich trug also meine Mahlzeit hinauf. Der Mann rückte freundlich sein Tischchen zurecht, sah aber gar nicht zerknirscht aus. „Und was bringt meine Frau Gutes?" — Ach, der Brei war auf offenem Feuer gekocht, da mein Herd noch nicht im Stande war und schmeckte entsetzlich nach Rauch. Ich spürte das selbst, aber Albert, meinte ich, sollt' es doch nicht spüren am ersten Tage nach der Hochzeit! Er zog aber ein entsetzliches Gesicht und schob den Teller zurück. Tiefgekränkt stellte ich ihm schweigend den Braten hin. „Eine kuriose Mahlzeit das," sagte er halb scherzhaft, halb verdrießlich, „wenn Du's nicht besser kannst, Frau, so bedauere ich mich." Ich ging schnell hinaus mit dem verschmähten Brei und drunten floß auf's Neue unaufhaltsam meine

Digitized by Google

Thränenfluth, und die allerschönsten Verse von begrabenem Glücke und unverstandener Liebe, die nur je in einem Mädchenalbum standen, kamen mir zu Sinne. Ich legte mein thränenschweres Haupt auf den Sopha und dachte an meine Mutter daheim, die nicht ahnen werde, wie unglücklich ihr armes Kind sei.

„Da fiel mir in meinem schwermüthigen Sinnen ein, wie Albert vorhin einen alten Shawl um den Hals gebunden hatte, und ich begann zu ahnen, daß er unwohl sein könnte. Ich schlich wieder hinauf. „Fehlt der etwas?" fragte ich leise und schüchtern. „Fehlt dir etwas?" fragte er lächelnd, indem er mich zu sich zog und in meine verweinten Augen sah. Nun kam's zur Erklärung! Ich leerte mein Herz aus und erzählte ihm unter Lachen und Weinen, was ich Alles gedacht und wie ich so unglücklich gewesen, und er erzählte mir, wie er sich, als er sein Halsweh gespürt, so gefreut habe, daß ihn nun sein Weibchen daheim pflegen und versorgen werde, und wie's ihn dann gekränkt, daß ich nicht einmal nach ihm gesehen und ihn mit Staub und Zugluft empfangen hätte. Wir lachten zusammen, daß wir alle Zwei so dumm gewesen, und er mußte zu Bett und ich kochte ihm Thee und Limonade und verpflegte ihn nach Herzenslust. Ich könnte nicht eben sagen, daß dieser erste Zwist der letzte gewesen sei, aber so oft mich das Gefühl des Unverstandenseins überschleichen wollte, so dachte ich auch an jenen thränenvollen Morgen und besann mich zuerst, ob mein Mann nicht etwa auch unverstanden sei."

Das Salatbeet.

Die Gesellschaft lachte herzlich über dieses erste Herzeleid. Die Frau Doktorin aber sagte: „So gar früh hat's bei uns nicht angefangen, aber viel wichtiger ist der Grund unseres ersten Streites auch nicht gewesen. Ich war, wie die meisten Mädchen, daheim keine sonderliche Gartenfreundin, und das kleine Gärtchen vor unserem Hause war mir daher um Anfang unseres Ehestandes eine rechte Herzenslast. Aber ich gewann eine unbeschreibliche Freude daran und setzte meinen Stolz darein, den hübschesten Küchengarten zu haben.

Zunächst dem Hause, an dem sonnigsten Plätzchen, hatte ich Salat gesäet und freute mich königlich, am Sonntag der Frau Pfarrerin, die sonst die erste Gärtnerin war, davon bringen zu können. Ihre Magd hatte mir nämlich verrathen, daß der ihrige noch ganz klein sei. Am Samstag Abend ging ich im höchsten Stolz mit einem Porzellanteller in den Garten, aber ach, mein schöner junger Salat!

Der Mann hatte all seine unnöthig vielen Pfeifen ausgeklopft, ausgespritzt, gereinigt, Alles auf mein Salatbeet! Das war ganz verdorben mit Tabaksasche, Tabaksaft, und roch wie eine übernächtige Bierstube. In höchster Aufregung eilte ich hinauf, der Mann saß ganz behaglich auf dem Sopha und rauchte wie ein Kamin. „So, Schatz, jetzt habe ich meine Pfeifen einmal gründlich ausgeputzt." — „Ja, auf meinen Salat!" rief ich mit leidenschaftlichem Weinen. Bei dem Weinen allein blieb's aber nicht. Ich bin etwas hitziger Natur und weiß nimmer, was ich sagte; was er sagte, das weiß ich wohl noch, sag's aber nicht. Er ist auch ein Sprudelkopf und wir kamen in bitterem Verdruß auseinander. Vor Schlafengehen dachte ich wohl daran, daß die Sonne nicht über unserem Zorne untergehen sollte. Aber die Sonne war längst drunten und mein Mann schlief, als ich mit versöhnlichem Herzen in das Schlafzimmer kam. So ging's den ganzen Sonntag fort mit Trutzen. Das Leben war mir recht entleidet; aber an mir war's doch einmal nicht, wieder einzulenken, ich war doch offenbar im Recht. Es hätte ihn ja freuen sollen, eine so fleißige Frau zu haben! Er aber schien gar nicht gesonnen es zu thun.

„Da kam am Montag Morgen wie ein Himmelsbote des armen Spenglers Kind aus der Nachbarschaft zu mir, das Einem immer mit Blechwaaren überlief: „Wollet Se net so gütig sehen und dui „Amtspfleg" kaufe?" Das war so eine Anstalt für Tabaksasche, Pfeifenreinigung, und dazu noch schön lackirt. Ich kaufe das Ding; habe wohl zuviel dafür bezahlt und sprang damit hinauf. Mein Mann saß noch ganz innerlich brummend, wie ein Maikäfer im Juli, an seinem Tisch. „Da, Alter," sagt' ich fröhlich, „bring' ich dir etwas, daß du mir deine Pfeifen nimmer auf die Salatbeete leerst!" Er guckte zuerst noch zweifelhaft auf, als er mir aber in's Gesicht sah, da schwand der alte Groll. Er schämte sich auch ein Bischen und es gab die schönste Versöhnung. — Seitdem habe ich mich recht gefürchtet vor meiner eigenen schnellen Zunge, und wenn ich hitzig wurde, ist es nie mehr zu so heftigen Worten gekommen."

Die Feier der Genien.

„Im Garten erlebte ich auch das erste Herzeleid meines jungen Ehestandes," begann Frau v. Linden, eine fein aussehende Wittwe in mittleren Jahren, die sich Anfangs etwas vornehm iselirt hatte und erst, seit die Mama da war, sich der übrigen Badegesellschaft mehr anschloß. „In meinem elterlichen Hause herrschte viel Kunstsinn, viel geistiges Leben. Es war reich an Festen, und meine Mutter namentlich war unerschöpflich in sinnigen Erfindungen, diese Feste mit immer neuem Schmucke zu verschönern. Mein Mann, der als Oberförster nah' bei unserem Landsitze wohnte, war als ein etwas prosaisches Element in unsere poetische Welt gekommen. Aber seine männliche Schönheit, sein freies ritterliches Wesen hatten mich bald gewonnen. Ich folgte ihm mit Freuden in das romantisch gelegene alte Schloß, das ihm

Digitized by Google

zum Wohnsitze angewiesen war, und hoffte, ihn bald neben der strengen Diana für den Dienst der Musen und Grazien zu gewinnen.

Daß er hie und da Abends einschlief, wenn ich ihn mit dem Neuesten der Literatur bekannt machen wollte, kränkte mich wohl, doch zeigte er wieder so viel frischen, hellen Sinn für alles wahrhaft Schöne und begleitete mich zu Zeiten mit seiner kräftigen Stimme so herrlich zum Klavier, daß ich auch das geistige Element bei ihm nicht vermißte. Nur ging er viel zu oft fort, so manchesmal, wenn ihn auch der Dienst nicht zwang. Ich machte ihm darüber nie Vorwürfe; ich hatte die schönsten Vorsätze, ihn mit Liebe zu gewinnen. Im Mai war sein Geburtstag. Bis dorthin hatte ich mir einen glänzenden Coup ausgedacht, der eine neue, glückselige Periode für unser häusliches Leben heraufführen sollte. Zwar wußte ich, daß mein Mann kein besonderer Freund der verzierten Altäre, Blumengewinde und Ehrenpforten war, mit denen man bei uns zu Haus Feste beging, aber diese Feier hatte ich so schön und sinnreich ausgedacht, daß sie ihn gewinnen mußte.

Unsere Gartenlaube wurde mit Hilfe des Gärtners und Jägerburschen so hergestellt, daß sie auf einer Seite eine Rosenlaube, auf der andern einen Wald bildete. Aus der Waldseite sollte unsere Cousine, die eben auf Besuch bei uns war, als Genius des Waldes mit Jagdattributen treten und ihn mit einem Gedicht hinauslocken zum Waldwerk. Dann wollte ich aus der Rosenlaube erscheinen und ihn in einem noch viel schöneren Gedichte zurückrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes. Er wußte noch nicht, daß ich Dichterin war. Diese neue Entdeckung mußte den Sieg der Häuslichkeit vollenden!

In den letzten Tagen vor dem Feste hatte ich gar nichts damider, wenn Hugo den ganzen Tag abwesend war; es war so viel zu rüsten und zu thun. Am Vorabend aber war Alles aufs Schönste bereit, der Tempel, unsere Garderobe sammt der Poesie.

Ich war früh am Morgen wach. Das Frühstück sollte im Garten eingenommen werden, wo ich als häuslicher Genius am Schluß meines Gedichtes den Frühstückstisch hinter der Blumenwand enthüllen wollte.

„So früh, liebes Kind," begann Hugo, „das ist eben gut, ich wollte dich heute bald um's Frühstück bitten, ich bin zur Auerhahnfalz auf's Jagdschloß geladen, da sollte ich bald fort."

„Heute?" fragte ich betroffen; wie konnte man nur seinen Geburtstag fern von zu Hause zubringen wollen! Aber ich sagte nichts mehr, war ich doch sicher, daß er bald mir, dem Genius mit dem Rosenkranz, in die Arme sinken und Jagd und Wald heute im Stiche lassen werde.

„Wart' nur ein halb Stündchen," bat ich, „wir frühstücken im Garten, ich lasse dich dann gleich rufen."

Ich hörte nimmer, was er brummelte, und schlüpfte fort, um meine und der Cousine Toilette zu besorgen.

Unsere sonst etwas unschöne Minna nahm sich in dem grünen Gewand, mit Pelzwerk verziert, ganz hübsch aus. Mich umhüllte ein faltenreiches weißes Gewand, ein weiter lichter Schleier, ein Rosenkranz auf dem Haupte, ein brennendes Lämpchen, als Symbol der Häuslichkeit, in der Hand, vollendete die Ausstattung des Genius. Wir eilten in den Garten und versteckten uns hinters Gebüsch; ich schickte den Jägerburschen, der das Ganze ziemlich blödsinnig anstarrte, hinauf, um den Herrn zu holen, und erwartete klopfenden Herzens die große Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine Urkunde aus dem Jahre 1866. Die „Tyroler Volks- und Schützenzeitung" veröffentlicht folgende wunderliche Urkunde: „Wir, die Edelsten des Brixner Landsturmes, als da sind: Der Herr Jos. Viehweider, Feldmarschallleutenant, Herr Hans Defaler, General Quartiermeister, Herr Hans Huber, Oberster der Fußtruppen, Herr Peter Tabor, Oberstlieutenant, der Gemeine edle Herr v. Berwwerth, getauft Wilhelm zu Bernstein, einer der Aergern vom Sturm, und endlich der Gemeine edle Herr Gabriel v. Mor zu Sonegg und Morberg, ebenfalls ein Aergerer, Letztere zwo auch Tyroler Landmänner, sämmtliche voll Muth und Tapperkeit, thun hiemit allen ihren Kindern und Kinds-Kindern und der ganzen Nachwelt, männiglich und insgesammt, kund und zu wissen: Es seien am Feste Petri Kettenfeier, das ist am ersten Tage des Aernte Monats im Jahre 1866 nach der gloreichen Geburt unseres Heiland, des Herrn Jesu Christ, Schlag 4 Uhr nach dem Mittag Essen ihrer 500 Mann, Herrn, Burger und Bauern aus den Pflegämtern von Brixen, wohlbewaffnet mit Büchsen aller Art, Pulver und Blei, Spieß und Stangen, Hacken und Pickeln, und gesegnet vom Bischof von Brixen, dem wohledlen Herrn Vincenz Gasser, ausgezogen gegen Mittag, um deutschen Boden und deutsche Lande zu vertheidigen gegen die Wälschen, welche von ihrem König Victor Emanuel, der mit dem Papst auch in Unfrieden ist, und von Feldhauptmann Garibaldi gegen das Land Tyrol geführt wurden, um ein Stück zu erobern, man sagt, sie wollen es gar bis zum Brenner. Aber die ewig Tappern von Tyrol machten sich an allen Orten und Enden auf, um den Wälschen die Köpfe einzuschlagun; sie sollen keine Handbreit Land bekommen und nur, was Jeder einzelne zu seinem Grabe braucht, sei ihm an deutscher Erde gewährt. Und wie die da drüben im wälschen Lager gehört haben, daß auch die von Brixen aufgebrochen seien, suchten sie Friede und Freundschaft; es wurde ihnen aber nur eine

Digitized by Google

Galgenfrist von acht Tagen gewährt, binnen welcher sie ihr unselig Verhaben aufgeben sollten. Die Männer von Brixen gingen für diese Zeit wieder in ihre Heimath zurück, um friedlich ihr Handwerk zu treiben und Weib und Kind zu pflegen: wir aber zogen herauf vom tiefen Thale, in dem der Eisack zornig und tosend seine Wasser weiter treibt, auf die Alpen, auf denen die freien Männer von Kastelruth und Seis ihr Vieh weiden, und musterten allda die Schanzen, welche den Uebergang vom Fassathal nach Eröden und Kastelruth beherrschen, und fanden dieselben, deren drei sind es, gut und tauglich. Unter gezemendem Feierlichkeit und mit einem Trunk edlen Eisacktänder Weines wurden diese Werke zum Trutz und Schutz gegen welsche Thorheit eingeweiht und getauft. (Folgen die Namen der Schanzen.) So haben wir es beschlossen und so soll es sein in alle Ewigkeit. Amen. Dieser Brief ist in Originalibus in der Schanze Schweighofe vergraben und es sei allen unsern Landsleuten und Nachkommen ans Herz gelegt, mit Wort und That zu sorgen, daß er nie und nimmer mit der Schweighofe in Feindes Hand gerathe. Und dieses ist geschehen am obigen Dato zur Bewahrheitung dessen sich eingenhändig unterzeichnet (L. S.) Hans Defaler m. p."

Aus der Chronik von Lassan, einem kleinen Städtchen Pommerns, wird folgender hübsche Scherz erzählt: Als die Schule eingeweiht und zugleich der neue Lehrer eingeführt wurde, übergab zum Schlusse seiner Amtsrede der Prediger dem Lehrer feierlichst Ruthe und Stock, und die Kinder stimmten darauf, laut Vorschrift, den Choral an: „Nun wolle Gott uns gnädig sein!"

Humanität im Kriege. „Ich wurde" — so erzählt ein in der Schlacht bei Königgrätz verwundeter preußischer Freiwilliger — „durch die Kugel eines österreichischen Kaiserjägers schwer an der rechten Schulter verwundet und gerieth, als unsere Compagnie vor der Uebermacht der heranstürmenden Feinde zurückzuweichen genöthigt war, mitten unter die Oesterreicher hinein. Kraftlos und der Ohnmacht nahe und zudem von einem verzehrenden Durst bis aufs äußerste geplagt, dachte ich jeden Augenblick meinen Tod zu erwarten. Da gewahrte ich in meinem halbtodten Zustand ungefähr 10 Schritte von mir in einer etwas tiefer liegenden Wiese einen kleinen Graben, der mit etwas schmutzigem Regenwasser gefüllt war. Mit Zusammenraffung meiner wenigen Kräfte rief ich einem eben an mir vorbeieilenden Kaiserjäger zu, er möge doch einem sterbenden deutschen Bruder die letzte Bitte um einige Tropfen Wasser nicht versagen, indem ich ihm zugleich mit der Hand nach dem Graben deutete. Er drehte sich auf der Stelle herum und als er mich blutend am Boden liegen sah, rief er mit seinem gutmüthigen Dialect: »Wart Kam'rad! sollst's scho' hab'n!", nahm meine Feldflasche — von der seinigen war die untere Hälfte weggeschossen — und lief nach dem Graben. Er war im Begriff, die gefüllte Flasche wieder heraufzuziehen, als ihn die Kugel eines unserer Füsiliere (vom 71. Regiment) ereilte und ihn so an der Erfüllung eines edlen Zuges von Menschenliebe und Aufopferung hinderte. Lautlos sank der Brave in den Graben; die Kugel hatte ihm den Schädel zerschmettert. Ein lauter Schrei entfuhr mir; ich sank in Ohnmacht und als ich erwachte, befand ich mich im Feldlazareth. — Ich bin jetzt wieder ziemlich geheilt, aber meine Wunde brennt jedesmal vor Schmerz, wenn ich des braven Jägers gedenke. Aus seinen Papieren erfuhr ich seinen Namen, er hieß Joseph Schleidner. So lange ich lebe, bewahre ich diesem Braven ein ehrendes Angedenken."

Den Salat-Essern wird von den Naturforschern und Aerzten gerathen, nicht zu schnell auf die Opiumesser und Raucher Steine zu werfen; denn der Salat sei auch eine Art Opium. Aus dem Milchsaft des Salates wird ein Stoff genommen, das Lactucarium, das in seinen Wirkungen dem Opium nahe kommt. Wenn man Salat genießt, sagt Johnston in seiner Chemie des Lebens, so verzehrt man mit den Blättern auch diesen Milchsaft, der das Lactucarium liefert, und viele Leser werden daher bei aufmerksamer Beobachtung finden, daß ein reichlicher Genuß von Salat merklich auf ihren Kopf wirkt. Abends genossen, befördert der Salat den Schlaf; genießt man ihn während des Tages, so übt er einen beruhigenden und besänftigenden Einfluß aus und wirkt der Reizbarkeit der Nerven entgegen.

Das Panzerschiff wird gewöhnlich für eine moderne Erfindung gehalten; es dürfte daher wohl interessiren, von einer Karacke oder Kriegsgaleere zu hören, welche von den Johanniter-Ritter ausgerüstet und von Bosio, dem Historiographen des Ordens, beschrieben worden ist; dieselbe war mit Blei geblendet, um sie gegen die feindlichen Kugeln zu schützen. Dieses Schiff war in Nizza im Jahre 1530 gebaut und bildete einen Theil des großen Geschwaders, welches Karl V. gegen Tunis gesandt; Andreas Doria befehligte die Expedition. Nach einer Belagerung von einigen Tagen wurde Tunis mit Sturm genommen, wozu jene Galeere, „Santa Anra" genannt, viel beitrug. Sie hatte sechs Brücken, zahlreiche und starke Artillerie und 300 Mann Besatzung. An Bord befanden sich eine geräumige Capelle, eine Pulverkammer, ein Empfangssaal und eine Bäckerei. Was aber das Merkwürdigste war, das war der Panzer von Blei, der mit ehernen Bolzen befestigt war, und dem jener Geschichtsschreiber die Sicherheit des Schiffes zuschreibt, welches nie von den feindlichen Geschossen verletzt wurde, obwohl es oftmals im Kampf gewesen.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 18. Donnerstag, den 13. September **1866.**

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

Hugo kam, bereits in vollem Jagdcostüm, hinter ihm sein großer Hühnerhund. Etwas verwundert bemerkte er die verwandelte Laube, Minna trat hervor und begann:

„Siehst du aufs Neu die Wälder grünen?"

Da fuhr Tiras, wahrscheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wüthendem Bellen auf sie los; der arme Genius des Waldes floh heulend und schreiend mit zerrissenem Gewande. Hugo versuchte unter erstickendem Lachen ihn zurückzurufen, ich stürzte hervor, stieß an den Frühstückstisch, der klirrend umfiel, dazu goß ich mir die Oellampe über's Kleid und wäre beinahe angebrannt. Durch Tiras Gebell angelockt, sprang die Schaar der anderen Hunde herbei, Mägde und Knechte gleichfalls. Es war ein Geschrei und Gebell und Durcheinander, das beispiellos ist. Hugo stand in der Mitte mit endlosem Lachen und rief dazwischen: „Aber sag' mir, Kind, was habt ihr denn im Sinne gehabt? was hat die Minna gewollt? wer Kukuks hat die jungen Tannen da aus dem Wald gestohlen und was ist's mit dem Frühstück?" Ich ergriff den einzigen Ausweg, der zu machen war, und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Die Magd räumte die Trümmer auf, Hugo that sein Bestes, mich zu trösten, da er aber immer wieder dazwischen zu lachen anfing, so flossen meine Thränen stets auf's Neue. Endlich sagte er: „Hör', Kind, ich glaube, es ist besser, du erholst dich in aller Ruhe, Frühstück bekomme ich scheint's doch keines mehr, da will ich selbst zusehen, wo ich's bekomme. Leb' wohl, morgen komme ich bei Zeiten heim."

So ließ er mich allein in meinem Leid, an dem Tage, auf den ich mich so sehr gefreut. Ich eilte in mein Zimmer, schloß mich ein, warf die Gewänder des Genius ab und hüllte mich in ein Hauskleid. Ich wollte nichts essen, keinen Menschen sehen, und hätte es wohl auch gehalten, wenn nicht um Mittag die Fräulein Tante gekommen wäre, Hugo's Tante, eine Dame fast wie Sie, liebe Mama . . ." — „Bin keine Dame," sagte die Mama in ihrer gutmüthig trockenen Weise.

„Nun, die Tante hörte all den Jammer und diesmal mußte ich selbst mitlachen, wie sie so herzlich darüber lachte.

Aber sind Sie nicht ein einfältiges Kind, liebe Helene, den Hugo mit Rosenkränzen und Genien anzufeiern! Braten Sie ihm das nächste Mal einen guten Rehziemer und seh'n Sie dann, ob's nicht besser geht." Dieser Vorschlag kränkte mich tief. „So niedrig schätzen Sie Hugo, daß nur der rohefte Sinnengenuß Werth für ihn haben kann?" — „Das glauben Sie selbst nicht, Kind, und so schlimm ist's gar nicht. Wenn Sie Ihrem Manne ein Leibgericht kochen, so schätzt er's nicht wegen des rohen Sinnengenusses, sondern weil Sie ihn so lieb haben, daß Sie an das denken, was er gern mag, auch wenn's Ihnen sonst gleichgültig wäre. Von so einer Liebe, die sich in das Andere hineindenkt, geben Sie keinen starken Beweis, wenn Sie ihm Altäre und Genieuse in den Weg stellen." Die Tante hat noch viel gesagt, was ich mir gemerkt habe.

Ich empfing meinen Mann am andern Tage mit einem freundlichen Gesichte und mit dem besagten Rehziemer, und habe ihn gebeten, mich nimmer auszulachen mit dem verfehlten Tempel, und er hat mich recht bedauert um die verunglückte Herrlichkeit.

Ich habe später keine Tempel mehr gebaut, aber die Feste ließ ich mir nicht nehmen, und er selbst bekam eine herzliche Freude daran und hat mir eigenhändig oft grüne Zweige gebracht, um einen Festsaal zu schmücken."

Eine helle Thräne stand in dem Auge der Wittwe, die nun mit einem Male dem kleinen Kreis so nahe gerückt war.

Zerbrochen Glas, zerbrochen Glück.

Fräulein Karoline, welche den ganzen Abend still gewesen, sagte erröthend: „Ich selbst habe nichts erlebt, aber für eine Freundin von mir wäre es ein Glück gewesen, wenn sie gegen ihren Mann nie Etwas verheimlicht hätte."

„Ja," sagte die Mama, „eine Frau, die lauteren und aufrichtigen Herzens ist, ist lauteres Gold im Hausstande. Ein Geheimniß zwischen Eheleuten ist ein fressender Krebsschaden. Nun erzählen Sie uns die Geschichte ihrer Freundin."

Karoline begann: „Meine Freundin war sehr jung und ein verwöhntes Kind, als sie einen ziemlich älteren Mann, einen Rechnungsbeamten heirathete. Er war als Bräutigam so kindisch wie nur Einer, und die Emilie erwartete, auf den Händen getragen zu werden. Ihr Mann meinte es gut, er war ein grundredlicher Mann, aber in

Digitized by Google

seinem Junggesellenleben war er so etwas wie ein Topfgucker geworden; er meinte, weil er der Herr sei im Hause, so müsse er auch regieren über jeden Kartoffelschnitz. An Genauigkeit gewöhnt, verlangte er, daß man auf's Kleinste achte, und da hatte er recht, aber er ärgerte sich ungebührlich über den kleinsten Fehler, und damit machte er's schlimm.

Schon am zweiten Tage waren Emiliens erste Thränen geflossen, weil er einer zerbrochenen Tasse wegen einen halben Tag lang verdrießlich gewesen; am achten Tage aber kam seine Schwester mit ihrem Manne auf einer Durchreise zum Besuch. Emilie, in ihrer Herzensfreude, wollte sie mit ihrem Besten bewirthen und brachte fremden Wein in kostbaren, geschliffenen Gläsern, dem Hochzeitsgeschenk eines vornehmen Gönners. Beim Eintreten sprang ihr die Katze zwischen die Füße; sie stolperte, das Brett fiel zu Boden und drei der Gläser zerbrachen. „Welche Ungeschicklichkeit!" rief er ärgerlich, „und wie einfältig, die schönen Gläser zu nehmen!" Die junge Frau fühlte sich darüber bitter gekränkt. Wie aber oft der Unstern über einem Hause steht, so zerbrach sie andern Tages eine schöne kostbare Lampe in seiner Abwesenheit. Das mußte dem Herrn verschwiegen werden. Damit gab sie sich der Magd in die Hände. Mit Mühe und Kosten verschaffte sie sich eine neue. Geld hatte sie nicht viel unter der Hand, so nahm sie's aus der Haushaltungskasse und verrechnete unmäßig viel für Arme u. s. w. Daheim hatte ihr Vater nie in's Haushaltungsbuch gesehen, und was an der Rechnung Rest blieb, hatte ihre Mutter unter die Rubrik „Allerlei" geschrieben. Ihr Mann aber rechnete nach und verlangte Nachweisung. Zuerst weinte sie, wenn die Rechnung nicht zutreffen wollte; nach und nach lernte sie das Lügen besser. Der Mann, der wurde mißtrauisch, hielt sie immer knapper im Geld, rechnete immer genauer nach; sie aber steckte sich immer mehr in kleine Schulden, die zuletzt große wurden, und das wurde noch schlimmer, als Kinder kamen.

Die Frau Postmeisterin, ihre Nachbarin, erzählte ihr, wie fortwährend Geldpäckchen an ihren Mann kämen; nicht an's Amt, für seine Person. Daß das für eine Pflegschaft war, wußte sie nicht und er sagte ihr nichts; so machte sie das immer verstockter gegen ihn, da sie seine nöthige Sparsamkeit für unnöthigen Geiz hielt. Die Magd, welche die zerbrochene Lampe hatte verhehlen helfen, leistete ihr schlimme Dienste, half ihr borgen, versetzen, verkaufen. Der Mann ahnte von dem Allen noch nichts, da er bei vermehrten Geschäften weniger Zeit hatte, nach Kleinigkeiten zu sehen. Aber es war eine Gewitterluft im Hause, bei der Niemanden wohl ward.

Ich war einmal einige Wochen bei ihr und errieth viel vom Stand der Dinge. Ich bat sie, um Gotteswillen offen zu sein, aber sie fürchtete ihren Mann viel zu sehr: „Jetzt kann ich nimmer, es ist viel zu weit gekommen; ja wenn ich's ihm damals gesagt hätte, als die Lampe zerbrochen war. Du weißt nicht, wie viel ich jetzt schuldig bin."

„Aber ich bitte dich, wie soll's denn am Ende noch werden?"

„Ja, siehst du, vielleicht komme ich doch noch einmal zu Geld."

„Könntest du nicht deine Mutter um etwas bitten?"

„Ach nein, sie kann nichts mehr entbehren. Sie schafft mir fast alle Kleider an, weil ich meinen Mann nicht um Geld dazu ansprechen mag. Er wird verdrießlich, so oft ich Geld will, und von selbst denkt er nicht daran, daß ich etwas brauche."

„Wie willst du denn aber zu Geld kommen?"

„Nun, — weißt du, später, — ich meine einmal viel später, wenn uns die Mutter etwas hinterläßt."

Mir schauderte; so weit war die Frau gekommen, die einst die zärtliche Tochter gewesen, daß sie nun im Stillen auf den Tod der Mutter wartete, die ihr ihr Lebenlang nur das Eine zu Leid gethan, daß sie zu gut gegen sie gewesen war.

Ich bin nimmer zu ihnen gekommen, aber es ging traurig. Emilie steckte sich immer mehr und mehr in Schulden. Statt unter die Herrschaft ihres rechtschaffenen Mannes hatte sie sich unter die Gewalt einer schlechten Magd gegeben, die sie in aller Weise mißbrauchte und bestahl, während all ihr Sinnen und Trachten darauf gehen mußte, ihren Mann geschickt zu betrügen.

Die Mutter starb und hinterließ Schulden, so daß der Mann noch von Emiliens nicht großem Heirathsgut an die Geschwister ausbezahlen mußte. Jetzt noch wäre es Zeit gewesen für sie, Alles zu gestehen, für ihn, sie mit Güte zu gewinnen; aber er sprach sich etwas bitter über schlechten Haushalt aus, das schreckte sie wieder ab und sie schwieg.

Einmal, als sie besonders in Noth war, lief ein Geldpacket an ihren Mann ein. Es war das Erstemal, daß sie wagte, in dieser Weise Hand an sein Eigenthum zu legen. Sie beredete sich, sie könne es bald ersetzen oder sie werde es ihm später sagen oder könne ihr's eine Freundin leihen; von dem Allen geschah natürlich nichts.

Das Geld war Waisengut und fehlte bei der Abrechnung. Der Mann schöpfte endlich Verdacht: da kam das Gewitter, das lange gedroht, zum Ausbruch; Schulden wurden eingeklagt, versetzte Stücke gebracht, vieljährige, noch unbezahlte Rechnungen gefordert, von denen sie ihrem Mann falsche Quittungen vorgewiesen; — die Verwirrung, der Schaden war grenzenlos.

Die Schande der Frau wird zum Flecken für den Mann. Ein solcher Scandal in dem Hause eines Kassenbeamten vertrug sich nicht mit seiner Stelle. Die Untersuchung konnte ihm zwar gerade keine Schuld nachweisen, doch wurde er in Ruhestand versetzt. Er lebt in bitterer Armuth in einer kleinen Grenzstadt und nährt sich mit Co-

Digitized by Google

piren und sonstigen Schreibereigeschäften. Und die Frau? — Er wollte sie lange nicht vor Augen sehen; sie aber hatte ihre volle Schuld erkannt und war gar demüthigen Herzens geworden. Sie zog in die Nähe seines Wohnortes; ihren Sohn nahm ein Freund ihres Vaters umsonst in die Lehre, die Tochter hat eine brave Frau aufgenommen. Sie arbeitet um Geld und suchte von ihrem Erwerb heimlich etwas in seine Hände zu bringen. Ein Geistlicher versuchte auf ihr Bitten das Werk der Versöhnung. Der that ihm die Augen auf, und er sah auch ein, wie es an ihm gewesen wäre, sein junges, unverständiges Weib mit Güte zur rechten Hausfrau zu ziehen, statt daß er sie durch Unfreundlichkeit verschüchtert hatte.

Nun sind sie seit lange wieder beisammen, arbeiten und sparen treulich und einträchtig miteinander. Vielleicht ist ihnen doch noch einmal ein *besseres* Loos beschieden."

Diese Geschichte hatte Alle etwas ernst gestimmt und es trat eine Pause ein. Frau v. Linden bat sich leise Namen und Wohnort der Familie aus und notirte sich Beides. — Nun war die Reihe an der Mama und Frau Lenz, welch letztere gegen ihr hartes und trockenes Wesen, während der Erzählung große innere Bewegung gezeigt hatte. Sie hatte sich immer etwas abstoßend und zurückhaltend benommen, darum wagte keine der Frauen *sie an* die Fortsetzung zu mahnen, auch die Mama sagte nichts, und sah sie nur still an mit ihren klugen Augen.

(Schluß folgt.)

Nadel und Draht.

Eine Stimme vom Great Eastern.

(Aus der Rhein. Ztg.)

Stand der Oß in rothen Kriegesflammen,
Brach in Gluth ein Staatenbau zusammen: —
Wir indeß sind auf des Westmeers Wogen
Friedlich auf ein Friedenswerk gezogen.

Bruder dort erschlug im Kampf den Bruder, —
Wir nach Abend richteten das Ruder:
Schaffen auch, daß alles Volk der Erde
Mehr und mehr Ein Volk von Brüdern werde.

Wälzten sich im Blute dort die Schaaren, —
(Stets aus Blut hervorgeh'n die Lähren,
Blut des Volks muß Kaiserkronen löthen!),
Während wir, umdampft von unsern Schlöten,

Löseten die schier ein Erdhalb lange,
Die vom Blitz durchzuckte Weltmeerschlange,
Hastlos, rastlos fördernd die Vollendung
Unsrer großen menschheitlichen Sendung.

Und, sieh da! schon ist das Werk gelungen,
Und die Schlange spricht mit Feuerzungen.
Um die Welt im Nu, baar jeder Schranke,
Blitzt und zuckt und zündet der Gedanke.

Und das erste Wort, das, schlachtenmüde,
Abendwärts der Morgen blitzt, ist: Friede!
Blut'gen Rades rasch an's Ziel getragen
Den Erobrer hat sein Siegeswagen.

Und die Menge jauchzt, erfolgestrunken.
Sieh, da flammt zurück ein zorn'ger Funken!
Friede! blitzte hin zur Republik es, —
Freiheit! Freiheit! Freiheit! blitzt zurück es.

Ferdinand Freiligrath.

Die Petroleum-Explosion in Newyork.

Am 22. August gegen halb neun Uhr Morgens ertönte in der Nähe von Hoboken eine furchtbare Explosion, welche die Häuser der angrenzenden Hügel bis nach Union-Hill hin wie durch ein Erdbeben erschütterte. Zu gleicher Zeit erhob sich eine von Flammen durchzogene schwarze Rauchsäule am Horizonte und verfinsterte die Sonne. Das Hauptgebäude des großen Oel- und Petroleums-Lagers bei der Erie-Eisenbahn stand in Flammen. Mit rasender Schnelligkeit breitete sich das Feuer über die Docks von Jersey-City und die darin befindlichen Schiffe, sowie über mehrere auf den Schienen stehende Waggons und über jenes Oelfässer-Lager aus, welches, zum großen Theil zur Ausfuhr bestimmt, auch ganz Newyork mit diesem Brennstoff versieht. Es wäre unmöglich, den Anblick wiederzugeben, welchen diese tausend Fuß im Geviert einnehmende, von fortwährenden Explosionen gleich Donnerschlägen oder Artilleriesalven widerhallende Brandstätte gewährte. Gegen solche Elemente war ein erfolgreicher Kampf unmöglich. Die von allen Seiten herbeikommenden Spritzen begannen ihre Thätigkeit, jedoch ohne dem Umsichgreifen des Feuers Einhalt thun zu können. Nur zwei oder drei ebenfalls mit Oelfässern beladene Züge konnte man vom Bahnhofe reiten, und einigen Schiffen gelang es, die Rhede zu erreichen. Doch ist das Gerettete im Verhältniß zu den unzeheuern Verlusten, denen man nicht zuvorkommen konnte, unbedeutend. Die Verluste der Waaren bestehen, so viel man bis jetzt in der allgemeinen Verwirrung erfahren konnte, namentlich in mehreren hunderttausend Fässern Petroleum. Zwei Dampfschiffe, ein großer Dreimaster, mehrere Briggs und gegen fünfzig mit Getreide beladene Canalschaluppen sind ein Raub der Flammen geworden. Sechszig bis achtzig leere und mit Waaren beladene Waggons sind auf den Schienen verbrannt. Die Gebäude in der Nähe des Bahnhofs von Pavania Ferry sind theils verbrannt, theils niedergerissen. Nur Eisentrümmer, z. B. Waggonräder, Maschinentheile, Tonnenreifen liegen auf der Brandstätte und sind die einzigen Ueberreste dieser großartigen Etablissements. Zwei Stunden nach der ersten Explosion war auf dem Lande alles Brennbare von den Flammen verzehrt und nur hie und da brannten noch kleine Pfützen, in welchen sich Oel angesammelt hatte. Die Anstrengungen der Feuerwehr concentriren sich daher auf die mit Getreide beladenen brennenden Schiffe, welche man gerne herausgeschleppt hätte. Doch war die Hitze in der Nähe der Schiffe so unge-

Digitized by Google

heuer groß, daß man alles Retten aufgeben mußte. Was das Feuer schließlich verschonte, wurde vom Wasser vernichtet. — Das Feuer entstand an Bord der Schaluppe „Alfred Barnetts“, welche mit Oel beladen war, und soll durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen entstanden sein. Dieser Matrose, sowie noch drei andere Personen, unter welchen auch der Capitän des Schiffes, sind mit dem Schiffe untergegangen. Nach einigen Journalen beträgt die Zahl der Opfer dreizehn. Acht Personen sollen in den Docks in Jersey City umgekommen sein. Auch der Capitän einer Canalschaluppe hat mit Frau und Kindern den Tod in den Flammen gefunden. Man sah dieses Fahrzeug vom Ufer aus in Flammen stehen und den Capitän und seine Frau händeringend umherlaufen, doch konnte man nichts zu ihrer Rettung thun. Man weiß bis jetzt nicht einmal den Namen des Capitäns oder den Ort, von wo er gekommen. Nur daß sein Schiff mit Getreide beladen war, und mit Ladung und Equipage verbrannte, ist bekannt geworden. Von den Leichen ist noch keine aufgefunden. Der materielle Schaden wird auf 11 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Das vernichtete Lager war Eigenthum der Herren Valentine u. Co. Gegen 400 Arbeiter, welche in dem Lager beschäftigt waren, werden durch dessen Vernichtung brodlos. Merkwürdig ist, daß diese Feuersbrunst gerade auf den zweihundertsten Jahrestag des großen Feuers fällt, welches in London 15,000 Häuser und 89 Kirchen in Asche legte.

Verschiedenes.

In einem Briefe des in preußische Gefangenschaft gerathenen und im Spital zu Nachod befindlichen Feuerwerkers Ant. Ulzer an seinen in Wien lebenden Vater befindet sich folgende Stelle: „Die Schlacht bei Königgrätz hatte sich zu unserm Nachtheile gewendet und die Preußen rückten gegen unsere Batterie, als ich eine Kugel in die Brust erhielt und für tot liegen blieb; kurz darauf zog sich die Batterie durch die Stürmenden gedrängt, auf eine Anhöhe zurück, von wo aus sie ein verheerendes Feuer gegen die vorrückenden Preußen eröffnete. Diese, um sich vor dem Feuer zu schützen, suchten die herumliegenden Leichname zusammen und häuften sie übereinander zu einem Walle, auch mich, der ich leblos mit einer Brustwunde dalag, nahmen sie ebenfalls und warfen mich auf den Leichenhaufen, hinter welchem sie, verschanzt, das Feuer der Batterien erwiderten. Durch diesen furchtbaren Lärm und die Schmerzen meiner Wunde wieder zur Besinnung gelangt, ersah ich erst, in welch' entsetzlicher Lage ich mich befand; rings um mich schlugen die Kugeln in die Leichen und jeden Augenblick mußte ich auch eine gewärtigen. Mit Zusammenraffung all' meiner Kräfte bat ich einen hinter mir stehenden preußischen Soldaten, mich aus meiner Lage zu befreien. Vor Ueberraschung ließ dieser das Gewehr fallen, und mit Lebensgefahr, da er dadurch eine Bresche in den Leichenwall machen mußte, die ihn bloßstellte, rettete mich der brave Mann, Friedr. Schumann heißt er, aus meiner furchtbaren Lage und veranlaßte, daß ich aus der Schlachtlinie gebracht wurde, worauf ich in das Spital zu Nachod kam.“

Zur Bekränzung der in Berlin am 20. u. 21. September einziehenden Truppen sollen 40,000 Kränze und Guirlanden beschafft werden. Zur Anfuhr von Laub werden 30 Fuhren erforderlich sein, 200 Personen müssen zwei Tage ununterbrochen sich mit dem Winden beschäftigen. Die Strecke vom Lustgarten bis zum Brandenburger Thor wird eine Triumphstraße, wie sie Berlin noch nie gesehen hat.

Ueber die Auffindung des transatlantischen Kabels von 1865 wird folgendes Nähere berichtet: „Vom „Great Eastern“ sind gute Nachrichten eingetroffen, und zwar durch das Kabel von 1865. Das Ritzende ist am Morgen des 2. Sept. glücklich aus der Tiefe heraufgebracht und auf dem „Great Eastern“ mit dem Ergänzungsstück verbunden worden dessen Legung bereits begonnen hat. Die elektrische Beschaffenheit des alten Kabels ist vortrefflich. Aufgefunden wurde daßelbe schon am 10. August von dem Dampfer „Albany,“ und sofort an die Heraufschaffung gegangen; dieselbe mißlang jedoch, da die gebrauchten Taue rissen. Kein besseres Glück hatte anfangs der „Great Eastern,“ der zwei Tage später zur Stelle kam. Die Meerestiefe ist dort 2400 Faden, es ist daher nicht zu verwundern, daß zu wiederholtenmalen, nachdem man des Kabels habhaft geworden, die wuchtige Masse wieder entschlüpfte. Die übrige Arbeit war eine verhältnißmäßig leichte und wurde die zweifache Verbindung der beiden Hemisphären wie bereits in unserem Hauptblatte gemeldet, am 8. September vollendet.

Ein gescheidter Schwabenstreich. Ein zersprengter Württemberger, der aber seinen Kopf nicht verloren hatte, verkleidete sich in dem Sonnenwirthshause zu Hardheim schnell als Hausknecht und stellte sich einem mit dem Rufe: „Wo sind die Hunde?“ heransprengenden preußischen Husaren mit der Antwort entgegen: „Da oben auf dem Speicher ist Einer; ich halt das Pferd schon!“ Der Husar, Säbel im Mund, Karabiner in der Hand, schwingt sich vom Pferd, hinauf auf den Speicher, der Württemberger aber auf das Pferd und Böblingen zu.

Die Frankfurter werden für den Verlust ihrer Verfassung entschädigt, indem das 34. Regiment mit seiner rühmlichst bekannten Musik für mehrere Jahre einen Theil der dortigen Garnison bilden soll, um den Bewohnern die Grillen wegzublasen!

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 49. Sonntag, den 16. September **1866.**

Der erste Ehezwist.

(Schluß.)

Die unglückliche Frau.

„Ich weiß nicht," fing Frau Lenz endlich an, „warum mich's heute treibt, vor Allen zu sagen, was ich bis jetzt keiner Einzigen anvertraut habe. Aber ich meine, heut müsse heraus, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich fürchte, ich habe nicht vom ersten, sondern vom letzten Zwist zu erzählen.

Ich habe keine Eltern gehabt, bin aber als Pflegetochter recht im Wohlstand aufgewachsen, und habe, ich darf's wohl sagen, Freier genug gehabt. Ich besann mich lange einen zu wählen, weil ich dachte, ich wolle nur heirathen, um es recht gut zu bekommen. Mein Mann gefiel mir. Er hatte ein schönes Gut mit einem Schlößchen darauf, das mir auch gefiel. Ich sagte ihm aber, daß ich mich mit der Oekonomie nicht plagen könne und daß er dazu seine Leute halten müsse. Er meinte, das werde sich schon geben.

Nun darf ich aber wohl sagen, es muß bei mir Alles recht sein, und um die Haushaltung habe ich mich angenommen, wie sich's gehört; aber befehlen lassen wollte ich mir nicht. Wenn mein Mann sagte: „Bis Abend sollten Bohnen gesteckt werden," so durfte er gewiß sein, daß das nicht geschah; ich wollte schon selbst thun, was nöthig war. Wann er mich recht behandelt hätte, so wäre Alles gut gegangen, aber er wollte überall den Herrn spielen.

Einmal fuhren wir mit Revierförsters zu einem Liederfest. Es war aber langweilig, und wir erfuhren, daß zwei Stunden davon, in Bergstatt, ein Ball sei. Wir zwei Frauen hatten Lust hinzugehen, die Männer aber nicht. Als nun diese eben an einem anderen Tisch saßen, sagte die Revierförsterin: „Jetzt wollen wir einmal einen Spaß machen: Sie lassen Ihren Knecht anspannen und wir fahren hinüber auf den Ball, die Männer können mit unserer Droschke dann nachkommen, wenn sie wollen." Das war mir auch recht; wir ließen in aller Stille anspannen und fuhren davon. Dem Wirth gaben wir einen Gruß auf, und auf dem Ball könnten uns die Herren treffen. So ganz vergnügt war ich nicht auf dem Ball und mit einem guten Wort hätte mich mein Mann diesmal leicht gewinnen können. Ich sah oft aus dem Fenster, ob er nicht komme. Die Revierförsterin fing eben eine Galoppade an, da flog ihr ein Plumpsack auf den Rücken. Es war ihr Mann, der unter lauter Lachen und Scherz kam, um sie abzuholen. Der meinige war zu Fuß vom Liederfeste heimgegangen und ließ mir kein einziges Wörtlein sagen. So fuhr ich Nachts allein heim. Vor mir fuhren Revierförsters und ich hörte ihr lautes, fröhliches Gelächter. Das drückte mir fast das Herz zusammen; hätte denn mein Mann nicht auch einen Jux draus machen können? Wie ich heimkam, sagte er wieder nichts, nicht in Gutem, nicht in Bösem. Ich hätte mir's vielleicht diesmal gefallen lassen, wenn er gescholten hätte. Den Knecht zankte er, und befahl ihm, ein andermal nur anzuspannen, wenn er, der Herr, es befehle. So brachte er mich auch noch bei den Dienstboten um's Ansehen. Das verbitterte mich vollends, und wenn ich später einmal gern gefahren wäre, so ließ ich mir ein Gefährt von der Stadt bringen.

Es hätte anders werden können, als wir Kinder bekamen, und ich muß sagen, er hat da recht für mich gesorgt. Aber auch bei den Kindern hat er Alles nach seinem Kopf haben wollen und hat mir den Buben in eine Lehranstalt gethan, während ich doch dachte, er hätte bei unserem Hauslehrer noch genug lernen können. Bei unserem Mädchen da habe ich denn meinen Willen durchgesetzt, die hat eine Französin. Ich darf wohl sagen, daß ich in vielen Jahren keine frohe Stunde gehabt habe," fuhr sie düster fort, „und wir hätten so glücklich leben können! Ein so schönes Gut, keine Nahrungssorgen und gesunde, brave Kinder. — Aber so weit kann Einem ein Mann bringen, der die Frau nichts will gelten lassen. Schon gar lang wär' ich gern einmal in ein Bad gegangen. Es hat mir immer gefallen, daß da die Frauen so ihr eigener Herr sind; auch wäre ich gern von daheim fort gewesen und nahe Verwandte hab' ich nicht. Ich hatte letzten Winter viel Kopf und Zahnweh; die Revierförsterin meinte, da würde mir Frauenthal gewiß gut thun. Zum Erstenmale wieder seit lange gab ich meinem Mann ein gutes Wort darum, und sagte ihm meinen Wunsch; auf die Kosten hatten wir ja nicht zu sehen. Statt daß er sich aber gefreut hätte, mir auch wieder einen Gefallen thun zu können, fragte er den Doktor. Der ist aber grad so Einer wie mein Mann. Er lachte und sagte, wenn ich mich viel im Freien aufhalte und Flußbäder brauche, so sei mir das viel gesünder; meine Natur sei viel zu hitzig für ein warmes Bad. Was weiß so ein Doktor von

Digitized by Google

meiner Natur! — Wie ich so recht in bitterem Verdruß darüber war, fiel mir ein kleines Erbe von einem entfernten Vetter zu, das an mich geschickt wurde. Das kam mir eben recht. Am selben Tag, wo es kam, schrieb ich um drei neue Kleider, um eine Schneiderin und um eine Haushälterin in die Stadt. Als das geschehen war, sagte ich meinem Manne: „Daß du's weißt, ich will dich nicht incommodiren mit meiner Badreise, ich gehe um mein eigen Geld. Eine Haushälterin habe ich bestellt bis ich wiederkomme." Ich kann's Ihnen nicht beschreiben, wie er mich darauf angesehen hat.

„Du kannst überhaupt um dein Geld thun, was du willst," sagte er, „wenn du ins Bad gehst, mir zum Trotz, so kommst du in mein Haus nimmer zurück. So lang du fort bist, werde ich Sorge tragen, daß dir das Deinige unverkümmert gesichert wird. Also merk' dir's, wenn du dießmal gehst, so gehst du für immer."

Nun sagen Sie, ist das auch der Mühe werth, wegen so einer Kleinigkeit! Ich war wie vom Donner gerührt; aber das wäre ja niederträchtig gewesen, wenn ich jetzt zum Kreuz gekrochen wäre! Gott weiß, es war mir zu Muthe, als ginge zu einer Leiche, als ich mich ins Bad rüstete, und wenn er ein freundliches Wort gesagt hätte, so hätte er mich gewonnen. Aber das that er nicht, obgleich er aussah wie der Tod.

Seit acht Tagen bin ich nun hier und weiß nichts von daheim, und weiß nicht, ob ich noch eine Heimath habe. Nun aber sagen Sie, ob nicht mein Mann an Allem Schuld ist?"

Die arme Frau verhüllte ihr Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Die Anderen alle waren ganz still geworden. Die Mama aber sprach leise:

„Liebe Frau, Ihr eigen Herz sagt Ihnen besser, als ich's kann, daß Sie sich schwer verfehlt haben. Und ich muß sagen, daß ich vor Ihrem Manne Respekt habe und glaube, daß er ein rechter Ehrenmann ist. Wenn ich noch ein Mädchen wäre, ich sage Ihnen, den nähm ich zehnmal lieber, als Einen, wie Ihr Revierförster, der sich und seine Frau so wenig respektirt, daß er eus einem Unrecht einen Jux macht."

„Aber sollen die Frauen allzeit Unrecht haben; soll der Mann befehlen wie ein Pascha?" fragte Frau Lenz, deren Thränen still standen. „Das sage ich nicht und das will unser Herrgott nicht, der die Männer ermahnen läßt: Ihr Männer, liebt Euere Weiber. Wir Frauen haben Alle ein gar liebebedürftig Herz. Wo ein Mann das versteht, wird er viel erreichen. Mancher hat's schon schwer mißbraucht. Wo und wie Ihr Mann gefehlt, kann ich nicht bestimmen; nur Etwas will ich Ihnen sagen. Mein Mann selig hat mir einmal erzählt von einem König von Spanien, dem eine glühende Kohle auf den Fuß gefallen. Er wollte sie wegwerfen, als ihm einfiel, daß sich das für einen König nicht schicke; so hieß er's den Minister. Der Minister sagte, das sei nicht sein Geschäft und befahl's dem Pagen. Der Page aber war adelig und holte den Kammerdiener, bis der aber kam, hatte die Kohle den Schuh und den halben Fuß durchgebrannt. Liebe Frau, wenn nun Ihnen ein Weh wie eine brennende Kohle auf's Herz fällt, so besinnen Sie sich ja nicht, wer eigentlich verpflichtet sei, sie wegzunehmen, sonst könnte derweil das Herz durch und durch brennen. Frisch mit Gottes Hilfe selbst ergriffen und weggeworfen, auch wenn's Fingerchen ein wenig schmerzt, die Wunde heilt gewiß."

„Aber," sagte zögernd Frau Lenz, „wenn ich nun mich ganz und gar unterwerfen wollte wer weiß, wie's mein Mann aufnähme, und ob ich mich nicht vergeblich erniedrigt hätte."

„Ich glaube, Sie haben's noch nie mit der Liebe und dem Gehorsam versucht, mit denen die Frau sich eine mächtige Stimme im Haus erwerben kann. Ein rechter Mann wird selbst demüthig, wo er ein demüthiges Herz sieht. Ich kenne Ihren Mann freilich nicht, aber ich halte ihn für einen rechten. Wenn Sie sich vor Gott bewußt sind, daß es recht ist und gut und eine heilge Pflicht, daß Sie umkehren und in sich gehen, so gehen Sie, und fragen Sie nicht, was nachher wird."

Die arme Frau erwiderte nichts und weinte ganz still vor sich hin.

Der Mama Geschichte.

Nach einer längeren Pause wurde die Mama um die Erzählung ihrer Geschichte gebeten, und sie begann endlich:

„Ist kaum der Mühe werth, daß ich anfange, ich habe blutwenig zu erzählen. Ich war eine Waise und aß das Gnadenbrod einer Tante, bei der mich mein Mann kennen lernte, der Stunden im Hause gab. Als er eine Anstellung hatte und mich fragte, ob ich Frau Schulmeisterin werden welle, brauchte ich keine drei Minuten Bedenkzeit. Die Frau Tante war aber nicht damit zufrieden, und obwohl sie es nicht hindern konnte, so hat sie sich doch sehr ungnädig gezeigt und nicht einmal die Hochzeit bei sich gehalten: „es hätte sie sonst so angegriffen!" So feierten wir in unserer neuen Heimath eine gar stille, bescheidene Hochzeit. Einen königlichen Hochzeitstext haben wir aber gehabt: „Die Liebe ist stark, wie der Tod. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch Ströme sie ersäufen. Wenn Einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts. (Hohelied 8, 6. 7.)

Auf unserer Hochzeittafel, an der noch eine Freundin und der Herr Pfarrer saß, stand kein Champagner, aber ein guter Aepfelmost, den mein Mann aus unserem eigenen Baumgut gezogen. Als wir anstoßen wollten, waren nur drei Gläser auf dem Tisch, ich stand auf und wollte noch eines holen, wußte aber nur nicht wo, da wir keines

Digitized by Google

mehr hatten; da hielt mich mein Mann bei der Hand: „Laß gehen, lieber Schatz, wir Zwei trinken aus Einem. Wenn wir zum Erstenmal Streit haben, dann soll Jedes sein eigenes nehmen."

So stand denn von da an Ein Glas auf unserem Tische, Tag für Tag, auch als uns der liebe Gott so weit gesegnet hatte, daß wir uns an Ehrentagen ein Gläschen guten Wein verstatten durften. So oft Einem ein unfreundliches Wort über die Lippen wollte, so sah es das Andere an und fragte: „Brauchen wir heute zwei Gläser?" und dann schämte sich's und war still.

Und wenn wir Kindtaufe feierten, oder meines lieben Bruders Heimkehr aus fernen Landen, oder sonst ein Freudenfest, und die Anderen klingelten die Gläser zusammen, da sagte mein Alter: „Wir können nicht anstoßen, gelt Weib?" und bot mir das Glas; und ich trank, und er trank, und wir sahen uns in die Augen; da war mir's jedesmal, als ob wir heut wieder Hochzeit hätten.

So haben wir vierzig Jahre lang in Lieb und Frieden miteinander aus Einem Glas getrunken, Most und klares Wasser, guten Wein und auch manch bitteren Leidenstrank, immer aus Einem Glas.

Und als mein lieber seliger Mann auf seinem Sterbebette lag und fast nimmer sprechen konnte, netzte ich noch seine heißen Lippen mit einem kühlen Trunk. Da bot er mir das Glas, sah mich noch einmal an und sagte leise: „Es ist eins geblieben." — „Und eins soll's bleiben in alle Ewigkeit," wollt' ich sagen, aber sprechen konnte ich nimmer; da falteten wir die Hände ineinander bis die seinen kalt waren. Der Abschied hat mir so wohl gethan, daß mir seitdem nichts auf der Welt mehr zu schwer geworden ist."

Die Mama schwieg und Aller Augen waren feucht und Alle sagten sich herzlich, ohne viele Worte, gute Nacht.

Der Regen war vorüber und der allerschönste, sonnenhelle Morgen ging auf nach jenem Abend. In durchleuchtendem weichem Sammtgrün lag die Wiese, und die Waldbäume glänzten, wie mit Diamanten besetzt.

Nur wenige Badgäste waren auf, die Mama aber stand schon auf der Terrasse und sah mit ihren klaren Augen in die neue Herrlichkeit hinaus. Sie dachte wohl eines noch herrlicheren Morgens nach längeren trüben Tagen.

Im Hofe war der Knecht beschäftigt, die Badkalesche herzurichten. „So früh auf, Johann?" fragte die freundliche Mama. „Muß einspannen," erwiderte er, „eine Madam geht heut früh schon heim." Und nach einer Viertelstunde sah sie die Frau Lenz reisefertig heraustreten. „Meine weiteren Effekten lasse ich abholen," sagte sie dem begleitenden, etwas verblüfften Badwirth.

Die Mama verstand wohl, warum sie so früh in der Stille gehen wollte. Harte und scheue Gemüther verschließen sich noch fester als zuvor nach einer unwillkürlichen Vertraulichkeit. Leise ging sie herunter und legte ihre Hand auf den Arm der Scheidenden: „Gott geleite Sie, liebe Frau," sprach sie herzlich. Erstaunt blickte diese auf, ihr bleiches Gesicht trug Spuren schlafloser Stunden und schwerer innerer Kämpfe.

„O, wünschen Sie mir Glück auf den Weg!" bat sie. „Gehen Sie mit Gott, liebe Frau," wiederholte sie, „es wird sie nicht gereuen!" Und die Mama blickte dem Wagen nach mit gefalteten Händen, so lang sie ihn sah, dann ging sie hellen Blickes zurück in ihr Kämmerlein.

Verschiedenes.

Im Lande Mecklenburg passiren mitunter ganz absonderliche Dinge. So hat sich z. B. am 6. d. in unmittelbarer Nähe der zwischen Schwerin und Wismar gelegenen Station Kleinen ein früherer Wirth aus Wismar erhängt und — hängt heute, am 9. Sept. noch, obgleich die Leiche bereits kurz nach vollzogner That aufgefunden wurde. Das nur zwei Meilen entfernte Schweriner Gericht hat eben noch nicht Zeit gefunden, den Thatbestand aufzunehmen! Einstweilen läßt es den Baum, an welchem der Unglückliche hängt durch zwei Knechte Tag und Nacht bewachen. Da die Eisenbahnzüge in Kleinen sich etwa 10 Minuten aufhalten, so haben die Passagiere Zeit genug, um sich die Leiche mit sammt ihrer Wache anzusehen, was den auch häufig genug geschieht.

Einen Großvater als einberufenen Landwehrmann hat das in Berlin garnisonirende Ersatzbataillon eines Garde-Regiments aufzuweisen. Derselbe gehört zu den ältesten Jahrgängen der Landwehr und hat zwei Söhne im stehenden Heer. Vor Kurzem erreichte ihn in der Caserne die erfreuliche Nachricht, daß ihm ein Enkel geboren sei. Trotzdem seine Verhältnisse unter den obwaltenden Umständen keineswegs die günstigsten sind, war diese Kunde doch geeignet, ihn schon durch die Seltenheit des Vorfalles in eine Art Galgenhumor zu versetzen, und mit Unterstützung seiner Kameraden beschloß er, den merkwürdigen Tag durch eine kleine Kneiperei zu feiern. Leider mochte er dabei aus leicht verzeihlichen Ursachen das rechte Maß ein wenig überschritten haben, da er am selbigen Abend durch einen jungen Offizier in etwas angetrunkenem Zustande auf der Straße betroffen und angezeigt wurde, weil er seinen Rock nicht vorschriftsmäßig zugeknöpft hatte. Unser armer Grenadier, welcher, seiner Versicherung nach, während seiner ganzen Dienstzeit nie bestraft worden war, bekam Gelegenheit, fünf Tage lang darüber nachzudenken, welch' ein Glück es ist, als Soldat Großvater zu werden.

Unloyale Konkurrenz. Das „Giornale di Napoli" meldet folgenden seltsamen Fall, den ein Brigan-

Digitized by Google

tenchef den Behörden bei der Einfangung anderer Briganten hülfreich gewesen ist. Der Brigantenanführer Pace, der mit seinen Banditen die Terra di Lavore unsicher macht, hatte in Erfahrung gebracht, daß falsche Briganten das Land auf ihre eigene Rechnung plünderten, er überraschte diese Leute und verhaftete sie; er vertraut sie darauf den Bewohnern der Umgegend an, damit diese sie zum Kommandanten der nächsten Station der Karabinirs führten. Gleichzeitig sandte er dem Kommandanten einen Brief, worin er Einzelnheiten über seine Gefangenen und über ihr Brigantenwesen gibt. Sein Schreiben beginnt folgender maßen: „Ich sende Ihnen diese falschen Briganten, indem ich Sie ersuche, sie nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu strafen."

Ein Beamter der preußischen Feldpost-Expedition 15. Infanterie-Division war auf der Tour von Iglau nach Znaim seiner Expedition um ein Bedeutendes vorausmarschirt und befand sich allein auf der Landstraße, als ihm ein österreichischer Soldat begegnete. Der Postbeamte als wackerer Preuße hält den Oesterreicher mit den Worten an: „Sie sind mein Gefangener." „O nein, alter Freund", entgegnete der Oesterreicher, „wir sind hotter hier allein, und da nehme ich Sie gefangen!" „I wo", sagte der Preuße, „wir sind die Sieger und Sie mithin mein Gefangener." So stritten sich die Beiden eine Zeit lang herum bis sie sich zuletzt dahin einigten, daß sie sich gegenseitig gefangennehmen wollten. Sie nahmen sich in Folge dessen in den Arm und marschirten seibander, sich von ihren Kriegs-Erlebnissen unterhaltend, dem Ziel des Preußen zu. Als sie dieß bald erreicht, sagte der Oesterreicher zum Preußen: „Nun, Kamerad, wir haben uns gegenseitig gefangen genommen, jetzt wollen wir uns auch gegenseitig auswechseln!" Sie sprachen's, thaten's, und trennten sich unter wärmster Freundschaftsversicherung.

Electrische Fische. In der Versammlung der schweizerischen Naturforscher in Neuenburg machte Herr Prof. Youga die interessante Mittheilung, daß der Wels, der in der Broie vorkommt, ein Fisch mit electrischen Eigenschaften ist. Wenn man nach ihm angelt, so erhält der Fischer im Augenblick, wo der Fisch anbeißt, einen electrischen Schlag. Herr Youga hielt einen dieser Fische, der ein Gewicht von vier Pfund hatte, in einem Teich. Jedesmal, wenn er denselben fütterte, indem er ihm die Beute an einem Faden vorhielt, erhielt er einen solchen Schlag.

Gegen die Cholera. Im Haag und sonst in Holland hat man während der Cholera-Epidemie auf öffentlichen Plätzen zur Reinigung der Luft Theertonnen brennen lassen und meint, einen sehr guten Erfolg bemerkt zu haben. Das Mittel dürfte auch anderwärts zu empfehlen sein. Nach dem großen Brande in Antwerpen soll auch dort die Cholera sofort abgenommen haben, was sich nur aus der durch das Feuer herbei geführten Reinigung der Luft erklären läßt. Das Abbrennen von Theertonnen wurde auch im vorigen Jahre bei der Epidemie in Marseille mit Erfolg angewendet.

Die Schlesische Zeitung meldet in ihrer jüngsten Nummer aus Breslau: in dem Krankenhospitale zu Allerheiligen ist neulich an 2 Personen eine Operation ausgeführt worden, deren Resultat in der Behandlung der Cholera den Ausgangspunkt einer ganz neuen Epoche zu bezeichnen geeignet ist. Ein 33jähriger Mann und eine 24jährige Frau lagen am 26. August c. in dieser Anstalt hoffnungslos an der Cholera darnieder. Sie waren in vollständig stimm-, besinnungs- und pulslosem, oder, wie der Arzt sich ausdrückt, in tief asphyktischem Zustande, so daß der Tod in kürzester Frist zu erwarten stand. Da unternahm Nachmittags der dirigirende Arzt des Hospitals, Dr. v. Pastan, in Gegenwart und unter Assistenz der Doktoren Wyß, Joseph, Humetet und Kornfeld bei beiden die Operation der Transfusion, d. h. es wurde jedem der Patienten eine Quantität Blut abgelassen und etwas über ein Pfund besonders dazu präparirten, von gesunden Menschen entnommenen Blutes ihnen in die Adern eingespritzt. Bei der Frau trat schon während des Einspritzens eine auffallende Veränderung ein: das bis dahin blau gefärbte, zusammengefallene Gesicht bekam ein frisches rothes Ansehen, der Puls hob sich; später trat Besinnung und allgemeine Besserung ein. Eben so erfreulich war das Resultat bei dem Manne, wenn es auch nicht mit gleicher Schnelligkeit vor sich ging. Der Puls wurde allmälig fühlbar, die Haut warm und nach 12 Stunden kehrte auch die Besinnung zurück. Gegenwärtig befinden sich beide Kranke außer Gefahr und sind erstaunt, zu hören, daß an ihnen eine Operation ausgeführt worden ist, von der sie in ihrer Betäubung nichts gefühlt haben.

Mehrere Blätter theilen ein merkwürdiges Experiment mit, welches Professer Horn in München gemacht hat. Er legte nämlich auf den Conductor einer in rasche Bewegung versetzen Electrisirmaschine mit einer Glasscheibe von mindestens drie Fuß Durchmesser das eine Ende eines Kupferdrahtes, dessen anderes Ende in einem Glase Wasser ruhte das mit Ozon geschwängert ward. Befestigt man aber einen Kupferdraht mit einem Ende am Reibzeuge der Electrisirmaschine und legt das andere Ende gleichfalls in ein Glas Wasser, so wird letzteres mit einer Cyanverbindung geschwängert. Riecht nun Jemand öfters an diesem Wasser oder trinkt davon, so empfindet er an sich alle Erscheinungen, welche der Cholera vorausgehen, mit darauf folgender heftiger Cholerine. Das sicherste Heilmittel, welches diese künstlich erzeugte Krankheit fast augenblicklich hebt, ist nun ein Trunk von dem mit Ozon geschwängertem Wasser.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 50. Donnerstag, den 20. September **1866.**

Das Blumenmädchen von Eger.

Aus dem Berliner Morgenblatt.

Die in rauhen Thälern gelegenen Badeörter entbehren der edleren Blumengewächse, welche durch Farbe und Duft die menschlichen Sinne erfreuen. Nur die wilde Rose, die gelbe, lockenartige Akazie, die Blüthe der Erdbeere und die bunten Wiesenblumen verschönern den kurzen Frühling und Sommer. Obgleich die feuchte Bergluft ihren Blüthen eine lange Dauer vergönnt, entblättern sie allzu schnell unter den Händen des Menschen, als daß man aus ihnen Sträuße und Kränze winden könnte. Edlere Blumen müssen sorgfältig an tiefer gelegenen, vor rauhen Winden geschützten Stellen gezogen werden. Diese Blumen werden oft meilenweit zur Freude der reicheren Badegäste herbeigebracht und verhältnißmäßig theuer bezahlt. Arme Mädchen und Frauen machen daher ein Gewerbe daraus, theils solche Blumen zu ziehen, theils sie zu den schattigen Spaziergängen an den Heilquellen zu tragen und dort feil zu bieten. Noch heute wie vor dreißig Jahren blüht dieser kleine, aber mühselige Erwerbszweig in dem böhmischen Marienbad. Die Blumenverkäuferinnen müssen ihre zierliche Waare von dem mehr als vier Meilen weit entfernten Eger bei Nacht herüberbringen und oft denselben Weg in die Heimath wieder am Nachmittage zurücklegen, wenn der Absatz ungewöhnlich rasch stattgefunden hat. Nur wenn ihnen ein Theil ihrer Blumen übrig geblieben ist, schieben sie die Heimkehr auf und halten mit leichter Mühe den Rest in dem Wasser der Gebirgsbäche frisch.

Die Reisebeschreiber erzählen von einem reizenden Blumenmädchen in Florenz, das den neuen Ankömmlingen auf den Hauptplätzen der herrlichen Stadt entgegenhüpft und sie mit einem unentgeldlich dargebotenen Strauße begrüßt; die Blumenhändlerinnen von Eger hatten nie etwas gemein mit dieser Sylphide, welche durch die sauberen Abbildungen der englischen Taschenbücher und enthusiastischen Beschreibungen der deutschen Touristen eine Berühmtheit gleich den Kunstschätzen ihrer Vaterstadt erreicht hat. Sie sind sonnengebräunte derbe Gestalten, in die häßliche Nationaltracht gekleidet und barfüßig. Selbst die Elasticität und Frische der Jugend vermag nicht lange den Anstrengungen der oft zurückgelegten Wegstrecke und den rohen Einflüssen des Witterungswechsels und der Nachtluft zu widerstehen. Wie aber die Natur stets selbst unter den größten Hindernissen und erschwerenden Bedingungen nach dem Guten und Schönen strebt, so sollte sich auch unter den Blumenverkäuferinnen von Eger eine schöne Florentinerin finden.

Ein armer Schneider der Stadt starb und hinterließ Wittwe und Tochter. Sein Gewerbe hatte den Mann nur kümmerlich genährt, denn seine ganze Kunst ging nicht über den Geschmack und die Bedürfnisse der Bauern der Umgegend hinaus und seine Kunden waren außerdem in ihrem Verbrauche mehr als sparsam. Ein bäuerischer Sonntagsrock liebt es, nicht allein der Mode, sondern auch der Zeit Hohn zu sprechen, namentlich aber wollen die Leute vom Gebirge, daß ihre Kleidungsstücke auch noch auf die nächste Generation vererben sollen. So blieb der Erwerb spärlich.

Der Mann bekam über Sorgen und Mangel ein heftiges Fieber, eine Naht nach der andern trennte sich auf, und an einem Morgen überließ er der Natur die Reste, um nach Belieben etwas anderes, vielleicht besseres daraus zuzuschneiden. Der jüngste Priester des Ortes sprach ein Gebet an der Leiche, und die Wittwe nebst ihrer sechzehnjährigen Tochter saß Abends verlassen in dem düstern Erdgeschoß des von ihnen bewohnten Hinterhauses. Der tiefe Schatten des alten Kirchthurmes von Eger verdunkelte das Gemach, und wenn ihr Weinen leiser ward, hörte man den heiseren Pendelschlag der alten Uhr, die ebenso erbarmungsvoll wohl schon wichtigeren geschichtlichen Ereignissen der grauen böhmischen Stadt, als der Tod eines Bauernschneiders, war, ihre Minuten zugemessen hatte.

Was fangen wir nun an? sagte die Mutter, den Rosenkranz, den sie bisher in der Hand gehalten hatte, auf den Tisch legend und sich die Augen wischend. — Da nun der Vater todt ist, kann ich ja wie die andern ins Bad gehen. — Aber er hat es ja niemals gewollt; du weißt, mein Kind, daß er sich immer heftig widersetzt hat, wenn die Rede davon war, daß du mit den andern Mädchen ins Bad gehen und Blumen verkaufen solltest. Du weißt, daß er nie davon hören mochte und selbst Sr. Ehrwürden widersprach. So lange er lebe, sagte er immer, würde er nie seine Einwilligung geben. — So mag es um deinetwillen geschehen, Mutter, wir haben ja nichts zu leben, und betteln steht uns nicht an; wir haben es nie gethan, auch wenn das Brod noch so knapp war.

Digitized by Google

— Lieber noch hier im Orte in einen Dienst gehen, als auf die Landstraße, liebes Kind. — Und du, Mutter, wovon willst du leben? Laß mich Blumen ins Bad tragen, — die Herrschaften zahlen für einen schönen Strauß an zwanzig Kreuzer, davon können wir reichlich zwei oder drei Tage leben, und wenn ich die Blumen zierlicher binde als die andern, verkaufe ich wohl mehr und wir legen zurück für den Winter. Vielleicht gelingt es mir auch, im Bade einen Dienst zu bekommen; erhalten die Dienstleute auch von ihren Herrn keinen Lohn, sind doch die Trinkgelder den ganzen Sommer über da und die fremden Herrschaften geben viel, wenn man rasch und freundlich ist und gerne für sie sorgt.

Die alte Frau schüttelte den Kopf sorgenvoll, als kämpfte sie zwischen dem hinterlassenen Willen des Todten und dem Gebot der traurigen Nothwendigkeit, dann sagte sie in zärtlichem Tone: Du hältst es nicht aus, Marie, die andern sind alle älter und stärker, und deine Füße sind nicht gewohnt, auf den harten Steinen der Landstraße zu gehen. — Ich habe ja noch ein paar Schuhe, antwortete das muthige Mädchen. — Wie lange werden die halten! meinte die Mutter, deren Armuth ein paar Schuhe, einmal zerrissen, fast ein unersetzliches Gut schien. — Dann werden neue da sein! rief die Tochter und die Hoffnung auf eine thätige Zukunft nebst der Freude, die alte Mutter zu erhalten, röthete ihre blassen Wangen. — Und wenn du nun Nachts den weiten Weg gehen mußt? — Es ist ja noch niemand von Eger bis zum Bade ein Leid geschehen, wir gehen ja gemeinschaftlich, wie auf Prozessionen, und verkürzen uns mit Singen den Weg. — Und die Witterung? Wenn Regen und Gewitter kommt? — Sind wir denn nicht auch bei Kirchweihen und am Frohnleichnamstage naß geworden? Der warme Sommerregen hat noch keinem geschadet. — Wenn es nur nicht gegen den Willen deines verstorbenen Vaters wäre! — Könnte er uns hören, er würde mir die Erlaubniß selbst geben; war er doch immer so fleißig und hat stets für uns gesorgt. Gewiß freut er sich, daß ich nun dein Schutz geworden bin. —

Die alte Frau gab ihre Einwilligung und die Vorbereitungen wurden getroffen, das kleine Geschäft zu beginnen. Die wenigen Kleidungsstücke des Verstorbenen, sein Handwerkszeug und eine alte, schon seit Jahren stillstehende und jeder Reparatur unfähige Taschenuhr wurden an einen Trödler verkauft, und für den Erlös Blumen und Sämereien erstanden, jene, um auf den Markt ins Bad getragen, diese, um auf das Plätzchen gepflanzt zu werden, das im tiefen Schatten der Häuser und der Kirchthurmesmauer vor dem Fenster lag und zur Wohnung gehörte.

Die Nachbarn verhöhnten die kleine Pflanzung, deren feuchte und tiefe Lage nur schlechtes Gedeihen verhieß, aber eine glückliche Hand schien die Keime versenkt zu haben, und ohne einen Sonnenstrahl nährten milde Lüfte die aufsprießenden Knospen und kühle Schatten schützten sie vor schädlichen Würmern. Die Herrin dieses neuen Gartens war unterdessen mit den älteren Gewerbsgenossinnen in den Badeort gegangen. Das Wasser mischt sich willig und unmerklich mit dem Wasser, die Wolke mit der Wolke, der Strahl mit dem Strahle, nur der Mensch widerstrebt hartnäckig, seines Gleichen auf ähnlichem Lebenswege. Die älteren Mädchen sahen es mit Widerwillen, daß die jüngere und schönere Marie sich ihnen anschloß. Sie empfanden noch mehr Aerger darüber, daß die Badegäste Marie augenscheinlich ihnen vorzogen und am liebsten die Blumen und Sträuße bei der jüngsten Blumenverkäuferin einhandelten. Marie erhielt einen Ruf unter den Blumenfreunden des Ortes; man sprach von dem zarten blonden Mädchen in dem schwarzen Kleide und groben schwarzbebänderten Strohhute. Selbst junge vornehme Damen unterhielten sich mit ihr und hörten ihr Lob von den Herren ohne Mißvergnügen, denn Marie war, wie der blaue Himmel, gegen Jedermann gleich freundlich. Die anderen Mädchen konnten das nicht ohne Zorn mit ansehen; ihre Blumen blieben oft einen Tag lang unverkauft und verwelkten. Sie suchten ihren Verlust durch Reden an Marie zu rächen. Seht, wie sie Schuhe und Strümpfe trägt! Diese Auszeichnung mußte sie täglich sich vorgeworfen hören. Zieht ihr die Schuhe und Strümpfe aus und laßt sie barfuß laufen, sie soll nichts vor uns voraus haben, — wenn sie baarfuß laufen muß, werden ihre rothen Backen schon blaß werden.

Auf dem langen nächtlichen Wege ließ man sie weit zurück, und die stärkeren und durch Anstrengungen abgehärteten Mädchen hatten ihre Schadenfreude daran, die Arme ängstlich nachkeuchen zu hören. Einmal war die Rede davon, sie unterwegs zu überfallen, ihre Blumen zu zerstreuen und sie zur Umkehr zu bewegen, allein die Furcht vor Entdeckung und Strafe war zu groß, als daß sie den bösen Plan ausgeführt hätten.

Unter den Mädchen war eine, von Geburt aus einer Zigeunerfamilie abstammend. Schlank und kräftig von Gestalt, begabt mit der Ausdauer ihres Volkes, hatte sich dieses Mädchen zur natürlichen Gebieterin des kleinen Häufleins gemacht, welches wöchentlich mehreremals die Landstraße beschritt.

Man nannte sie die Zigeunerin und die andern überließen ihr willig die Anordnung der Verkaufsplätze und gruppirten sich bescheiden hinter ihrem größeren und schwereren Korbe. Was sie Marien nicht verzeihen konnten, hatten sie bei der Zigeunerin nie zu tadeln gewagt. Sie allein durfte ohne Bemerkung des Neides ihre Blumen zuerst verkaufen. Diese Zigeunerin hatte seit längerer Zeit im Badeorte einen jungen böhmischen Burschen zum Liebhaber.

Der Bursche hieß Ignaz und stand bei einem

Digitized by Google

Gasthofhalter im Dienst. Er hatte die Zigeunerin kennen gelernt, als sie zu den im Gasthof wohnenden Personen Blumen trug. Seit dieser Zeit fand sie und ihre Gefährtinnen in den Hintergebäuden Nachtquartier und Obdach, wenn sie eine Nacht von ihrem mühseligen Broderwerbe ausruhten oder Schutz vor der Witterung suchten. Dem Wirthe bezahlten sie diese Erlaubniß durch kleine Handdienste und Ausrichtung von Bestellungen nach Eger, oder Mitnahme von Paqueten und Ueberbringung von Küchenvorräthen. So hatte sich leicht zwischen Ignaz und der Zigeunerin ein Liebesverhältniß gebildet. Dem gutmüthigen Burschen imponirte das stattliche Mädchen und die Zigeunerin wußte sich etwas damit, außer ihren weiblichen Unterthanen und Schutzbefohlenen noch einen männlichen Vasallen zu besitzen, den sie nicht für den Ungehorsamsten halten mußte, zu gute zu thun.

Die jungen Leute hatten einander versprochen, sich zu heirathen, wenn sie eine gewisse kleine Summe ins Reine gebracht hätten. Es war nämlich vor 30 Jahren, als sich diese Begebenheit zutrug, noch nicht so schwer, in diesem und anderen böhmischen Badeörten selbstständig zu werden, als gegenwärtig. Die meisten der jetzt wohlhabenden Hausbesitzer ersparten sich damals nach und nach ein paar hundert Gulden, mietheten eine Stage und vermietheten sie mit gutem Erfolge an Gäste. So pflegten sie, ganz wie der kleine Bourgeois zu Paris, nach einer kärglich und elend verlebten Jugend in ihrem Alter Capitalisten zu werden. Denselben Weg hatten sich Ignaz und die Zigeunerin vorgezeichnet. Ihr Liebeshandel bestand wirklich weniger aus Liebe, als aus Liebe zum Handel; er war das Compagniegeschäft zweier Personen verschiedenen Geschlechts, die einander nöthig haben, damit sie besser durch die Welt kommen.

Es war nicht schlecht ausgerechnet, daß der sanfte, in der Schule der Gasthofshöflichkeit gebildete Ignaz den Verkehr mit den Gästen, die rührige und unermüdliche Zigeunerin die Besorgung der häuslichen Angelegenheiten übernehmen sollte. Darum drehte sich denn auch die Unterhaltung der beiden jungen Leute; die Speculation füllte den engen Kreis ihrer Gedanken. Der arme Mann pflegt meistens nicht von seinen Gefühlen zu reden.

Der Eintritt Mariens unter den Blumenverkäuferinnen sollte eine Störung in dem ruhigen Verhältnisse der beiden Leute hervorbringen. Das Blumenmädchen von Eger, mit diesem Titel war Marie schon von den Badegästen ehrend bezeichnet worden, denn von den übrigen war nie als Personen die Rede gewesen, hatte an derselben Stelle wie ihre Gefährtinnen ein Unterkommen gesucht, aber sie war nicht mit gleicher Geringschätzung in das Hintergebäude verbannt worden. Die Frau vom Hause hatte sich ihrer angenommen und sie in die Nähe ihrer Person gezogen, um zu beobachten, ob sich das schöne, bei allen beliebte Mädchen nicht für feinere Dienstleistungen eigne. Mit Freuden ergriff Marie die Gelegenheit, in allen Stunden, welche ihr Geschäft freiließ, sich der Hausfrau nützlich zu machen. Sie hoffte, ihren Wunsch verwirklicht zu sehen, das Leben auf der Landstraße mit einer ruhigen Stellung zu vertauschen.

Hier lernte Ignaz Marie kennen, und die Anmuth und Bescheidenheit des Blumenmädchens von Eger machte auf den einfachen Bauernburschen tenfelben Eindruck, wie auf die jungen zierlichen Cavaliere und Elegants der Promenade. Ignaz suchte sich Marie gefällig zu beweisen, wo er sich ihr nähern konnte.

Der scharfblickenden Zigeunerin entging nicht die Veränderung in dem Betragen ihres Liebhabers. Der Eigennutz und die Liebe stammen aus einem Ei, wie die berühmten Schwestern der griechischen Mythe, beide besitzen den Scharfblick der Vögel. Sie beobachtete seine Versuche Marie für sich zu gewinnen, und der arme Ignaz, der zum erstenmal empfand, was Liebe sei, hatte von da an böse Tage. Aber auch gegen Marie wendete sich der Zorn der Zigeunerin. Der Rückweg nach und der nächtliche Gang ins Bad, den die Blumenverkäuferinnen stets gemeinschaftlich unternahmen, wurde für die Unschuldige, denn sie hatte in ihrer sanften und duldenden Weise durch Nichts die Neigung des jungen Menschen gereizt oder auch nur ermuntert, ein dornenvoller Pfad.

Ignaz selbst reizte die Leidenschaft seiner Verlobten, als welche sich die Zigeunerin betrachten durfte, auf unbesonnene Weise. Bisher war es ihm nie eingefallen, die Mädchen zu begleiten, wenn sie heimkehrten. Seit einiger Zeit beeiferte er sich, im Gasthof loszukommen und eine Viertelstunde Weges nach Eger mitzugehen. Es war zu deutlich, daß die Zigeunerin allein nicht seine Bemühungen verursachte. Zwar forderte Ignaz sie zuerst auf, ihm ihren Korb zu überlassen, aber Mariens Habseligkeiten, vermehrt durch dieses oder jenes in Eger abzugebende Stück, bildeten doch stets den größeren Theil seiner Bürde, und die Zigeunerin lehnte seit einiger Zeit mit finsterer Miene seine Handleistungen ab. Es lag nicht in ihrer Natur, durch Freundlichkeit und liebevolle Nachsicht den auf dem Wege der Treulosigkeit Begriffenen wieder zu seiner eingegangenen Verpflichtung zurückzuführen. Gleich allen unwissenden Menschen fand sie keine Vermittlung; sie sann auf Rache. Diese Gefühle wurden um so heftiger, als sie zugleich, durch jenen unerklärlichen Widerspruch der Natur, ihre Liebe für Ignaz steigen fühlte. Der Bursche erschien ihr in einem angenehmern Licht, wenn sie ihn an einer Andern Aufmerksamkeiten verschwenden sah, deren sie selbst nie theilhaftig geworden war. Das Gefühl ihrer Herrschaft in dem kleinen ländlichen Zirkel hatte sie sonst befriedigt, jetzt erwachte das Weib in ihrer

Digitized by Google

Brust; sie fühlte sich verlassen. So spürt der Verwundete erst seinen Schmerz, wenn die Wunde erkaltet. Warum bist du nicht mit uns gegangen, Ignaz, ehe die Blonde bei uns war? fragte sie einmal plötzlich den Arglosen.

Ignaz wußte keine Antwort. Die Zigeunerin sah, wie weit das Uebel vorgeschritten war. Du sollst Ignaz nicht deine Sachen geben; ich will nicht, daß er uns begleitet! sagte sie einige Tage darauf zu Marie, mit ihr eine Strecke hinter den andern zurückbleibend. — Was kann ich dafür, daß er sich anbietet; er trägt deinen Korb so gut als den meinigen. Du hast mir nichts zu befehlen, und wenn du nicht haben willst, daß er uns begleitet, so sag' es ihm selber; er ist ja mit dir versprochen und nicht mit mir.

Die Kleine sprach das nicht ohne einen Anflug von weiblicher Schelmerei. Es kam ihr nicht ungelegen, zum erstenmale die herrschsüchtige Zigeunerin demüthigen zu können.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Mystification. In Rom haben sich, wie der „Allg. Ztg." von dort geschrieben wird, an einem der letzten Abende des verflossenen Monats 5 Männer, wovon 2 als Gendarmen, die anderen als Sbirren uniformirt waren, bei einem neapolitanischen Emigranten, dem Grafen Cacace, als Abgesandte der Polizei präsentirt, die beauftragt seien bei ihm eine Haussuchung vorzunehmen. Der Graf, welcher gerade Gesellschaft bei sich hatte, ersuchte sie, ihn sofort zum Polizeidirector zu bringen, stand jedoch von diesem Verlangen ab, nachdem ihm bedeutet worden, das könne nur geschehen, wenn er sich Handschellen anlegen lassen wolle. Die fünf Herren schritten sodann ans Werk, nahmen mehrere Papiere zu sich und ließen in aller Förmlichkeit die sämmtlichen Anwesenden ein Protocoll über den Vorgang unterzeichnen. Nach Entfernung des unliebsamen Besuches eilte Graf Cacace auf das Polizeipräsidium, wo er erfuhr, daß die Behörde mit der ganzen Sache nichts zu schaffen gehabt habe, er also das Opfer einer Mystification geworden sei. Der Gewährsmann der „Allg. Ztg." glaubt, daß der mit Hilfe der Maskerade ausgeführte freche Streich im Auftrag des römischen Nationalcomites erfolgt sei, dessen Anhänger sich bereits rühmten, wichtiger Papiere über die Pläne der Reaction habhaft geworden zu sein.

Hermann Goldschmidt. Der bekannte Maler-Astronom Hermann Goldschmidt ist, 64 Jahre alt, zu Fontainebleau gestorben. Als Maler war er ein Schüler des Cornelius und mit einem einfachen Opernguker hatte er 14 Sterne entdeckt.

Dem „Nürnberger Anzeiger" wird aus Würzburg folgendes geschrieben: Seit dem Treffen bei Neßbrunn und Hettstadt ließ es mir keine Ruhe, zu erfahren was daran sei, daß bayer. Kürassiere um Pardon bittende Preußen zusammengehauen hätten. Schon am Abend des Treffens hörte ich darüber sprechen, doch nie etwas Sicheres. Vorgestern nun kam ich mit einem Hettstädter Mann zusammen, der ein schlichter und ehrlicher Charakter ist und dieser erzählte mir: «Ich und noch zwei Hettstädter Bauern hatten uns in ein vom Dorf etwa ¼ Stunde entferntes Wäldchen geflüchtet. Auf einmal sprengte ein Zug bayr. Kürassiere 20 Schritt vom Wald entfernt vorüber. Einer der hintersten Leute wankte im Sattel, und stürzte plötzlich vom Pferde; das Pferd lief den andern nach, und der Kürassier schleppte sich bis unter einen Baum höchstens 100 Schritt von dem Platze weg, wo ich stand. Hier entkleidete er sich, um seine Wunde zu untersuchen und da sahen wir, daß er am Oberschenkel blutete. Er nahm dann rasch aus der Tasche ein Stückchen Schweinefleisch, zerschnitt es und legte je eine Scheibe auf die Wundöffnungen. Eben war er daran, sie mit einem Sacktuch festzubinden, als 5 preuß. Husaren angesprengt kamen. Drei derselben stiegen vom Pferd und gaben dem armen Bayer 5 Stiche, daß er todt umsank. In diesem Augenblicke kamen aber auch 2 bayer. Kürassiere heran und mit ein paar Hieben waren die beiden noch auf den Pferden sitzenden Preußen herunter gehauen. Da fielen die ersteren, welche den Kürassier erstochen hatten und über das plötzliche Erscheinen der Bayern noch verblüfft dastanden, auf die Knie und baten um ihr Leben; sie hätten Frau und Kind zu Hause. Die bayer. Kürassiere aber sagten in wilder Wuth: für euch Hunde, die ihr unsern Kameraden so elend gemordet habt, haben wir keine Gnade; — und hackten sie in Stücke. Den erstochenen Kürassier trugen wir nachher in das Wäldchen und später auf den Kirchhof. Die 5 Preußen ließen wir liegen." Mein Gewährsmann betheuerte mir, daß dies die Wahrheit sei, für die er mit seinem Ehrenwort einstehe.

„He! Medelberger, was fällt ihm ein, sich in meinen Armstuhl zu setzen und da zu schlafen! Er bildet sich gewiß ein, Er sei ich, der Amtsverwalter, — dumm genug ist Er dazu!"

„Geh, erkundige Dich an der Theaterkasse ob heute noch das angezeigte Stück: „„Ein Sohn der Wildniß"" gegeben wird," befahl der Herr seinem Bedienten. Der Diener, der an der Theaterkasse die Nachricht erhielt, daß wegen Unpäßlichkeit eines Schauspielers das angezeigte Stück nicht, sondern: «Einen Jux will er sich machen,» gegeben werde, rapportirte: «Gnädiger Herr, statt: «Einen Sohn will er sich machen,» wird „Ein Jux in der Wildniß" gegeben.»

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 51. Sonntag, den 23. September **1866.**

Das Blumenmädchen von Eger.

(Schluß.)

Diesmal kehrte Ignaz bald um und die Mädchen legten schweigsamer als sonst den Heimweg zurück. Wider ihre Gewohnheit blieb die Zigeunerin die letzte der kleinen Karawane. Sie antwortete auf die Fragen der übrigen nur einsylbig, Lied als sie aufgefordert wurde, ein zeitverkürzendes und zu singen, schlug sie es in einem heftigen Tone ab. Die Mädchen wichen ihr aus; sie fürchteten die Zornausbrüche ihres ungebändigten Naturells. Seit diesem Tage erschien ihnen die Zigeunerin, wie sie später erzählten, wie umgewandelt. Sie herrschte die Mädchen nicht mehr an wie sonst, aber sie verwandte keinen Blick von Ignaz und Marie, wo diese von ungefähr zusammentrafen. Ihr Handel wurde vernachlässigt und je zierlicher Mariens Gewinde und Kränze schimmerten, desto verwilderter schienen die Blumenvorräte der Zigeunerin. Als ob ihre Gedanke abwesend wären, hatte sie zuweilen Dornen und unheimliche Schierlingsstauden unter ihre Blumen gemengt. Die Käufer mieden ihre Waare und die Zigeunerin verschwand allmälig aus der ersten Reihe der Blumenverkäuferinnen; sie schien sich der angemaßten Herrschaft begeben zu haben.

In dieser Zeit fiel ein Ereigniß, das nicht ohne inhaltschwere Folgen bleiben sollte.

Marie befand sich im Hofe des Gasthauses. Sie war beschäftigt, etwa ein Dutzend schöner farbiger Fruchtschalen, wie man sie zum Serviren von Confitüren auf eleganten Tischen anwendet, an dem Brunnen zu reinigen. Die dunklen Aermel ihres Trauerkleides waren aufgestreift und das sprudelnde Wasser rauschte aus dem blanken messingenen Hahn neckisch über ihre weißen Arme. Wie das Licht auf die schlanke, von einigen dunkelgrünen Tannenzweigen am Brunnenkessel umgebene Gestalt fiel, hätte einer jener alten niederländischen Künstler das Bild des heitern Mädchens vielleicht ebenso eifrig auf den reinlichen Boden des nahen Fasses gezeichnet, als einst der junge Maler Urbino das Porträt der Schönen in der Böttcherwerkstatt, aus der es als eine seiner herrlichen Madonnen hervorgehen sollte. Es war der unsterblichen Geister keiner zugegen, nur die Zigeunerin saß unter dem Vorbau und blickte aus diesem Schatten mit glühenden Augen nach der schönen Egerin. Sie sah, wie Ignaz zum Brunnen trat, sich schweigend neben Marie stellte und ihr weißes Tuch zum Trocknen der Glasschalen hinhielt. Sie glaubte in dem Angesicht des Burschen, das unterwandt an dem schönen Mädchen hing, einen Ausdruck tiefen schmerzlichen Nachdenkens wahrzunehmen. Vielleicht hatte sie Recht; vielleicht las sie auch nur wie alle Menschen, gelehrt und ungelehrt, aus Gegenwart und Vergangenheit, was in ihr selber vorging. Jetzt schaute Marie mit freundlichem Auge empor und nahm das Tuch aus den Händen des Burschen.

Der Zigeunerin schien in diesem Blick eine Aufmunterung zum Sprechen zu liegen, sie sprang auf und stellte sich neben beide. Was habt ihr mit einander, — ich will es wissen! so rief sie und riß heftig den Arm des jungen Burschen zurück, mit dem er das Tuch gereicht hatte. Das andere Ende war bereits von Marie um eine Schale geschlungen worden und die hastige Bewegung warf diese aus ihrer Hand und auf die Granitplatte des Hofes, daß die Glassplitter klirrend umherflogen.

Die Besitzerin des Hauses war in demselben Moment in den Hof getreten. Was geht hier vor? fragte sie und errieth zugleich den ganzen Zusammenhang, denn die andern Dienstboten hatten bereits über die Verhältnisse geplaudert. Wenn ich noch einmal das Zigeunermädchen im Hause treffe, lasse ich sie durch den Landgendarmen hinauswerfen. Du hast hier nichts zu suchen — nach Eger mit dir, wo du hingehörst — unsere Gemeinde will von dir nichts wissen, da verbirbst mir die Leute.

Die Zigeunerin stand sprachlos vor Wuth, man sah ihr an, daß sie mit einem verzweifelten Entschluß kämpfte, dann ergriff sie ihren Korb, zog ihr verschossenes Tuch über den Kopf, warf noch einen rachedürstenden Blick auf die Gruppe und sagte laut: Ihr sollt mich nicht mehr wiedersehen!

Acht Tage vergingen, ohne daß man von der Zigeunerin das Geringste hörte: Marie und Ignaz glaubten, sie habe die Gegend verlassen, und ihr Gewerbe an einem anderen Orte fortgesetzt. Auch die übrigen Blumenverkäuferinnen schienen sich der Entfernung ihrer eigensinnigen Beherrscherin zu erfreuen und der so oft unter Seufzern und Verdruß zurückgelegte nächtliche Weg erschallte jetzt meistens von fröhlichem Gelächter, dem oft das Horn des lustig über Berg und Thal kutschirenden Postillons antwortete. Aber die Zigeunerin war nicht verschwunden; ihr Rachegelan war nur gezeitigt worden. Während sich das arglose Paar

Digitized by Google

mit stillem gegenseitigen Wohlgefallen ohne irgend ein lautes Geständniß in seinen Berufspflichten bewegte, schritt das Verderben mit Eile eines Gebirgsunwetters heran.

Es war eine Nacht vom Samstag auf den Sonntag, als sich der kleine Zug, mehr als je beladen, mit blühender Bürde von Eger auf den Weg machte. Nicht allein die Last, sondern auch die Eile war diesmal größer, da eine Hochzeit im Badeort gefeiert werden sollte, und die Mädchen die Blumen zur Ausschmückung des Altars und der Tafel zu besorgen den Auftrag erhalten hatten. Marie, als eine Bevorzugte, war durch Besorgung des Brautkranzes ausgezeichnet worden. Man schien es als eine glückliche Vorbedeutung angesehen zu haben, wenn er aus ihren Händen hervorging. Durch eine besondere Gunst des Zufalls hatten sich wenige Stunden vorher einige Myrthenknospen erschlossen und der frisch gewundene Kranz war durch mehre jener eigenthümlichen kleinen röthlichen Schneeblüten geziert, mit denen das eigensinnige Gewächs unter dem nördlichen Himmel so sparsam ist.

Sorgsam in feuchtes Moos verborgen, lag dieses kleine Kunstwerk von Mariens Hand in einem Korbe, der auf der andern Seite eine Menge schöner weißer Rosen verbarg.

Mehrere Tage lang hatte in der Gegend eine drückende Hitze geherrscht, die Wege, damals noch durch keine geregelte Fürsorge in Stand erhalten, lagen im tiefen Sande begraben oder wurden unterbrochen von zackigen Steinen, und der Fuß des Wanderers rührte lästige, trockene Wolken auf, während die Abendsonne selbst noch mit schrägen Strahlen den Schweiß auf die Stirn lockte. Die Mädchen warteten den Untergang der Sonne ab; ein östlicher kühlender Wind, der ihr zu folgen pflegte, sollte ihnen den weiten Weg erleichtern.

Marie verabschiedete sich diesmal mit ungewöhnlicher Heiterkeit von ihrer Mutter; die Alte äußerte sogar noch scherzend, daß der nächste blühende Kranz des sorgfältig gepflegten Myrthenbaumes für Marie selber bestimmt sein sollte. Die gute Tochter lächelte anmuthig und hüpfte um die Ecke, noch einen Blick nach der Mutter werfend, die, ihren Rosenkranz betend, im Schatten des grauen Kirchthurmes verschwand.

Unter diesem Zögern waren die andern Mädchen in ihrer Eile schon eine Strecke Weges vorausgegangen, doch betrug der Zwischenraum nicht viel mehr als 1000 Schritte. Marie hörte zuweilen ein lauteres Wort der plaudernden Gefährtinnen, ein munteres Gelächter oder einige Liederverse, die eine von ihnen sang. Ihr ward nicht bange, denn sie hatte den Weg oft schon ohne die geringste Begegnung gemacht. So wurden zwei Stunden zurückgelegt; ein wohlbespannter Wagen hätte auf dem ungleichen über Fels- und Waldrücken steigenden Wege nicht mit den jungen rüstigen Fußgängerinnen wetteifern können. Der Vollmond war aus einem dunkeln Thaleinschnitt rothglühend emporgestiegen und blickte durch die Tannenzweige, wie die ewige Lampe durch ein gothisches Gitterfenster. Die Stille der Natur wurde nur durch bellenden feinen Anschlag eines jagenden Fuchses unterbrochen, der sich vor dem Geräusch der Fußtritte aus dem Staube machte.

Jetzt waren die Pilgerinnen etwa auf der Hälfte des Weges angelangt. Die Beschaffenheit der Gegend bot ihnen hier wie von selber einen Ruhepunkt. Die Straße lief in der Höhe weiter und eine natürliche Felsentreppe stieg seitwärts zu einem Waldbach herab, der sich über Granitbruchstücke silbern schäumend in eine unregelmäßig geformte Wanne ergoß, welche mit ihrem Wasserstaube große Farrenkräuter und wilde Blumen tränkte. Diese Felsentreppe stieg der Fuhrmann hinab, um seinen Pferden zu schöpfen, wenn sie die Höhe erglommen hatten; an diesem Platz ruhte der Handwerksbursch, der Soldat auf Urlaub, der Hausirer und Mausefallhändler. Jeder schonte den Ort und das vor Tageshitze schützende Laubwerk. Die Blumenhändlerinnen pflegten hier stets zu verweilen, ihre Blumen eine Zeitlang in dem Dunste des kleinen Wasserfalls zu baden, selbst zu trinken und das Gesicht zu kühlen. Sie thaten es auch in dieser Nacht und beschlossen, auf Marien zu warten, die langsam den Berg erstieg und den Felspfad heiter herabschritt. — Geht nur wieder weiter, wenn ihr so große Eile habt, ich folge euch in wenigen Minuten, sagte Marie, als nach kurzer Frist die Mädchen wieder aufbrechen wollten. — Komm, komm, rief die Aelteste, gehen wir lieber alle zusammen, ich höre etwas im Gebüsch rauschen, es kommt mir heute so unheimlich vor. — Du bist eine Närrin, es ist die Grasmücke, die hier ihre Jungen im Neste füttert. — Eine Grasmücke sucht jetzt nicht Futter, die Vögel schlafen so tut wie die Menschen, rief das Mädchen, wie von iner innern Angst getrieben. — Die Vögel und de Menschen schlafen und wir sind doch munter; es wird mir Niemand etwas zu Leide thun — laßt mich nur noch den Kranz und die Rosen ins Wasser tauchen.

Die Mädchen stiegen eine hinter der andern den Fels hinauf und verschwanden auf der Höhe, die sich wieder in dichtes Gebüsch senkte. Marie kniete nieder, nahm den Kranz aus dem Korbe und tauchte ihn vorsichtig in einen sanften Wirbel, den das herabfluthende Wasser bildete. Noch sah sie gedankenvoll vor sich hin, als ein verdorrtes Tannenbäumchen knackte und aus dem dichten Erlengebüsch eine große weibliche Gestalt trat.

Es war die Zigeunerin; sie trug in der rechten Hand, eingewickelt in ihre leinene Schürze, eine runde Masse und schritt über die Steine des Baches, sich an den Zweigen mit der Linken haltend. Mit düsterm Blicke blieb sie vor Marien stehen, die erschrocken auf den Knieen liegen geblieben war. — Seit acht Tagen habe ich auf dich gelauert, nun bist du in meine Hand gegeben, sagte die Zigeunerin, das arme Mädchen mit der Lin-

Digitized by Google

ken bei der rechten Schulter packend und in ihrer demüthigen Stellung festhaltend.

Jesus, Maria! rief die hinterlistig Ueberfallene und schlug in ihrer Angst, wie vor einem bösen Geiste, ein Kreuz. — Ich werde nicht mehr auf dich warten, den du wirst hier bleiben.

Marie griff nach dem Kranze, versuchte aufzustehen und sagte entsetzt: Laß mich, des Apothekers Tochter hat Hochzeit; ich muß den Kranz bringen — ich habe es versprochen. — Des Apothekers Tochter wird ihren Kranz haben. Du hast ihn zu bringen versprochen und ich werde für dich Wort halten, murmelte die Zigeunerin, der Wehrlosen das blühende Myrthengeflecht aus der Hand reißend und seitwärts werfend. — Was willst du thun? rief das arme Mädchen, die Hände faltend. — Dich todtschlagen, elendes Geschöpf! sagte kaltblütig die Zigeunerin. Du hast noch so lange zu leben, als du betest. — Thue es nicht um meiner armen Mutter willen! rief die Unglückliche, vergeblich bemüht, aufzustehen, durch die kräftige Gegnerin wie das Schlüpferige Gras des Ufers daran verhindert. — Mag das alte Weib betteln gehen — bei denen, die mich wie einen Hund fortgejagt haben, — bete — dann ist es mit dir vorbei! — Laß mich los, bei allen Heiligen! schrie die Verlorene und stieß mit verzweifelter Anstrengung nach der Brust der Zigeunerin, daß diese wankte und ihr Opfer losließ, aber zugleich erhob sie wuthentbrannt mit der Rechten den in ihre Schürze gewickelten Stein und schlug mit Leibeskräften nach dem Kopfe der Knieenden.

Auf den Tod getroffen sank die Unglückliche mit einem erstickten Seufzer in das fließende Wasser und ein dunkler Blutflecken trübte die reine Fluth und das Licht des sich ruhig darin spiegelnden Mondes. Die Zigeunerin ließ jedoch nicht nach, sie versetzte ihrem Opfer wohl noch zwanzig Schläge und hörte erst in ihrem Mordhandwerk auf, als auch das leiseste Zucken vorüber war. Dann wusch sie ihre blutigen Hände und Kleider im Bache, packte den Kranz in den Korb der Ermordeten, stieg den Felssteig empor und verschwand im Gebüsch.

Zehn Minuten waren noch nicht verflossen, als die Post auf der Höhe erschien. Der Postillon war abgestiegen, um den Pferden die Last zu erleichtern, und wollte eben wieder aufsitzen, als ihm ein im Mondschein schimmernder Gegenstand an der bekannten Stelle auffiel. Er bat die Reisenden, zu warten und stieg hinab. Sein Entsetzensruf lockte auch diese herbei. Sie fanden die entstellte aber noch warme Leiche; es blieb nichts übrig, als schnell den Badeort zu erreichen und die Gerichte zu berufen. Kaum saßen die Reisenden in dem Wagen, kaum war der Postillon auf seinem Sitz gestiegen, als auch eine dunkle Gestalt aus dem Dickicht schlüpfte, das Gepäck erkletterte und sich schweigend darauf niederkauerte. Die Zigeunerin wollte der Ermordeten Wort halten. Der Postwagen überholte die Fußgängerinnen, die einen andern Weg durch den Grund eingeschlagen hatten, und kam mit Tagesanbruch an den Ort seiner Bestimmung. Als zwei Stunden später die Thür der Apotheke geöffnet wurde, hing am Drücker ein zerrissener Myrthenkranz, dessen Blüthen und Blätter mit Blut befleckt waren. Eine namenlose Aufregung bemächtigte sich des Ortes, die Hochzeit ward aufgeschoben und die Boten des Gerichtes durfuchten alle Pfade des Gebirges und Waldes.

Man hat die Zigeunerin nie wieder gesehen. Ignaz verließ seinen Dienst und wurde Soldat, Die alte Mutter verfiel nach langem Jammer in stillen Irrsinn, und noch zehn Jahre nach dem unglücklichen Ereigniß sah man sie gedankenlos an einem kleinen schwarzen Kreuze sitzend, das die Stelle bezeichnete, wo man ihr schönes Kind begraben hatte: das Blumenmädchen von Eger.

Das Jubiläum des Henkers von Bristol.

Die gewerbreiche Stadt Bristol in England war in den ersten Tagen des Monats Juni d. J. Zeuge einer eben so seltsamen als glänzenden Feier, an der sich alle Schichten der dortigen Bevölkerung jedes Alters und Geschlechts in gleicher Weise betheiligten. Der Scharfrichter James Fitz, ein ehrenwerther corpulenter Herr, zugleich ein Mann von großem Ansehen, der Schrecken aller Gauner, von deren Zunft er nach dem Spruche der weltlichen Gerechtigkeit nunmehr seit 25 Jahren eine große Zahl ins bessere Jenseits befördert hatte, feierte sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum. Der hehre Tag wurde in würdiger Weise dadurch eingeleitet, daß der ehrenwerthe Herr James Fitz bei Sonnenaufgang die Mörderin Clara Gagot, die ihren Gatten und ihre Tochter vergiftet hatte, vom Leben in den Tod mit dem Stricke beförderte. Eine zahllose Menschenmenge wohnte diesem schauerlichen Drama bei, bei welchem Herr Fitz, wir wissen nicht zum wievielten Male, als Meister in seiner Kunst sich bewährte. Ein donnerndes Hoch der gaffenden, müßigen Menge lohnte seine Bravour, als er nach gethaner Arbeit, im Vollgefühle erfüllter Pflicht, sich vom Richtplatze unter der üblichen Escorte im scharlachrothen Amtskleide entfernte. Alles, was Bristol an Berühmtheiten von Geist und Kapital nachwies, hatte sich am Abende des solennen Tages in Fitz-Hall, dem reizenden Landhause des greisen Helden vom Stricke, ein Stelldichein gegeben, um diesen zu beglückwünschen, zu betoasten; es wurden lange, warme Reden gehalten, aus allen Theilen des meerumschlungenen Reiches trafen auf telegraphischem Wege Grüße und Anerkennungs-Adressen ein. Kurz, Herr Fitz hatte an seinem Ehrentage sich so vieler Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen, daß er bei einbrechender Nacht mit diesem schönsten Tage seines vielgeplagten Daseins zufrieden sein konnte

Digitized by Google

Doch der Mensch soll den Tag nicht eher loben, als bis er vorüber ist.

Es war eine trübe, regnerische Nacht. Herr Fitz, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, von den ihm gewordenen Ehren gleichsam erdrückt, wollte sich zur Ruhe begeben, als er, in seinem Schlafzimmer angelangt, durch ein unheimliches Geräusch unliebsam erschreckt wurde. Durch das halbgeöffnete Fenster, dessen Aussicht in einen baumreichen Garten geht, stiegen mittelst einer angelegten Leiter einige handfeste, stämmige Kerle mit wilden verzerrten Mienen ein, in denen der geübte Blick des Herrn Fitz nur allzu leicht jenes Gelichter erkannte, an welchem Bristol so reich ist. Diese Gäste des Herrn Fitz, sechs an der Zahl, hatten ihren Sprecher, der in ächt englischer parlamentarischer Weise an den ehrenwerthen Fitz ungefähr folgende Rede hielt: „Sie seien zur Begrüßung des erfahrenen und erprobten Scharfrichters bei Nacht gekommen, weil die kostbaren Stunden des Tages von andern Gästen in Anspruch genommen worden seien, weil sie ferner zu keiner gesetzlich anerkannten Corporation zählen, weil ferner ihre Widersacher sie beharrlich in den Gefühlen aufrichtiger Sympathien und in ihren Loyalitäts-Ausdrücken behindern. Herr Fitz habe sich um die Menschheit hoch verdient gemacht durch sein Wirken; die Ehre des Standes, dem sie (die Gauner) angehörten, gebiete diese Anerkennung; denn wenn er auch so manchen ihrer guten Freunde den Weg ins jenseits angebahnt, so sei dies stets von ihm «liebevoll in ächt humaner Weise» geschehen."

Als Zeichen ihrer Anerkennung überreichte die Deputation dem Scharfrichter einen aus getriebenem Silber kunstvoll gefertigten Galgen. Herr Fitz, Anfangs verdutzt über den unerwarteten Besuch durchs Fenster, beantwortete die Ansprache in würdevoller Weise, dankte für den ihm gewordenen Ausdruck der Achtung und Anerkennung und bedauerte, wegen der vorgerückten Nachtstunde seine Gäste nicht entsprechend bewirthen zu können, doch reichte er jedem Einzelnen die Hand, und nachdem neuerdings Complimente gewechselt waren, entfernten sich die Gäste auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, trotz aller Einsprache des Herrn Fitz, welcher ihnen den Weg durch die Thür gezeigt hatte. Kaum war dies geschehen, als die Haushälterin des Herrn Fitz, Sarah Klimport, athemlos ins Schlafgemach ihres Herrn stürzte und zitternd vor Angst und Entsetzen folgenden Rapport herstammelte: Es seien ungefähr zehn Männer in den Speisesaal zu ebener Erde gedrungen, hätten den Dienstleuten Stillschweigen geboten, die sich Widersetzenden gefesselt und sodann alles Silbergeschirr, das den Gästen bei der Tafel gedient hatte und zum größten Theile entlehnt war, Becher, Platten, Krystalle, die kostbaren Ehrengeschenke, zusammengerafft, sogar die Amtsreliquien des Henkers. Das Haus sei förmlich ausgeplündert worden; der Schaden belaufe sich auf mehrere tausend Pfund, und es sei nicht abzusehen, wie Herr Fitz die Darleiher des Silbers entschädigen könne. Herr Fitz blickte verzweiflungsvoll auf den silbernen Galgen, das Ehrengeschenk seiner Freunde, stieß sodann ein Wuthgeschrei aus und stürzte hinaus, um sich zu überzeugen wie weit Frau Klimport die Wahrheit gesprochen.

Frau Klimport, zeitlebens eine Freundin der Wahrheit, hatte auch diesmal nicht zu viel gesagt, der Schweiß einer fünfundzwanzigjährigen mühsamen Arbeit und noch mehr als dieß, war auf schlau berechnete Weise in die Hände der Gauner gefallen, und nichts war ihm geblieben, als das Symbol seines Amtes: der silberne Ehrengalgen.

Zwar wurden die Strolche nächtlicherweile eingefangen aber die ganze Habe des Henkers, die entliehenen Werthsachen und Ehrengeschenke waren unwiederbringlich verloren.

Verschiedenes.

Ochsen ohne Hörner. Aus Rußland kamen zur Verpflegung der preußischen Kriegsheere große Heerden von Rindvieh an, worunter sich in Deutschland bisher ganz unbekannte Racen, so z. B. Ochsen ohne Hörner befinden, die von ungemein duldsamer Art sind.

Die größte Glocke der Welt befindet sich im Haupttempel zu Miako in Japan. Sie hat ein Gewicht von etwa 2 Mill. Pfd. Derselbe Tempel birgt 333,333 Götterbilder, deren Größe sich so abstufen soll, daß ihre Köpfe eine schiefe Ebene bilden.

Im Faubourg du Roule zu Paris baut man gegenwärtig ein neunstöckiges Haus mit Parterre- und Kellerwohnung und Kellern, so daß dasselbe also eigentlich ohne die Keller eilf Stockwerke haben wird. Das Haus enthält keine Treppe, sondern einen Flaschenzug, der von Minute zu Minute die Bewohner in die Höhe befördert. Das Haus wird zur Probe gebaut, und wenn es Anklang findet, wird man mit dem Bau solcher Häuser fortfahren.

Verunglückt. Auf der Zeche Prosper in Gerschede, im Regierungsbezirk Düsseldorf, riß am 7. d. M. Morgens während der Einfahrt von 14 Bergleuten das Seil, und da der Fangapparat sich nicht bewährte, stürzten sämmtliche daran Einfahrende aus einer Höhe von etwa 800 Fuß in den 9 Fuß Wasser haltenden Sumpf des Schachtes, woraus sie als Leichen heraufgeholt wurden. Mehrere der Verunglückten waren Familienväter; einer hinterläßt acht Kinder.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 52. Donnerstag, den 27. September **1866.**

Der Dämon des Waldes.

Aus dem Portugisischen.

Potz Wetter! rief die bejahrte Senhora, Leonora, eine der unverwüstlichsten Klatschgevatterinnen von Leira; — es kommt kein Unglück allein, das andere kommt hinterdrein. Da lasse ich die leichtfertige Dirne gestern ohne mich in die Vesper gehen, gleich läuft sie davon. Ja, ja, Meister Paolo, jetzt sind wir fertig und ich will diesem Treiben ein Ende machen oder nicht Leonora Sepulveda heißen.

Fertig? womit, womit, gute Senhora? fragte ein netter Junge in der Kleidung der Maulthiertreiber und zog seinen Sombrero und bückte sich, während er durch die niedrige Thür der Hütte trat. Was hat der arme Paolo denn verbrochen? wir gingen doch gestern Abend so friedlich auseinander!

Armer Paolo! begann die Matrone von neuem und versuchte ihr Gesicht in noch strengere Falten zu legen. — Arme Leonora sollte Ihr sagen, denn sie muß jetzt allein den Rocken drehen und den Krug füllen, während ihre gottlose Nichte mit euch Maulthiertreibern schwatzt.

Ei, ist es weiter nichts als das, sagte der Jüngling beruhigt und langte dabei nach dem irdenen Krug, — so will ich vom Brunnen zurück sein, ehe ihr ein Ave gebetet habt; aber den Rocken, den laßt von Isabellens weißen Händen drehen.

Isabellens weiße Hände sind schon dabei, ließ sich seitwärts eine lispelnde schalkhafte Stimme vernehmen.

Beide, die Tante wie der Maulthiertreiber, waren über diese unerwartete Rede betroffen. In der That, Isabelle war da, aber des Gespinnstes auf dem Rocken wenig. Des Mädchens Wange deckte ein höheres Roth, als ihrer vollen Schönheit sonst eigen war; ihre Kleidung war sorgfältiger als gewöhnlich, der Haarputz schien heute etwas Gefallsüchtiges anzudeuten, und was der Tante beim ersten Blick auffiel, war der Umstand, daß Isabelle ihr Sonntagskleid trug und zwar mit dem Anschein, als müsse es so sein.

Wo kommst du her, Isabelle? fragte Paolo und mit Entzücken verweilten seine Augen auf den schönen Körperformen des Mädchens.

Ich glaube gar, fiel die Alte ein, der Bursche möchte meine Augen Lügen strafen. Meint ihr, ich wisse es nicht, daß ihr im Thal, am Ufer des Flusses gesessen habt? Nun, wollt ihr mir Sand in die Augen streuen und euch einander fragen? Ich bin kein Kind und weiß recht wohl, wie viel zweimal zwei macht.

Wahrhaftig, Senhora, betheuerte der junge Mann, ich fragte Isabelle im vollen Ernst, denn heute habe ich sie nur erst jetzt gesehen. Ist es auch schon spät, so meine ich doch, daß es ihr nicht ungelegen ist, denn, setzte er mit vergnügtem Blick ihren feiertäglichen Staat musternd hinzu, wie ich sehe, wurde ich von ihr erwartet.

Bei dieser Rede zeigte sich in Isabellens Antlitz ein leiser Ausdruck des Hohnes wie des Schmollens; aber sie entgegnete nichts und Paolo entfernte sich, um den Wasserkrug zu füllen.

Wo bist du gewesen, Mädchen? fragte die Alte, sobald sie sich mit ihr allein sah.

Wo ich gewesen bin, Tante? wiederholte Isabelle, als wolle sie auf eine Antwort sinnen.

Nun freilich... die Frage ist doch verständlich genug.

Verständlich?... Ich... war spazieren gegangen.

Davon gelaufen, wirst du sagen wollen, erwiderte die Tante und blickte strafend auf des Mädchens hochrothe Wangen.

Wie warm es ist, begann Isabelle ausweichend, und wehte sich mit der Schärpe Kühlung zu.

Du warst also nicht mit Paolo? rede offen, Isabelle.

Hat er es Euch nicht eben selbst gesagt, daß wir einander heute erst jetzt sahen?

Potztausend, was soll das heißen? fragte Leonore; du schüttelst mit dem Kopf und verziehst die Lippen, als spräche ich zu dir von einem Bettelbuben und nicht von eines rechtlichen Mannes Sohn . . . was bedeuten diese Gesichter? .... Da kommst du ja, Paolo .... danke, danke mein Sohn, wendete sie sich bei des Burschen Eintritt gegen ihn. Deine jungen Beine sind besser als meine alten Knochen; ich hätte gewiß eine halbe Stunde mehr gebraucht.

Kommst du mit nach dem Hügel, Isabelle? fragte Paolo, während er den Wasserkrug zur Erde setzte und auf das Mädchen zuschritt. Die Tante wird dir ein halbes Stündchen erlauben; unter dem Granatapfelbaum ist es so recht hübsch kühl und schattig.

Was ist es mit dem Apfelbaum und seinen Blüthen, erwiderte ihm das schöne Kind gleichgültig; — hast du nichts besseres?

Ich glaubte nicht, daß du etwas besseres verlangen würdest, Isabella, und ich weiß jetzt nichts anderes. Bei diesen Worten wendete sich Paolo ab und die

Digitized by Google

Röthe eines beleidigten Gefühls überzog sein hübsches Gesicht.

Ich scherzte blos, Paolo, ergänzte das Mädchen schnell und legte ihre Hand in seinen Arm. Wir wollen nach dem Hügel gehen; — bist du böse?

Nein, ich bin nicht böse, Isabelle, entgegnete Paolo und blickte ihr ins Auge; ich bin dir nicht böse, Isabelle. Aber von seiner Stirn verschwand die Wolke nicht und er ward einsylbiger als vorher.

Beide verließen die Hütte. Mit wohlgefälligem Lächeln blickte ihnen die alte Leonore nach.

Da gehen sie, sprach sie vor sich hin, ein schönes Pärchen gab es wohl nie unter der Sonne. Was nur mit der Dirne ist, sie scheint so sonderbar, so zerstreut. Nun, sie ist sechzehn Jahre und da muß man ihr das schon zu gute halten, daß sie nicht so klug ist wie ich.

Und in der That, es war ein herrliches Paar. Das schwarze Haar des schönen Mädchens war unter einem gesteiften Mouselintuche zierlich aufgebunden; ihre schlanke Gestalt trat durch ein anliegendes blaues, mit rothen Schnüren versehenes Jäckchen mehr hervor und unter der Saya von hellem Stoffe bemerkte man ihren niedlichen Fuß. Aber auch ihr Liebhaber konnte als Muster eines portugiesischen Maulthiertreibers gelten; schlanken und kräftigen Baues zeigte sich in seiner Kleidung ein Anflug von Eitelkeit, der vortheilhaft auf sein Aeußeres wirkte. Seine Jacke von schwarzem Sammt war reichlich mit lose befestigten silbernen Knöpfen versehen und wurde von einem scharlachenen Gürtel begrenzt. Seinen Hut schmückten Bänder von bunter, silberdurchwirkter Seide und zierliche Rosetten von demselben Stoff. Sein Blick war der eines Falken und seine Gestalt die eines Herkules; in der Gegend kannte man ihn als den aufgeräumtesten und gefälligsten Burschen. Isabelle war auf ihren Liebhaber eben so stolz wie er auf sie. Oft hatte im Zwielicht ein Lied, von den Klängen der Guitarre begleitet, das Lob der schönen Nichte Leonorens besungen; jetzt, sobald der Abend vorrückt, ergriff die Schöne eine Schwermuth, von der ihr Geliebter nichts ahnte.

Du bist heute traurig, mein Leben, begann Paolo zärtlich; ist dir etwas zugestoßen?

Das nicht, Paolo, nein; aber ich dachte an etwas und das Denken macht zuweilen traurig... Armuth ist ein Uebel und es ist gar nicht hübsch, daß es Uebel in der Welt gibt.

Fragend blickte Paolo auf das Mädchen.

Isabelle, wie können solche Gedanken dich beunruhigen? Du bist ja nicht so arm und die, welche es sind, finden ja bei dir, Dank der heiligen Jungfrau, stets eine mitleidige Hand.

Ich spreche nicht von der Armuth des Bettlers, Paolo, gegenredete das Mädchen; aber ich bin des ewigen Spinnens müde, und ich glaube, daß ich zu etwas Besserem geboren bin.

Freilich bist du das, süßes Mädchen, bekräftigte der gute Bursche etwas verlegen; dennoch weiß ich nicht, wie das zu ändern wäre.

Das ist es ja eben, erwiderte die mißvergnügte Isabelle; welch ein Leben ist dies, wie elend! — Paolo, es gibt bessere Genüsse, nach denen ich mich sehne.

Du sollst sie haben, liebes Mädchen, ja, du sollst sie haben, so schnell mein Fleiß sie dir zu schaffen vermag. Heute habe ich mir noch einen Maulesel angeschafft und, Isabelle, ich zweifle nicht, daß wir unser gutes Auskommen haben werden.

Die mißmuthige Kleine lächelte ein wenig.

In Lissabon soll es recht schön sein, Paolo, begann sie von Neuem; ich möchte es einmal sehen mit seinen Kirchen und Palästen und Plätzen.

Sei unbesorgt, Isabelle, das wird auch geschehen; aber es wird noch eine Weile dauern, ehe wir die Crusados zusammenbringen, die es in einer so großen Stadt kostet.

Isabelle schwieg eine Weile und blieb verstimmt.

Paolo, fing sie plötzlich wieder an, mir träumte, ich würde die Frau eines Hidalgo (Edelmann).

Ich küsse die Hand der Dame, erwiderte der Maulthiertreiber scherzend; dann würdest du ja in deiner eigenen Kutsche fahren und die Tasche voll Crusados haben. Und wann, schöne Dame, wird die Hochzeit sein?

Ich freue mich, daß dir diese Aussicht in meine Zukunft gefällt; ich glaubte schon, du würdest böse werden, Paolo, wenn ich dir das erzählte.

Ich bin kein Thor, Isabelle, und gebe auf Träume nichts, denn sonst wäre ich schon längst ein Hidalgo.

Ja, aber man träumt oft im Wachen, sagte mit Ernst Isabelle.

Ha! rief der Geliebte, in dem erst jetzt der Verdacht aufstieg, daß die Unzufriedenheit seines Mädchens einen andern geheimen Grund habe. Was willst du damit sagen, Isabelle? treibst du Scherz mit meiner Liebe oder liebst du mich nicht mehr?

Nicht doch, Paolo, ich habe dich lieb — wie — meinen Bruder — aber mehr nicht.

Betroffen griff der Bursche nach seinem Sombrero (Hut) und warf ihn auf den Boden.

Isabelle, stotterte er, ist das dein Ernst?

Ich habe dich und mich getäuscht und das thut mir weh, antwortete das Mädchen und zerpflückte eine Blüthe des Granatapfelbaumes, unter dem sie standen. Ich täuschte mich selbst, wenn ich dich zu lieben glaubte, Paolo, und ich sehe mein Unrecht ein. Lass' uns Freunde bleiben, Paolo; du wirst bald vergessen, daß wir einander mehr sein wollten.

Es sei, war Paolo's Antwort, und der Ton seiner Stimme war so ruhig, so ohne Leidenschaft, daß Isabellens Eitelkeit dadurch verletzt ward. Verwundert sah sie zu ihm auf, aber sein Anblick überzeugte sie alsbald, welchen innern Kampf ihm dieser Entschluß kostete. Ja, es sei! wiederholte er nach einer Pause und blickte ihr ins Auge. Ich habe dich geliebt, wie mich selbst; du warst mein

Digitized by Google

erster, mein letzter Gedanke; — ich hätte Elend ertragen, würde ich dir dadurch ein Leid erspart haben; — einem Sclaven gleich hätte ich gearbeitet, um dir die Last der Arbeit zu erleichtern; — bis zu meiner Sterbestunde hätte ich dich als mein höchstes Glück betrachtet; — aber, Isabelle, ein treuloses Herz, das mit der Liebe Spott treiben kann, will ich nicht an meine Brust drücken, nicht meine Hand in ihre widerstrebende legen; — nein, das will ich nicht, und brächte es mir die Krone Portugals, dürfte ich den Palast des Königs bewohnen und dem Rath der Edeln gebieten. Ich gebe dich frei, Isabelle, so frei, als hätte ich nie deine Lippen berührt. Ich wünsche dir alles Glück; denn was mich und meine Zukunft betrifft — was mache ich mir daraus! — Einem todten Baum gebührt die Axt — mir gilt nun Alles gleich. — Aber ich beschwöre dich bei deiner früheren Liebe für mich, bewache deine Schritte. Ich fürchte, du stehst am Rande eines jähen Abhangs, bedenke es also — und seine Stimme bebte einen Augenblick — bedenke, daß wenn du meiner Hülfe bedarfst, ich alle Kräfte aufbieten werde, um dich, ohne irgend einen Lohn, zu retten.

Im Auge des Mädchens zeigte sich eine Thräne. Du verkennst mich, Paolo; du glaubst, ich sei eine verächtliche, gefühllose Dirne.

Halte ein, Isabelle! unterbrach sie Paolo mit rauher Heftigkeit. Du hast mich hart geprüft — lass' uns von einander scheiden. Sprechen wir nicht mehr davon, wir verstehen uns nicht. Deine Träume sind eitel Gold, meine Gegenwart kann sie nur trüben. Lebe wohl, mögest du nie mit Reue an die Stunde denken, in welcher du ein Herz von dir scheuchtest, das liebend für dich schlug.

Isabelle wollte reden, aber sie stand allein. Er ist fort! lispelte das Mädchen, als sie aufblickte, und ihr Herz schlug heftiger. Sie wußte recht gut, wie sehr der Maulthiertreiber sie geliebt, und wie hatte sie seine Liebe erwidert? Durch Falschheit hatte sie ihm vergolten. Wäre Paolo's Neigung zu ihr minder innig und herzlich gewesen, so würde er nicht fortgegangen sein; er würde sie mit Vorstellungen und Vorwürfen überhäuft, sich schwärmerisch und verletzt gezeigt, thörichte und nutzlose Betheuerungen an sie verschwendet haben; allein das war ihm nicht möglich. Sein Herz war auf's Tiefste verwundet. Der Blitz hatte die Eiche getroffen und den innersten Kern zerschmettert.

Isabellens leichter Sinn schweifte indeß gar bald von Paolo's Bilde ab, sie erhob sich vom Rasen und schritt mit heiterem, sorglosem Blick den Hügel hinab. Unten bog sie um ein Rebengelände und klomm dann den gegenüberliegenden Felsen hinan, auf dessen Gipfel sich die verfallenen Zinnen eines maurischen Schlosses erheben.

Zur Zeit, wo sich diese Begebenheit zutrug, war dieses Schloß noch nicht in dem Zustand, in welchem der Reisende es jetzt findet. Noch trotzten einige Mauern dem Zahn der Zeit, prächtige Säulen streckten sich empor, die jetzt im Gras, von Unkraut umwuchert, ihrer Zerstörung nahe sind. Fledermäuse, Eulen und anderes Ungethüm hausten in den hohen schmalen Fenstern des Thurmes und machten den Ort nur noch unheimlicher. Im Volke erzählte man sich aber, daß zur Nachtzeit noch viel schrecklichere Wesen den Platz bevölkerten, und selten wagte es Jemand, zu dieser Zeit den Felsen zu besteigen.

Die Sonne war indeß dem Untergang nahe und warf lange Schatten durch die Räume. Isabellens Blicke hafteten nicht an den schaurigen Schönheiten dieses Ortes; ihr leichter Schritt trug sie über verworrenes Unkraut und die netzartigen Gewebe der Wickelraupen, die sich längs den Mauern mit den dunkleren Blättern des Epheus vermischten und ihre kelchähnliche Blüthe in frischer Schönheit, der Ruinen spottend, zum Himmel hob.

Isabelle neigte sich nicht, um die süßduftenden dunkelblauen Veilchen zu brechen, sie achtete nicht der smaragdgrünen Eidechse, welche durch ihre nahenden Fußtritte aufgeschreckt, an ihr vorübereilte; alles dies kümmerte Isabelle nicht, ihre Gedanken richteten sich nur auf einen Gegenstand, und um ihn her war für sie alles eine wüste Einöde.

Meine Liebe! lispelte es neben ihr, als sie an eine Halle gekommen war und ihre Schritte hemmte. Schöne Isabelle, mein geliebtes, furchtloses Mädchen! Und hinter dem Vorsprung einer Mauer trat ein Mann hervor, der unter seiner Capa die Kleidung eines Edelmannes trug. Du bist schnell zurück, liebes Mädchen, sprach er weiter; ich vernahm den Tritt deines leichten Fußes, obwohl ich ihn noch nicht zu hören glaubte, da es noch so zeitig ist.

Dabei fühlte sich Isabelle an eine Brust gedrückt, auf der ein von Edelsteinen glänzender Stern befestigt war, und ihre Hand ergriff eine andere, deren Finger kostbare Diamanten schmückten. Die Gestalt des Mannes war schlank und majestätisch, seine Gesichtszüge konnte man vollkommen schön nennen; dennoch gab sich in seinem Aussehen ein Etwas kund, das auch ohne das Leuchten seiner Blicke eine unheimliche Wirkung hervorbrachte. Das helle Braun seiner Stirn und Wangen schien wie durch heißes Blut geröthet worden zu sein, und das dunkle anliegende Gelock seiner Haare glich schwarzem Marmor. Der grobe Mantel, der ihn bedeckte, ließ um so glänzender sein reich und prächtig geschmücktes Gewand hervortreten. Allein der Umstand, daß der Unbekannte stets im dunkelsten Schatten der Ruinen verharrte, mußte befremdend erscheinen. Trat Isabelle, von der Macht des Augenblicks getrieben, vor in den strahlenden Glanz des untergehenden Tagesgestirns, so zog sie ungeduldig der reichgekleidete Fremde in das tiefste Dunkel des Ortes zurück; er schien das Licht des Tages Der zu mißgönnen, für die er so heftig entbrannt war. Zwei dichte schwarze Federn, durch einen mit Juwelen besetzten Gürtel am breitkrämpigen Hut befestigt, fielen wallend tief herab

Digitized by Google

und kos'ten mit der milden Luft des Abends. Die goldenen Sporen wie die silberbetreften Handschuhe verkündeten in ihm den Ritter. Konnte es demnach befremdend sein, wenn ein junges, eitles und leichtfertiges Mädchen wie Isabelle durch den Glanz einer so ungewöhnlichen Pracht geblendet ward?
(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

* Unter der Rubrik: „Sagenhafte Entstehung bayerischer Städte und Städte-Namen" bringt das Morgenblatt der „Bayer. Ztg." Nachstehendes über Kaiserslautern:

Kaiserlautern ist unstreitig einer der ältesten Plätze der Pfalz denn die alten Chroniken lassen bereits Julius Cäsar hier eine Stadt erbauen, die aber später von dem Hunnenkönig Etzel, dessen auch das größte deutsche Heldenepos, das Nibelungenlied gedenkt, wieder zerstört worden sein soll. Eine zweite Sage jedoch berichtet die Gründung der Stadt anders, wie wir sogleich hören werden. Unter der Regierung der Kaiser Diocletian und Maximian im Jahre 303 während einer der größten Christenverfolgungen, die sich über das ganze Gebiet des damaligen ungeheuren römischen Kaiserreichs erstreckte, soll eine fromme Frau aus einem edlen assyrischen Geschlechte entstammt, von Trier ausgewandert sein, um sich den Nachstellungen und Verfolgungen des dortigen römischen Statthalters zu entziehen. Lange irrte sie mit ihrem Hofgesinde in den Wäldern des Hardtgebirges umher, bis sie endlich in der Wilkniß einen Klausner traf, der dem Gewühl der Welt entflohen war, und hier nur dem Gebete und ernsten Betrachtungen lebte. Freundlich ward die Vertriebene sammt ihren Dienern von dem frommen Manne aufgenommen, und freudig theilte er mit den armen Flüchtlingen sein Bischen Habe. Die verfolgte Frau bat ihn, sie bei sich zu behalten, und der Einsiedler half ihr selbst bei der Errichtung einer Hütte, die sie sich neben seiner eigenen erbaut, während sie ihr Gefolge ein Gleiches thun hieß. Die so entstandene Ansiedlung nannte sie nach ihrem eigenen Namen Lutrea (Lautern), und sie ist somit die Gründerin der Stadt Kaiserslautern, in deren nächster Nähe noch heute ein Platz „Ensiedel" heißt, weil hier des Klausners Hütte gestanden haben soll.

Zwei Jungen, Karl und Fritz begegnen einander auf der Straße.

Karl (freudig): „Aber du, Fritz, mein Vater hat gesagt, wir kriegen in längstens vier Wochen einen Blitzableiter auf unser Haus!"

Fritz (geringschätzend): „Hm, was ist denn das? Aber mein Vater hat gesagt, wir bekommen binnen vierzehn Tagen eine Hypothek auf unser Haus!"

Die Collektion kurioser Grabschriften, welche von jeher ihm czechisch-deutschen Böhmen Ausbeute fand, ist wieder um eine vermehrt worden; occupirende Preußen lasen am Grabstein eines ländlichen Kirchhofs:

Herr Kurzjörg-Hurtig wurde er genannt,
Als Entenwirth am Affenthor bekannt;
Er starb vor Gram, weil ihn gar sehr verdroß,
Daß ihm die Polizei sein Bier ausgoß.

Auf der Rückseite des Steines hatte einer mit Rothkreide geschrieben:

Steh' Wand'rer still bei diesem Bierverhunger,
Und bete drei andächt'ge Vaterunser.

---

* Ein Sachsenhäuser machte vor einem Hause in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt Holz klein. Ein preußischer Offizier, der noch nicht ortskundig war, und gerne wissen wollte, wo die Eschenheimer Gasse wäre, redete den Sachsenhäuser darum an, indem er sagte: Guter Freund, hören Sie mal, ich suche die Eschenheimer Gasse! — Der Holzmacher drehte den Kopf um, betrachtete den neuen Bruder, und gab zur Antwort: „Wos liegt mir dron!"

Ein Herr Pfarrer legte seinen Pfarrkindern an's Herz, jene Bücher, die nur die Köpfe verwirren und das Herz verderben, zur Vernichtung abzuliefern. Ein gemüthlicher Bauer brachte am andern Tage seine und seiner Nachbarin Steuerbüchlein, bemerkend, daß diese Büchlein, ihm am meisten Sorgen und Kopfbrechen machen.

Sind auch Unglücksfälle verschiedener Art bei den böhmischen ausgedehnten Fabriks- und Bergbau-Etablissements nichts Seltenes, so werden dieselben doch durch das furchtbare Unglück weitaus überragt, das sich am 19. d. zu Brzas in dem fürstlich Fürstenberg'schen Walzwerke ereignete. Mehrere Fuhrleute brachten für das genannte Walzwerk von Prag altes Guß- und Blecheisen, worunter sich auch viele Kugeln (Shrapnels) befanden. Der Wagmeister, der mit dem Abwägen des Materials beschäftigt war, legte sämmtliche Kugeln, circa 50 Stück, auf die Wage, um welche mehrere Hüttenarbeiter und die Frachtfuhrleute standen, und machte sich den unüberlegten Scherz, eine von den Kugeln anzuzünden, in der Meinung, daß dieselbe ohne Ladung sei. Kaum gethan, so explodirten unter furchtbarem Gekrache und kanonenartigem Donner sämmtliche Shrapnels. — Schrecklich, herzerreißend war der Anblick. Acht Menschen und zwei Pferde lagen furchtbar zerschmettert am Boden; vier von den Männern blieben gleich todt am Platze, die andern sind zwar noch am Leben, dürften jedoch schwerlich aufkommen. Es sind meist Familienväter von 8 bis 10 Kindern. Am Walzwerke selbst wurden fast alle Fenster zertrümmert. Auch das Dach, sowie die Dächer der Nachbargebäude erlitten namhaften Schaden.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 53. Sonntag, den 30. September **1866.**

Der Dämon des Waldes.

(Schluß.)

Soeben habe ich dem armen Paolo Lebewohl gesagt, begann Isabelle, sich aus der ersten Umarmung windend.

Die Stirne des Unbekannten zog sich in düstere Falten und sein Auge blickte nach der Seite.

Abschied in Kummer! fuhr sie fort, Abschied für immer!

Mit einem Lächeln, das seine Züge noch grauenhafter machte, als vorher seine gefurchte Stirn, blickte der dämonisch-schimmernde, nächtliche Fremde sie an.

Ha, in Kummer! rief er aus; und was sagte ihm meine Vielgeliebte, das dem elenden Maulthiertreiber hätte Kummer machen können?

Was ich sagte, mein Herr? was meinen Sie? erwiderte Isabelle; ich sagte ihm, daß ich nichts mehr vom Rocken und vom Hühnerstall wissen möchte, und wie ich geträumt, daß ich die Gattin eines Hidalgo würde.

Du thatest wohl daran, holdes Liebchen, laß' des Burschen Hand nicht wieder die deine berühren, ich bitte dich darum, ja ich befehle es dir. Nur noch einen Tag verweile ich hier, holdes Mädchen; liebst du mich also wirklich, so reisen wir morgen, sobald der Mond diesen Fels erleuchtet, zusammen fort.

Morgen Abend? schon so bald? fragte ängstlich das junge Mädchen.

Können wir zu früh glücklich werden, Isabelle? oder willst du länger noch in der Nähe des Armseligen verweilen, der es wagte...

Nein, nein, unterbrach ihn Isabelle hastig, die der Ton und das blitzende Auge des gebieterischen Mannes erschreckte. Ich gehe mit; — ich bin bereit. Habe ich euch nicht gesagt, daß ich von Paolo auf immer Abschied nahm? — Wir gehen doch nach Lissabon, Geliebter?

Ja wohl, erwiderte der Fremdling mit seltsamem Lachen, das, das Mädchen noch heftiger erschreckend, schauerlich durch die düstern Räume hallte; — wir reisen aber nicht auf der großen Straße dahin, meine Liebe. Wir streifen durch die Wildniß, da magst du deinen künftigen Wohnort kennen lernen und deine Vasallen begrüßen. Wenn du dich dann nach der Stadt sehnst, dann — und wieder lachte er fürchterlich auf; — so sprechen wir weiter davon.

Hörbar klopfte Isabellens Herz und das wogende Blut drohte ihre Adern zu zersprengen. Die Bilder der nahen Pracht und des Reichthums jagten in bunter Reihe durch ihr Hirn und nur scheu vermochte sie den Blick zu dem zu erheben, der sie in den Besitz dieser Herrlichkeiten setzen sollte.

Die Schatten werden länger und die Sonne geht unter, begann Isabelle leise bebend, mein Weg ist lang, ich muß fort.

Beeile dich nicht so, holdes Liebchen, flüsterte der Fremdling, die Stunden werden mir lang, wenn ich deine liebliche Stimme nicht höre und deine Augen mir nicht leuchten.

Tante wird schelten, bat Isabelle.

Ein abscheuliches Grinsen verzerrte einen Augenblick lang das Antlitz des stolzen Mannes.

Weder deine Tante noch jener Bursche sollen dir fürder beschwerlich sein, meine Isabelle; morgen...

Morgen gehöre ich Euch, ganz Euch, lächelte die lose Isabelle und fühlte ihre brennende Wange an seiner Brust. — Bis dahin behüte Euch Gott!

Der bleiche Unbekannte trat bei diesen letzten Worten plötzlich einige Schritte zurück, sie schienen ihn unangenehm zu berühren; schnell aber faßte er sich.

Leb denn wohl, liebes Mädchen, wenn es nicht anders sein kann und merke dir, daß du weder meinen Namen nennen noch meine Anwesenheit verrathen darfst. Sprich selbst in deinem stillen Kämmerlein nicht von mir, — träume von mir, aber mein Name bleibe für jeden ein Geheimniß.

Sie trennten sich. Der unheimliche Hidalgo trat tiefer in die Schatten zurück und Isabelle kehrte eilig den steilen Felsenpfad zurück, der nach dem Städtchen führte. Das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume jagte ihr einige Furcht ein; oft blieb sie stehen und horchte; aber alles um sie her war still und ruhig.

Ihre Furcht, daß die Tante ihres langen Außenbleibens halber schmälen würde, war grundlos. Leonore liebte das hübsche Kind, das als elternlose Waise ihr Haus betreten und das sie jetzt als ihre eigene Tochter betrachtete. Ebenso erkannte sie die guten Eigenschaften Paolo's und da sie nicht zweifelte, daß Isabelle sich soeben erst von ihm getrennt hatte, so kam sie ihr heiter scherzend entgegen und zögerte nicht das einfache Abendmahl aufzutragen, mit dem sie auf ihre Nichte gewartet hatte. —

Der Himmel war rein und klar, als Isabelle am andern Morgen ihrer Lagerstätte entstieg. Ihren ersten Blick warf sie nach der Felsenburg, die von

Digitized by Google

einer schweren dunkeln Wolke, der einzigen am ganzen Horizont, wie mit einem Leichentuch verhüllt war. Unwillkürlich bebte sie; aber nicht für sich fürchtete sie, als sie hinschaute.

Er ist ja dort, flüsterte sie still vor sich hin; wie leicht vermag ein Donner das mürbe Gemäuer über seinem Haupte zu zertrümmern und ihn zu begraben!

Und in der That, während sie so sprach, fuhr rasch ein breiter Lichtstrom von Mauer zu Mauer und erhellte die schwarzen Nebel. Der Wind hauchte warm durch das Thal; aber kein Tropfen fiel aus der schweren Wolke .... ein einziger Donnerschlag bebte durch die Lüfte .... alles war wieder still; das ganze schien ihr ein Gebilde ihrer aufgeregten Fantasie. Im tiefsten Blau zeigte sich der Himmel und auf den Halmen schimmerte der Thau wie tausend Demanttropfen im hellen Strahl der Morgensonne.

Ein tiefer Seufzer hob Isabellens Busen, aber er vermochte nicht ihr die Unruhe zu benehmen und selbst ihr Bild im kleinen Spiegel konnte heute kein Lächeln auf ihre Lippen locken.

Träge schlich der Tag dahin; die alte Leonore fand heute oft Ursache, das Mädchen wegen ihrer Langsamkeit zu schmälen, und die Nichte wich der Tante aus, um nicht deren Vorwürfen zu begegnen. In Isabellens Innern begann sich nunmehr eine nicht zu beschwichtigende Stimme zu regen; sie hatte die, welche an ihr Mutterzärtlichkeit verschwendete, oft durch Ausflüchte, ja durch Unwahrheiten hintergangen, sie hatte Paolo's Vertrauen getäuscht, sie hatte ihre Bekanntinnen durch Geringschätzung von sich zurückgescheucht. Und aus welchem Grund, für wen that sie dies? Eitelkeit hatte sie dazu getrieben; und wer war der Verführer? Dies konnte sich Isabelle, das verblendete, das bethörte Mädchen selbst nicht beantworten. Heiß mich Manuel! hatte er einst auf ihre dringenden Fragen entgegnet, und ohne sich ferner darüber Sorge zu machen, hatte sie in der Unbefonnenheit mit Leidenschaft seine Worte befolgt.

Der Tag rückte vor. Unwillkürlich lauschte Isabelle, ob sie das Nahen der Tritte Paolo's vernehmen würde; sie glaubte nicht, daß er ihr so leicht würde entsagen können. Aber eben so rücksichtslos, wie sie gegen den Freund ihrer Jugend gewesen, so schien auch dieser jede Erinnerung an sie zu vermeiden. Die Sonne neigte sich abermals dem Untergange zu; es nahte die Zeit ihrer Flucht.

Gute Tante, redete das Mädchen die Matrone an und warf sich ihr liebkosend an den Hals, laßt mich das Abendessen besorgen. Ihr habt heute viel gethan und werdet müde sein. Die heilige Jungfrau gebe Euch eine ungestörte Ruhe.

Herzliebe Tochter, erwiderte Leonore und strich dem schönen Mädchen die schwarzen Locken von der Stirn, ich werde es thun, und dann wirst du zu dem gehen wollen, der dich mit Sehnsucht erwartet?

So ist es, Tante, stammelte Isabelle.

Warum kommt er denn aber nicht zu dir, Mädchen? fuhr die geschwätzige Alte fort. Es schickt sich nicht für dich, daß du ihm nachläufst, das muß anders werden, Isabelle. Paolo ist seelengut, aber etwas eitel.

Armer Paolo! seufzte das Mädchen.

Nun, ich will ihn nicht schmälen, und wenn Paolo keinen andern Fehler hat, so wird das die Zeit ändern.

Darf ich gehen, Tante? fragte das schöne Kind und warf ihre Mantille über und brachte den Mieder in Ordnung. Ein Weilchen zauderte sie noch, dann küßte sie Leonorens welke Lippen und hauchte ein leises Lebewohl.

Obschon der Mond seine bleichen Strahlen auf die Landschaft warf, so war doch der größte Theil des Felsenpfades in tiefes Dunkel gehüllt. Mahnend blickte der Granatbaum, in dessen Schatten sie oft mit Paolo geruht, auf sie nieder und umwehte sie mit dem berauschenden Duft seiner Blüthen. Auch die Trauerweide seitwärts erinnerte sie, flüchtig nur, an frühere Stunden; der Thränenbaum aber, dem sie jetzt entgegeneilte, trat weniger feierlich vor ihre Seele; ihr Blick senkte sich, ihr Fuß berührte Gräber. Unaufhaltsam schritt sie dem Ziele zu; all die Erinnerung an Treue und Beständigkeit scheuchte sie von sich; sie dachte nicht des Kummers ihres früheren Geliebten, nur die hohe Gestalt des Fremdlings stand vor ihrer Fantasie; sie dachte nicht der Trauer ihrer beschrten Tante, die vergeblich ihrer Rückkehr harren würde. Am neuen Freund, der ihr alle Herrlichkeiten der Welt versprochen, an ihm hing sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Wer aber war dieser geheimnißvolle Fremdling?

Laß' uns eilen, Geliebte, empfing sie dieser; um deinetwillen bewohnte ich so lang diese unwirthlichen Räume; ich sehne mich nach den schmalen Pfaden der Wildniß und dem Heulen des Windes in den Wipfeln der Bäume. Ich will dich meine Braut, ins Brautgemach leiten und dir den, Wohnsitz deines Gemahls zeigen. Willst du, Liebchen? Laß' uns eilen.

Wie es Euch gefällt, Senhor, stammelte das Mädchen und schmiegte sich inniger an ihn. Unsere gnadenreiche Mutter möge mich beschützen; — es wird immer dunkler.

Wieder wich der nächtliche Liebhaber mit Entsetzen und Abscheu vor dem flehenden Worte des schönen Mädchens zurück.

Weshalb fürchtest du dich in der Dunkelheit, Isabelle? fragte er, sich ihr nähernd. Liebst du nicht die Schatten des Mondes, die der Gewalt seines Lichtes spotten? Ist die Nacht nicht schön mit ihren Heimlichkeiten? — wenn wildes Brüllen den Forst durchrauscht und die Erdenbewohner sich zum Schlummer ausstrecken, — wenn die mächtigen Geister der Nacht, den schwachen Sterblichen verachtend, in ihrer Majestät brausend durch die

Digitized by Google

Lüfte ziehen und die unterthänigen Elemente beherrschen. — Aber du zitterst, mein Leben; was fürchtest du, Isabelle?

Ich weiß es nicht, stammelte das Mädchen; — ich fürchte Euch nicht — und doch — welch' entsetzliche Worte sprachst Ihr?

Worte, die euere scheinheiligen Pfaffen nicht zu euern Ohren dringen lassen, liebes Mädchen, denn sie wollen nicht, daß ihr sehet, was ihren Blicken sich in klarem Lichte zeigt. Es sind Worte, die Manche nicht aussprechen können, denn die thörichten Schwärmer begreifen den geheimnißvollen Einfluß nicht, der sie umgibt.

Seltsam! dachte Isabelle, indem ihre Kräfte sie verließen und sie zusammenbrach. Welch' unheimliches Gefühl überfällt mich! — Ich komme zu mir, ich habe Paolo innig geliebt, und weshalb ließ ich von ihm ab? Ist meine Liebe zu ihm erkaltet? Nein, nein, sie wurde plötzlich erstickt, ein Augenblick verlöschte sie, und nun, jetzt erst fühle ich das Gewicht meiner Treulosigkeit. Die Erde erzittert unter mir; die Thürme wanken mit ihren Zinnen, als spotteten sie meiner in der Dunkelheit; durch den Fichtenwald heult der Wind seinen Siegesruf; was soll ich beginnen?

Entfliehe mit mir, mein Leben, flüsterte es leise an ihr Ohr, als sei es eine Antwort auf ihre Frage; entfliehe mit mir, ehe deine Tante oder jener Bube unsern Weg entdeckt! Komm, Isabelle, reiche mir deinen Arm, Geliebte; haben wir den Wald erreicht, so soll meine schöne Braut erkennen, wem sie sich hingab.

Ich kann — ich darf nicht! rief das Mädchen angstvoll aus. Es hält mich zurück, ich fühle es, ich darf nicht mitgehen — bitte für mich, heilige Jungfrau!

Thörichtes Weib! drohte ihr Gefährte; habe ich deshalb meine kostbare Zeit mit einer Bauerndirne verändelt, habe ich deshalb in einer Höhle gehaust und giftige Dünste eingeathmet? — Deine Reue kommt zu spät, du bleibst mein — mein mit Leib und Seele — mein auf immer!

Ungeheuer! Satan! Teufel! fiel jetzt eine kräftige Stimme ein. — Unsere heilige Mutter beschützt sie — freiwillig geht sie nicht mit dir; — hier hat deine Macht ihre Grenzen! — Laß' sie los, sag' ich dir, schändlicher, teuflischer Verführer!

Allein Paolo's Worte blieben ohne Wirkung.

Der grausenhafte Liebste schlang seinen Arm nur fester um des Mädchens schlanken Leib.

Isabelle! kreischte er ihr ins Ohr; sage mir, Isabelle, daß du von dem elenden Buben nichts wissen, daß du mich nicht verlassen willst; — sage ihm, daß du freiwillig meine Braut bist, und du bist gerettet — und ich — ich — Isabelle, der ich dich liebe, auch ich werde gerettet sein.

Nein, nein! wehklagte das Mädchen; — ich sehe es klar — unsere heilige Mutter will mich aus deinen Banden erlösen — Paolo — guter Paolo, hilf mir! rette mich!

Du bist gerettet, Geliebte! rief der hochherzige Jüngling, als der gespenstische Fremde mit dumpfem Gebeul das Mädchen fahren ließ, die bewußtlos zu Boden sank. — Jetzt ist er mein!

Hastig entfloh die Gestalt des bleichen Verführers bei diesen Worten durch die dunkle Nacht nach dem Walde zu; aber die Kugel aus dem gutgerichteten Rohr des braven Burschen erreichte den Davoneilenden und schwer fiel ein schwarzer Körper zu Boden. Paolo wollte ihm nachstürzen, aber ein seltsames Gekrach hemmte seine Schritte; er hob die halbtodte Isabelle vom Boden auf und trug sie zur Seite. Der hohe verwitterte Thurm wankte einen Augenblick und stürzte dann in tausend Trümmern prasselnd zusammen.

Und die hochaufsteigenden Steinklumpen begruben den braunen Leichnam des Dämons des Waldes.

Isabelle aber war geheilt; sie wollte nicht mehr die Gattin eines Hidalgo werden, sondern folgte in ganz kurzer Zeit, zur größten Freude der alten Leonore, welche von diesem Vorfalle nie etwas erfuhr, ihrem treuen Paolo zum Altare und ward des armen Maulthiertreibers glückliches und geliebtes Weib.

Verschiedenes.

Ein Geizhals. Am 15. September starb in Wien der Private Dominicio B. im Alter von 72 Jahren, der als Besitzer eines großen Vermögens wie ein Bettler lebte. Alle Monat einmal aß er Fleisch und wohnte in einer schmutzigen Dachkammer; zu seinem Mittagessen suchte er auf dem Markte in Fünfhaus die weggeworfenen Blätter von Kohl, Kraut ꝛc. zusammen, die er sich selbst kochte. Sein Geld versteckte er in allen Ecken seines Zimmers. Im Anfange dieses Monats rührte ihn der Schlag, so daß er nicht ausgehen konnte. Niemand kümmerte sich um ihn, und er starb vor Hunger. Im Fußboden und in den Möbeln fand man bis jetzt 110,000 fl. Nur Eine Passion hatte er, und das waren Vögel, von denen über 40 Stück in dem kleinen dumpfen Loche gefunden wurden. Vor zwei Jahren war er um die Verleihung einer Pfründnergabe eingekommen.

Ein französisches Blatt schätzt das Vermögen der Rothschilde auf 13 Milliarden Franken, und die jährliche Anhäufung durch den Zinsenbetrag — ohne allen Geschäftsgewinn — auf 60 Millionen Franken.

Ein kostspieliges Telegramm. Die Kaiserin Charlotte von Mexico hat von ihrem Gemahl durch den atlantischen Telegraphen eine Depesche in Chiffern erhalten, die nicht weniger denn 15,364 Dollars in Gold kostete. So berichten amerikanische Blätter, und da von anderer Seite ebenfalls er-

Digitized by Google

zählt wird, daß der atlantische Telegraph vor nicht langer Zeit eine Chiffre-Depesche von 680 Worten herüberbefördert hat so mag es mit der Summe seine Richtigkeit haben (chiffrirte Depeschen müssen nämlich doppelt hoch bezahlt werden, und der atlantische Tarif rechnet bekanntlich nicht nach Worten, sondern nach Buchstaben).

Eine Ausrede seltener Art brachte dieser Tage ein wegen Diebstahls von Pfandscheinen Angeklagter vor dem Berliner Kammergericht vor. Er erklärte nämlich, er habe dem Bestohlenen durch Einlösung der Sachen — eine heimliche Freude machen wollen. Das Gericht hat keinen Sinn für diese Menschenfreundlichkeit gehabt.

Frauen-Tausch. In Iowa, einem der Nordweststaaten der Union, tauschten vor einiger Zeit zwei Männer mit ihren Weibern, und der Eine gab noch 1500 Doll. in den Handel. Die Leute in der Umgegend ärgerten sich darüber und trieben den Mann, der die 1500 Doll. empfing, aus dem County. Der Mann, der die 1500 Doll. für seine eingetauschte Frau bezahlt hatte, wurde nicht belästigt und durfte bleiben.

Ein neues Gewerbe. Aus Alexandrien wird gemeldet, daß die dortigen muselmännischen Kaufleute anfangen „gewerbsmäßig zu bankrottiren".

Wie sich die Zeiten ändern. Unter dem Schlagwort tempora mutantur bringt Glasbrenner's Wochenschrift folgendes Epigramm auf die bekannten Abgeordneten-Diners beim preußischen Ministerpräsicenten:

„Mit diesem Ministerium wird's nicht besser,
Bleibt unser Weh!
Krieg diesem Ministerium bis auf's Messer —"
Bei dem Diner!

Der alte Geck „Wrangel" gackerte an den König von Preußen als Eingang einer langen Lobhudelei folgende heiterenmäßig abgeschmackte Phrase hin: „Ew. königl. Maj. wollen huldvoll gestatten, daß ich im Namen der Armee Allerhöchstderselben den ehrfurchtsvollen Dank in tiefster Unterthänigkeit darbringe, daß Sie deren Kriegsthaten so ehrend und erhebend anzuerkennen geruht haben, worüber Offiziere und Soldaten sich hochbeglückt fühlen u.s.w.

Das Ereigniß des Tages bildet in Steinheim am Ralbuch (im Württembergischen) eine Hirschjagd im dortigen und Zanger Revier, auf welcher vorige Woche fünf stattliche Exemplare erlegt worden sind. Ein von Alt und Jung mit lautem Beifall begrüßter Zug bewegte sich nach Steinheim hinein, indem man auf einem großen Wagen drei Hirsche und eine Hirschkuh aufrecht festgebunden, die Geweihe mit Eichenlaub geschmückt, und die kleinen Söhne des Revierförsters zum Einritt auf die Hirsche gesetzt hatte. Ihr Gewicht war von 140 bis 254 Pfund; 8 Gabeln hatte der größte derselben angesetzt.

Ein Bürger von North Prairie (Whakesha County), Namens William Bourton, ist neulich auf eine eigenthümliche Weise um sein Leben gekommen, und zwar durch Experimentiren mit türkischen Bädern. Derselbe hatte sich nämlich die Idee in den Kopf gesetzt, daß er durch eine bis zur großen Hitze gesteigerte Körperwärme Elasticität, Munterkeit und Schönheit seiner Jugend wiederbekommen könne. Er hatte deßhalb zu diesem Zwecke schon seit längerer Zeit Verjüngungsversuche angestellt, und in der Nacht seines Todes hatte er es so weit gebracht, seinen Körper in einen Zustand von Siedehitze zu versetzen. Die Folge davon war, daß er am andern Morgen „ausgeschwitzt" hatte, denn man fand ihn todt. Das Fleisch an den Beinen war buchstäblich wie gekocht. Er war ein ausgezeichneter Mechaniker, ein Junggeselle und ungefähr 45 Jahre alt.

Neues musikalisches Instrument. Der Erfinder wendet bei seinem dem Piano ähnlichen Instrumente Stimmgabeln statt der Saiten an. Dieselben sind vertical gestellt und gehen an jedem der beiden Enden, nämlich oben und unten, durch eine tönende Röhre. Angeschlagen werden sie durch Hämmer, und beruhigt durch eigene Dämpfer. Die Zuhörer der musikalischen Soiree, welche am 19. Juni d. J. in dem Salon der HH. Pleyel und Wolf zu Paris stattfand und unter denen musikalische Celebritäten waren, sollen von den Leistungen mit diesem Instrumente sehr befriedigt und sogar überrascht worden sein. Das Instrument soll, in größerem Maßstabe angefertigt, zu berechtigten Erwartungen Veranlassung geben.

Räthsel.

Es ist eine kleine Unterwelt,
Die sich im Bilde vor euch stellt;
Nur statt der Lethe ist darin
Ein Wasser von ganz anderm Sinn.
Man kommt durch einen engen Schacht
In einen Raum, so schwarz wie Nacht;
Da breitet sich ein dunkler See;
Allein kein Berg ragt in die Höh';
Kein Fisch schwimmt auf des See's Grund;
Nicht Vögel fliegen drüber bunt;
Nur Wesen, weißen Geistern gleich,
Die steigen oft herab zum Teich,
Zu trinken draus; ein kleiner Schluck
Ist jedem auf einmal genug.
Dann, wie begeistert, reden sie
Von dem, was sie gesehen nie,
Von jeglicher Vergangenheit,
Von jetziger und künftiger Zeit;
Und fließt die Rede nicht mehr gut,
Gibt neuer Trunk gleich neuen Muth.
Zuletzt ist ausgetrunken der See;
Da füllt er sich wieder aus der Höh'.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 54. Donnerstag, den 4. Oktober *1866.*

Der Schleichhändler.

Erzählung von Seholder.

1.

„Fürwahr, das heiß' ich Pochen! Wenn
Einer Wächter wär' am Höllenthor, er
Sollte satt das Schlüsselbrehen kriegen.
Poch! Poch! Poch! Wer ist's im Namen
Belzebub's?"

Shakespeares Macbeth.

In der kleinen Hinterstube der Apotheke zum weißen Schwan brannte noch in später Nacht ein trübes Licht. Es war ein Talglicht von der schlechtesten Sorte, ein Exemplar der dünnen, sogenannten Sparlichte, bei deren Beleuchtung und der Benützung kleiner Druckschrift jener Kandidat der Theologie nach wenig Wochen schon im Stande war, folgende erfreuliche Zeilen nach Hause zu schreiben: „Meine Augen, lieber Vater, sind nun gottlob schon so weit ruinirt, daß ich nicht zwei Schritte weit sehen kann, und jedenfalls zum Militärdienst untauglich bin . . ."

Bei dieser düsteren Beleuchtung saß am Tische einer der Jünger, die sich dem Dienste Aesculaps und seiner unerquicklichen Küche gewidmet haben, und die als Lehrlinge in den Apotheken zu der wohlthätigen Fertigkeit angewiesen werden, tagtäglich „den Gift an Tausende zu geben."

Diese angehenden Pharmazeuten, wie sie selbst sich nennen, sind Leute, schwankend zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter, mit unsicherer, oft lächerlich vom knabenhaften Diskant in den männlichen Baß herabfallender Stimme, wahre Kandidaten der Flegeljahre, mit hie und da am Kinn hervorstechenden Borsten, häufig mit Pocken und rothen Flecken im Gesicht, mit struppigen, straffen Haaren, dicken Knieen und ungefügigen Beinen — kurz mit allen Merkmalen und Anzeichen des Durchbruchs einer höheren Entwicklungsstufe des männlichen Alters.

Ihre Kleidung besteht häufig in dem engen schwarzen Frack, der zur Konfirmation zwar möglichst weit und lang verfertigt, leider aber schon nach einem halben Jahr so verwachsen war, daß er nun im täglichen Dienst aufgetragen werden und das Loos alles Schönen auf der Erde erfahren muß.

Wenn der Lehrling eine Kravatte trägt, was meist der Fall ist, so ist sie ungewöhnlich hoch und er steckt darin wie das Pferd in dem Kummet.

Sein von Natur nicht unschönes und gutmüthiges Gesicht ist gegen den Prinzipal in der Regel mürrisch, gegen den Gehülfen schnippisch, gegen den Arzt demüthig, gegen alle hübsche Mädchen sehr freundlich, gegen Abend aber ungemein schläfrig.

Der Vorname des Lehrlings ist gewöhnlich kurz und ist er es nicht, so macht man ihn so. Der Unfrige heißt Karl und vom ganzen Hause wird er so gerufen. Das Publikum und das Gesinde nennen ihn wohl auch: Musje Karl!

Längst war die Zeit gekommen, wo in den Zügen des am Tische sitzenden Incipienten (eine civilisirtere Benennung für Lehrling) die Schläfrigkeit vorzuherrschen und schnell überhand zu nehmen pflegt. Seine Vorgesetzten waren abwesend und so war er allein Wächter am Vorhese der Ewigkeit, als welche eine Apotheke stets anzusehen ist. Das vor ihm liegende Buch schien zwar auf beabsichtigtes, eifriges Studium hinzudeuten, aber die gleichzeitige Unterstützung seines Hauptes mit beiden Händen zeigte, wie schwer, wie eingenommen derselbe dem Leser bereits geworden war. In der That sollte das Buch auch nur die Einleitung zu einem Wettstreite zwischen zwei sehr verschiedenen Neigungen abgeben, denn kaum hatte der junge Mann begonnen, eine halbe Seite herunterzulesen, als er auch schon bemerkte, daß er ganz unwillkürlich des Wissens goldenen Faden, der sich durch wüstes Wortgewebe windet, gänzlich verloren, daß er ganze Sätze gelesen hatte, ohne sich ihres Inhaltes im Mindesten bewußt zu sein. Er begann von Neuem. Der Räuber des Lichtes brannte allmälich höher, sein Kopf senkte sich allmälich tiefer, bis endlich seine Nase an das Buch stieß; dann fuhr er auf, blickte um sich, gähnte, putzte das Licht, rieb die Augen und wieder ins Buch sehend trieb er es so fort, in immer kürzerer, mehr und mehr heftiger und kräftiger Wiederholung, bis endlich die stärkere Neigung siegreich aus dem Kampfe hervorging, und er, das Buch zum Polster nehmend, in jenen tiefen und festen Schlaf fiel, der das glückliche Erbtheil der Jugend und der arbeitenden Klasse ist.

So war unbemerkt der Zeitpunkt vorübergegangen, wo es dem Schlafenden vergönnt gewesen wäre, ein bequemeres Lager aufzusuchen; das Licht war tief in den Leuchter herabgebrannt und begann bereits durch die Hitze des Metalls zu schmelzen.

Draußen lag eine schwarze, kalte Oktobernacht, und nur der niederströmende Regen, von heftigen Windstößen zuweilen ans Fenster getrieben, unterbrach einförmig die herrschende Stille.

Digitized by Google

Es war halb zwölf Uhr. Plötzlich wurde die Klingel, diese Sturmglocke der Apotheker, mit aller Heftigkeit gezogen und gellte dem Schläfer in die Ohren, der auffuhr, sogleich aber, in des Schlafes Arme wieder zurückfallend, in demselben verblieben wäre, wenn nicht ein zweiter, ungeduldiger Ruck an der Schelle die kleinerne Last von ihm gewälzt und ihn erweckt hätte. Hastig aufspringend warf er den Leuchter mit dem eben erlöschenden Lichte um und in der Dunkelheit, darnach langend, tappte er in den geschmolzenen Talg, der rings ausgegossen war.

„Verflucht!“ brummte er, „das Buch ist hin,“ und abermals rasselte die Klingel, als wollte sie zerspringen. „Gleich, gleich,“ rief der Schlaftrunkene. „Guter Gott,“ murmelte er, nach einem Lichte umhertappend, „kann denn Niemand sterben, ohne daß ihm noch die letzten Augenblicke verbittert werden“ — hier klingelte es wieder — „Gleich! Nur Geduld! und ist es nicht ein harter Beruf, dazu beizutragen, den Todeskampf zu verlängern und hartnäckiger zu machen?“

Während der aufgestörte Lehrling fluchend umhersuchte, schien der draußen Wartende nicht zu beten, vielmehr begleitete er das unausgesetzte Glockengeläute mit dem volltönenden Pochen gewaltiger Faustschläge an die Thüre.

„Oh — Oh! dem pressirt's. An welchem Doktor wird denn da wieder ein ehrlicher Mann sterben?“

Endlich hatte er Licht zu Stande gebracht, er eilte nach der Thüre, schob die Riegel zurück, drehte den Schlüssel, die Hand des Wartenden lag schon an dem Drücker, die Thüre flog auf und herein stürzten gleichzeitig ein Regenschauer, ein schwarzer Hund und eine groß: Männergestalt, beide schauernd, naß und triefend, mit jedem Schritte Bäche rinnenden Wassers hinterlassend, das reichlich von ihnen niederfloß.

Wenn schon die Umstände, unter welchen dieser Besuch eintrat, nicht die freundlichsten waren, so war sein Aeußeres noch weniger geeignet, beim ersten Anblick einen freundlichen Eindruck zu gewähren.

Der Eingetretene war ein Mann von vielleicht acht und dreißig bis vierzig Jahren, von hohem, kräftigem Körperbau. Wenn man einerseits aus seinen breiten Schultern, seinen langen Armen und derben, sehnigen Händen auf hinlängliche Kraft, Ausdauer und Fähigkeit schließen konnte, um diesem Manne das schwerste Tagewerk zur leichten Aufgabe zu machen, so waren andererseits diese Gliedmaßen in ihrer markigen, kernhaften Entwicklung nicht weniger geeignet, allen Respekt vor ihrem Eigenthümer einzuflößen. In der That mußte dessen Erscheinung unwillkürlich in jedem Andern durch ihren Ausdruck der Stärke, Ueberlegenheit und Unbeugsamkeit ein unheimliches Gefühl hervorrufen, und einen peinlichen Eindruck machen, der noch gehoben wurde durch die harten Züge seines gebräunten Gesichtes, durch ein dunkles, glänzendes Auge, durch einen dichten schwarzen Bart, der unter dem Kinn sich herabzog bis zur krausen Behaarung der Brust, die weit entblößt war.

Der Anzug dieses Mannes war dürftig, aber nicht bettelhaft, denn obgleich sein kurzes grünes Wamms und seine grauen Beinkleider von Leinen zahlreiche Merkmale erlittener Beschädigung trugen, so war doch Alles sauber und mit einer gewissen Sorgfalt unterhalten. Sein Haupt bedeckte eine Militärmütze und auch ohne dieses Denkmal, welches ihr Eigenthümer seinem früheren Stande gesetzt hatte, würde man an seiner ganzen Haltung, an jeder seiner Bewegungen sogleich den alten Soldaten erkannt haben. In den Ohren trug er große Ringe von Silber, und auch ein Finger seiner unzierlichen, rechten Hand war mit einem breiten Ringe von gleichem Metall geschmückt. Ueber seinen Schultern hing an einem dicken Strick ein zusammengerollter Sack. Eine Hacke, deren schmales, spitzes Eisen ihm zur Handhebe diente, trug er als Steck.

Dieser Mann war Wilm Cron, bekannt unter dem kürzeren Namen Wilm.

Sein Begleiter war ein überaus großer Wolfshund, schwarz von Farbe, mit einer weißen Blässe auf der Brust, wonach sein Herr ihm den Namen Bläß gegeben hatte.

Wilm und Bläß waren unzertrennlich. Nie sah man den Einen ohne den Andern. Beide schienen gleichen Charakter und gleiche Neigungen zu besitzen und trugen deßhalb zur Ergänzung und Vergrößerung des von jedem einzeln hervorgebrachten Eindrucks trefflich bei. Beide machten es sich, sobald sie in die Apotheke zum weißen Schwan eingetreten waren, so bequem wie möglich, indem Wilm sich in einen hölzernen Sessel warf, Bläß aber zu seines Herren Füßen sich ausstreckte.

„Ihr seid's, Wilm?“ rief der Lehrling, vielmehr überrascht als erschreckt, und obgleich er durch diesen Besuch so unangenehm gestört worden war, mit freundlicher Stimme.

„Ich bin's, Karlchen, ich bin's. Prr! S'ist kalt draußen — ein Gläschen Goldwasser, Karlchen — vom starken, — bin naß durch und durch und am Bläß ist auch kein trockenes Haar.“

Der Hund blickte auf, als sein Name genannt wurde, gähnte und wedelte ein wenig mit dem Schwanze, als wollte er hierdurch die Antwort seines Herrn bestätigen.

Karl hatte ein Glas des starken Getränkes herbeigebracht, die Flasche aber vorsorglich in der Hand behalten und nicht vergeblich, denn Wilm leerte das Glas auf einen Zug, schnalzte leicht mit der Zunge und hielt es zum Wiederauffüllen hin. —

„S'ist vom Rechten, Freundchen, noch Eins! Der Mensch steht ja auf zwei Beinen — nicht? Karlchen!“

„Freilich,“ antwortete dieser, stellte Glas und

Digitized by Google

Flasche neben den Durstigen auf ein kleines Tischchen, rückte einen Stuhl herbei und setzte sich Jenem gegenüber, ihn ruhig ansehend.

Eine kleine Pause folgte, und während Bläß bereits schnarchte, die Wanduhr pickte und der Regen rauschte, schienen beide schweigend mit besonderen Gedanken beschäftigt zu sein.

„Wo Teufels wollt Ihr noch hin, Wilm?" sagte endlich der junge Mann.

„In Wald, Karlchen, in Wald."

„Bei diesem Regen?"

„Bei diesem Regen!"

„Ganz allein?"

„Bläß geht mit."

„So — so." Abermalige längere Pause.

„Aber was habt Ihr dort noch zu schaffen," fuhr der Fragende fort, „in stockfinsterer Nacht?"

„Was ich zu schaffen habe, Karlchen" — versetzte Wilm, indem er lächelte und seine buschigen Brauen zusammenzog, daß sie seine glänzenden Augen fast verdeckten — „hm, ich gehe eben meinem Geschäfte nach, ich sammle Wurzeln und Kräuter — ja, ohne Spaß — Allermannsharnisch und Alraunwurzel — Salomons-Siegel und Haselstecken zu Wünschelruthen. Dazu ist so eine Nacht gerade recht; wo man keine Hand vor dem Auge sieht, und keine Ratte aus ihrem Loch und kein Dachs aus seinem Bau kriecht. Hahaha!"

„Seid still, Wilm," sagte der Andere schlau, „seid still, wir kennen das; aber nehmt Euch in Acht, es nimmt sicher noch ein schlimmes Ende!"

„Was nimmt ein schlimmes Ende?"

„Euer Geschäft!"

„Mein Geschäft? hm — bin ich denn ein Schelm, ein Schuft, ein Betrüger, ein Dieb, ein Räuber ein Mörder . . ."

„Nein," sagte Karl trocken, nein, das seid Ihr nicht, aber Ihr seid ein . . ."

„Donner und Teufel," rief Wilm mit funkelnden Augen und mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß Bläß heulend aufsprang, „wo ist der Unglückssohn, der mir sagen will, was ich bin und was ich treibe! Wer kann gegen mich zeugen, wer kann mir etwas beweisen, he? Wer? — hat Einer — hat Einer?"

„Dankt Gott, euren Beinen und eurem Hunde, aber hütet Euch, wenn Ihr ihnen je in die Hände fallen solltet . . ."

„In die Hände fallen! ich! Wem — wenn er sein Leben lieb hat? Gott stärke meinen Arm," rief Wilm aufspringend, seine Augen rollten feurig, seine Lippen zitterten und seine Brust wogte stürmisch. Mit der einen Hand die Hacke über die Schulter werfend, zog er mit der andern aus einer unsichtbaren Seitenöffnung seiner Beinkleider ein zwei Zoll breites, anderthalb Schuh langes Messer hervor, und ließ dessen blanke Klinge im Lichtschein funkeln. Bläß hatte sich zur Seite seines Herrn gestellt und mit aufgerichteten Ohren und fletschenden Zähnen stimmte er ein Brummen an, dessen sehr unzweideutige Drohung keine andere war, als daß er Jeden in Stücke zu zerreißen gesonnen sei, der ihm oder seinem Herrn sich nahen würde.

„Wehe dem," rief Wilm, in dieser herausfordernden Stellung seine Worte durch entsprechende Bewegung des Messers begleitend, „wehe dem, der so unglücklich ist, daß ich ihm zu unrechter Zeit in die Hände falle. Hier ist mein Wurzelmesser und Gott soll mich strafen, wenn ich Den nicht mit der Wurzel ausrotte und vertilge, der es versuchte, Hand an mich zu legen."

„Ihr thätet besser, Wilm, Euer Messer einzustecken," entgegnete der Lehrling, sich erhebend und nach dem andern Ende des Zimmers gehend, „hier habt Ihr ja nichts zu fürchten."

„Freilich, freilich," sagte dieser in gesätterem Tone, als ob er sich des Ausbruchs seiner Heftigkeit zu schämen schien, „ich weiß wohl und es sollte auch so nicht gemeint sein." Sichtlich, um von diesem Gegenstande abzubrechen, füllte und leerte er noch ein Glas, und warf einen Thaler auf den Tisch.

„Ich krieg' heraus, Karlchen," setzte er hinzu. „Laßt's sein, bis Ihr wieder kommt."

„Wenn ich aber nicht wieder käme, wie dann, Freundchen?"

„Dann wär' es vielleicht um so besser," antwortete dieser.

Wilm verzog den Mund, sichtbar schmerzlich berührt, murmelte einige Worte vor sich hin, spielte an dem Halsbande seines Hundes und näherte sich dann langsam dem, der diese kränkende Worte gesagt hatte.

Wer in diesem Moment einen aufmerksamen Blick auf das Gesicht des rauhen Mannes geworfen hätte, würde es für unmöglich gehalten haben, daß dessen Züge noch vor wenig Minuten von der wildesten Leidenschaft bewegt waren, so lag jetzt versöhnende Milde, Weichheit und Freundlichkeit in diesem männlich schönen Gesicht. Das Sprühen des funkelnden Auges war gemildert zu einem warmen, gewinnenden Blicke, mit welchem er fest in das Antlitz des jungen Mannes schaute, ja selbst seiner rohen Stimme verlieh Wilm einen wohltönenden entsprechenden Klang, als er seine Hand auf Jenes Schulter legend, folgende Worte an ihn richtete:

„Sei gut, Freund! sei gut! Du bist grämlich, weil ich Dich so spät herausgejagt und so lange aufgehalten habe; aber Gott weiß es, der Frost hat mir das Herz fast abgefroren und nichts Warmes, den ganzen Tag — Pfui! mir war zu Muthe, wie an der Beresina!"

„Und Gott weiß es," fiel der Andere lebhaft ein, „daß ich Euch gerne zu Gefallen bin bei Tag und Nacht, aber um dieses Eures Erwerbes willen . . ."

„Freund!" rief Wilm mit scharfem Tone, und drückte ihm krampfhaft die Schulter, so daß Karl aufblickte und sich wie Jener den Finger auf den Mund legend, ihn halb bittend, halb drohend an-

Digitized by Google

schaute und dann tief seufzte. „Geht, Wilm, geht," sagte Karl mit bewegter Stimme, das Licht nehmend und nach der Thüre leuchtend, „und wollte Gott, Ihr ginget nach Haus, daß Ihr fern wäret von aller Versuchung und Euer Messer frei blieb von eines Menschen Blut."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aus Salzburg wird unterm 29. September nachstehender Unglücksfall gemeldet: Der weiland bayer. Minister v. Lerchenfeld war von Berchtesgaden nach dem am Unterberg gegen Salzburg gelegenen Glaneck gekommen, und heftig heute Morgens 5 Uhr von da in Begleitung eines rüstigen Bergführers und in Gesellschaft des Grafen Pückler, dann eines Theologie-Professors aus Bamberg den Unterberg, um die wegen ihrer Eisgefilde interessante Kolowratshöhle desselben zu besuchen. An der Höhe angelangt, wurde der Abstieg in die Höhle unternommen. Den Führer voran betraten der Freiherr und der Professor die abwärts führende Leitertreppe. Graf Pückler, der sich noch nicht vollends abgekühlt glaubte, zögerte noch mit dem Absteigen zu seinem und der andern Glück. Denn kaum hatten die erwähnten drei Personen herabzusteigen begonnen, so löste sich, wahrscheinlich in Folge der anhaltend warmen Tage, die Treppe von der Wand, und stürzte sammt den Touristen in die Tiefe hinab. Den Führer hatte das Gerölle zum Theil verschüttet. Graf Pückler eilte sogleich nach Glaneck, von wo etliche Männer mit Seilen hinauf gesendet wurden, und weitere Hülfe von Salzburg geholt ward. Einige Männer ließen sich an Seilen in die Tiefe der Eishöhle hinab, aus welcher der Professor unversehrt, Frhr. v. Lerchenfeld aber mit gräßlich zugerichtetem Gesicht heraufgezogen wurden. Die Haut war ihm von der Stirne abgeschält und hing über die Augen herab, am Augenbein hatte eine Contusion eine Anschwellung hervorgerufen, und auch an der Nase gab es klaffende Wunden. Drei Stunden hatten die Verunglückten in der eiskalten Tiefe sehnsüchtig der Hülfe geharrt. Der Freiherr hatte trotz seiner Verletzungen und seines vorgerückten Alters von 60 Jahren die Besinnung nicht verloren, so daß er mit Hülfe der Leute bis zur Rissitten-Alpe geführt werden konnte, wo ihm die zahlreichen Gesichtswunden zusammengenäht und die nöthigen Verbande angelegt wurden, so daß die Gesellschaft nach einiger Erholung zu Wagen nach Berchtesgaden zurückgebracht werden konnte.

„Eine gefällige Comtesse. Der Feuilletonist der „P. Z." erzählt folgende amüsante Geschichte, welche einem Mitgliede des preußischen Heeres, wenige Tage vor seinem Abmarsche nach Berlin, in Prag begegnet ist. Herr Premierlieutenant v. Z....witz, so wird der Held derselben mit einer Abänderung seines wahren Namens

befand sich in speciellem Auftrage bereits vierzehn Tagen in Prag, und besuchte meisten seiner Kameraden allabendlich das Landestheater. Schon mehrfach hatte er Parterre-Loge eine hübsche junge Dame b welche sich durch ein elegantes, aber etwa liges Kostüm auszeichnete. Der junge mann richtete den Operngucker weit hin die interessante Loge, als auf die Scene, bald die Genugthuung, wahrzunehmen, blickartilleristischen Bestrebungen nicht ohn blieben, indem die junge Dame auch mehrfach den Operngucker auf ihn richtete kennen Sie die Dame dort drüben in de fragte der Preuße einen neben ihm sitzend Dieser blickte flüchtig in der angedeuteten und erwiderte: „Es ist die Comtesse B altadelige Name machte einen bedeutenden auf den Herrn Premierlieutenant, welcher so heftiger den Operngucker spielen ließ. Abende hindurch blieb die Sache in der des galanten Hinüber — Herüber. End sich Herr v. Z....witz ein Herz, postirte si Foyer des Theaters und wagte einen ehr Gruß, als die schöne Comtesse auf ihn z Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als d lich vor ihm stehen blieb, ihm ganz gemü nickte und dann sagte: „Herr Jott, Bar haben aber lange jebraucht, bis Sie mi erkannt haben! Nu, wie is et? Jehen n renn?" Bei diesen Worten schob sie höchst mäßig ihren Arm unter den des fast der Kriegsmannes, der seine böhmische Comt lich in eine ganz specielle Landsmännin dazu in eine alte Bekannte aus gewisse der preußischen Hauptstadt verwandelt sa ihm im Laufe der Zeit ganz und gar aus innerung gekommen war. Ob der Kriegs so unerwartet Wiedergefundene ihrem Wu mäß zum Souper führte, davon schweigt die C

In der Krone zu Göttingen rief ein p Offizier: Kellner, was gibt's zum Butter Schweizerkäs! — Was noch? — Och — Was noch? — Der Kellner leiert Speisekarte ab und hört immer das sc Was noch? — Da wird er von einem G gerufen. Was gibt's zum Butterbrod? — Kerkäs! — Was noch? — Ochsenzunge! noch? — Wieder leiert der Kellner den zettel ab, da fährt der Offizier auf den ten los: Wissen Sie, mein Herr, wer ich Nein, antwortete der Student und ma höflichen Diener. — Ich bin der Freih und Hauptmann in dem und dem Regi Was noch? fragt Bruder Studio unerso — Alle Gäste brachen in Lachen aus, Offizier verläßt wüthend das Zimmer.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kais

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 57. Sonntag, den 14. Oktober **1866.**

Der Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Alle Leidenschaften, die kaum erst die Mienen der Zöllner in so mannigfacher Widrigkeit belebten, die Erwartung, die Schadenfreude, die Habgier, die Brutalität, waren jetzt gewichen und verändert in Staunen, Starren und Schrecken, wovon alle Gesichter bemeistert waren, und blaß, leblos und sprachlos erscheinend an jene Stelle erinnerten, die Flaxman in seinen Umrissen zu Dante's Hölle versinnlicht hat, wo der Dichter sägt:

„Indeß der eine Schatten dies berichtet,
Erhob der And're ein Weinen, daß vom Drang
Des Mitleids ich hinschwand, gleichwie vernichtet,
Und wie ein Leichnam hinsinkt, niedersank.

Da half kein Suchen und Wenden und Wühlen in dem aufgeschütteten Haufen, und kehrte man auch Blättchen für Blättchen um, da fand sich keine Bohne von Mokka — kein Körnchen Mielis — kein Krystall von Kandis — keine englische Nadel — kein französischer Zitz — kein Basler Band. Statt aller Schätze — nichts, nichts als ächtes, inländisches, naturfarbiges Laub, dürres Reis und taubes Gestein.

In diesem Augenblicke der allgemeinen Niedergeschlagenheit, an welcher sich Wilm mit seinen Gesellen weiblich ergötzte, sprengte der Gränzbereiter heran. Er kam so eben von der Visitation der Posten, deren er drei bis vier unbesetzt, die übrigen aber schwach bemannt gefunden hatte, weil, wie man ihm sagte, so eben ein Hauptfang gemacht worden war. Kaum hatte derselbe jedoch das Ergebniß der Verwandlung erblickt, als er schnell den Zusammenhang der Sache auffaßte.

„Ich will des Teufels sein, mit Leib und Seele," rief er, „wenn nicht dieser verschlagene Wurzelgräber durch diesen Kunstgriff unsere Mannschaft verlockt, und die Posten entblößt hat. Und während diese Esel acht Mann hoch das dürre Laub hereinbegleiteten, ist der Hauptzug mit Sack und Pack sicher über die Gränze gekommen."

Man durfte nur in das Gesicht des Wilm schauen, um leicht die Bestätigung dieser Aussage in dem höhnischen Lächeln zu lesen, welches er nicht zu unterdrücken vermochte. Allein seine Umgebung hatte mehr zu thun, als Gesichtsausdrücke zu studiren.

Der kleine Oberinspektor wurde aber aus Zorn so roth, wie eine geschwollene Koschenille, und nachdem er den Gränzbereiter sogleich mit einer Abtheilung in den Wald zurückgeschickt hatte, ließ er vorerst seine Wuth an dem unglückseligen Michal aus, den er wegen grober Dienstverletzung in Arrest schickte, und der, als er an den Schleichhändlern vorbeigeführt wurde, Gesichter sehen und Bemerkungen hören konnte, die keineswegs geeignet waren, sein gebeugtes Gemüth aufzurichten und sein Mißgeschick zu erleichtern.

„Und Ihr eingefleischter, durchtriebener, abgefeimter Schelm," rief dann der Oberinspektor, des Zornes spitzen Stachel auf Wilm richtend: „Ihr Schlingel und Tagdieb, könnt Ihr mir nicht sagen, was hier der Unrath bedeuten soll? He? Nun — hört Ihr nicht? Keine Entschuldigung? keine Lüge — keine Ausflucht! He? — He?"

„Meinen Sie mich, Herr Oberinspektor?" sagte Wilm endlich, als der Andere zuletzt so laut schrie, daß er zu bersten drohte.

„Ja, Euch meine ich, Ihr Heckenprinz und Landstreicher..."

„Ich heiße Wilm Cron, Herr Oberinspektor."

„Den Teufel heißt Ihr, der ist Euer Gevatter, und Eure Heimath die..."

„Knochenmühle, Herr Oberinspektor."

„Lug und Trug ist Euer Beruf, Euer Geschäft..."

„Der Kräuterhandel, Herr Oberinspektor, ein höchst armseliger Verdienst."

„Schöne Kräuter das," rief der Beamte, seine Hände in die Seite stemmend. „Wer braucht sie? hm? Wer kauft sie? Zu was sind sie anders nütz als zur Viehstreu. — Wie? Ist das Kräuterhandel?"

„Herr Oberinspektor," entgegnete Wilm trocken und mit wichtiger Miene, „wozu ich das Laub brauche, — ist mein Geheimniß."

„Geheimniß? Ich schwöre Euch, ich will hinter Eure Schliche und Geheimnisse kommen und sollte ich Tag und Nacht..."

„Oh," versetzte Wilm, „wenn dem Herrn Oberinspektor so viel daran gelegen ist, ich laß mich behandeln. Verstehen Sie wohl — dieses Laub verwandle ich durch gewisse Beizen in den feinsten Rauch- und Schnupftabak. Das Recept habe ich in Warschau einem Juden theuer bezahlt. Wenn Sie mir tausend Thaler blank und baar auf den Tisch zählen, so erfahren Sie mein Geheimniß und Sie können sich mit mir associren, wo nicht — guten Morgen, Herr Oberinspektor!"

Und hiermit wendete er sich zum Fortgehen.

Digitized by Google

Der Oberinspektor sperrte das Maul auf und schnappte nach Athem.

„Halt,“ — rief er, „halt, Ihr frecher, unverschämter Lügner, warum geht Ihr denn Eurem redlichen und ehrlichen Gewerbe bei Nacht und Nebel nach, wie ein Dieb und Gurgelabschneider? Warum?“

„Blos darum,“ erwiderte Wilm, „daß uns das löbliche Forstgericht vom Hals bleibt, wegen des verbotenen Laubsammelns.“

„So — so!“ rief der Oberinspektor, „und wißt Ihr auch, daß ich Euch anzeigen werde? daß Ihr alle gezüchtigt werden sollt?“

„Ich kann es wenigstens von Ihnen erwarten,“ sagte Wilm verächtlich, „und wünsche Ihnen Glück zu den Gebühren, welche Sie als Denunciant erhalten. Befehlen Sie sonst noch etwas, Herr Oberinspektor?“

„Da — da“ schrie dieser, außer sich vor Wuth und Scham, „Euren Unrath schafft fort, packt Euren Tabak wieder ein, und fort mit ihm und Euch in drei Teufelsnamen.“

„Gott soll mich bewahren,“ antwortete der unerschütterliche Krämer, daß ich Hand an dieses, dem Forstgericht verfallenes Gut lege, wo Sie es jedenfalls als Beweis mithingen müssen;“ und mit all dem stolzen Anstand eines Soldaten trat Wilm vor den knirschenden Oberinspektor, legte die Hand an die Mütze, machte links um und seine Haue und den leeren Sack über die Schulter werfend, und seinen Hund streichelnd und schmeichelnd, schritt er langsam und ruhig davon, gefolgt von seinen acht Gesellen, die auf ihren Anführer nicht weniger stolz waren, als alle Marschälle von Frankreich auf den kleinen Korporal.

Die im Wald zurückgelassenen zehn Schleichhändler hatten das Uebermenschliche geleistet, denn auf sie war die Last der acht übrigen vertheilt worden, und ohne Unfall brachten sie dieselbe durch die unbewachten Posten nach der Knochenmühle. Von hier aus war die verbotene Waare sogleich in die hunderte von Kanälen gelangt, durch welche sie in die Hände der Consumenten floß, sich auflöste und spurlos verschwand.

Die Schleichhändler aber schwuren hoch und theuer, daß man Keinen ihrer selbst in den ersten vierzehn Tagen anderwärts als im Wirthshaus des Ortes und bei keinem andern Geschäft, als beim Trinken und Spielen antreffen solle, und sie hätten dieses Gelübde gewiß redlich erfüllt, wenn nicht in der halben Zeit schon der leichte Verdienst verjubelt gewesen wäre.

3.

„Tanz', Mädchen, tanz'!
Die Schuhe sind noch ganz.
Laß sie dich nicht reuen,
Der Schuster macht die neuen.“
Kirchweihlied.

Um das ganze Dorf schwebte eine leichte, abendliche Glorie. Der sinkenden Sonne Strahl vergoldete den verwitterten Hahn des Kirchthurms, und übergoß die Giebel der alten Häuser mit demselben rosigen Scheine, in welchem die Firnen der Alpen zuweilen so feenhaft sich darstellen. Der Rauch wirbelte behaglich aus den schwarzen Kaminen empor und breitete sich dann als lichter Nebelhauch über die Dächer, und verlieh der Landschaft jenen Anstrich des Verschleierten und Verschwimmenden, welcher unserer Phantasie so wohl thut, die stets bereit ist, aus den unklaren Umrissen halb verhüllter Parthien sich das Anmuthigste und Anziehendste zu bilden und zu ergänzen.

Hoch über den Dächern der bescheidenen Bauernhäuser schwebte unter der Krone des schlanken Fichtenstammes ein festlicher Kranz, und hie und da vom leichten Winde bewegt, flatterten seine bunten Bänder und rauschenden Flitter. Doch nicht nur die am hohen Maste wehenden Wimpel sind uns ein Signal, daß hier eine frohe Kirchweih waltet, auch schmetternde Trompetenstöße, dann und wann der kreischende Ton einer lauten Klarinette, worein taktmäßig das Summen der gewaltigen Baßgeige sich mischt, verkünden schon von Ferne das rauschende ländliche Fest.

Allerwärts im Dorfe ist Jubel, Behaglichkeit, Genuß. Man trifft kein kleines Kind ohne ein großes Stück Kuchen, die ganze Dorfjugend ist reinlicher als gewöhnlich, und die Erwachsenen sind wirklich sauber, schmuck und geputzt.

Die älteren Leute, vor den ärmlichen Hausthüren sitzend, trinken reichlich die besten Erzeugnisse des Bodens; die Männer erzählen laut und ausführlich die Streiche, die sie selbst an solchen Tagen ausgeführt, da sie noch jünger waren, und Alles besser und lustiger herging.

Der wackere Pfarrer schüttelt lieben Gästen die Hand, und die Pfarrerin schiebt noch ein Bündel mit Obst und Kuchen in die funkelnde Stadtkutsche, die Bewunderung der Landleute. Die Pferde wiehern, ermuthigt vom Landhafer, der nicht besser, aber reichlicher war als der Stadthafer, und roth und erhitzt kommt der Kutscher vom Tanzplatze.

So treibt man es im Dorfe, und gewiß, das Leben und Weben daselbst hat Beziehungen und Aehnlichkeiten zum Leben der Städte, die mannigfaltig und überraschend sind, nur daß sie weniger auffallen, und dem flüchtigen und fremden Beobachter oft unverständlich sich äußern. Aber hier wie dort wuchern Parteigeist, Intrigue, Herrschsucht, Habgier und Eitelkeit — kurz, alle Leidenschaften, nur in verjüngtem Maßstabe und in veränderter Form.

Der erste Bursche des Dorfes ist zugleich, wenn nicht der schönste, doch der kräftigste, wenn nicht reichste, doch der gewandteste und manierlichste. In jedem Tagewerk ist er voran. Seine Pferde sind am besten gehalten und glänzen vor Allen; sein Geschirr und Zeug ist sauber, seine Peitsche ist die lauteste; kein Heuwagen ist so hoch geladen

Digitized by Google

wie der seinige, aber keiner ist auch fester und glatter; kein Anderer mähet so breiten und so gleichen Strich wie er, keiner bindet die Garben so leicht und zierlich, und keines Axt fällt schneller und sicherer den Stamm der gewaltigen Föhre.

Aber nicht nur im Bereiche des Nützlichen thut er es Allen zuvor, auch in den schönen Künsten ist er bei weitem der Erste. Er kennt die artigsten Lieder und die muntersten Weisen dazu, er tanzt zierlicher als die Uebrigen, und keiner hebt dabei sein Mädchen so hoch wie er. Und wenn er Kegel schiebt — dann nehmen selbst die alten Bauern die Pfeife aus dem Mund, und sehen seiner Kugel nach, und wenn die Kegel durcheinander stürzen, rühmen sie die Würfe ihrer Zeit, und verhehlen nicht, daß damals freilich die Kugel schwerer und die Bahn länger gewesen, wie denn Alles leichter und liederlicher werde.

Kein Wunder also, daß der erste Bursche eines Dorfes bei jeder Gelegenheit als An- und Wortführer an der Spitze steht; er schlichtet die Händel, und wo sein Wort nicht ausreicht, gibt seine Faust den Ausschlag; er richtet bei Kirchweihen den Baum auf, er beginnt den Reigen und seine Stimme allein hält noch einige Ordnung und Zucht in dem tobenden Haufen.

War aber der junge Matador des Dorfes einmal Soldat, so kann dies sein Ansehen nur erhöhen; er trägt noch eine Zeit lang seinen Schnurbart und seine Soldatenmütze, und grüßt nur, indem er die Hand an die Stirne hält; seine Haltung ist dann sicherer, und zu dem Bewußtsein innerer Kraft gesellt sich der äußere Anstand.

Wie nothwendig es war, diese Schilderung vorauszuschicken, wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß wir uns jetzt in einem Dorfe befinden; in einem Dorfe, wo eine rauschende Kirchweih im vollsten Gange ist, und das kleine, aus einer Geige, einer Klarinette, einer Trompete und dem Baß bestehende Orchester die tanzende Jugend bereits seit Mittag in vollem Athem erhält.

Diese Dorfmusik ist einfach und schmucklos, aber taktfest und unermüdlich; sie bringt nicht das Neueste, sie geizt nicht nach dem Ruhme Strauß'scher Produktionen aber sicher und scharf gibt sie den Dreivierteltakt, so daß der Fuß der Dörferin niemals in Ungewißheit schwankt, sondern in harmonischer Zeiteinheit mit dem Takt der Musik sich bewegt. Das Landmädchen tanzt freilich etwas schwer und langsam, aber dafür hält es besser Takt, und faßt ihren Tänzer fester und sicherer als die Städterin. Kein Stoß, kein Drängen und Drücken, nichts ist im Stande, das Paar aus dem Takte zu bringen, indem es sich mit der unwandelbaren Sicherheit eines Planeten auf der verwickeltsten Bahn dahinbewegt, und niemals kommen da die kometenartigen Abschweifungen angehender Tänzer der Stadt vor, die so häufig in das zuschauende Publikum hineinsegeln, wie in einen leeren Weltraum, und im Vorüberstreifen an Fußtritten und Rippenstößen den Umstehenden viel gefährlicher sich erweisen, als wirkliche Kometen der Erde.

Es war tief in der Nacht. Längst hatten die Alten sich zurückgezogen, und den Tanzplatz der Jugend überlassen. Das Gewühl war dicht, die Freude laut und allgemein. Kein Zwang herrschte hier und keine lästige Beschränkung. Aber der schlanke junge Mann, der dort an der Thüre steht, steuert der Zügellosigkeit und regelt das Treiben. Er leitet die Musik, indem er die Dauer der Tänze bestimmt, er hält die Andrängenden zurück, er klatscht in die Hände, ein Zeichen, daß jetzt neue Tänzer aufziehen sollen und an der Achtung und Willfährigkeit seiner Umgebung erkennen wir sogleich, daß er der Erste, der Stolz des Dorfes ist. Seine Tracht und sein Bart lassen den gedienten Soldaten erkennen, aber die Blässe seines kräftigen und schönen Gesichtes verräth erduldete Leiden und Mühseligkeiten, es gewährt den schmerzlichen Eindruck, welchen die Züge der Wenigen erregten, die Rußlands Schneegefilden und dem tausendfachen Tode der Schlachten glücklich entronnen waren.

Aber am Arm des Soldaten hing ein Mädchen, frisch wie der junge Tag, fröhlich und stolz auf ihren Platz an der Seite des Vorzüglichsten. Ihr hübsches Gesicht hatte die kräftige braune Farbe, welche die gütige Sonne den Kindern verleiht, die ihr Licht nicht scheuen und das lebhaft durchschimmernde Roth ihrer Backen zeugte von strotzender Gesundheit. Wenn sie lachte, denn ein Landmädchen lächelt nicht, so sah man Zähne, dicht, weiß und schimmernd, ein Schmuck, der den Neid der Städterinnen erregte, und zu dessen Unterhaltung sie doch kein anderes Mittel gebrauchte, als das rauhe kräftige Gerstenbrod, ihre tägliche Nahrung. Der Bäuerin Brust war voll, ihr Arm rund, braun und roth bis hinauf, wo der geschürzte Aermel des Hemdes ihn schützte, unter welchem man noch ein wenig von einer Haut sah, so zart, weiß und weich, wie die auf Eiderdunen gepflegte und gegen Licht und Luft gewahrte Haut der feinsten Dame der vornehmen Welt.

Mit Wohlgefallen betrachtete das Mädchen den breiten silbernen Ring, der ihre rauhe Hand schmückte, und drückte ihn an die Lippen. Es war ein Geschenk ihres Verlobten, er war die einzige Kostbarkeit, die alleinige Beute, welche er aus dem Feldzuge mitgebracht hatte, und das letzte Kleinod, welches er trotz Mangel und Entbehrung vor der Habgier der polnischen Dieben zu bewahren wußte.

„Es ist Zeit, Wilm," flüsterte sie endlich, die Hand des Soldaten drückend.

„Wie, jetzt schon?" entgegnete er.

„Ach freilich," sagte sie besorgt, „wir haben es ja der Mutter versprochen."

„Sei zufrieden, Gertraud, wir halten auch Wort; aber höre, vorher noch einen Solo!"

Mit diesen Worten klatschte er in die Hände, warf den Musikanten ein Geldstück hin, und mit lauter Stimme rief er den Solo aus.

Digitized by Google

Da begaben sich plötzlich alle Uebrigen des Tanzes, und überließen dem schönen Paar den Boden, welches dann zur allgemeinen Bewunderung und Befriedigung den Ehrentanz ausführte.

Kaum hatten beide ein wenig geruht, als sie sich leise und unbemerkt dem Getümmel entzogen, und schon waren sie bis zur Flur gelangt, als sie von drei die Treppe heraufstürmenden Burschen umringt und angehalten wurden.

„Was," rief der Eine barsch, „so, wollt ihr euch davonschleichen! Donnerwetter — Gertraud, Du wirst nicht gehen, ohne mit mir getanzt zu haben."

"Und mit mir auch — mit mir auch!" fügten die beiden Anderen mehr dringend als höflich hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein epidemischer Druckfehler. Das Wochenblatt eines Städtchens in der Nähe Leipzigs druckte unlängst den Bericht eines Leipziger Blattes über die Eröffnungsfeier des neuen Theaters ab. Darin heißt es am Schlusse: „Die Feier schloß mit Absingung eines Choleraverses (statt Choralverses.)"

In Berlin kamen einige Leute, welche die Wurst nach der Speckseite zu werfen lieben, (Hotelbesitzer der Lindenpromenade 2c.), auf die kostbare Idee, dem Kronprinzen einen Ehrendegen und dem Prinzen Friedrich Karl einen Ehrensäbel zum Geschenk zu machen. Gesagt, gethan! In der That trommelten sie die ansehnliche Summe von 5000 Thalern zusammen und setzten damit einen berühmten Waffenschmied in Nahrung. Dann wurde eine Deputation erwählt, welche das kostbare Geschenk überbringen sollte. Gehoben von dem Vorgefühl der ihrer harrenden Ehren machte sich dieselbe auf den Weg, aber ach! der Empfang stürzte sie urplötzlich aus ihren sieben Himmeln herab. Der Kronprinz nämlich, welcher seine Pappenheimer zu kennen schien, ließ der Deputation erklären, er nehme kein Geschenk an von Leuten, welche sich dadurch blos einen Namen machen wollten und noch dazu auf Kosten ihrer Mitbürger. Noch schlechter erging es der Deputation beim Prinzen Friedrich Karl, sie wurde mit dem »Sabul« gar nicht vorgelassen. Was weiter geschah, weiß man nicht, die Physiognomie der überloyalen Herren sollen sich aber ungewöhnlich in die Länge gezogen haben.

Eine neue Strafanstalt. Der "Daily News"-Correspondent aus St. Petersburg sagt, vom Tode des Generals Murawieff sprechend: „Tausende betrübter Frauen, Mütter und Schwestern beten jetzt zum Allmächtigen, daß den Wütherich im Himmel die Vergeltung ereilen möge, der er auf Erden entgangen ist."

Aus Roubaix wird ein Liebespaar aus einer angesehenen Familie vor Gericht gestellt. Nachdem alle möglichen Versuche zur Verehelichung an dem beharrlichen Widerstande der Mutter der Braut gescheitert, bestachen die Liebenden eine arme Frau, sich vor einem neuen Notar als die Mutter auszugeben, worauf die Verbriefung des Ehevertrags und in einem benachbarten Orte auch die Trauung erfolgte. Die Sache wurde alsbald entdeckt, und die Dreie verhaftet, worauf sich die Spielerin der Mutterrolle im Gefängniß erhängte.

In einer Untersuchung wegen Falschmünzerei wurde der Bürgermeister einer Kreisstadt von dem betreffenden Ober-Prokurator aufgefordert, die zurückbehaltenen Beweisstücke, bestehend in 34 falschen Thalerstücken, schleunigst einzusenden. Wohlweiser Bürgermeister ersah sich darob den kürzesten und bequemsten Weg, um sich seines Auftrags zu entledigen. Ein Formular zu einer Post-Einzahlungs-Anweisung war alsbald zur Hand, und nun wurden die falschen Stücke zusammengesucht und unter der Adresse der Ober-Procuratur bei der Orts-Postanstalt eingezahlt. Der expedirende Postbeamte merkte nicht, das er mit falschem Gelde bedient wurde, und so ging die Anweisung richtig an ihre Adresse. Der Herr Ober-Procurator soll sich bei Empfang derselben über den schlauen Einfall seines Untergebenen sehr anerkennend geäußert, ihm aber schleunigst den wohlgemeinten Rath ertheilt haben, corpora delicti sofort bei der Aufgabe Postanstalt zu reclamiren. Dies soll aber vergebens geschehen sein, da die falschen Stücke bereits bei Auszahlung wieder Verwendung gefunden hatten. Die Angeklagten werden vielleicht Ursache haben, dem Herrn Bürgermeister eine Dank-Adresse zu votiren.

In Genf hat ein armer Taglöhner aus Tessin eine Rolle Gold auf der Straße gefunden und dasselbe sofort seinem Meister übergeben. Das Geld gehörte einem untern Angestellten, der wegen des Verlusts als Dieb eingesteckt werden sollte und nun Freiheit und Ehre dem redlichen Finder verdankt.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Es speist und tränkt eine Mutter fein
Viel hundert tausend Kindlein;
Die sie genährt hat ohne Zahl,
Verschlingt sie später allzumal
Und bringt sie wieder an den Tag,
Wie es des Herren Wort vermag.

Auflösung des Räthsels in № 56.

Grotte.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 58. Donnerstag, den 18. Oktober *1866.*

Der Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Die drei Werber waren die drei Gebrüder Rauffer, die Söhne des Hofbauern, die reichsten und rüstigsten, aber auch die hochmüthigsten und streitsüchtigsten Bursche des Dorfes. Immer einig und in Masse auftretend, hatten sie, so lange Wilm abwesend war, die Herrschaft an sich gerissen und als tyrannische Großhanse regiert. Sie hatten ihr Auge auf Getraud, die schmuckeste Dirne des Dorfes, geworfen, und obgleich diese alle Anträge beharrlich zurückwies, hatten sie doch die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Einem endlich ihre Hand zu Theil werde.

Da kehrte plötzlich Wilm zurück, da schwindet das Ansehen, da scheitern die Hoffnungen der Brüder.

Keiner war heute so glücklich gewesen, einen Tanz von Gertraud zu erhalten, erbittert hatten sie sich in die Schenkstube zurückgezogen, dem beneideten Soldaten Verderben brütend, und erhitzt vom Weine stürmten sie die Treppe hinauf und versperrten dem scheidenden Paare den Weg, entschlossen, um jeden Preis ihre Aufforderung zum Tanze durchzusetzen.

Gertraud entschuldigte sich bei den Zudringlichen, aber sie sprach zu Leuten, welchen mit Gründen nicht gedient war, und der Aeltere und Anführer der Brüder faßte sie ohne Weiteres, um mit Gewalt sie zurückzuführen.

„Bist du toll," rief Wilm, und drückte den Frechen hinweg, „laß das Mädchen gehen, sie kann thun, was sie will, und kein Mensch in der Welt soll sie hindern."

„Und keine tausend hungrige Soldaten sollen mich hindern, mit ihr zu tanzen," schrie der Andere erbost.

„Konrad," sagte Wilm ruhig, „mach' keine Händel, Du weißt, es ist mir zuwider."

„Wohl weiß ich, daß Dir Courage fehlt, und so ein schäbiger Soldat soll mir befehlen? so ein..."

„Sackerment, halt's Maul," flüsterte der jüngste Bruder den Streitenden zu, „bedenke, in welche Ungelegenheiten das bringen kann, wenn er will."

„Wenn er will," rief Konrad höhnisch, „wenn er will! Aber er wird es bleiben lassen, zu wollen. Wenn Du je ein Wort fallen läßt Wilm — wenn Du plauderst — so sollst Du nicht so lange mehr athmen, um Dich's reuen zu lassen!"

Eine dunkle Röthe überflog bei diesen Worten das blasse Antlitz des Soldaten.

„Wie," rief er, „ihr erbärmlichen Schelme, die ihr euch losgekauft habt von Pulver und Blei, ihr schimpft meine Soldaten! Herr Gott, halt mich ein! Nein — ich bin kein Angeber, aber wehe euch — wehe euch Allen, wenn ihr euch unterstehtt, mir zu drohen!"

Und mit diesen Worten faßte er rasch den Ersten, drückte ihn auf den Zweiten, und schob so den Dritten sammt den beiden Andern in eine nahe offene Thüre hinein, schloß diese ab und eilte dann mit der angsterfüllten Gertraud hinweg.

In der Wirthsstube ging es aber jetzt bunt durcheinander.

Die wüthenden Rauffer suchten und fanden alsbald eine andere Gelegenheit zur Kühlung ihres Muthes, und es währte nicht lange, so waren die Bursche handgemein, und die Weiber stürzten heulend die Treppe hinunter.

„Horch!" sagte der Amtschirurgus, der im untern Stübchen bei einer Flasche Wein und dem Gerichtsschreiber saß — „horch, jetzt geht's los!"

„Ihr werdet zu thun bekommen," erwiederte dieser.

„Ihr auch."

„Die Kirchweihen sind einträglich."

„O ja, man hat seine Taggelder und die Kur wird extra bezahlt."

„Aber zum Teufel," fuhr der Gerichtsschreiber fort, „wie kommt es, daß nicht jedesmal Einige auf dem Platze bleiben; schlagen doch die Kerle darauf los, als ob sie Holz spalten."

„Leinöltöpfe, Leinöltöpfe." versetzte der Chirurgus schlau lächelnd."

„Wie so?"

„Oh, das ist ein unausrottbares Volk in der Gegend hier. Baut nichts als Flachs und ist zäh wie Flachs; schmalzt alles mit Leinöl, fehlt's innerlich — Leinöl! fehlt's äußerlich — Leinöl! das macht feste Knochen und zähe Bänder. Ich kenne einen Fall, Herr Gerichtsschreiber, Ihr würdet's nicht glauben, wenn's ein Anderer erzählte."

„Ein Fall — ein Fall?" rief Jener neugierig und schenkte dem Chirurgus ein.

„Ja — ein sehr auffallender Fall!" sagte dieser, das Glas leerend.

„Nun?"

„Nun!" fuhr der Chirurgus fort, und hielt das Glas hin.

„Den Fall — den Fall!"

Digitized by Google

„Ja so — nun — ich glaube es war Anno —“

„Das ist gleichgültig!“

„Potz Wetter, nicht im Geringsten, Herr! denn Anno Vorhero stand ich noch bei den Schwedischen, und hätte also den Fall nicht mit meinen eigenen Augen ansehen können. Es war aber Anno 97 — ja, ganz recht — ein tausend sieben hundert und sieben und neunzig, da kamen auch zu einer Kirchweihe drüben die Freiherrlichen herüber in's Reichsgräfliche, und warfen die Bursche sammt und sonders zum Wirthshaus hinaus —“

„Was, ohne alle Veranlassung von der andern Seite?“

„Gleichviel, sie schmissen sie hinaus. Aber die holten Hülfe und belagerten nun Jene und drohten die Thüre aufzubrechen, und alle Freiherrlichen gänzlich todt zu schlagen. In dieser Bedrängniß huben die Eingeschlossenen den Aufsatz des eisernen Ofens hinweg, trugen ihn an's Fenster und —“

„Herr des Himmels, halt ein —“ schrie der Gerichtsschreiber.

„Und warfen ihn einem der Stürmenden mir nichts dir nichts auf den Kopf.“

„O Jemine! und was that dieser?“

„Je nun — er fiel um.“

„Und hernach?“

„Stand er wieder auf.“

„Was — er stand auf?“

„Allerdings — und nahm ihn —“

„Wen?“

„Den Ofen, und trug ihn geradeswegs zum Schultheiß als —

„Beweismittel.“

„Richtig — und dann stürzte er zu Boden, und dann — habt Ihr noch einen Tropfen, Herr Gerichtsschreiber?“

„Und?“ sagte der Gespannte, das Glas füllend.

„Nun — er stürzte zusammen und — horch!“

„Herr Chirurgus, Herr Amtschirurgus,“ rief der Wirth hereinstürzend, „Blut, Mord, Todtschlag, Hülfe, Beistand, barmherziger Himmel, muß auch das noch über mein Haus kommen!“

Der Chirurgus sprang auf, entwickelte behende sein Verbandzeug und eilte nach der Thüre.

„Aber in's Teufels Namen, was ist aus dem Mann geworden?“ rief der Gerichtsschreiber ärgerlich.

Umsonst — der Chirurgus hätte ihn auch ohne diese Unterbrechung sicherlich noch lange auf die Folter gespannt, und so mußte er es sich denn gefallen lassen, acht Tage lang die günstige Gelegenheit abzuwarten, bis ihm der Feldscheerer endlich mittheilte, daß der von dem Ofen Getroffene eine Fraktur des Os occipites, und eine Lädirung der Dura mater erlitten habe, daß ihm von den Händen des Chirurgus zwar an die sieben Löcher mit dem Trepanum perforativum und coronatum in den Schädel gearbeitet worden, er aber, der Getroffene nämlich, nichts desto weniger baldigst gestorben sei.

Diese noch viel weiter ausgeführte Beschreibung der Verletzung und ihrer kunstgerechten Behandlung führte der Chirurgus mit so lebhaften Worten und solch erläuternden Griffen auf den kahlen Schädel des Gerichtsschreibers aus, daß dieser vor Entsetzen zitterte und bebte, und seitdem einen wahren Abscheu vor eisernen Oefen mit abnehmbaren Aufsätzen mit sich trug.

4.

„Freunde kommen zusammen, und scheiden wieder; doch wahre Feinde, die sich begegnen, trennt nur der Tod.“

Byron's Giaour.

Wie viele herzhafte Küsse zwischen Wilm und Gertraud auf dem Heimweg gewechselt wurden, — die Sterne haben es gesehen, und Verliebte können es sich einbilden, aber die Sterne verschwatzen nichts, und Verliebte zählen nichts weniger als Küsse, so daß hierüber in Ungewißheit gelassen zu werden der Leser gütigst verzeihen wolle.

Aber kaum hatte Wilm sich verabschiedet, kaum war er allein mit seinen Gefühlen, als diese schnell und stürmisch eine Richtung nahmen, wie sie sonst nicht leicht auf einen so zärtlichen Abschied folgt.

„Mir wollen diese Menschen drohen,“ rief er mit heftigem Grimme, und schlug sich mit der Faust auf die Brust — „mir — drohen? Glauben diese Schufte, ich hätte seither nur aus Furcht vor ihrer Rache geschwiegen? Beim ewigen Feuer! ich bin kein Anbringer und kein Spion, aber sehen sollt ihr, ob Wilm euch fürchtet, und wenn ihr ein Dutzend und des Teufels eigene Schwäger wäret. Drohen — drohen — Donner und Wetter! ich will euch lehren, einem Soldaten zu drohen!“

Und mit ähnlichen Aeußerungen, die er mit zahlreichen schweren und leichten Flüchen bekräftigte, schritt Wilm durch die Nacht hin nach den äußersten Häusern des Dorfes, die einsam und von den anderen abgesondert lagen.

Da leuchtete kein Fenster und lärmte kein spätes Gelage mehr, wie in den übrigen Wohnungen, Alles war hier finster, öde und still. Die allgemeine und freudige Bewegung der Dorfbewohner hatte sich an den Schwellen dieser Hütten gebrochen; hierher drang nicht aufmunternd der Schall der Musik, und theilnahmslos und traurig standen sie, unbewegt von dem ringsum herrschenden Jubel.

Hier wohnten nicht die Armen, aber die Elenden, hier wohnten nicht die Sündhaften und Verbrecher, aber die Gedrückten und Verfolgten, hier wohnten nicht die Kranken und Aussätzigen, aber die damals noch Verfluchten und Ausgestoßenen, hier wohnten — die Juden. Hier wohnte die unverbrüchliche Anhänglichkeit an Religion und Gesetz, die Nüchternheit, Genügsamkeit und Mäßigung, hier wohnte der rastlose Drang nach dem Verkehr, nach dem Erwerb, nach dem Gelde, und hier endlich wohnten der Schmutz, das Mißtrauen und die Erbitterung.

Digitized by Google

Wilm klopfte an die Thüre des niedrigsten und elendesten dieser stummen Häuser, es war halb verfallen und vor Unrath kaum zugänglich. Er klopfte lange und laut, aber es blieb still, als stünde er an der Pforte des Grabes.

Endlich, nachdem er einen Stein an die Thüre geschleudert hatte, daß diese in ihren Angeln erdröhnte, öffnete sich ein kleines Fenster, und eine hohle, zitternde Stimme ließ sich vernehmen:

„Nun — was geht vor an meinem Haus? — was soll bedeuten der Lärm an meiner Thür — was laßt Ihr nicht in Ruh n'alten, armen Mann!"

„Ich suche den Leser Kain," sagte Wilm.

„Hier wohnt der Leser Kain," — antwortete die Stimme, „ich bin der Leser Kain — was soll der Leser Kain? Habt Ihr ein Geschäft? Ich bin ein ehrlicher Mann, ein ganz ordentlicher Mann."

„Mach auf!" rief Wilm ungeduldig.

„Nun, ich kann doch nicht aufmachen meine Thür der unbekannten Menschheit in der Dunkelung der Finsterniß!"

„Kennst Du mich nicht mehr, alter Marder, ich bin der Wilm Cron!"

„Gott sei gelobt!" rief der Jude und verschwand.

Nach wenig Augenblicken wurde im Hause ein Licht sichtbar, man hörte schlürfende Tritte und die Thüre öffnete sich.

Gebückt trat Wilm ein und erblickte nun den Juden, dessen Erscheinung in ihm ein Gefühl des Mitleids erregte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber richtige Form des Schuhwerks.

Man kann über den Fortschritt der Welt, im Allgemeinen, verschiedener Meinung sein; man kann ihn, im Einzelnen, meinetwegen bezweifeln; in einer Beziehung aber ist er so offenkundig und unleugbar wie das Sonnenlicht. Ich meine in der Form unserer Kleidung.

Die weibliche wollen wir, des lieben Friedens halber, vor der Hand aus dem Spiele lassen. Sie wird noch lange, man darf sagen hoffentlich dem Einflusse der Phantasie und der Neigung für Putz und Zierrath, für Wechsel und Wandel unterworfen bleiben. Der Mannestracht aber hat sich ein verständiger Realismus bemächtigt und, von einigen Rückfällen abgesehen, kann sogar ein ganz vernünftiger Mann ohne Gewissensbisse und ohne Scham vor sich selber, die laufende Mode mitmachen.

Wie trostreich ist nicht der entscheidende Sieg der Jeppe, die Verdrängung des Fracks in einige wenige Etikettenwinkel und die Niederlage des Cylinders, dieses Ungethümes, welches nur sehr mißbräuchlich Hut genannt wird, da es wahrhaftig vor gar nichts behütet! Nicht vor Kälte noch vor Hitze; nicht vor Regen noch vor Sonnenschein!

Im Gegentheile reizt er muthwillige Seelen zum Antreiben, eine Verlockung von ganz unangenehmen Folgen!

Die größte Rolle spielt die Bekleidung der Füße. Sie unterstützt die Hauptfunktion unseres Leibes, das Gehen, und ist deßhalb vom entschiedensten Einfluß auf die richtige Erfüllung unseres irdischen Tagwerks.

Zum Glück ist sie durch ihre ausgesprochene praktische Bestimmung der laffenhaften Geschmackspielerei verhältnißmäßig wenig ausgesetzt, und kommt bei modischen Anfällen immer lange vor dem Rock wieder zur Besinnung.

In der Gegenwart ist der Stiefel sogar nahe daran, mit der Hose wieder in ein vernünftiges Benehmen zu treten. Man hat diese lange genug mit chronischer Sinnlosigkeit über die Stiefel getragen, was wirklich nicht viel weniger albern ist, als wenn man die Strümpfe über die Schuhe, oder den Regenmantel unter den Rock zöge.

Trotz alledem ist aber, unter der Firma der Eleganz, noch so viel chinesische Mißhandlung unserer armen Füße an der Tagesordnung, daß jeder Versuch, sie daraus zu erretten, mit Jubel begrüßt werden sollte.

Der berühmte Anatom Camper sagt mit Recht:

„Um den Hufbeschlag unserer Pferde kümmern sich alle Thierärzte und Pferdeliebhaber, viele Schriften erscheinen beständig darüber, und um die Fußbekleidung der Menschen soll man sich nicht kümmern dürfen?" — Und in der That ist die Form der Fußbekleidung weitaus wichtiger, als die jedes anderen Kleidungsstückes. Ein alberner Rock macht mich nur lächerlich, ein alberner Stiefel aber macht mich lahm.

Alle Fußgänger sind daher dem Hrn. Dr. Landgraf zu Bayreuth zu heißem Danke verpflichtet, daß er in einem Vortrage, den er im polytechnischen Vereine zu Bayreuth hielt, die Frage der Schuhform einer geistreichen Behandlung unterwarf.

Mit Zugrundelegung einer vortrefflichen kleinen Schrift, die, außer allen Schustern auch alle andere Leute lesen sollten, („die richtige Gestalt der Schuhe von Dr. G. Hermann Meyer, ordentl. Prof. der Anatomie in Zürich. Zürich bei Meyer und Zeller, 1858") wies er anatomisch nach, daß die verlängerte Längen-Achse einer unverdorbenen großen Zehe mitten durch die Ferse laufen muß, daß aber alle bisher gebräuchliche Schuhform die große Zehe, diesen Hauptfactor des Ganges, aus ihrer normalen Lage widernatürlich gegen die Mittelzehen drängt, wodurch das Wurzelgelenk halb ausgekegelt und so gedrückt wird, daß Ballenentzündung und Knochenauftreibungen entstehen müssen, die dann dem betheiligten Martyrer der Eleganz als Frostbeulen und Gichtknoten plausibel gemacht werden!

Hühneraugen, eingewachsene Nägel, Plattfuß, Verkrüppelungen und Schwielen aller Art gehen als untergeordnetes Misère natürlich drein!

Herr Dr. Landgraf begnügte sich übrigens nicht damit, nur die Theorie einer richtigen Schuhform aufzustellen, sondern traf auch Sorge für deren praktische Ausführung, indem er Hrn. Schuhmacher-

Digitized by Google

meister H. Meyer zur Anfertigung normaler Stiefel und Schuhe, nach seiner Angabe, bewogen hat. Dieser ist nun daran, die Emancipation der großen Zehe zur Wahrheit zu machen. Zur Zeit, nach unabweisbaren Zumuthungen der Mode, muß, in Gottes Namen, die kleine Zehe geopfert werden. Auch für sie wird hoffentlich einmal die Stunde der Erlösung kommen!

Die wunderbaren Werke des Mittelalters waren nur durch die Verbrüderung von Kunst und Handwerk möglich, und so kann gar viele Wissenschaft nur durch freundnachbarliches Zusammengehen mit dem Handwerke lebendig gemacht werden. Hiezu ist aber persönlicher Verkehr unerläßlich.

Gerucktes, auch wenn es aus dem gewöhnlichen wissenschaftlichen Jargon in's schlichte Deutsch übersetzt wäre, kann wohl die große Industrie, aber sehr selten das kleine Handwerk brauchen. Es ist daher doppelt verdienstlich, wenn ein wissenschaftlich gebildeter Mann seine Kenntnisse nicht zu gut für die Werkstatt hält.

Es gibt so viele Vereine, daß es auf einen mehr oder weniger nicht ankäme! Ein Schuh-Reformverein überträge am Ende, an heilsamem Effekt, alle anderen miteinander! — (Es wäre zu wünschen, daß der Kaiserslauterer Gewerbeverein die Schuhreform in einer Abendsitzung zur Besprechung aufnehme. Die Red. des Plauderstübchen.)

Verschiedenes.

Der österreichische Lieutenant Johann Kabelatsch vom 33. Infanterieregiment ist in der Ebene von Schwarzau bei Wien wegen Feigheit in Folge kriegsgerichtlichen Spruches erschossen worden, jenes einzige und gewiß schuldloseste Opfer eines veralteten Staatswesens! Der Hingerichtete war (wie das N. Frrbl. erzählt) kaum 22 Jahre alt, der Sohn eines sehr wohlhabenden Mühlenbesitzers aus Statinan bei Chrudim in Böhmen, und hatte sich als Kadetfeldwebel in der Schlacht bei Skalitz durch Umsicht und besondere Tapferkeit ausgezeichnet, so daß er noch am Schlachtfelde zum Lieutenant ernannt, gleichzeitig aber auch durch das Regimentskommando zu einer Dekoration vorgeschlagen wurde. In Folge der ununterbrochen fortgesetzten Eilmärsche, kam er nicht in die Lage, sich eine Offiziersuniform und Säbel anzuschaffen, und rückte so am 3. Juli d. Js. mit Gewehr und Patrontasche bei Königgrätz vor den Feind. Auch hier bewährte er sich während der Schlacht als tapferer Soldat, als jedoch das Regiment zum Rückzuge gezwungen wurde, warf er bei der Flucht das Gewehr und Bajonnet weg, und machte sich so nach den Kriegsgesetzen der Feigheit schuldig. Am Tage der Exekution zeigte er sich auffallend heiter und bat seinen Beichtvater inständig, die wahre Veranlassung seines Todesurtheils ungesäumt seinen unglücklichen Eltern anzeigen zu wollen, was ihm dieser auch versprach. Am Richtplatze mittelst Wagen angelangt, wurde dem Delinquenten durch den Auditor nochmals das kriegsrechtliche Urtheil verlesen. Wiederholt, aber mit leiser Stimme, bat Kabelatsch bei dem die Exkution kommandirenden Oberlieutenant um Pardon, allein vergeblich, denn inzwischen wurden demselben durch den Stabsprofoßen die Eisen abgenommen, ein Tuch über die Augen gebunden, und da ihn der Profoß zum Niederknien aufforderte, trennte er sich schmerzlich bewegt von seinem Beichtvater, fiel entschlossen auf die Knie, während dessen 5 Feldjäger vortraten und die Schüsse abfeuerten, fiel Kabelatsch, von 4 Kugeln getroffen, lautlos nieder.

Aus Niederbayern schreibt der K. f. R.: Am 5 Okt. hatte ein Hund im Pfarrdorf Reissing, B.-A. Straubing, einen Knaben von 5 Jahren in die Hand gebissen. Der Hund wurde durch den dortigen Wirth erschossen, und nach der Oeffnung als wuthkrank bezeichnet. Sogleich verschaffte sich der Vater des verwundeten Knaben die Spitze des Herzens des erlegten Hundes, schnitt sie in 3 Theile und brachte diese in rohem Zustande als Präservativ unter vielen Drohungen dem Sohne durch den Mund in den Magen und zwar deßhalb, weil ein Bauer von Reissing behauptete, auch er sei in seiner Jugend von einem wüthenden Hund gebissen, aber durch den Genuß eines Herz-Stückes des wuthkranken Hundes von der Wuth befreit geblieben! Wahr ist's — aber auch staunenswerth, anno 1866 in Niederbayern!

Neues Instrument zum Maßnehmen für Schneider. Die Erfinder sind Mechaniker E. D. E. Brühs in Hamburg und Schneidermstr. E. Rosen in Kiel. Eben wird für dieses sinnreiche und nützliche Instrument der Patentschutz nachgesucht; ist letzerer erlangt, so wird jenes sicher rasch in alle Welt dringen. Das Kommerzkollegium in Schweden, woselbst die Patentertheilung schon erfolgt ist, spricht sich über diese Neue Erfindung wie folgt aus: „Das Maßnehmen mit dem neuen Instrumente ist so einfach, daß niemals darnach ein Kleidungsstück, selbst für den verwachsensten Körper, verschnitten werden kann."

Gleich nach der Schlacht bei Königgrätz ritt ein preuß. Stabsoffizier über das Schlachtfeld und fand einen schwerverwundeten Oesterreicher, einen Ungar welcher wimmernd um eine Cigarre bat, die ihm auch bereitwilligst gereicht wurde. Durch den Genuß des Rauchens gleichsam betäubt jedes körperlichen Schmerzes enthoben, klagte der arme Soldat nur noch: „muß ich hier sterben für Kaiser verfluchtiges."

Auflösung des Räthsels in № 57.

Die Erde.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 59. Sonntag, den 21. Oktober **1866.**

Der Schleichhändler.

(Fortsetzung.)

Der Jude wollte in einen Redestrom ausbrechen, aber Wilm bedeutete ihm zu schweigen und nach der Stube zu leuchten. Der Alte gehorchte halb unwillig und leise vor sich hinmurmelnd:

„So spät — so sehr spät — aber ich habe keine Furcht — ich habe kein Geld im Haus — keines — gar keines — es ist kalt und kein Mensch ist bei mir — keine Seele ..."

„Setz' Dich," sagte Wilm, als sie in die dumpfe Stube getreten waren, und er selbst nahm auf einer alten Kiste Platz. Der Jude setzte sich auf das Bett, faltete die knöchernen Hände über den Knien, die er bis zum Kinn hinaufzog und erwartete mit ängstlicher Neugier das Weitere.

„Kennst Du mich jetzt," fragte Wilm, den Gegenübersitzenden scharf ansehend.

„Gottes Wunder," rief der Jude betreten, „ob ich Euch kenne. Seid Ihr nicht der Wilm, seid Ihr nicht gewesen ein kleines Kind, und der Leser Kain hat Euch gegeben Mazzen und Datscher, seid Ihr nicht gewesen dabei ..."

„Wobei?" — fragte Wilm schnell und mit starker Stimme.

„Nun," rief der Jude sichtbar bestürzt, „wobei? wobei? Dabei? Ihr wißt es so gut wie ich ..."

„Sag es, sprich es aus," — rief Wilm drohend, „wobei bin ich gewesen, heraus damit!"

„Gottes Wunder," fuhr der Jude kläglich fort. „habt Ihr es vergessen, und ist mir es doch wie gestern, wie Ihr uns angetroffen habt ..."

„Wenn? wen habe ich getroffen?"

Nun — die Rauffer, die Brüder, alle drei und mich, den armen Juden, wie wir haben vergraben im Wald das Korn und den Branntwein, und haben verscharrt im Laub die Flinten und die Gewehre." — „Gut," — sagte Wilm — „ich erinnere mich, und was ist weiter geschehen?"

„Oh, wär' vertrocknet meine Hand, und verdorrt meine Zunge, daß ich keinen Teil hätte am Weiteren! Ich habe alles verschachert, verhandelt, verkauft, — die Frucht, die Armaturen, die vier Pferd vom Wagen, und den Wagen selbst haben die Brüder zerschlagen und gebrochen in tausend Stücke ..."

„Und wozu dies Alles, Kain, nichts vergessen!"

„Warum — nun warum? haben es doch müssen gethan haben die Franzosen, die Marodeurs und haben doch die Rauffer eingesteckt den Erlös, und obendrein eine Entschädigung für Pferd und Geschirr —"

„Und was hast Du erhalten?"

„O weh!" rief der Jude kläglich — „ach was habe ich gekriegt, ein kleines Stück Geld, ein ganz kleines Stück Geld, und böse Reden und schlimme Worte und Schläge!"

„Was!" rief Wilm erstaunt.

„Sie haben Gewalt gethan an dem armen Mann, sie sind geworden reich, und ich bin geblieben ein Bettler. Sie haben sich losgekauft vom Militär und mein Wolf ist genommen worden, und verkommen im Krieg. Man hat ihn geschleppt nach Rußland, und ich habe mein Kind nicht mehr gesehen, o mein Sohn, mein Sohn!" und der Jude stöhnte und schluchzte, und schlug sich auf die Brust und zerriß die Fetzen seines Kleides.

„Leser," sagte Wilm ergriffen, „sei ruhig, Dein Wolf war ein braver Soldat."

„Er ist gewesen ein gutes Kind, ein gescheiter Mensch," fuhr der Jude weinend fort.

„Wir haben ihn gehalten, wie einen Kameraden," — tröstete Wilm — „ich habe mit ihm das Lager getheilt und den letzten Bissen, und in meinen Armen ist er gestorben wie ein Mann."

„O Vater Israels!" schrie der Jude, vor Wilm hinstürzend und mit seinen Händen dessen Knie umklammernd, „o Jehova, laß weiß werden sein Haupt in Freude, wie das meine in Kummer, und mache reich seine Hand, wie meine arm ist, für alles was er gethan hat an meinem Sohn! O mein Kind — mein Kind!" schrie der alte Mann wimmernd, und wand sich auf dem Boden.

„Steh' auf, komm zu Dir," sagte Wilm, die Thränen wegwischend, die ihm in den Bart geronnen waren, „Alles ist vorbei, und droben findet ihr euch wieder."

Der unglückliche Vater setzte sich, es erfolgte eine stille Pause, in welcher er seinen Gefühlen freien Lauf ließ, in welchen die Rinde eisigen Schmerzes, die sein Herz beengte, sich löste, thaute und in Strömen lindernder Thränen sich ergoß.

„Leser," hub Wilm endlich an, als der Alte allmälig sich beruhigt hatte, „ich brauche Dich. Wirst Du thun, was ich verlange?"

„Ich werde thun, was Ihr verlangt — ich werde thun, was 'n alter Mann vermag, ich will kriechen auf meinen Händen, ich will stehen im Regen, ich will schlafen im Staub —"

Digitized by Google

„Gut," sagte Wilm, „ich verlange nichts Schweres. Es wird Dein Vortheil sein."

„Gott bewahre mich," schrie der Jude, „ich nehme keinen Profit, gar keinen. Mein Wolf soll sich umdrehen unter der Erde, wenn ich Vortheil nehme —"

„Sei still," unterbrach ihn der Andere, „diesmal wird nichts geschachert. Merke Dir, was ich sage." Und der Jude dehnte sich vorwärts, die Hand am Ohr und die Augen stier auf jenen gerichtet.

„Bist Du bereit, Leser, Alles, was Du vorhin erzählt hast, morgen vor Gericht Wort für Wort zu wiederholen und zu beschwören?"

Ohnmächtig fiel der Jude zurück. Jedes Wort hatte ihn durchzuckt, er war wie von Sinnen.

„Ich bin ein geschlagener Mann, ein verlorner Mann — ich werde gehenkt — gehenkt am Hals, — ich werde geknebelt, ich werde gebunden, ich —"

„Donnerwetter!" schrie Wilm auf den Tisch schlagend, „halte Dein Maul und höre mich! — Zeigst Du die Geschichte an, so wird Dir die Strafe erlassen oder Du erhälst selbst eine Belohnung. Mache ich den Kläger, so heißt es: mitgefangen, mitgehangen, und Du wirst mit den Andern gezüchtigt nach Verdienst und Gerechtigkeit. Jetzt wähle — mach's kurz, es ist spät."

Leser Kain rannte in der Stube herum wie besessen, und er rauste sich die wenigen Haare, er klagte, er jammerte, aber plötzlich blieb er entschlossen vor Wilm stehen.

„Ich will es thun," sagte er, „ich will sie anzeigen, und will erzählen Alles, was ich weiß. — Haben sie mißhandelt den armen Juden, so sollen sie mißhandelt werden, haben sie mich gebracht um meinen guten Sohn, so will ich sie bringen um ihren guten Namen. Aber sie werden mich zwingen mit Gewalt, sie werden mich erschlagen und tödten."

„Sei unbesorgt," sagte Wilm aufstehend, „so lange ich lebe, krümmt Dir Keiner ein Haar. Vergiß nicht, was Du zu thun hast. Bist Du nicht in aller Frühe auf den Beinen nach dem Gericht, so werden die Strickreiter Dich abholen. Gute Nacht!"

„Ich werde gehen, ich werde laufen, ich werde aufheben meine Gebeine am frühesten, wenn es Tag ist." Und mit vielen andern Betheuerungen leuchtete er dem Davoneilenden nach.

Der folgende Tag brachte eine ungewöhnliche Bewegung ins Dorf. Gensdarmen rückten herein, Gerichtsdiener erschienen mit emsigem Geschäftseifer zur großen Verwunderung der Gemeinde, denn die am Kirchweihtage vorgefallene Rauferei war zu unbedeutender Art, um die Einschreitung der Behörde und eine solche Entfaltung ihrer Macht zu veranlassen.

Aber wer beschreibt die Ueberraschung und das Staunen der Gruppen vor den Thüren, und der Gesichter, die aus den Fenstern lugten, als der reiche Hofbauer Rauffer sammt seinen drei Söhnen hinweggeführt wurde, sämmtlich auf einen Wagen gefesselt, welchem ein Karren folgte mit dem Juden Leser Kain.

Still und trotzig saßen die stolzen Bursche da, und blickten weder auf noch um. Der Jude zitterte an allen Gliedern.

Als eben der Wagen zur Brücke kam, wo Wilm stand und die Sense wetzte auf dem Brückenstein, da erhob Konrad drohend den Arm, und, seine Kette schüttelnd, rief er mit schrecklicher Stimme: „Dies ist Dein Werk, Wilm, aber wenn die Stunde schlägt, die uns wieder frei macht, dann spricht Dein letztes Gebet."

Der Wagen rollte vorüber, die Verwünschungen verhallten in der Luft, Wilm warf die Sense auf den Rücken, und ging hinaus und mähte seine Wiese, wenig bekümmert um Vergangenes und Zukünftiges.

Eine reizende Gegenwart fesselte den Glücklichen. Ihm war ein wenig Ackerfeld als Erbe zugefallen. Gertraud's Mutter hatte ein kleines Haus und eine Kuh, dies reichte hin für eine junge Wirthschaft, und bis Alles vorbereitet und eingerichtet war, verdiente Wilm noch manches Stück Geld, denn überall fand er Arbeit, und da er wacker angriff, so wurde er besser bezahlt als jeder Andere.

Ein halbes Jahr rauscht schnell vorüber.

Schon besprach er an traulichen Abenden mit seiner Verlobten die kleinen Sorgen ihrer künftigen Haushaltung, schon gedachten sie der Festlichkeiten, die sie aufwenden wollten an dem Tage der Hochzeit, die in wenigen Tagen gefeiert werden sollte. Da verbreitete sich im Dorfe das Gerücht, daß die Rauffer gegen Bürgschaft entlassen und in's Dorf zurückgekehrt seien.

„Das ist recht ungeschickt," sagte Wilm verdrießlich, „wir werden jetzt keine Musik haben, es gäbe nur Händel und Unheil."

Die Sache war wirklich so.

Geld vermag Vieles. Philipp von Macedonien öffnete mit diesem Schlüssel die feindlichen Festungen, der Hofbauer Rauffer schloß damit den Kerker seiner Söhne auf, die Gott dankten, so glimpflich davon zu kommen.

Aber so wie das Weichen eines Steines gar oft den Fall vieler anderer nach sich zieht, so waren bei dieser Gelegenheit noch Unterschleife und Veruntreuungen in Menge an das Tageslicht gekommen, in welche die Familie und den Anhang der Rauffer, meist die wohlhabensten Bauern des Dorfes, verwickelt waren. Wilm hatte in ein wahres Wespennest gestochen, dessen gereizte und aufgestörte Bewohner, ihres aufgespeicherten Honigs theilweise beraubt, drohend den Stachel auf den Urheber des Uebels richteten, und nur die Gelegenheit erwarteten, um über ihn herzufallen.

Doch Wilm war nicht der Mann, der sich fürchtete, noch viel weniger aber ungestraft sich angreifen

Digitized by Google

ließ. Er kümmerte sich wenig um die erboste Rotte.

Zwei Tage waren es noch bis zur Hochzeit, da fuhr am frühen Morgen Wilm hinaus in das Holz, um einige Bäume zu schlagen, die ihm ein vermögender Bauer als Haussteuer geschenkt hatte.

Lässig liefen die Pferde, denn Wilm war in Träumen des nahen Glückes versunken, und malte sich in lebhaften Bildern die schönen, kommenden Tage, da hörte er plötzlich das Rollen eines eilenden Wagens, er blickte zurück und rasch sprang er auf.

Auf dem Wagen befanden sich die feindlichen Brüder, alle drei, alle mit Aexten versehen, und wie sich erwarten ließ, alle entschlossen, ihm nicht den freundlichsten Morgengruß zu bringen.

Es war nicht wohl möglich, dieser Begegnung auszuweichen, allein der Gedanke an Flucht war in Wilm auch nicht im Mindesten rege geworden, und als er bemerkte, daß der nacheilende Wagen ihn beinahe eingeholt hatte, daß die Brüder herunterspranzen und nach ihren Aexten griffen, folgte er entschlossen ihrem Beispiel.

Jetzt gilt es, dachte er, doch ehe sie mich in Stücke hauen, sollen sie erfahren, wie ein Soldat, sein Leben verkauft.

Schnell schnitt er die Stränge seiner Pferde ab, und durch den Wagen im Rücken gedeckt, erwartete er mit erhobener Axt seine Gegner.

Wenn blinde Wuth und übermüthige Verlässigung auf ihre überlegene Zahl die Angreifenden in unbedachtsame Hast heranstürmen ließ, so erwartete sie dagegen Wilm mit jener kalten Besonnenheit, mit jener ruhigen Fassung, welche nur das Ergebniß eines geprüften Muthes sind, eines Muthes, der die Gefahr nicht tollkühn verachtet, sondern der sie kennt und würdigt, ihr zugleich aber die Stirne bietet, und sie bewältigt.

„Wer mir zu nahe kommt," rief Wilm mit lauter Stimme, „der ist ein Kind des Todes!"

Statt der Antwort erhob der älteste der Brüder, der den anderen etwas vorausgeeilt war, schlagfertig seine Axt. Aber Wilm kam ihm zuvor. Rasch vorspringend und mächtig ausholend, trieb er dem Feinde sein gewaltiges Beil tief in den Schädel, daß es krachte und der Getroffene augenblicklich zusammenstürzte. Doch sein Rächer war nahe — die Axt des Jüngsten schwebte über dem Haupte des Soldaten. Aber dieser, sich bückend, um seine Waffe aus der Kopfspalte des Gefallenen zu reißen, entging dem todtbringenden Schlage, der tief in das Holz des Fuhrwerks drang. Wilm war seitwärts gesprungen und führte schnell einen Hieb nach dem neuen Gegner; dieser beugte sich zurück, die Axt vermochte nur ihn zu streifen, aber das fürchterliche Werkzeug riß dem Unglücklichen den Leib auf, und dampfend drangen Blut und Eingeweide hervor. Der dritte Feind, die schreckliche Wendung des Kampfes erblickend, warf die Axt hinweg, eilte nach einem Pferd und jagte davon.

(Schluß folgt.)

Die Kolowrathöhle.

In jüngster Zeit hat die Kolowrathöhle viel von sich reden gemacht wegen des Unfalles, der sich bei der neulichen Besichtigung derselben durch den Frhrn. v. Lerchenfeld zugetragen hat. Schreiber dieses war gerade 14 Tage vorher in dieser merkwürdigen Eisgrotte, und ist daher in der Lage, folgendes Nähere darüber mitzutheilen. Die Kolowrathhöhle befindet sich an dem östlichen, Salzburg zugekehrten Theile des Unterbergs, in einer Höhe von über 5000 Fuß, ungefähr noch 200 bis 300 Fuß unter dem Geiereck. Der Weg hiezu führt von Glaneck, das am Fuße des Unterbergs liegt, über die untere und obere Nesittenalpe ziemlich steil in zwei starken Stunden bis zum Eingang der Höhle. Diese merkwürdige Eisgrotte wurde Anfangs der vierziger Jahre zufällig von einem Hirtenbuben entdeckt, als er seinen verlorenen Schafen nachstieg, und wurde dann im Jahre 1845 von dem damaligen österreichischen Minister Kolowrat zugänglich gemacht. Der Weg zur Höhle hinauf ist leicht zu finden, und ohne Schwierigkeit gelangt man bis zum Eingang in die Grotte, der letzte Theil des Weges ist durch ein Geländer auch für nicht ganz schwindelfreie Personen gesichert.

Vor dem Betreten der Höhle ist eine gründliche Abkühlung unumgänglich nothwendig, denn der Wechsel der Temperatur, besonders an einem heißen Tage, ist außerordentlich. Schon beim Hineinblicken empfindet man den eisigkalten Strom, der der Oeffnung entsteigt, und beim Hinabsteigen nimmt derselbe immer mehr zu, bis man ungefähr Mitte der Stiege gekommen ist.

Nach vollständiger Abkühlung stiegen wir also, mein Führer voran und ich unmittelbar hinter ihm, die dem Frhrn. v. Lerchenfeld so verhängnißvoll gewordene Stiege hinab, die uns zwar damals durchaus nicht gefahrdrohend schien, dennoch aber wegen der feuchten und steilen Stufen ein sicheres und vorsichtiges Auftreten erforderte. Bei jedem Schritt weiter hinab öffnet sich die Eisgrotte mehr und mehr, doch mußte ich vor der Hand alle Aufmerksamkeit auf ein glückliches Hinabkommen richten. Wo nämlich die Holzstiege aufhört, beginnen in das Eis eingehackte Stufen, die aber ziemlich schwierig zu begehen sind; denn da heuer fast gänzlich sowohl die Touristen überhaupt, als auch die Besucher der Kolowrathöhle mangelten, so wurden in diesem Jahre weder Stricke hinabgeschafft, um als Geländer zu dienen, noch neue Eisstufen eingehauen; man muß sich also mit den Ueberresten der Einrichtungen begnügen, die in vorhergegangenen Jahren zur Erleichterung des Besuches der Höhle getroffen worden waren. Begreiflicherweise sind aber die Kanten der Eisstufen theils abgeschmolzen, theils abgetreten, so daß man nur mit großer Vorsicht auf den Boden der Grotte gelangt.

Endlich waren wir daselbst angekommen, und jetzt konnte ich mit Muße die prachtvollen Gebilde

Digitized by Google

der Grotte bewundern. Der Untersberg gehört bekanntlich zu den merkwürdigsten Bergen Deutschlands. Die eigenthümliche Formation des Berges selbst, seine außerordentliche Flora, die vielen Höhlen, die sich im Innern des Berges befinden, das hübsche Gebirgspanorama, das sich auf seinen drei hervorragenden Spitzen, dem Berchtesgadener Hochthron, dem Salzburger Hochthron und dem Geiereck darbietet, machen ihn für den Alpenfreund eines wiederholten Besuches werth.

Eine der interessantesten und großartigsten Partien nicht nur allein Unterbergs, sondern der ganzen deutschen Alpen, ist die besprochene Kolowratshöhle, und zwar wegen der prachtvollen Eisgebilde, die sich darinnen befinden. Gleich links in geringer Entfernung vom Eingange ist eine herrliche Eispyramide mit überhängendem Horne; das von diesem beständig herabträufelnde Wasser hat in den Boden, der ebenfalls aus einer Schichte Eis besteht, ein tiefes Loch gehöhlt, wodurch man die Dicke und die herrliche grüne und blaue Färbung des Eises genau betrachten kann. Die Höhle selbst besteht aus einem obern und einem untern Haupttheile und mehreren noch unerforschten Kammern. Die schönste Gruppe bildet der Absturz des obern Theiles zum untern, 12—16 Fuß hoch. Der tiefblaue Eisstrom der sich herabzieht, gleicht einem plötzlich verglasten Wasserfalle, und die paar durch den Eisgang zur Höhle sich hindurchstehlenden Sonnenstrahlen bilden einen prachtvollen Gegensatz zwischen den im schönsten Grün und Blau glitzernden beleuchteten Theilen des Eisstromes und den in tiefes Schwarz gekleideten schattigen Theilen der Höhle. Mitten im Eisstrom erheben sich ein paar majestätische Eisobelisken, die gleich Wächtern ernst herabblicken auf die an ihrem Fuße sich hinziehenden eisigen Wogen.

Ueber diesen Absturz gelangt man an der rechten Seite hinauf in den obern Theil der Höhle, die zwar bedeutend kleiner und niedriger ist, als der untere Theil, aber ebenfalls wunderschöne Eisgebilde enthält. An einem dieser funkelnden Pyramiden zieht sich ein Eisfeld hinab, zur ersten der Kammern führend.

Hier nun zündeten wir die mitgenommenen Kerzen an und begannen hinunterzusteigen; als wir aber mühsam endlich auf den Boden der Kammer gekommen waren, erblickte ich nichts Besonderes, nur wild durcheinander gewürfelte Fels- und Eisblöcke. Ich machte noch den Versuch, weiter hinabzusteigen, aber ein abschüssiges Eisfeld, über das wir nur mit Hilfe von Stricken hätten hinabklommen können, hinderte ein weiteres Vordringen. Das Hinaufklettern auf dem Wege, auf dem wir herabgestiegen, war ziemlich beschwerlich, und zweimal glitt ich aus und rutschte, schon fast oben angekommen, das abschüssige Eisfeld wieder hinab; erst beim drittenmale kam ich glücklich aus jener Kammer herauf.

Noch machte ich einen Versuch, eine rechts sich öffnende Kammer zu besichtigen, wozu ein an der Wand lehnender Steigbaum einlud, doch war derselbe so morsch und gebrechlich, daß eine Fahrt in das Himmelreich näher lag, als die Erreichung dieser ungefähr 20 Fuß oberhalb der ersten Höhe liegenden Kammer.

Nach 1½ stündigem Verweilen in der Höhle trat ich den Rückzug an, und ohne Unfall kam ich glücklich wieder zum Tageslicht empor.

Da die Höhle so außerordentlich interessant ist, so sollten zu ihrer bessern Gangbarmachung und insbesondere auch zur Möglichkeit, die für jeden Freund so merkwürdigen Kammern zu besehen, weit bessere Anstalten getroffen werden, als die vorhandenen. Die Stiege war, auch abgesehen von ihrer Gebrechlichkeit, sehr unbequem. Ich wurde sowohl in Salzburg als in Glaneck vor dem Betreten der Kolowrathhöhle gewarnt, da die Stiege alt und morsch sei. Dennoch hat man so lange mit der Reparatur derselben gewartet, bis ein Unglück geschehen ist.

Möge sich doch zum zweitenmale ein Freund der Alpen finden, der die jetzt unzugängliche Höhle dem Touristen wieder öffnet, und der dann zugleich auch den ungefährlichen Zutritt zu einigen Kammern möglich macht! —

Verschiedenes.

Innige Verschlingung. Man schreibt aus Braunfels vom 12. Oktober: In dem, in unserer Nähe gelegenen fürstlichen Wildpark haben sich kürzlich zwei Hirsche, der eine von 12, der andere von 14 Enden, beim Kampfe so mit den Geweihen in einander verrennt, daß sie Morgens übereinanderliegend in einer Wiese aufgefunden wurden. Der Zwölfer war bereits verendet, er hatte wahrscheinlich beim Sturz das Genicke gebrochen; der Vierzehner lebte noch, mußte aber, da die Geweihe gar nicht auseinander zu bringen waren, auf dem anderen todtgeschossen werden. Die Köpfe sind von den Körpern getrennt und macerirt worden und werden in der fürstlichen Geweihsammlung aufbewahrt werden. Den Jagdliebhabern wird es zu erfahren von Interesse sein, daß der hiesige Photograph Grumbach zwei sehr gelungene Aufnahmen der Hirsche in der Lage, wie sie aufgefunden worden sind, gefertigt hat und käuflich abläßt.

Räthsel.

Aus der Farben großer Zahl
Haß zur ersten du die Wahl;
Was die zweite Silb gebeut,
Macht auch Kindern wenig Freud.
Eines deutschen Herzogs Land
Macht das Ganze dir bekannt.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 61. Sonntag, den 28. Oktober **1866.**

Die Versiegelten.

Erzählung aus der Vendee; aus dem Französischen von G.

Eine halbe Stunde von dem reizenden Dörfchen Conquet, welches dicht an der Seeküste erbaut ist, erblicken die Reisenden das alte Schloß von Plouerneck, dessen schwarze massive Thürmchen sich majestätisch zu dem trüben Himmel der Bretagne emporheben. Vor der nach Osten zu liegenden Facade des alten Herrensitzes breitet sich ein düsterer Wald aus, in dem ewiges Schweigen zu herrschen scheint, im Norden wird das Schloß vom Meer begrenzt, dessen blaue Wogen unaufhörlich von ganzen Schwärmen kleiner Barken und Fischernachen durchfurcht werden, deren graue Segel sich gleich Vogelflügeln im Winde bewegen.

Während des Tages hört man in der Nähe dieses großen lehnsherrlichen Gebäudes bisweilen den Gesang eines Hirten oder das Geläute der Heerden, Nachts unterbricht jedoch kein Geräusch die feierliche Stille, keine Bewegung verräth das Dasein oder die Nähe eines menschlichen Wesens, und man könnte sagen: die ganze übrige Schöpfung habe sich in lautloses Schweigen gehüllt, um dem Seufzen des Windes in den Wipfeln tausendjähriger Bäume, und dem klagenden Stöhnen des Oceans zu lauschen, welcher sich an den Felsen des sandigen Ufers bricht. Worte vermögen es nicht, den trüben und zugleich wild-romantischen Eindruck zu beschreiben, welchen der Anblick dieser Gegend in der Seele des Beschauers erregt, die bestürzte Phantasie überläßt sich willenlos den Schrecknissen dieses Ortes, der Geist fühlt sich überwältigt und behält keine Zeit zur Ueberlegung, das Auge irrt unstät, wie in einer Art von betäubendem Entsetzen zwischen dem dunklen Laubwerk des Waldes und der schäumenden Brandung der Küste umher.

Die Außenseite des Schlosses harmonirt vollkommen mit der klösterlichen Färbung der Landschaft, die graue Farbe der Mauern, die zerbröckelten Zinnen auf der Krönung der Thürme, das mit gelblichen Moose bedeckte Dach, der alte Balkon von rostigem Eisen, die Treppe mit ihren durch Alter gebräunten, und die Gewalt der Stürme halb zerbrochenen Stufen, kurz das ganze Ensemble dieses alten Edelsitzes stimmt in wunderbarer Weise mit dem düstern Ernste seiner Umgebungen überein.

Welche Familien mögen diesen alten gothischen Herrensitz nach einander bewohnt haben? Welchen berühmten Rittergeschlechtern mag diese geräumige Besitzung zur Wiege gedient haben? Wie lebten alle diese Burgfrauen? Wie sind sie gestorben? In welchen gefahrvollen Seeexpeditionen und Heldenkämpfen haben diese tapferen Landsleute Duguesclins ihre eigenthümlichen bretagneschen Namen erschallen lassen? Es ist mir unbekannt, ich habe jedoch die Schicksale der letzten Edelleute erfahren, welche hier ihren Wohnsitz hatten und diese scheinen mir interessant genug, um sie hier zu erzählen.

Im Jahre 1793 bewohnte der Marquis von Treseguidy mit seinen beiden Söhnen, seiner Schwiegertochter und einem Enkel, welcher kaum zwölf Jahre zählte, das Schloß Plouerneck, seine Gemahlin, die Marquise von Treseguidy, war bereits seit mehreren Jahren todt. Diese Familie, welche sich durch Weisheit und eine an die alten Römer erinnernde Würde auszeichnete, mischte sich wenig in die Ereignisse, welche damals ganz Frankreich bewegten, und ließ sich auch selten in der großen Welt sehen.

In den ersten Jahren nach seiner Verheirathung hatte der älteste Sohn des Marquis, der Graf von Treseguidy, die Feste, welche in Brest gegeben wurden, bisweilen in Gesellschaft seiner Gemahlin besucht, aber seit dem Tode seiner Mutter gab er auch diese Vergnügungsreisen auf, und zog sich ganz in ein ruhiges, den Studien und ernsten Betrachtungen gewidmetes Leben zurück.

Sein Bruder, der Baron, war einige Jahre jünger und von lebhafter Gemüthsstimmung, er führte die Lebensweise der meisten Edelleute jener Zeit; nachdem er zwei bis drei Jahre am Hofe Ludwigs XVI. zugebracht hatte, suchte er die Küste wieder auf, wo er seine Kindheit verlebte und zum Jüngling herangewachsen war.

Eine bemerkenswerthe Thatsache bleibt es jedenfalls, daß die Mehrzahl des bretagne'schen Adels dem Hofleben Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. keinen Geschmack abzugewinnen vermochte und an den Freuden desselben nur geringen Antheil nahm. Die lebhafte Fröhlichkeit, die verfeinten, geistreichen Ausschweifungen dieses Zeitalters vertrugen sich nicht mit dem Stolz und der ritterlichen Strenge dieser jungen Leute, welche sich inmitten der rauschenden, wollüstigen Feste von Versailles nach dem einsamen Meeresgestade und dem majestätischen Horizonte ihrer Heimath zurücksehnten.

Nachdem die Söhne des Marquis von Treseguidy die Freuden der Welt für kurze Zeit gekostet hatten,

Digitized by Google

waren sie in ihr altes Schloß zurückgekehrt und theilten das stille Leben ihres Vaters. Der Graf pflegte sich gleich nach dem Frühstück in seine Bibliothek zurückzuziehen, der Baron ritt in Begleitung seines Jägers und einiger Hunde in den Wald, um daselbst zu jagen, und die Gräfin setzte sich an die Seite ihres Schwiegervaters, welcher selten seinen Armstuhl verließ.

Während diesen langen, einförmigen Tagen lief der kleine Raoul in Gesellschaft eines älteren Knaben in der Umgegend des Schlosses umher oder setzte sich zwischen seinen Großvater und seine Mutter, um deren Unterredung zuzuhören, welche oft genug durch die Träumereien unterbrochen wurden, die in den Seelen dieser einsammen Wesen auftauchten; stundenlang hörte man dann nichts in diesen großen Sälen als das Rauschen des Windes, den lang gezogenen Ton des Jagdhorns, welcher aus der Tiefe des Waldes herübertönte, und das Brausen der Wogen, welche an die Felsen schlugen und diese mit weißem Schaum bedeckten.

Sobald die Unterhaltung zu stocken begann, lehnte sich der alte Marquis tiefer in seinen Sessel zurück, kreuzte die Hände auf der Brust und schloß müde die Augen, die junge Gräfin ließ ihre Stickerei auf die Knie herabgleiten, und der Knabe ging an das Fenster, wo er bisweilen stundenlang stehen blieb und die stumme Poesie der Gegend mit Entzücken betrachtete, während sein Geist vor den Schauern dieser einsamen Lebensweise erbebte. — Wenn aber auch die Herbst- und Wintertage in solch einförmiger Weise dahinflossen, so versammelten dagegen die Abende die ganze Familie an einem jener hohen, mit Sculpturen bedeckten Kamine, welche breit genug waren, um einem völlig geharnischten Pferde zum bequemen Spaziergange dienen zu können. Der Graf las dann mit lauter, volltönender Stimme aus seinen Lieblingsbüchern und zuweilen auch aus jenen Werken vor, welche aus geistreichen Federn geflossen, das Glück und die Freude so vieler Familienkreise ausmachten. Frau v. Treseguidy folgte diesen Vorlesungen mit dem lebhaftesten Interesse, indem sie die Augen unverwandt auf ihren Gemahl heftete, welcher diese schönen Erzählungen, die so reich an Leidenschaft und Seelenreinheit sind, in bewunderungswürdiger Weise vortrug. Raoul wagte kaum zu athmen und lauschte mit vor Bewunderung halb geöffnetem Munde, indem er seinen Kopf an die Schulter seiner Mutter lehnte.

Der Baron und der Marquis schliefen dagegen sehr häufig während des Lesens ein; bei dem jungen Manne war dies die Folge der am Morgen abgehaltenen Jagd und der hiermit unzertrennlichen Ermüdung, der Marquis aber beugte das Haupt unter der Last der Jahre.

Ich bedürfte des Pinsels und der Palette eines genialen Malers, um diesen Scenen die richtige Färbung zu geben, nur der Künstler vermag es, die vielfachen Verschiedenheiten dieser drei Generationen naturgetreu aufzufassen und wiederzugeben, es vereinigte sie dasselbe Interesse und ihr patriarchalisches Leben wurde nur durch unbedeutende Ereignisse, wie durch den Ausbruch eines heftigen Sturmes, welcher die hundertjährigen Eichen des Waldes zerbrach, oder durch das Geräusch der Schritte eines fremden Wanderers unter den Fenstern des Schlosses auf Augenblicke unterbrochen. Im Sommer machte die Familie Treseguidy gemeinschaftliche Spaziergänge im Walde oder längst der Meeresküste, welche von Zeit zu Zeit bis zu dem Dorfe Conquet ausgedehnt wurden dies geschah jedoch sehr selten, indem die Kräfte des alten Marquis nicht häufig solche lange Promenade gestatteten; jedesmal aber, wenn der alte Herr einen dieser kleinen Ausflüge vornahm, ruhte er mit seinen Kindern in der Hütte des Fischers Janekin aus, er setzte sich dann auf einen alten hölzernen Stuhl, während seine Söhne und seine Schwiegertochter auf dem Bett oder auf dem Tisch ihres Wirthes Platz nahmen. Der junge Raoul benutzte dagegen diese Gelegenheit, um mit seinem vorher erwähnten Spielgefährten, dem jungen Pierre Janekin, im Dorfe umher zu laufen.

Die Einwohner von Conquet empfingen ihren alten Herrn stets mit Freude und Rührung; sobald sie ihn von Weitem bemerkten, gingen sie ihm entgegen und begleiteten ihn bis zu der Hütte Janekins.

Der Marquis von Treseguidy liebte diese braven Leute, sie waren die Freunde und Gespielen seiner Kindheit gewesen, er kannte die Lebensgeschichte eines Jeden und wußte der jüngeren Generation tausend Einzelnheiten aus dem Leben ihrer fleißigen Väter zu erzählen.

Zwischen dem Adel der Bretagne und dem Volke bestand niemals jene Scheidewand, welche anderwärts, indem sie sich zerbröckelte, einen so tiefen, unausfüllbaren Abgrund grub. Der Gutsherr war hier einfach wie der Leibeigene, der Bauer arbeitete für den Adel und dieser zog den Degen zum Schutz und zur Vertheidigung des Bauern, die ganze Bevölkerung ward durch unlösbare Bande zu ihren Herren hingezogen, diese Bande waren — Dankbarkeit und Ehrfurcht. Sobald der Marquis von Treseguidy in der Nähe des Dorfes erschien, beeilte sich Janekin, seine Hütte zum Empfang der hohen Gäste zu schmücken, er breitete seine feuchten Netze vor derselben aus, um sie an der Sonne zu trocknen, reinigte den Fußboden, entfernte die umherliegenden Muscheln, kehrte das Meergras und die Austernschaalen auf einen Haufen, breitete ein reines Tuch von grober Leinwand über sein Bett, und gab so seiner Wohnung das Ansehen von Ordnung und Reinlichkeit. Sobald er diese Vorkehrungen mit möglichster Eile beendet hatte, legte der Fischer seine schöne Sonntagsweste an, nahm seine rothwollene Mütze in die Hand und lief seinen Gästen entgegen.

Guten Tag, Janekin, rief ihm dann der Marquis von Treseguidy schon von Weitem zu. Ich

Digitized by Google

komme, um Einquartierung in dein Haus zu legen, mein Freund! Ist dies nicht ein schönes Regiment, das meinige? fügte er, auf seine Kinder deutend, hinzu.

Herr Marquis! erwiderte der Fischer, indem er ehrerbietig grüßte, Alles was der gute Gott mir unter der Sonne gegeben hat, gehört Ihnen, meine arme Hütte, meine Netze und mein Leben, Alles ist Ihr Eigenthum.

Ich danke dir, mein Freund, entgegnete der Marquis, indem er die harte, schwielige Hand Janekins schüttelte, mein Haus ist dir und denen, welche deinen Namen tragen, stets offen gewesen und so wird es bleiben; ich hoffe, daß es in unsern beiderseitigen Familien niemals Undankbare geben wird.

Bei jedem Besuche des Marquis wiederholte sich diese Scene mit weniger Abwechselung, in derselben einfachen Weise, aber stets mit ungeheuchelter, aufrichtiger Herzlichkeit und Biederkeit.

* * *

Die Familie des Marquis von Treseguidy sollte sich jedoch nicht lange einer so ruhigen Lebensweise erfreuen. Der Vulkan, welcher in Paris tobte, Menschen und Gegenstände verschlang und sich mit reißender Schnelligkeit über ganz Frankreich ausbreitete, hatte seine verderblichen Lavaströme auch bis in die dunklen Wälder der Vendee ergossen. Die Blauen liefen bereits überall mit Pechfackeln und geschwungenen Degen umher, während der junge Laroche-Jaquelin alle Edelleute und die dem König treu gebliebenen Bauern um seine Fahnen sammelte.

Auch die Söhne des Marquis von Treseguidy hielten es für eine Ehrensache, diesem Aufruf ungesäumt Folge zu leisten, sie verließen ihr väterliches Schloß zur Nachtzeit und begaben sich auf geheimen Wegen in das Hauptquartier der Vendeearmee, welches sie glücklich erreichten, obgleich sie von Plouerneck bis hierher von tausenderlei Gefahren umringt gewesen waren. Der alte Marquis blieb mit seiner Schwiegertochter und seinem Enkel allein in Plouerneck zurück. Janekin bezog als Wächter das Schloß, dessen Bewohner der Graf von Treseguidy seiner Obhut anvertraut hatte, sein Sohn Pierre, welcher kühn und kräftig wie Jean Bart war, besorgte inzwischen die Fischerei seines Vaters in Conquet.

Bereits drei Monate waren verflossen, und noch fehlte jede Nachricht über das Schicksal der jungen Krieger, nur ein einziges Mal, kurz nach ihrer Entfernung, hatte ein Einwohner von Conquet einen Brief in das Schloß gebracht, welcher bloß die vier Worte: „Wir befinden uns wohl" enthielt. Die junge Frau verbrachte inzwischen ihre Nächte schlaflos und in Thränen, der Marquis alterte sichtlich und Raoul, welcher die Tage unruhig und in fortwährender Aufregung verlebte, wurde von schrecklichen Träumen gequält. Endlich eines Abends, als Herr von Treseguidy sich eben zur Ruhe begeben wollte, trat Janekin mit einem zerknitterten Billet in der Hand in das Gemach. Gräfin Treseguidy ergriff dasselbe mit einem nervösen Zittern und las Folgendes: „Die Armee der Vendee ist vor drei Tagen bei Savenay geschlagen worden, wir sind beim allgemeinen Blutbade wie durch ein Wunder ertrunnen und befinden uns auf der Flucht, wir werden jedoch verfolgt, der Feind ist uns auf den Fersen. Wenn Gott uns indessen seinen gnädigen Schutz verleiht, so hoffen wir am 27. November in Plouerneck anzukommen. Janekin möge uns von der Seite des Waldes her entgegengehen, und uns auf der Landstraße an dem Teiche von Treouergat erwarten. Auf Wiedersehen denn bis morgen, Ihr Theueren. C. H. de T."

Aber es ist ja schon heute der 27. November, begann Janekin.

Wohlan, so reise ab, mein Freund! rief Frau von Treseguidy aus, du hast noch Zeit genug, dich an den Ort des Zusammentreffens zu begeben. Gehe, ich bitte dich!

Janekin ergriff ein paar Pistolen und entfernte sich mit großen Schritten.

Während der ehrliche Fischer sich immer tiefer in dem Dickicht des Waldes verlor, wo der von Wolken halb verschleierte Mond nur hie und da lange schmale Streifen mit mattem Scheine beleuchtete, langte eine Reiterschaar vor dem Perron des Schlosses Plouerneck an und machte daselbst Halt. Einer der Reiter stieg ab und schellte mit drohender Heftigkeit an der Glocke. Der Marquis erbebte in seinem Bette und Raoul fuhr erschreckt aus dem Schlafe empor, indem er nach seiner Mutter rief. Die Gräfin von Treseguidy, welche, ihren Gemahl erwartend, in einem Lehnsessel an dem Kamin sitzend, sanft eingeschlummert war, erhob sich rasch, lief an das Fenster, öffnete dasselbe, und rief mit vor innerer Bewegung bebender Stimme: Bist du es, Charles? sogleich aber fuhr sie erschreckt zurück, denn sie hatte im Mondlicht unter dem Mantel des Einen der Reiter die republikanische Uniform erkannt; halb wahnsinnig vor Furcht, wußte sie nicht, was sie beginnen sollte, und stürzte athemlos in das Zimmer des Marquis.

Haben Sie meine Söhne gesehen, Madame? rief ihr dieser entgegen, so eilen Sie doch, mir dieselben zuzuführen, meine armen alten Glieder zittern vor Freude so heftig, daß ich nicht zu gehen vermag. Gehen Sie, führen Sie meine Kinder hierher.

Sie sind es ja nicht, mein Vater! schrie die junge Frau, indem sie halb ohnmächtig auf einen Sessel sank. Es sind Republikaner! O Gott, es ist Alles verloren. In diesem Augenblick ertönte die Glocke zum zweitenmale und zwar noch gewaltiger als vorher.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verschiedenes.

An einem der letzten Abende fand sich in München in einer der dortigen Kneipen ein bettelnder Bursche mit einer Militärmütze, den Arm in der Schlinge und die rechte Hand dick umwickelt, ein, welcher angeblich den letzten Feldzug mitgemacht und im Treffen bei Kissingen einen Schuß durch die Hand erhalten hatte. Dem armen verwundeten Soldaten wandten sich selbstverständlich die regsten Sympathien zu, namentlich einem Schneidergesellen ging das Herz weit auf, als der tapfere Krieger von dem preußischen Kugelregen, dem Aechzen der Verwundeten und Sterbenden und von allen Schrecken des Krieges erzählte — Freundschaftsbund und Bewirthung, soweit es die etwas dürftige Kasse des Schneiders gestattete, verstand sich da von selbst. Gar der Undank des Vaterlandes, das einen seiner Tapferen betteln ließ, ging dem Schneider zu Herzen. Rasch entschloß er sich, seinem neuen Freunde seinen traurigen Erwerb wenigstens erleichtern zu helfen, stellte demselben ein Zeugniß über seine tapfere Haltung und Verwundung vor dem Feind aus und unterschrieb es: „Dr. Schulze, k. Bataillonsarzt." Das war zu viel für — einen Gendarmen, der inzwischen eingetreten war, und natürlich den improvisirten Bataillonsarzt, sowie den verwundeten Krieger zur Polizei führte, wo man sich herausnahm letzterem den Verband abzunehmen und eine kerngesunde Faust darunter entdeckte; man wies ihm sogar nach, daß er nur etwa 14 Tage als Reservist unter der Fahne gestanden und aus München gar nicht hinausgekommen war. Zu all' diesen bitteren Erfahrungen mußte sich der Schneider wegen Ausstellung des Zeugnisses auch noch einsperren lassen.

Die Dresdener Stadt durchläuft seit mehreren Tagen ein unheimliches Gerücht, das den Prozeß de la Pommerais' wieder in Erinnerung bringt. Es liegt nämlich ein schwerer Verdacht vor gegen den bereits verhafteten Dresdener Advokaten Müller, der im Juni den Tod seiner 26jährigen Gattin mit spaltenlangen, wehmuthsvollen, poetischen Nachrufen anzeigte, für seine derangirten Verhältnisse aber darin einen Trost zu finden wußte, daß er statt sein eigenes, das Leben seiner jüngern, gesunden lebensfrohen Frau mit 18,000 Thlrn., nach der Höhe einer Jahresprämie von 700 Thlrn. versichert hatte. Das fiel den über diesen Fall mißmuthigen Versicherungsbeamten auf, und sie beantragten eine gerichtliche Untersuchung. In Folge dessen ist die Leiche ausgegraben und secirt worden; auch hat bereits der Berliner Chemiker Sonnenschein ein Pflanzengift im Magen gefunden, dessen Species aber noch festzustellen ist.

In unserer Zeit, wo jene Erfindungen, welche eine Vergrößerung der mörderischen Wirkung der Schußwaffen zum Zwecke haben, eine so bedeutende Rolle spielen, dürfte vielleicht folgendes Factum nicht ganz ohne Interesse sein: Am 11. April 1792 stellte ein Mitglied des Jakobiner-Klubs seinen Kollegen einen Engländer und einen Franzosen vor, als die Erfinder einer verbesserten Kanone, mit welcher man in einer Minute 25 Schüsse abfeuern könne. Diese Ankündigung versehlte nicht ihre Wirkung auf die Gesellschaft, und Desfieux stellte den Antrag, man möge die nöthigen Geldmittel votiren, um sich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen. Robespierre, der „Wütherich der Republik" verlangte das Wort über diesen Antrag. Tiefe Stille herrschte im Saale, als der gefeierte Redner die Tribüne bestieg. Robespierre ist gegen den Antrag aus Humanität. Jede Erfindung, sagte er, welche zum Zwecke hat, die Vernichtung der Menschen zu beschleunigen, ist in meinen Augen eine bellagenswerthe Sache. Er könne und werde nie einer anderen Ansicht huldigen, da er im Princip ein Feind des Krieges sei. Hierauf erzählte er, daß im Spätsommer 1791 ein Erfinder zu ihm gekommen sei, um ihm eine Büchse vorzulegen (Robespierre war ein passionirter Pistolenschütze und also gewissermaßen Kenner), mit welcher man hintereinander neun Schüsse abfeuern könne. In dem Garten des Hauses, welches Robespierre damals in der Casse Saintonde bewohnte, habe der Erfinder mit seinem Gewehre die befriedigendsten Proben abgelegt. Ich habe diesen Mann, fuhr Robespierre fort, inständigst gebeten, seine mörderische Erfindung bei Seite zu legen, und nie mehr davon zu sprechen, und er hat es gethan. Nebst den Rücksichten der Humanität bestimmen mich aber noch andere Gründe, dem vorliegenden Antrage entgegenzutreten. Wenn eine solche Erfindung auch im Stande wäre, den Völkern einen momentanen Vortheil über die Despoten zu gewähren, so würden sich die Letzteren alsobald derselben bemächtigen, und sie würde in ihren Händen ein neues, wirksameres Werkzeug zur Unterdrückung der Menschheit werden. Diese Betrachtungen bestimmten am 11. April 1792 den Pariser Jakobiner-Club, über den Antrag des Mitgliedes Desfieux zur Tagesordnung überzugehen.

Die Gondel, welche die Stadt Venedig für den König Victor Emanuel herstellt, wird 18 Ruder haben. Die Galleone derselben stellt den venetianischen Löwen vor, der das Wappen Savoyens hält; am Spiegel ist eine bildliche Darstellung: Venedig krönt Italien. Auf dem Backbord erhebt sich ein Baldachin von scharlachrothem Sammet, welcher blau gefüttert und mit Gold gestickt ist. Derselbe wird von vergoldeten Säulen getragen und kann bei ungünstigem Wetter durch Glasscheiben verschlossen werden. Auf der Spitze trägt er die Flagge des Königs.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 62. Donnerstag, den 1. November **1866.**

Die Versiegelten.

Erzählung aus der Vendée; aus dem Französischen von G.

(Fortsetzung.)

Was soll man thun? sprach der Marquis mit rathloser Miene.

Wäre nur Jaukin hier, erwiderte Frau von Treseguidy, er würde uns die Gegenwart dieser Soldaten erträglicher machen.

Raoul trat jetzt in das Gemach und erzählte daß die Bedienten einigen Reitern das Schloßthor geöffnet hätten, in der That hörte man bereits Sporengeklirr in den untern Räumen.

Lasset uns in diesem verhängnißvollen Augenblick kaltblütig sein, meine Kinder! sagte der Marquis, welchem plötzlich beim Anblick der Gefahr Kraft und Geistesgegenwart zurückkehrten. Wir müssen ruhig und unbefangen scheinen. Lasset mich auf alle Fragen antworten, welche diese Leute an uns richten werden. Rede keine Sylbe, Raoul, denn ein einziges unvorsichtiges Wort könnte unsere Köpfe kosten.

In diesem Augenblick erschien ein Diener und meldete dem Marquis, daß ein Gendarmeriecapitän aus Brest ihn zu sprechen verlange.

Lasse ihn eintreten, Bertrand! erwiderte der Marquis mit Ruhe. Der Greis hatte die Energie seiner Jugend wiedergefunden, das göttliche Feuer der väterlichen Liebe, welches in seinen Augen glänzte, hatte gleichzeitig sein Herz erwärmt und seine Kräfte verjüngt.

Jetzt vernahm man die schweren Tritte zweier Männer auf der Treppe, und gleich darauf öffnete sich die Thür einem jungen Offizier, welcher von einem Manne begleitet wurde, der sich sorgfältig in einen weiten Mantel gewickelt hatte. Der Republikaner war sichtlich erstaunt über den Anblick, welcher sich ihm darbot. Der Marquis saß neben seiner Schwiegertochter und seinem Enkel, sein Gesicht war ruhig, seine Haltung ernst und würdevoll, und seine weißen Locken milderten die Blässe seiner Stirn. Der Blick des jungen Offiziers haftete vorzugsweise auf der Gestalt der Gräfin von Treseguidy, deren weiße Hand auf den Locken des an ihre Knie gelehnten Raouls ruhte. Der lebhafte und scharf ausgeprägte Unterschied dieser drei Lebensalter, der edle Kopf des Marquis, die entzückende Gruppe, welche Mutter und Kind bildeten, hielt für einen Augenblick die Worte, welche er zu sprechen im Begriff war, auf den Lippen des Capitäns zurück. Dieser Eindruck dauerte jedoch nicht lange, der Offizier gedachte seiner Sendung, er trat vor, stellte sich in die Mitte des Zimmers und fragte mit lauter Stimme: Bürger Treseguidy, wo sind Ihre Söhne?

Die Herren von Treseguidy befinden sich seit einiger Zeit auf Reisen, antwortete der Marquis in gelassenem Tone, übrigens weiß ich nicht, mein Herr, was Sie diese Frage an mich zu richten berechtigt und noch dazu mitten in der Nacht.

Sie irren sich, erwiderte der Offizier, die Bürger Treseguidy haben Antheil an dem Kampfe von Savenay genommen, Sie erwarten dieselben, vielleicht befinden sie sich schon hier. Wir verfolgten sie bis zum nächsten Dorfe, wo wir ihre Spur verloren haben. Uebrigens sehen Sie hier einen Commissär der Republik, bei diesen Worten deutete der Offizier auf seinen Begleiter, dessen Mantel sich in demselben Augenblicke öffnete und die dreifarbige Schärpe sehen ließ. Ihm müssen Sie Rede stehen, meine Sendung ist erledigt, sobald die Durchsuchung des Schlosses beendet sein wird, dieser Bürger, welcher Mitglied des Revolutionstribunals ist, wird jedoch für einige Zeit seine Wohnung hier aufschlagen und acht Mann von meinen Soldaten bei sich behalten.

Der junge Offizier entfernte sich grüßend und befand sich eine halbe Stunde später auf dem Wege nach Brest. Der Begleiter des Capitäns war in der That Mitglied des Revolutionstribunals und nannte sich Rignard, und war beim Beginne des Aufstandes Wagenarbeiter zu Nantes gewesen. Rignard war eine Creatur Carriers und hatte es verstanden, in kurzer Zeit seines Meisters würdig zu werden; er saß mit den Ansprüchen eines Kaisers auf dem kleinen Throne, welchen er im Namen des souveränen Volkes einnahm. Er gehörte zu den Personen, welche bei diesen großen Trauerspielen gewissermaßen die Komiker abgaben, und es geschah nicht selten, daß ihr Benehmen und ihre barocke Redeweise inmitten der Schauerscenen von 1793 die ergötzlichsten Auftritte herbeiführte. Die Plumpheit ihrer Ausdrucksweise und die Gemeinheit ihrer Bewegungen contrastirten in lächerlicher Weise mit der angelernten Gravität ihrer Haltung, der Possenreißer sah stets unter der ernsten Maske der Magistratsperson hervor. Rignard war groß, mager und sehr blaß, keines seiner Glieder ließ sich mit dem andern in Einklang bringen, jede seiner Bewegungen war eckig und

Digitized by Google

ungeschickt, man hätte ihn für eine der hölzernen Puppen halten können, welche die Kinder mit Hilfe eines eisernen Drahtes in Bewegung setzen. Uebrigens verminderte der strenge grausame Ausdruck seiner Augen, welche gleich denen einer wilden Katze funkelten, den grotesken Eindruck sehr bedeutend, welchen Rignards übrige Persönlichkeit hervorbrachte und das unwillkürliche Lächeln, das seine schlecht proportionirte Gestalt hervorrief, verschwand rasch, wenn man den Ausdruck von Wildheit und Tücke wahrnahm, der seinem ganzen Wesen aufgeprägt war. Beim Anblick dieses gefährlichen Menschen bedauerte der Marquis die Entfernung des jungen Kriegers. Der Krieg verhärtet zwar die Herzen, aber er veredelt den Charakter, der Mensch gewinnt in demselben an Großmuth, was er an Sanftmuth verliert. Die Löwen haben nicht die Natur des Tigers, sie sind zwar grausam, aber auch großmüthig. Der alte Edelmann begriff, daß jetzt der Henker den Richter ersetzte, er warf einen besorgten Blick auf seine Angehörigen, umarmte dieselben und verließ mit Rignard das Zimmer, wozu Letzterer ihn mit den Worten: Bürger, ich habe mit dir zu reden! aufgefordert hatte.

Der Grobian! murmelte der Marquis, indem er dem Mitgliede des Revolutionstribunals folgte.

Frau von Trefeguidy erhob sich, sobald sie allein war, einen Augenblick stand sie still und lauschte mit halb geöffnetem Munde und sterem Blick auf das Geräusch, welches die hallenden Schritte in der Tiefe des Corridors verursachten, dann ergriff sie die Hand ihres Söhnchens, öffnete rasch die Thüre und eilte mit Raoul in ihr Zimmer. Daselbst angekommen lief sie an das Fenster, welches sie offen gelassen hatte. Es war eine jener schönen, klaren Winternächte, deren unaussprechliche Poesie zum wenigsten derjenigen der Sommernächte gleichkommt, wenn sie dieselbe nicht übertrifft. Die Sterne glänzten wie die reinsten Diamanten am azurblauen Himmelszelt, und der Mond erhob sich zwischen den dunkeln Gipfeln des Waldes, kein Geräusch störte den ruhigen Ernst der Gegend, nur der Wind fächelte leise wie ein kaum hörbarer Seufzer in den Zweigen der Tannen, das ruhige, friedliche Meer bespülte die Felsen des Ufers mit eintönigem Murmeln, und bei dem Glanze der nächtlichen Gestirne erschien es dem Auge wie ein ungeheueres Becken von polirtem Silber. Dieses Bild, welches unter andern Verhältnissen das für Naturschönheiten so empfängliche Gemüth der Gräfin von Trefeguidy lebhaft bewegt haben würde, vermochte jetzt nicht ihre Blicke zu fesseln. Was konnte ihr auch in diesem Augenblick die entzückende Ruhe der Natur bieten, da Trauer und Sturm in der Tiefe ihrer Seele wohnten.

Raoul! sprach sie zu ihrem Sohne, du siehst schärfer als ich, gib genau Acht, ob du Niemanden hier unten in der Richtung des Teiches von Treouergat auf das Schloß zukommen siehst.

Das Kind versenkte seine Augen in das Dunkel des Gehölzes und erwiderte nach einigen Minuten des Schweigens: Ich sehe nichts, Mama.

Die Gräfin schob sich einen Stuhl zum Fenster, Raoul blieb neben ihr stehen.

Verliere den Eingang des Waldes nicht auf einen Augenblick aus dem Gesichte, mein Kind, begann Frau von Trefeguidy aufs Neue; es handelt sich darum, deinen Vater und deinen Oheim zu retten; rufe mir, sobald du etwas bemerkst; mit diesen Worten ging sie nach der Thüre, wo sie sich aufstellte um zu beobachten, was inzwischen im Schlosse vorging. Es verfloß jetzt eine qualvolle halbe Stunde, während welcher die Gräfin fortwährend von der Thür zum Fenster und wieder nach der Thüre ging, um hier zu lauschen, dort zu sehen.

Zuweilen wechselten beide einige flüchtige Worte.

Siehst du nicht drei Personen aus dem Gebüsche treten? fragte die Mutter.

Nein, erwiderte der aufmerksame Raoul, dessen lebhafter Geist die Gefahren des Augenblicks vollkommen begriff. Aber es scheint mir, als hörte ich Schritte auf der Treppe, fuhr er leise fort.

Plötzlich schrie der Knabe einen unterdrückten Schrei aus und lief mit den Worten: Da sind sie! auf seine Mutter zu.

Frau v. Trefeguidy bemerkte in der That eine Gruppe von Schatten, welche sich rasch dem Schlosse Plouerneck näherte.

Ja sie sind es, wir können sie noch warnen, rief sie.

Raoul, welcher nahe an der Thür geblieben war, stieß jedoch einen zweiten Schrei aus, welcher diesmal den Ausdruck höchster Bestürzung verrieth.

Man kommt! flüsterte er; es steigt Jemand die Treppe herauf.

Es war dies ein furchtbarer Augenblick für die Gräfin; um keinen Argwohn zu erregen, setzte sie sich mit scheinbarer Ruhe zum Kamin, während der kluge Raoul sich den Anschein gab, als spiele er in vollem Eifer.

Kaum hatten Beide ihre Plätze eingenommen, als der Marquis, gefolgt von dem Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses, in das Zimmer trat; er warf einen forschenden Blick auf seine Schwiegertochter, in welchem sich deutlich der Wunsch aussprach: daß er sich von den Entdeckungen unterrichten möchte, welche dieselbe inzwischen gemacht haben konnte: die zu Boden gesenkten Augen der jungen Frau gaben ihm jedoch keine Auskunft.

Bürgerin! sagte Rignard mit leichtfertigem Tone zu der Gräfin: Wir haben das ganze Haus vom Boden bis zum Keller durchsucht, ich werde jetzt nur noch einen kleinen Blick in dein Zimmer werfen.

Raoul maß den verwegenen, welcher es wagte, seine Mutter „du“ zu nennen, mit zornigen und staunenden Blicken.

Wir wollen sehen, was es ist, fuhr der Repu-

blikaner, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, indem er die Thür des nächsten Zimmers öffnete. Ah! Ah! ein sehr bequemes Gemach, meiner Treu! Hier werde ich bis zu meiner Abreise schlafen, man soll mir hier ein Bett aufschlagen.

Aber mein Herr, das ist ja mein Schlafzimmer! sagte die Gräfin.

Rignard antwortete nicht und durchsuchte ein anstoßendes dunkles Zimmer, das zur Garderobe dienend, mit Kleidern und Papierhaufen angefüllt war. Raoul benutzte diesen Augenblick, er glitt unbemerkt ans Fenster und sah durch die mit Reif bedeckten Scheiben; mit Entsetzen erkannte er in den Nahenden jetzt ganz deutlich seinen Vater, seinen Oheim und Janekin, welche nur noch wenige Schritte vom Schlosse entfernt waren; glücklicherweise aber gingen sie nach der Seite des Schlosses zu, die sich dem Hauptportale, das eine Schildwache besetzt hielt, gerade gegenüber befand. Was sollte er aber nun beginnen? das Fenster öffnen und hinausrufen: rettet Euch! dies war ein gefährlicher und unsicherer Ausweg. Sollte er seinen Großvater oder seine Mutter von der Ankunft der Erwarteten unterrichten? Das war in der Nähe des Republikaners gewagt. Alle diese Gedanken und Entwürfe kreuzten sich in dem Kopfe des armen Kindes, welchem Gott in diesem verhängnißvollen Augenblicke eine wunderbare Geistesgegenwart verlieh. Raoul erinnerte sich, daß die Begleiter Rignards in die Küche geführt worden waren, daß sie sich daselbst völlig berauscht hatten, hörte er an der Art, in welcher ihre weintollen Gesänge heraufklangen, hieraus schöpfte er die Hoffnung, daß es Janekin gelingen möchte, die beiden Herren unbemerkt vor den Trunkenen ins Schloß zu bringen, dieser Gedanke beruhigte ihn für einen Augenblick, dann jedoch sagte er sich: Aber mein Vater wird direkt hierher kommen, und — er hatte es nur zu richtig errathen — die Thür öffnete sich und herein traten die beiden Herren von Treseguidy, gefolgt von Janekin.

Dieser Letztere wollte soeben den Mund zum Reden öffnen, als der Knabe, wohl einsehend, daß jetzt Alles auf dem Spiele stand, einen raschen Entschluß faßte, sich pfeilschnell auf seinen Vater und seinen Onkel warf und dieselben heftig in das dunkle Cabinet stieß, welches der Republikaner soeben verlassen hatte, um sich nochmals im Schlafzimmer der Gräfin umzusehen.

Was für ein Geräusch war das? fragte der mißtrauische Rignard, indem er ungestüm das Nebenzimmer verließ.

Janekin war stumm und regungslos, wie eine Statue des Schweigens auf der Schwelle des Gemachs stehen geblieben, Raoul bemerkte dies, warf sich in die Arme des Fischers und rief: Janekin! was hast du mir aus Brest mitgebracht? Ei, guten Abend.

Beim Anblick der dreifarbigen Schärpe begriff Janekin, was vorgefallen war, er gewann augenblicklich seine volle Ruhe und Kaltblütigkeit wieder, und sagte in unbefangenem Tone: Sie fragen, was ich Ihnen von Brest mitbringe, Herr Raoul? vorerst einen starken Appetit, einen verzehrenden Durst und ganz zerschlagene Glieder.

Der Marquis und die Gräfin starben fast vor Angst, der Vater hatte das Eintreten seiner Söhne gar nicht bemerkt, aber der Anblick Janekins verwirrte ihn und sagte ihm, daß seine Kinder in Gefahr waren; auch Frau von Treseguidy wußte nicht, was sie der beispiellosen Klugheit ihres Sohnes verdankte. War ihr Gemahl mit seinem Bruder den Soldaten der Republik in die Hände gefallen? Waren Beide aus Vorsicht außerhalb des Schlosses geblieben? Oder befanden sie sich in diesem Augenblicke vor der Thür, im Begriff hereinzutreten, und auf diese Weise ihre Köpfe dem Messer Carriers zu überliefern? Alle diese Gedanken durchkreuzten den Kopf der Gräfin, während Rignard sich dem Fischer näherte und diesen, nachdem er ihn vom Scheitel bis zur Sohle argwöhnisch betrachtet hatte, folgendermaßen anredete:

Du sagst, du kämest von Brest! Was hattest du in dieser Stadt zu thun?

Das will ich Euch nach dem Abendessen erzählen, entgegnete Janekin mit unnachahmlicher Gleichgiltigkeit, für jetzt werde ich den Mund nur öffnen, um etwas Substantielleres, als den Staub dieses Zimmers darin aufzunehmen.

Es sei, ich werde deine Mahlzeit theilen, denn ich komme gleichfalls von Brest und habe heute Abend noch nichts zu mir genommen, erwiderte Rignard, welcher mit Hilfe der Weindünste dem Bauer das Geheimniß zu entlocken hoffte, welches er ahnte, ohne es entdecken zu können.

Ihr kämet von Brest? sagte der verschmitzte Bretagner, das ist unmöglich, denn dann müßte ich Euch ja begegnet sein.

Die beiden Männer aus dem Volke verließen jetzt das Gemach der Gräfin, der Eine stark und trotzig im Gefühl seiner unumschränkten Gewalt, der Andere voll Vertrauen in die Güte Gottes und dessen Eingebungen, welche er mit gläubiger Zuversicht erwartete.

Einen Augenblick später flüsterte Raoul seiner Mutter ins Ohr: Sie sind hier! er öffnete die Thüre des Nebenzimmers und die ganze Familie war vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Der Schmerz, der sich verschmerzen läßt,
Er war nur halber Schmerz
Das Auge hat er wohl genäßt,
Doch nicht durchwühlt das Herz.

Und Liebe, die vergehen kann,
War eitler Sinnestrug;
Denn mit dem Geist steigt himmelan,
Was in ihm Wurzel schlug.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Titroy's Wetterprophezeihungen. Für die unendliche Mehrzahl der gebildeten Deutschen ist der Mond noch immer der große Wetterfabrikant. Was so viel gescheidte Leute glauben und was schon seit Jahrtausenden beobachtet wurde, daran müsse doch etwas Wahres sein, so lautet die gewöhnliche Ausrede. Der Mondglaube ist auch schwer vertilgbar. Wie Schleiden richtig bemerkt hat, geht der sichtbare Mond mit klarem Wetter stets Hand in Hand, weil er nur bei klarem Wetter sichtbar ist; folglich schließt der „Gebildete", müssen Mond und gutes Wetter im Zusammenhang stehen. Fragt man die Mondpropheten, ob sie sich die Mühe gegeben haben, nur ein Jahr lang die Tage aufzumerken, wo der beleuchtete Mond gutes und wo er schlechtes Wetter gebracht habe, so darf man sein Leben verwetten, daß keiner sich dieser Mühe unterzogen hat. Woher will man aber wissen, daß der Mond gutes Wetter bringt, wenn man nicht zählt? Neuerdings hat Dr. Marcet in Genf 34jährige Beobachtungen in Bezug auf die Mondphasen verglichen und er will gefunnden haben, daß Veränderungen, d. h. Uebergänge vom klaren Wetter zum Regen, oder vom Regen zum klaren Wetter, etwas häufiger eintraten an den vier Hauptagen einer Lunation, also zu den Mondwechseln, als zur anderen Zeit. Leider hat man aber auf der Greenwicher Sternwarte nach Prüfung von 25jährigen Beobachtungen (seit 1840) gefunden, daß Wetterveränderungen, gleich häufig bei jedem Alter des Mondes eintreten und durchaus nicht häufiger sind am 7., 14., 21. und 28. Tage. Wetterpropheten, wenn ihnen nur ein wenig das Glück hold ist, werden immer ein Publikum finden, denn eine einzelne gelungene Prophezeihung bleibt in Jedermanns Gedächtniß, die Zahl der mißlungenen mag noch so groß sein. Sehr ungeschickt muß es Jemand anfangen, wenn von zehn Prophezeihungen etwa fünf unentschieden bleiben, vier mißlingen und eine nicht eintreffen sollte. Mehr verlangt aber das Publikum nicht. Mathieu de la Drôme's Leistungen waren etwa in jenem Verhältniß. Doch galt er dem gebildeten Europa als Prophet, selbst dann noch, nachdem der große Leverrier im April 1863 auf Wunsch der französischen Regierung im Moniteur ihn als Charlatan hatte dennuciren müssen. Mathieu ist todt, aber er hat seine Recepte einem Erben hinterlassen, welcher das einträgliche Geschäft fortsetzt, die köhlergläubige Menschheit an der Nase zu führen. Sie wünschen sich's nicht besser!

Kürzeste Kritik. Die „Berl. Mont.-Ztg." theilt folgende Anekdote mit, welche in Dresden überall erzählt wird. Ein sächsischer Soldat kehrt aus dem Felde in die Heimath zurück und erzählt, daß er „Alles mitgemacht habe". Auf die Frage: „Nu, wie warsch denn?" ertheilt er die Antwort: „Nu ja: die Breißen hatten die Waffen, die Osterreicher die Pfaffen, un mir — nu mir war'n die Affen!"

In Paris spielt wieder eine Revolution der — Damenhüte. Catalonier und Lamballe sind in die Acht erklärt, und dafür der Maria-Stuart-Hut, das bekannte schwarze Sammthütchen mit spitzem Schnabel und weit herabwallender weißer Feder, wie man es auf Bildern aus der Stuartzeit sehen kann, zur Herrschaft erhoben. Die neue Mode erscheint übrigens zu aristokratisch, zu kostspielig und zu unbequem, um lange Zeit zu regieren. Nebenbei erinnert sie gewisse hohe Personen an den vormaligen historischen Kopf unter diesem Hut.

Muthwilliger Tod. Das „Dresd. Journal" schreibt aus Marienberg vom 23. Okt.: Gestern Nachmittag zog der auf hiesigem Kirchthurme wohnende Thürmer seinen Holzbedarf an dem Kranich empor. Der eben vorübergehende Schlossergesell Neubert von da hängt sich unbemerkt unten an, um sich mit auf den Thurm ziehen zu lassen. Ziemlich oben angekommen, mochten denselben die Kräfte aber verlassen haben; er stürzte herunter und blieb auf der Stelle todt liegen.

Eine eigenthümliche Eroberung hat ein junger Soldat, der dem Feldzuge in Süddeutschland beigewohnt, in Kissingen gemacht. Als die Preußen das Kurhaus in Kissingen stürmten, entspann sich bekanntlich ein hartnäckiger Kampf in den Zimmern und Corridoren, welche von den Bayern verbarrikadirt waren und mit aller Heftigkeit vertheidigt wurden. Die Badegäste hatten sich in die Keller geflüchtet und sahen mit Angst und Schrecken dem Ausgange des Kampfes entgegen. In der Hitze des Gefechts drangen auch die Preußen nach den Kellern. Da dieselben verschlossen waren, sind sie hinter den geschlossenen Thüren. Bayern vermuthend, zertrümmerten sie mit Axt- und Kolbenschlägen die Thüren und drangen in die Kellerräume. Was sich ihren Blicken darbot, war nur zu sehr geeignet, sie in ihrem Siegeslaufe zu hemmen, denn statt der wüthenden Feinde trafen sie mehrere junge Damen mit flehenden Mienen an, die sich hier verborgen hatten. Man ließ zum Schutze der Damen eben einen Soldaten als Wachtposten zurück, während die übrigen Mannschaften wieder nach oben drangen und den Kampf fortsetzten. Die junge Schildwache hatte indeß die Damen so gut als möglich in ihren Aengsten und Besorgnissen getröstet, durch welche Aufmerksamkeit er namentlich das Interesse einer jungen Frankfurterin erregt hatte, die ihm aus Dankbarkeit beim Abschiede einen goldenen Ring schenkte. Wenige Tage darauf, als die Preußen in Frankfurt einrückten, kam der junge Soldat, Sohn eines Fabrikanten T. in Köln bei den Eltern der jungen Dame ins Quartier und die auf so eigenthümliche Weise gemachte Bekanntschaft hat jetzt mit einer Hochzeit geendigt.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 64. Donnerstag, den 8. November **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

„Das Leben war hier in der freien Reichsstadt theuerer wie auf dem Lande, mein Verdienst geringer, weil ich mir neue Kundschaft suchen mußte", fuhr Meister Winter mit der Erzählung seiner Lebensgeschichte fort. »Aber meine Mathilde hatte etwas Rechtschaffenes gelernt und sie wollte nicht müßig gehen, während ihr alter Vater mit Nahrungssorgen kämpfen mußte. Sie ging als Näherin aus und die Leute haben sie bald lieb gewonnen, sie hatte nach dem ersten Vierteljahre nicht mehr nöthig, neue Kunden zu suchen. Aber gern habe ich's nie gesehen, daß sie draußen arbeitete, so sehr auch meine Frau und Mathilde sich bemühten meine Bedenken zu beseitigen, und so fest ich auch auf den Charakter und die Herzensreinheit meines Kindes vertraute. Es ist ein altes, wahres Sprichwort: Wer dem Teufel nur einmal sein Ohr leiht, den hat er auch gleich beim Schopf, und ein junges, unschuldiges Mädchen zu bethören ist Kinderspiel. In den ersten Jahren ging Alles gut und ich hatte meine Besorgnisse und Bedenken beinahe vergessen, als plötzlich diese auffallende Schwermuth mein Kind befiel, für die ich nur eine Ursache finden kann, die einer unglücklichen Liebe. Ich sage noch einmal, Gott gebe, daß ich mich getäuscht habe."

„Und das habt Ihr, ganz gewiß, Meister, wenn Ihr keine besseren Beweise findet, dann habt Ihr Euch getäuscht," sagte der Barbier sichtbar erleichtert. Mathilde ist ein vernünftiges Mädchen, sie wird keinem Manne Gehör geben, von dem sie voraussetzen kann, daß seine Stellung und seine Verhältnisse eine Heirath mit ihm unmöglich machen und wenn sie einen Andern liebte, einen rechtschaffenen Menschen, der ihr gleichsteht, so würde sie Euch kein Geheimniß daraus machen. Deshalb grämt Euch nicht, Meister, wer weiß, was in der Seele des Mädchens vorgeht, jedes Menschenherz hat ja seine frohen und trüben Stunden und es ist eine alte Wahrheit, daß es gar oft selbst sich die trüben Augenblicke bereitet. Ich habe Mathilde geliebt seitdem Ihr hiehergezogen seid, ich war Euer erster Kunde in der neuen Wohnung, Ihr werdet Euch dessen erinnern, aber nicht Eure Nadel, sondern die blauen Augen Eurer schönen Tochter führten mich zu Euch. Hätte ich damals so fest und sicher gestanden, wie heute, so wiegtet Ihr vielleicht schon ein Enkelchen auf den Knieen, aber ich wollte nicht eher um die Hand Eures Kindes werben, bis ich für die Zukunft desselben sichere Bürgschaft bieten konnte."

„Daran erkenne ich den braven Mann," erwiderte der Schneider kopfschüttelnd, „und mir selbst würde es wehe thun, wenn Ihr nach all' diesem Hoffen und Harren, nach all' diesem Streben und Mühen einen Korb heimbringen müßtet. Ich werde mit meiner Frau und meiner Tochter reden, Nachbar, wie aber auch die Entscheidung ausfallen möge, wir bleiben gute Freunde."

„Da sei Gott vor, daß ich Euch entgelten lassen sollte, was das Schicksal über mich verhängen wird," sagte Bartels treuherzig, „ich weiß es ja, daß es Eure Schuld nicht ist, wenn ich nicht Euer Schwiegersohn werde. Legt ein gutes Wort für mich ein, Meister, und überlaßt Eurem Kinde die Entscheidung, es thut niemals gut, wenn man in solchen Dingen seine Kinder bevormunden will. Nur möchte ich Euch bitten, laßt nicht so lange mich auf den Entschluß Eurer Tochter warten, wenn man auf Freiers Füßen geht, kann man seiner Ungeduld schwer gebieten."

„Wie's auch ausfallen mag, ich komme heute Abend, um Euch Gewißheit zu geben," entgegnete der alte Mann, „kann mir denken, daß Ihr auf glühenden Kohlen wandert. Und wenn's dann auch jetzt noch nicht sein sollte, nach dem Gewitter folgt stets Sonnenschein, und unsers Herrgotts Wille waltet immerdar."

„Und wenn's denn auch jetzt noch nicht sein sollte?" murmelte der Barbier, während er langsam die hohe, steile Treppe hinunterstieg. „Der alte Mann weiß mehr, wie er mich glauben machen will, und es drückt ihm selbst das Herz ab, daß er Niemanden hat, dem er sein ganzes Herzeleid anvertrauen kann. Aber wie's auch kommen mag, in mir sollst Du Dich nicht getäuscht sehen, ich werde Dir und Deiner Familie stets ein treuer Freund bleiben."

Die Wohnung des Barbiers lag dem Hause, in welchem der Flickschneider wohnte, gegenüber. Es war eine enge, winkelige Gasse, deren Pflaster selten einen Sonnenstrahl gesehen hatte, eine Gasse, in der die Sommerhitze stets am unerträglichsten, der Herbstnebel am dichtesten war, in die nur selten der Fuß eines Bürgers aus dem Mittelstande sich verirrte. Aber das mußte man ihren Bewohnern

Digitized by Google

zum Lobe und zur Ehre nachsagen, das Laster und das Verbrechen fanden dort keine Schlupfwinkel, kein Mitleid und noch weniger eine Stütze. Zählten auch Alle, die dort wohnten, zum »Pöbel«, zur Klasse der »Paria's«, auf die mit Verachtung hinabzusehen Jeder das Recht zu haben glaubt; sie trugen doch fast alle unter ihren ärmlichen Kleidern ein braves, rechtschaffenes und gefühlvolles Herz, und gar manchem reichen, eleganten Stadtviertel, in welchem das Auge nur stolze Paläste, nur Sammet und Seide und schimmernde Karossen erblickte, hätten die Sitten und Tugenden der Bewohner dieser Gasse zum Vorbild dienen können.

Ernst Bartels hatte eine kleine, aber sichere Kundschaft, auf deren Treue er bauen durfte. Sein Vater, seines Zeichens ebenfalls schaumschlagender Jünger des Aeskulap, war nicht beliebt gewesen, seine Schwatzhaftigkeit und seine boshafte Schadenfreude, die er bei jeder Veranlassung an den Tag legte, vertrieben die Kunden, und der alte Barbier würde sich genöthigt gesehen haben, die Bude zuzuschließen, wenn nicht Freund Hain ihn zur Reise in die besseren Gefilde abgerufen hätte. Mit schwerem Herzen und sehr gerechten Besorgnissen übernahm Ernst das Geschäft, und siehe da, die alten Kunden fanden sich wieder ein. Die Gutherzigkeit, die Gemüthstiefe und der ehrenhafte Charakter des jungen Bartscheerers erwarben ihm bald Achtung und Liebe, und der junge Mann würde nicht daran gedacht haben, höher zu streben, wenn nicht seine plötzlich erwachte und mehr und mehr erstarkte Liebe zu der schönen Schneiderstochter ihn dazu aufgemuntert hätte. Sein Streben war vorab darauf gerichtet, auch in den besseren Ständen Kunden zu suchen und seinen Wirkungskreis weit über die Gasse hinaus auszudehnen. Das gelang ihm, in der freien Reichsstadt liebte man die Pünktlichkeit, und ein Barbier, der dieser Tugend sich befleißigte, durfte darauf rechnen, daß dieselbe bei der Kaufmannschaft Anerkennung fand. Erst jetzt, nachdem er sich sagen durfte, daß seine Existenz gesichert sei und daß der Weg zur Wohlhabenheit ihm offen stehe, wagte er, um die Hand der Geliebten zu werben.

Zwar verhehlte er sich nicht, daß seine äußere Erscheinung auf ein junges, hübsches Mädchen keinen außerordentlichen Eindruck machen konnte, vielmehr dieselbe eher abstoßend, denn anziehend war, aber er tröstete sich über diesen Punkt mit der Ueberzeugung, daß Mathilde Winter ein vernünftiges Mädchen sei und größeren Werth auf das Herz und den Charakter, denn auf die körperlichen Vorzüge ihres künftigen Gatten legen werde. Sie war ihm bisher stets mit vertrauernder Offenheit, mit herzlicher Freundschaft und warmer Theilnahme entgegen gekommen, sie hatte ihm oft Beweise ihrer Achtung und Freundschaft gegeben und hieraus glaubte er schließen zu dürfen, daß seine Werbung den gewünschten Erfolg haben werde. Mit freudigem Vertrauen war er hinübergegangen, um zuvor den Eltern der Geliebten seine Wünsche und Hoffnungen mitzutheilen und durch sie Mathilde auf seine Werbung vorbereiten zu lassen, — daß er in solcher Stimmung in seine Wohnung zurückkehren werde, hatte er nicht geahnt.

Düstere Wolken lagerten auf seiner Stirne, als er in der kleinen, dunklen Wohnstube die baumwollenen Handschuhe auszog.

„Ob es mir sehr wehe thun, ob ich's überwinden würde?" murmelte Bartels. „Alter Mann, Du hast auch einmal geliebt und der Tod hat Dir das Liebste genommen — aber das war ein anderer Schmerz, für den die Zeit lindernder Balsam ist. Wenn ich sie sterben sähe, wenn ich ihrer Bahre folgen müßte, ich wollte es überwinden; ich wollte unsern Herrgott bitten, daß er mir die Kraft und den Muth gäbe, mich still und geduldig dem Spruch des Schicksals zu fügen, aber mein Tod wäre es, sie an der Seite eines Andern sehen zu müssen."

„Der junge Herr geht wohl auch auf Freiersfüßen?" unterbrach eine dünne scharfe Stimme das Selbstgespräch des Barbiers. „Ei, ei, sieh, sieh, den Hochzeitsfrack des seligen Herrn Vaters, die gelbe Weste und gar weiße Handschuhe? Fehlte nur noch der Blumenstrauß im Knopfloch —"

„Spotte nicht Margarethe", erwiderte Bartels so wehmüthig ernst, daß die alte Magd sichtbar erschreckt näher trat, »mir stehen wahrhaftig nicht die Sinne dänach. Und was wäre es denn so gar Großes und Bedeutendes, wenn ich wirklich den Entschluß gefaßt hätte, ein Weib zu nehmen? Bin ich nicht alt genug dazu geworden? Kann ich nicht eine Frau und wenn's sein muß, einige Kinder ernähren? Oder fürchtest Du, eine junge Frau werde Dir —"

„Für mich fürchte und besorge ich nichts", fuhr die Magd im Tone herzlicher Theilnahme fort, „wenn die junge Frau nicht zurecht kommen könnte mit mir, — gut, ich bin ja noch rüstig und gesund, werde auch wohl anderwärts noch ein Obdach finden. Und wenn's auch wahr ist, daß ich ungern dieses Haus verließ, in welches ich einzog damals, als Ihre Mutter noch lebte —"

„Nun, nun, davon ist und kann ja gar keine Rede sein, Margarethe," sagte der junge Mann, während er den Leibrock auszog und fein säuberlich abbürstete, es ist überhaupt auch noch keine Rede davon, daß eine junge Frau hier einziehen wird. Hab' vorläufig nur 'mal angeklopft und keine sonderlich freundliche Antwort darauf erhalten. Werd' mich wohl noch ein Weilchen gedulden müssen, bis andere, bessere Zeiten kommen."

Der junge Mann sagte dies mit einem Lächeln auf den Lippen, aber daß sein Herz an diesem Lächeln nicht betheiligt war, bewies die Thräne, die hell in seinen Augen schimmerte und die dem Scharfblick der treuen Magd nicht verborgen blieb.

„Also so steht's?" fragte Margarethe, und es klang fast, als ob sie tief entrüstet sei über den

Digitized by Google

Korb, den ihr Herr heimgebracht hatte. Der hoffährtigen Schneiderstochter ist der Bartscheerer zu gering? Hab' geahnt, daß es so kommen würde, aber wart', ich werd' ihr den Kopf zurechtsetzen und ihr zeigen, wo's hinausgeht, wenn man keinen Pfennig im Sack und große Rosinen im Kopf hat. Mag sich was einbilden auf ihr hübsches Gesicht! Es sind ihrer Viele hübsch gewesen, die nachher im Spital oder im Armenhause starben, weil sie sich gar zu viel eingebildet hatten —"

„Hoffährtig und eingebildet ist Mathilde Winter nicht;" fiel der Barbier ihr in's Wort, bei die Worte der Magd nicht verletzen konnten, weil er ja wissen mußte, daß sie aus einem treuen aufrichtigen Herzen kamen. „Und daß ich ihr zu gering sei, hat sie weder mir noch Dir, noch einem Andern gesagt —"

„Geht es denn nicht klar und deutlich daraus hervor, daß sie Ihren Antrag nicht angenommen hat? fuhr Margarethe mit steigender Entrüstung fort. „Welchen Grund könnte sie sonst haben?"

„So laß mich doch zu Wort kommen und schwatz' nicht all' den Unsinn in den Tag hinein. Ich hab' noch nicht mit ihr geredet, denn sie war aus und ich traf den alten Mann allein zu Hause. Der hat mir dann erwidert, daß er mir gerne sein Kind anvertrauen werde, daß er aber fürchte, Mathilde habe eine unglückliche Liebe und ich darüber zuvor mit ihr selbst ins Reine kommen müsse."

„Eine unglückliche Liebe?" rief Margarethe gereizt. „Also so weit ist es schon gekommen? Du lieber Gott, habe ich doch immer auf die Unschuld und Tugend der Mathilde Häuser gebaut und nie geglaubt, daß sie Zucht und Ehre so sehr vergessen werde —"

„Margarethe!"

„Lieber Herr, wenn das nicht empört, der muß selbst seiner eignen Ehre in's Gesicht schlagen können. Aber vor drei Monaten hab ich's schon gemerkt, es thut niemals gut, wenn ein junges, hübsches Mädchen — — Laßt sie fahren, sie ist Eurer nicht werth."

(Fortsetzung folgt.)

Die Versiegelten.

Erzählung aus der Vendée; aus dem Französischen von G.

(Fortsetzung.)

Der erste Tagesschimmer, welcher durch die gothischen Fenster des Schlosses fiel, beleuchtete eine seltsame Scene, die ganz dazu geeignet war, das lebhafteste Interesse zu erregen, es war dies eine Art von stummem Drama, wobei alle Mitwirkenden durch den Zufall auf malerische Weise gruppirt waren. Ein Maler würde seine ganze Erfindungsgabe aufbieten müssen, wenn er eine solche Scene schaffen wollte, und schwerlich würde sie ihm so vollkommen gelingen, wie sie sich hier absichtslos gestaltet hatte. Es befanden sich in diesem stillen alterthümlichen Gemach alle zu einem herrlichen Gemälde nöthigen Elemente. Erschöpft von den Strapatzen der Nacht, gebrochen durch die erduldeten Seelenleiden hatte sich der Marquis auf das Bett geworfen, welches bisher in dem Schlafzimmer seiner Tochter gestanden hatte, sein schöner Kopf ruhte auf dem rechten Arm, seinem Gesicht war die tiefste Trauer ausgeprägt und die unruhigen Bewegungen seiner Augenlider, wie das Zucken seiner Lippen verriethen die Angst seines Herzens, welche so mächtig war, daß sie inmitten eines anscheinend festen Schlafes sichtbar wurde. Rignard, welcher, nachdem er seine Geschäfte beendet hatte, sich beim Herannahen des Tages nicht erst noch in sein Schlafgemach begeben wollte, saß in einem Sessel nahe am Feuer und schlief, vielleicht hatte er auch der Ruhe entsagt und, den Schlaf des Marquis belauschend, die Worte aufzufangen, welche den Träumenden zuweilen entschlüpfen, und war dann gegen seinen Willen eingeschlummert. Das blasse, häßliche Gesicht des Republikaners sah lauernd unter seinen pechschwarzen Haaren hervor, seine langen ungestalteten Hände krampften sich über seinen Schenkeln zusammen, als wären sie im Begriff eine Beute zu fassen, von Zeit zu Zeit lief ein nervöses Zittern durch seine Glieder und machte ihn auf seinem Sitze erbeben. Es schien, als erdulde dieser Mann im Schlafe die Qualen, welche er wachend seinen Opfern bereitete. Vielleicht hat Gott den Mördern solche unbekannte Strafen auferlegt. Wahrhaft schön und poetisch wurde das Gemälde aber erst durch den treuen Janekin, welcher sich nicht, gleich den Genossen Rignards, in die unteren Räume des Schlosses zurückgezogen hatte, sondern auf dem Parquet saß und den Kopf an die Thür des dunkeln Cabinets lehnte; er leistete den Versuchungen des Schlafes tapferen Widerstand, während er das Gesicht des Republikaners aufmerksam beobachtete. Der volle Schein eines herabgebrannten Wachslichtes fiel auf das Antlitz Rignards, und machte es dem Fischer möglich, jedes Zucken seiner Augenbranen, jeden veränderten Gesichtsausdruck, mit einem Worte jede Bewegung des Feindes wahrzunehmen.

Janekins Angst wuchs indessen von Minute zu Minute, als er hörte, daß die beiden Brüder, welche lange gegen den Schlaf gekämpft hatten, demselben endlich erlagen und dies durch immer lauter werdende Athemzüge verriethen.

Der Schiffer litt unaussprechlich hierdurch, er wollte die Ruhe der jungen Herren nicht stören, weil dieselben, wie er wußte, seit drei Tagen und ebenso vielen Nächten nicht einen einzigen ruhigen Augenblick gefunden hatten, er fühlte, daß dieser Schlaf wie stärkender Balsam auf ihre ermüdeten Glieder wirken mußte, aber er durfte es sich auch nicht verheimlichen, daß Rignard erwachen und seine Opfer entdecken konnte. So oft ein tiefer Athemzug der Gefangenen die lautlose Stille un-

Digitized by Google

terbrach, glaubte er, sein Herz müsse vor Angst zerspringen; machte der Republikaner eine Bewegung auf seinem Lehnstuhl, welche sein Erwachen befürchten ließ, so fühlte Janekin, wie seine Haare sich sträubten, und wie das Blut in seinen Adern zu Eis zu zerrinnen schien.

Für die gräfliche Familie war dies eine schreckliche, für Janekin aber eine unbeschreiblich qualvolle Nacht, sie ging jedoch glücklich vorüber, ohne eine Entdeckung herbeizuführen.

Der Republikaner erwachte sehr spät. Als er die Augen öffnete, hatte sich der Marquis bereits von seinem Leger erhoben, der Fischer war ebenfalls vom Boden aufgestanden und hatte die Gefangenen gewarnt. Der Tag verfloß ohne ein bemerkenswerthes Ereigniß, als aber das Mitglied des Revolutionstribunals Abends auf einige Minuten das Zimmer verlassen hatte, sagten die jungen Männer zu Janekin, daß sie halb todt vor Hunger und Durst wären. Diese Mittheilung machte den treuen Diener bestürzt, weder er noch seine Herrschaft hatten hieran gedacht, die wichtigen Ereignisse, welche sich in den letztverflossenen Tagen in so rascher betäubender Weise gefolgt waren, hatten die Aufmerksamkeit Aller so ausschließlich gefesselt, daß Niemanden dieser so nahe liegende Gedanke in den Sinn gekommen war.

Was ist zu thun? sagte jetzt wie mit einem Munde die ganze Familie.

Der Marquis gab zuerst seine Meinung kund: Könnten wir nicht Oeffnungen in dem Cabinet anbringen? sprach er.

Wäre es nicht möglich, das Siegel zu lösen und es später wieder zu befestigen? fragte Frau v. Treseguidy.

Es wäre am besten, wenn einige Pistolenschüsse uns von den Mördern befreiten, murmelte Janekin.

Es war jedoch keiner dieser drei Vorschläge ausführbar, denn der erste war mit zu großen Schwierigkeiten verbunden und konnte leicht zur Entdeckung der Gefangenen führen, auch der zweite war gefährlich und der dritte war zu gewaltsam, um weise zu sein.

So warten wir bis morgen! sagten die Brüder, aber dann müßt ihr uns jedenfalls Lebensmittel zu verschaffen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein medicinischer Probeschlaf. Als heitere Reminiscenz an die jüngste Epoche des heftigen Auftretens der Cholera-Epidemie in Wien wird folgende Anekdote aus dem dortigen Krankenhause erzählt: „Der alte Streit über die Ansteckungskraft der Cholera war unter den würdigen Schülern Aeskulaps, besonders den jüngeren, auf's Neue und heftiger denn je entbrannt. Die theoretischen Belege für und wider waren erschöpft. Da verfiel irgend ein medicinischer Heißsporn, welcher der Partei der Nichtcontagiosität bisher zum Wortführer gedient hatte, auf den verwegenen Gedanken, die Praxis an die Stelle der Theorie treten zu lassen, denn, sagte er, gleich einem bekannten Wiener Industriellen, Schreien hilft nichts, Thatsachen müssen beweisen. Als solche beweisende Thatsache wurde durch ein Compromiß der erhitzten Parteigänger das Factum angenommen, daß einer der Disputanten, welcher vorher von allen anderen „vollkommen gesund" befunden werden war, eine ganze Nacht in demselben Bette zubringen sollte, in welchem so eben, und ohne daß unterdessen die Einlagen gewechselt worden wären, ein sogenannter „schöner Fall" der ächten asiatischen Cholera seine „Erledigung gefunden hatte." Bei der Wahl des möglichen Blutzeugen für die Nichtcontagiosität konnte naturgemäß von Jenen, welche die Ansteckung behaupteten, keine Rede sein, denn von ihrer Seite wäre einwilligen, die Probe zu bestehen, so gut wie intensiver Selbstmord gewesen. Allein auch die Anhänger der Nichtcontagiosität fühlten sich plötzlich „von des Gedankens Bläße" angekränkelt, und so erübrigte denn dem Antragsteller, um die Ehre seines Princips zu retten, nichts Anderes, als sich selbst dem sanitarischen Martyrium zu überantworten. Leider war auch hier der Wille gut, aber das Fleisch schwach, und schon nach wenigen Stunden des unheimlichen Aufenthaltes zeigten sich an dem opfermuthigen Anhänger der Nichtcontagiosität alle jene unaussprechlichen Vorboten der Cholera, welche diese Seuche wenigstens in einer Beziehung mit der Seekrankheit verwandt erscheinen lassen, und diese Vorboten verschwanden nicht eher wieder, als bis sämmtliche Combattanten der Wissenschaft ihrem Collegen auf Ehrenwort versicherten, daß in dem Bette vorher gar kein Cholera-Patient gelegen habe. Mit der gewonnenen Ueberzeugung hievon erloschen die Symptome der Krankheit aber auch fast augenblicklich. Die Geschichte machte viel Lachen, hatte sie gleich schon ihre Vorgänger bei ähnlichen Fällen gefunden, wo es galt, die Macht der Phantasie über die — Wissenschaft eclatant zu beweisen.

Räthsel.

Es war sehr groß im Alterthum,
Gebirge, Inseln, Meere
Verkünden seines Namens Ruhm;
Und in dem Sternenheere
Erleuchtet seiner Töchter Pracht
In siebenfachem Reigen
Die düster-finstre Erdennacht
In freundlich stillem Schweigen.
In ihm ist jetzt die Welt vereint,
Der Himmel trug nach Sagen,
In feinen Stoffen er erscheint,
Von Damen gern getragen.
Auch Schmetterlinge himmelblau
Dasselbe Wort benennet,
Amerika und deutscher Gau
Die Nymphe nicht mißkennet.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 66. Donnerstag, den 15. November **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

„Oho!“ erwiderte Frau Winter, ehe Mathilde zu einer Antwort und Meinungsäußerung Zeit fand. „Dir pressirt es ja ungeheuer! Hast wohl auch schon das Aufgebot bestellt und die Gäste geladen? Na, mich kümmert es, streng genommen, nicht; Mathilde ist Deine Tochter, Du hast es zu verantworten, wenn Du sie überredest, in ihr Elend zu rennen. Wenn Du aber glaubst, mir den Standpunkt klar zu machen, so —“

„Weßhalb ereifert Ihr Euch?“ unterbrach Mathilde den Redefluß der gereizten Stiefmutter. „Liegt es doch lediglich an mir, über den Antrag unseres Nachbars zu entscheiden, und wenn mein Herz mir sagte, daß er vom Schicksale mir bestimmt sei, so würde ich ihm zum Altare folgen und gerne Freud und Leid mit ihm theilen, trotz dem Hohne, Mutter, mit welchem Du über den rechtschaffenen Mann herfällst. Bartels ist uns stets ein lieber, treuer Freund gewesen und wir haben keine Ursache, ihm dies mit Undank zu lohnen, er wird uns auch ferner ein treuer Freund bleiben. Ob er häßlich und arm ist, mich würde das wenig bekümmern, wenn anders mein Herz ein tieferes Gefühl, als das der Freundschaft für ihn hegte!“

„Du bist ein braves, vernünftiges Mädchen,“ sagte der Flickschneider, dessen Blick mit dem Ausdruck schadenfroben Triumphes auf den herben, kalten Zügen der Hausfrau ruhte. „Wie Du stets bei jedem Wendepunkte Deines jungen Lebens das Richtige getroffen hast, so wirst Du auch heute das Rechte treffen und Dich in Deinem Entschluß weder einschüchtern noch auf Irrwege führen lassen.“

„Das heißt mit anderen Worten, wenn Du den Bartkratzer nicht nimmst, wandelst Du auf Irrwegen,“ fügte die Hausfrau mit scharfer Betonung hinzu.

„Nein, nein, in dem Sinne hat der Vater es nicht gemeint, er weiß, daß er mir vertrauen darf,“ erwiderte Mathilde ruhig, aber mit einem verlegenen Blick. „Und wenn ich nun erkläre, daß ich den Antrag des Barbiers nicht annehmen kann, nicht seiner Persönlichkeit und seines Standes wegen, sondern deßhalb, weil ich nur dem Manne angehören will, den ich von Herzen lieb habe, dann wird mein Vater zugeben, daß ich nur so und nicht anders meinen Entschluß fassen darf. Ich mag nicht mich und ihn betrügen und eine Liebe heucheln, von der mein Herz nichts weiß.“

„Kind, Kind, wer hat Dir das Alles in den Kopf gesetzt?“ fragte der Schneider bestürzt. „Solche hochtrabenden Ansichten rächen sich oft bitter. — Aber freilich, es thut nimmer gut, ohne Liebe in den Ehestand zu treten und wenn unser Herrgott den Rechten schickt, dann verleugnet das Herz ihn niemals. Du mußt wissen, was Du thust, Kind, und wenn Dir nicht ganz klar ist, wozu Du Dich entschließen sollst, so nimm Dir Bedenkzeit.“

Mathilde schüttelte ungeduldig ihr hübsches Köpfchen. „Daß ich ihn nicht liebe und nimmer lieben kann, steht fest bei mir, Vater, weßhalb also soll ich länger ihn in quälender Ungewißheit lassen. Ich will ihm stets eine treue Freundin bleiben, aber mehr kann ich ihm nicht sein.“

Der alte Mann hatte, tief aufseufzend, sich erhoben. „So will ich denn hinübergehen und ihm die Hiobspost bringen“, sagte er, „mir thuts leid für ihn.“

„O, er wird sich zu trösten wissen“, nahm die Stiefmutter das Wort, nachdem die kleine gebeugte Gestalt sich entfernt hatte, „als vernünftiger Mann hätte er ja einsehen müssen, daß es thöricht war—“

„Mutter, sage das nicht,“ fiel Mathilde ihr ruhig in's Wort. „Ich bin nicht stolz auf das bischen Schönheit, welches unser Herrgott mir gegeben hat, und wenn Bartels vor einem Jahre gekommen wäre, dann hätte ich ihn vielleicht genommen.“

Überrascht blickte Frau Winter ihre Stieftochter an. Mehr als jene Worte verriethen ihr die hochrothen Wangen und der leuchtende Blick des Mädchens. „Also so steht es? Nur still, daß der Vater nichts merkt, er wäre im Stande, Dich hier einzusperren, oder mit Sack und Pack heimlich davon zu ziehen. Mir kannst Du vertrauen, wer—“

„Dringt nicht weiter in mich, Mutter,“ bat Mathilde, „ich darf das Geheimniß noch nicht verrathen.“

„Aber Du wirst mir sagen dürfen, ob er jung, schön, reich und angesehen ist?“

„Jung, schön, reich und angesehen, Mutter.“

„Und er liebt Dich?“

„Er liebt mich mit einer Gluth, vor der mir oft selber bange wird.“

Digitized by Google

„Und Du?“ forschte die Alte, deren Blick unverwandt und lauernd auf der Stieftochter ruhte.

„Und ich? Es wäre mein Tod, wenn ich von ihm lassen sollte.“

„Dann sehe ich nicht ein, weshalb der Verlobung die Hochzeit nicht folgen sollte,“ fuhr Frau Winter nach einer geraumen Weile fort, „es wäre nicht das erste Mal, daß ein junger Mann aus den höchsten Ständen ein armes Mädchen heimgeführt hätte! Nur Vorsicht Mathilde, nicht zu viel bewilligt und nicht zu sehr zurückgehalten, immer hübsch auf dem Mittelwege bleiben, dann wirst Du sicher an's Ziel kommen. Wie steht es mit seinen Eltern?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte das Mädchen kopfschüttelnd, „wir sehen einander selten und dann immer nur auf kurze Augenblicke, da liegen andere Dinge näher, als ein Gespräch über unsere Familienverhältnisse.“

„Aber so kann es doch nicht fortgehen! Ihr müßt Euch klar werden darüber, wie dieses Verhältniß enden soll,“ sagte Frau Winter im Tone ernster Mißbilligung. „Ich will Dir beistehen, Dein Vater geht jeden Mittwoch Abend in die Bibelstunde, wir sind dann allein und ungestört, und wenn der junge Herr am nächsten Mittwoch kommen will —“

„Hinter dem Rücken meines Vaters?“ fiel Mathilde ihr betroffen in's Wort. „Nein, Mutter, das wird nimmer geschehen, ich will ein ehrbares Mädchen bleiben, nicht einmal der Schein soll gegen mich zeugen dürfen. Wie dieses Verhältniß enden wird, und ob ich einst das Glück finde, von welchem ich jetzt im Wachen und Schlafen träume, überlasse ich dem, in dessen Hände unser aller Schicksal ruht.“

Nach dieser im Tone fester Entschiedenheit gegebenen Erklärung verließ Mathilde die Kammer, um den zurückgewiesenen Brautwerber ihrer fortdauernden Achtung und Freundschaft zu versichern.

Bartels war auf die Hiobspost, welche der Schneider ihm brachte, gefaßt gewesen, und wenn sie ihn auch niederdrückte, wenn sie auch sein schönes Luftschloß zertrümmerte, so fand er doch Kraft und Muth, diesen schweren Schlag mit Ergebenheit zu ertragen.

Es lag eine stumme Resignation in dem Lächeln, welches flüchtig über seine Lippen glitt, als er dem Mädchen die Hand reichte und in dem umflorten Blick seiner hellblauen Augen, wie in dem bebenden Tone seiner Stimme drückten weder Haß noch Bitterkeit sich aus.

„Weder mein Eigensinn, noch ein unberechtigter Stolz, sondern das Schicksal trennt uns, Bartels,“ sagte Mathilde trauerig, „das wird Euch mein Vater schon gesagt haben, und ich komme, um es zu wiederholen, damit Ihr meiner Weigerung keine anderen Ursachen unterschiebt, als die, welche in Wahrheit mich bewogen, Euern ehrenden Antrag zurückzuweisen.“

„Ich weiß das, Mathilde, und zürne Euch nicht deßhalb,“ erwiderte der Barbier leise. „Ja, ich sehe ein, daß es besser so ist, und ich danke Euch, daß Ihr nicht aus naheliegenden Rücksichten auf Eure Eltern mir ein Opfer gebracht habt, welches vielleicht für Euch eine Quelle des Grams und bitterer Vorwürfe geworden wäre. Bleibt mir nur das, was Ihr bisher mir stets gewesen seid, eine treue, aufrichtige Freundin und verschmäht es nicht, mir dann und wann einen freundlichen Blick, ein heiteres Wort zu schenken.“

„Ja, das will ich,“ fuhr Mathilde fort. „Eine treue Freundin will ich Euch bleiben in allen guten und bösen Tagen, bewahrt auch Ihr meiner Familie und mir Eure Freundschaft.“

„Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein!“ murmelte Bartels, nachdem der alte Mann und seine Tochter ihn verlassen hatten. „Dieses Mädchen ist unschuldig und tugendhaft, und wenn es ein Verhältniß angeknüpft hat mit einem Manne aus den höheren Ständen, dann kann dieses Verhältniß nur auf eine innige, reine, vertrauende Liebe gegründet sein. Ach, daß doch die Verläumdung mit ihrem Giftzahne stets über die Armuth herfallen muß!“

„Nun, habe ich die Wahrheit gesagt?“ fragte die eintretende Magd. „Sie war ja eben hier, gewiß nur, um die bittere Pille zu überzuckern und sich rein zu waschen —“

„Margarethe, Du gehst in Deiner Erbitterung zu weit,“ unterbrach der Barbier sie unmuthig. „Ist es denn noch nicht genug, daß die, welche das Glück günstiger gestellt hat, mit Hohn und Spott unsere Ehre, unser Selbstgefühl und unsere bescheidene Existenz in den Staub treten, müssen auch wir untereinander —“

„Eben weil wir arm und verstoßen sind, weil wir bei den Höhergestellten keine Gerechtigkeit und keine Nächstenliebe finden, sollen wir nicht dahin streben, uns in die Kreise jener einzudrängen,“ fuhr die Magd mit wachsender Erbitterung fort. „Wenn ein junges, schönes Mädchen aus unserm Stande am späten Abend mit einem reichen Herrn Arm in Arm durch die Stadt spaziert, kann es wohl auf den Ruf einer ehrbaren, züchtigen Jungfrau nicht mehr Anspruch machen. Wir werden ja sehen, das Ende trägt die Last.“

„Ja, das Ende trägt die Last!“ seufzte der Barbier. „Warten wir denn geduldig das Ende ab, ich hoffe, es wird ein gutes sein!“

Drittes Kapitel.

„Du hast kein Glück im Spiel, Hugo, übergib mir die Bank.“

Der junge Herr, an welchen diese Aufforderung gerichtet war, zuckte gleichmüthig die Achseln und ließ seinen Blick mit dem Ausdruck verachtender Geringschätzung über die kleine Gesellschaft schweifen, die sich um das Roulette versammelt hatte.

„Und wenn ich Unglück habe, Albert, was kümmert's Dich?“ erwiderte er in jenem Tone, den

Digitized by Google

der Reiche gerne anzuschlagen pflegt, wenn er dem Aermeren seine Uebermacht fühlbar machen will. »Freue Du Dich der Gunst Fortuna's und überlaß' es mir —«

„So echauffire Dich doch nicht wegen solcher Bagatelle," unterbrach ihn der Rothkopf, dessen lauernder Blick stechend auf den feinen, aber verlebten Zügen des jungen Herrn ruhte. „Daß Du, der Sohn des reichen Commerzienraths Stahl, bedeutende Hülfstruppen in der Reserve hast, gegen die ein armer Hopfenagent, der zu sein ich die Ehre habe, nicht ankommen kann, wissen wir Alle sehr genau, es bedarf also von Deiner Seite keiner Erinnerung. Ich wollte Dich nur vor sicheren Verlusten schützen, indem ich Dich darauf aufmerksam machte, daß das Sprüchwort: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! sich auch bei Dir bewährt."

„Ich danke für diese Aufmerksamkeit," entgegnete Stahl mit gemessener Kälte. „Vielleicht macht es mir Vergnügen, meine Börse in Eure Taschen zu leeren."

„Ah, wenn das ist, wären wir Thoren, wollten wir Dir dieses Vergnügen rauben!" sagte der Agent mit unverkennbarem Hohn. „Va banque!"

Der Bankhalter zählte mit einer Ruhe und Bedächtigkeit, die den routinirten Gewohnheitsspieler verriethen, die Banknoten und Rollen, welche vor ihm lagen. „Fünfzehnhundert Thaler, kannst Du sie halten?"

„Nein, wenn Du nicht mein Ehrenwort als Unterpfand für den fehlenden Theil nehmen willst."

„Dein Ehrenwort? Ich halte prinzipiell nur den Satz, der baar pointirt wird."

„Gut, so theilen wir's in drei Raten. Hier liegen fünfhundert Thaler auf rouge."

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen, spielen wir in Compagnie."

„Stern," nahm einer der Anwesenden das Wort, „wenn wir Alle unsere Börsen leeren, werden wir die Bank wohl sprengen können."

„Wo das Aas liegt, sammeln sich die Geier," erwiderte der Agent mit verächtlichem Tone, „aber ich will den Antheil an der Beute Euch nicht entziehen!"

Der Bankhalter zuckte gleichmüthig die Achseln und warf die Kugel ins Rad. „Weßhalb man wegen einer solchen Bagatelle so viele Worte verlieren kann, begreife ich nicht, sagte er, „wenn das Spiel nicht so sehr aufregte, würde ich dem grünen Tisch fern bleiben. — Ich habe verloren, nehmt den Bettel und versucht anderwärts Euer Glück, ich spiele nicht mehr."

„Befürchtest Du, weil Deine Kasse augenblicklich erschöpft ist, würden wir Dein Ehrenwort nun auch nicht respektiren?" fragte der Agent, während er die Banknoten und Rollen an sich nahm.

„Nein," erwiderte Stahl, „ich bin sogar überzeugt, daß Ihr nur auf dieses Unterpfand wartet, um das Spiel fortzusetzen. Aber ich werde überhaupt nicht mehr spielen."

„Ah — er will solide werden," höhnte einer der jungen Herren.

„Er gedenkt, in den Stand der Ehe zu treten," fügte ein Anderer hinzu, „möglich auch, daß ihm die Putzmamsell den Kopf verdreht hat."

„Bah, das zu glauben, wäre Thorheit!" warf ein Dritter ein. „Es ist ja nur eine platonische Liebe und darüber hinaus wird unser junger Freund es nicht bringen."

„Weßhalb nicht, Herr Lieutenant?" fragte Stahl mit unverkennbaren Zeichen der Gereiztheit. „Sie behaupten dies so positiv, daß Sie jedenfalls triftige Gründe haben müssen —"

„Ich habe sie und sie sind sehr einfach," fuhr der Lieutenant gelassen fort. „Alle Ihre bisherigen Eroberungen sind über die Kreise der demimonde nicht hinausgegangen und sie fielen Ihnen nicht schwer, weil Sie die Mittel besaßen, den Kaufpreis zu zahlen. Trügt der Anschein nicht und behauptet das Gerücht die Wahrheit, so ist Ihre neue Geliebte ein schlicht erzogenes, ehrbares Mädchen, alle ihre Wünsche und Anforderungen gipfeln sich allein im Brautkranze und vor solcher unumgänglichen Bedingung hört ja Ihre Weisheit auf. Wie lange kennen Sie nun die Kleine? Seit einem halben Jahre. Und wie weit sind Sie mit ihr gekommen? Bis zu einem verstohlenen Handdruck und einem gelegentlichen Seufzer stiller Sehnsucht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Versiegelten.

Erzählung aus der Vendee; aus dem Französischen von G.

(Fortsetzung.)

Rignard grüßte die Gräfin beinahe höflich, indem er einen flüchtigen Blick auf die versiegelte Thüre des Cabinets warf. Janekin, sagte er zu dem Fischer, welcher in ehrfurchtsvoller Haltung hinter dem alten Edelmann stand, du mußt einen ungemein harten Schlaf haben, wenn du heute Nacht das Geräusch nicht vernommen hast, welches die Ratten hinter der Thüre machten, die dir zum Kopfkissen diente. — Der Marquis und die Gräfin von Treseguidy erblaßten.

Wenn ich im Schlaf überhaupt etwas hören könnte, erwiderte der Fischer mit absichtlicher Betonung, so wäre es das Geräusch, welches ich selbst mache; meine selige Frau behauptete stets, daß ich wie ein Meerschwein schnarche und dadurch solchen Lärm verursachte, daß unsere Nachbarn davon aufwachten, aber seit . . .

Du bist sehr glücklich, wenn du so schlafen kannst, unterbrach ihn Rignard, indem er ihm einen forschenden Blick zuwarf; was mich betrifft, so schlafe ich nie so gut.

Ah; sagte der Fischer mit einer Miene des Staunens.

Weshalb wählst du dir den Fußboden als Bett und die Schwelle des Cabinets zum Kopfkissen

Digitized by Google

aus? fuhr Rignard lauernd fort. Du bist, wie mir scheint, sehr hart und unbequem gebettet.

Es ist das meine Gewohnheit, entgegnete der Fischer, ich verlasse den Herrn Marquis niemals, weder bei Tag noch bei Nacht.

Der Republikaner schwieg, weil er einsah, daß es ihm nicht gelang, den bretagneschen Bauer in Verlegenheit zu bringen, er glaubte die Opfer in seiner Gewalt zu haben und wollte es mit raffinirter Grausamkeit den Betheiligten bemerklich machen, daß er ihr Geheimniß wußte.

Abends ging Janekin herunter in die Küche, sprach einige Worte mit der Dienerschaft, scherzte mit den Soldaten und suchte diese lustig zu stimmen; dann stellte er mehre Flaschen spanischen Wein, sowie einen vortrefflichen Branntwein gefüllten Krug auf den Tisch und begab sich vorsichtig und unbemerkt in den Pferdestall, wo er ein Pferd sattelte und dann ins Freie ging, um nach Wind und Wetter zu schauen. Die Nacht war herrlich, der Mond schlief unter einer silbernen Wolke, man hörte aus der Ferne, wie der Ocean sich an der Spitze des Felsens von Saint Mathieu mit großem Geräusch brach. In den Häusern von Conquet sah man hier und da einige Lichter glänzen, welche mit den Sternen des Horizontes zu wetteifern schienen, der Wind war zwar kalt und schneidend, er wehte jedoch in günstiger Richtung; Janekin versicherte sich hierüber zu wiederholtenmalen, indem er die Hand über seinen Kopf ausgestreckt in die Höhe hielt.

Als der brave Fischer wieder ins Schloß trat, waren die Republikaner beim Abendessen, er ging leise zur Thüre des Speisesaales, welche der Kälte halber geschlossen war. Durch das Schlüsselloch blickend, sah er, daß Rignard am Feuer saß und mit seinen Leuten redete, ohne den Kopf nach denselben umzuwenden.

So trinket doch nicht so viel, ihr Unmäßigen! sprach das Mitglied des Revolutionstribunals, indem er bemüht war, eine feierliche und achtunggebietende Haltung anzunehmen. Er war sichtlich bemüht, zweien seiner Leute, welche er Nachts zur Wache bestimmt hatte, Mäßigkeit zu predigen; da er ihnen jedoch den Rücken drehte, so hatten seine Ermahnungen nicht den gewünschten Erfolg.

Nach einer Pause begann Rignard aufs Neue: Bedenkt, daß jeder von euch einen Theil der Nacht durchwachen muß; du, Romgout, wachst von 10 Uhr bis Mitternacht, und du, Prickou, von Mitternacht bis 2 Uhr; ich werde dann von 2 Uhr bis zum Anbruch des Tages Wache halten. Ihr seht, daß ich mir keineswegs das beste Theil ausgesucht habe. Sobald ihr in dem Zimmer oder dem Cabinet das geringste Geräusch hört, müßt ihr mich auf der Stelle wecken, denn diese spitzbübischen Aristokraten dürfen uns nicht entweichen . . . Aber du trinkst viel zu viel, Romgout; du trinkst wie eine Auster!

Ich hätte diese verdammten Vendeer freilich gleich festnehmen können, um sie rasch in die werfen zu lassen, aber es hat mir Spaß g sie erst halb verhungern zu lassen, ehe ich Guillotine des Bürgers Carrier überliefe aber ich sage es euch nochmals, ihr Trunke ihr werdet euch berauschen, wenn ihr so fo

Elender Mörder! murmelte Janekin, unbeweglich wie eine Statue vor der Thüre

Wir haben ungeheure Mühe mit diesen kraten gehabt, sagte einer der Häscher, indem Glas Xeres hinunterstürzte, ohne diesen Teufe hätten wir sie erreicht, ehe sie hier ankamen. gens haben wir es hier ganz angenehm, w den weiche Betten, ein gutes Feuer, v lichen Wein und eine ausgezeichnete Küch diesen Worten füllte der Redende abermals sei

Weißt du, Bürger Rignard, begann ein A indem er mit einem rauchenden goldgelben liebäugelte, welchen ein Bedienter soeben Tisch gesetzt hatte, daß diese Tre . . . T siguigui . . . in diesem Augenblick ihr Me und noch manches Andere dazu für einen von diesem Gericht hergeben würden, ihre mögen einen hübschen Lärm schlagen . . . zw lang nichts essen! — Das ist meiner Treu angenehm, aber es ist wirklich spaßhaft.

Die Republikaner erhoben bei diesen Wor schallendes Gelächter, durch welches die Stimme Rignards wie das Pfeifen einer hindurchtönte. Janekin vermochte es nicht Gemeinheiten länger anzuhören, er fühlte, die Röthe des Zornes ins Gesicht stieg, u Ausbruch desselben zu vermeiden, welcher a Pläne hätte zerstören können, zog er sich tig zurück und stieg hinauf in das Gem Burgherrn. Als er eintrat, saß Frau v sequidy mit dem Marquis am Kamin, B deten leise mit einander und Raoul flüste den Gefangenen.

Meine armen jungen Herren, sagte Jan den beiden Brüdern, gedulden Sie sic drei leidensvolle Stunden und Sie sind gerettet.

Weinen Sie nicht, Frau Gräfin! wendet zu der jungen Dame, die Stunde der Be naht; aber sobald ich zu Ihnen sagen werd fen Sie ab! dann zögern Sie auch keine S denn jede Minute ist kostbar. Wenn S diese Worte sagen hören, so steigen Sie r Treppen hinunter, alle Thüren finden Si net, laufen Sie rasch, ohne sich umzusehe zu dem Felsen von Benaquet, dort finde meinen Pierre mit einer guten Schaluppe, Ihren Schatz und eine genügende Portion bensmitteln enthält, in kurzer Zeit werde den Durchgang von Four erreicht haben, dann gegen jede Verfolgung gesichert sind, ic inzwischen hier, um Ihre Flucht zu beschü

(Schluß folgt.)

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserl

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 68. Donnerstag, den 22. November **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Wenn Meister Winter den verderblichen Einfluß seiner Frau auf Mathilde beförchtete, so würde er hierzu sehr gerechte Gründe gehabt haben, wären nicht die Charakterfestigkeit und der sittliche Ernst seiner Tochter diesem Einfluß hemmend entgegengetreten. Aber die Möglichkeit lag dennoch nahe, daß Mathilde im Laufe der Zeit den Einflüsterungen ihrer Stiefmutter ein williges Ohr lieh, zumal ja ihr Herz schon jetzt geneigt war, ihren Rath zu befolgen und den angebotenen Beistand anzunehmen. Wie lange noch würde es gewährt haben, und der nüchterne Vorstand wäre mit dem liebesiechen Herzen davongelaufen, wie lange noch und die Hoffart der Mutter hätte triumphirt über den Ernst und die Demuth des kindlich vertrauenden Mädchens.

Wohl schüttelte der alte Flickschneider oft sein ergrautes Haupt, wenn er die Redensarten seiner hochfahrenden Ehehälfte anhören mußte, wohl verbot er ihr streng, mit dem Mädchen über diese Dinge zu sprechen, aber ändern konnte er's nicht, und was hinter seinem Rücken vorging, blieb ihm ein Geheimniß. Er tröstete sich damit, daß Mathilde so ernst, so bescheiden und demüthig blieb, wie sie bisher geblieben war, und wenn er auch ahnte, daß seine Tochter einem Manne aus den höheren Ständen ihr Herz geschenkt hatte, so vertraute er doch darauf, das Mädchen werde sich und ihn vor Schande bewahren. Dieses Vertrauen konnte Bartels nicht theilen. In Bezug auf Mathilde selbst war er allerdings der Ansicht ihres Vaters, aber er fürchtete, daß sie den Verführungskünsten nicht widerstehen könne, er fürchtete die Macht des Goldes, die schon so manche Schranke niedergerissen, so manches dem Anscheine nach unbesiegbare Hinderniß beseitigt hat. Zu ehrlich, um zu spioniren, zu sehr vertrauend, um jeder Verläumdung Gehör zu schenken, beobachtete er das Mädchen im Stillen, ohne ihre Schritte zu überwachen. Er erwartete nicht, daß Mathilde einst seinen Wünschen geneigter sein werde, er konnte es nicht hoffen nach den Worten, die zwischen ihnen gefallen waren, aber trotzdem bewahrte er seine Liebe zu ihr gleich einem Heiligthume in seinem Herzen. Und diese reine lautere Liebe ließ ihn ohne Mißgunst an seine eigene und die Zukunft Mathildens denken. Konnte die Geliebte auch nicht ihm angehören, er wollte zufrieden sein und sich geduldig fügen, wenn er sie nur glücklich sah, sie, für die er Alles, selbst sein Leben freudig geopfert hätte. Auch er fürchtete den Einfluß der Stiefmutter, auch er sagte sich, daß die hochfahrende Frau ein Liebesverhältniß Mathildens mit einem reichen Manne begünstigen und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen werde und daß gerade diese Unterstützung das arglose Mädchen zu Fall bringen könne. Die alte Magd bestärkte ihn nicht allein in dieser Ansicht, sie erhöhte auch seine Besorgnisse und Befürchtungen durch die stets wiederholte Behauptung, Mathilde sei von denselben stolzen Gedanken erfüllt, wie ihre Stiefmutter, beide seien ein Herz und eine Seele.

Wie oft hatte der ehrliche Barbier sich vorgenommen, die Geliebte zu warnen, sie zu bitten, ihn zu Rathe zu ziehen, wenn sie den Mann gefunden zu haben glaube, den ihr das Schicksal zum Lebensgefährten bestimme. Aber konnte, durfte er dies, bevor er sich nicht mit eigenen Augen überzeugt hatte, daß die Behauptungen Margarethens sich auf Thatsachen stützten? Wenn er dem Mädchen ins Auge blickte, entfank ihm der Muth zu solch' ernster Unterredung, durch die er ja doch nur die Saat des Mißtrauens in das fromme Herz gesäet hätte. So ließ er denn die Dinge ihren Gang gehen und nur, wenn Meister Winter gar zu schwarz in die Zukunft blickte, suchte Bartels ihn zu beruhigen und seine Besorgnisse zu verscheuchen. Eine Sorge sollte von den schwer bedrückten Herzen der beiden Männer genommen werden; obwohl damit für den Flickschneider ein harter Schlag verbunden war.

Frau Winter war immer eine schwache, kränkliche Person gewesen, eine starke Erkältung, die sie sich kurz nach jenem denkwürdigen Tage, an welchem Bartels sich einen Korb holte, zuzog, nöthigte sie, das Zimmer und bald auch das Bett zu hüten. Trotz der liebevollen Pflege Mathildens, trotz den Gebeten und Seufzern des Flickschneiders, trotz der Aufmerksamkeit des Armenarztes, machte die Krankheit von Tag zu Tag Fortschritte, und gar bald stand das Schlimmste zu befürchten. Die Kunst des Arztes konnte das fliehende Leben nicht aufhalten, so geschickt der Mann auch immer sein mochte, er hatte das Kraut

Digitized by Google

noch nicht gefunden, welches für den Tod wachsen soll. In diesen Tagen der Noth und Trübsal nahm Bartels sich mit aufopfernder Freundschaft der Familie seines Nachbars an. Nicht nur, daß er die beiden Buben zu sich ins Haus nahm, er wachte auch manche Nacht am Bette der Kranken und soweit seine Kasse es erlaubte, bestritt er sogar die Kosten der Kur, ohne daß der Flickschneider oder dessen Tochter eine Silbe davon erfuhren.

Es war eine finstere, stürmische Nacht, in welcher Bartels zum letzten Male bei der Kranken wachte. Mathilde und deren Vater hatten sich am Abende der sichern Hoffnung hingegeben, daß die Krankheit gebrochen und die Genesung bereits eingetreten sei und aus diesem Grunde waren sie früher denn gewöhnlich zur Ruhe gegangen. Um so größer war ihre Bestürzung, als kurz nach Mitternacht der Barbier sie weckte mit der Erklärung, die Kranke fühle ihr letztes Stündlein nahen und wünsche deßhalb von ihren Angehörigen Abschied zu nehmen.

Die Kranke saß aufrecht in den Kissen, als ihr Gatte und Mathilde eintraten, sie bat sie mit schwacher Stimme, ruhig zu bleiben und die Hoffnung auf ein späteres Wiedersehen festzuhalten.

„Was ich an Dir gehabt habe, Konrad, erkenne ich erst jetzt," wandte sie sich zu ihrem Gatten, dem die Thränen in's Auge stürzten, „verzeih' mir, wenn ich Dich oft gekränkt und betrübt habe, wenn ich mich in unsere bescheidenen, aber glücklichen Verhältnisse nicht finden konnte. Der Mensch soll zufrieden sein mit dem, was Gottes Vorsehung ihm bescheert, das ist die beste Grundlage alles irdischen Glücks. Ich bin's selten gewesen und habe Dir dadurch manchen Kummer bereitet."

„Nicht doch, Johanne, Du warst mir eine treue, liebevolle Gefährtin, eine sorgsame, aufopfernde Mutter meiner Kinder."

„Konrad, die Vergangenheit ist in den jüngsten Tagen meiner Seele vorbeigezogen und mein Gewissen sagte mir, daß ich gar oft gegen Dich und die Vorsehung gefehlt habe. Aber ich weiß, Du verzeihst mir, und der Richter dort oben wird Erbarmen haben mit meiner Schwachheit. Hab' Dank, Konrad, für Deine Liebe, für alle die Opfer, die Du mir gebracht hast, gräme Dich nicht allzu sehr, nach dieser kurzen Trennung folgt ein Wiedersehen für die Ewigkeit. Und Dich, meine Mathilde, segne ich, bleibe, wie Du warst und weiche nicht von dem Wege der Ehre und Tugend. Vergiß, was ich Dir früher gesagt habe, laß den hochstrebenden Traum fahren und begnüge Dich mit dem bescheidenen Loose, welches das Schicksal Dir bietet."

„Mutter —"

„Ach — der Gedanke, daß meine Worte Dich verleitet haben könnten — — o, mein Gott — meine Kinder — ich segne — — — — — —"

„Gott schenke Deiner Seele die ewige Ruhe," flüsterte der Schneider, der neben der Todten auf die Knie gesunken war, er lasse mich einst Dich und sie dort oben wiederfinden."

„Amen!" fügte Bartels erschüttert hinzu, der, die Hände zum Gebet gefaltet zu Häupten der Leiche stand.

„Und warst Du auch nur meine Stiefmutter, ich habe Dich stets gehalten, wie meine Mutter, denn Dein Herz war voll Liebe für mich," sagte Mathilde mit bebender Stimme, während sie sich niederbeugte, um einen Kuß auf die bleichen Lippen der Todten zu drücken. „Das ist ein Denkstein, dessen Inschrift die Zeit nicht verwittern wird, ein Glorienschein, der dort oben jede Schuld von Dir nimmt. Ja, Du warst eine treue Mutter, und Deine Fehler und Schwächen verschwinden vor den Tugenden, die Dich schmückten!"

„Und nun hat unser Herrgott ihre Lasten und Pflichten auf Deine Schultern gelegt, mein Kind, wirst Du sie tragen und erfüllen können?" fragte der Schneider, während er das Mädchen in seine Arme schloß.

„Der sie mir auferlegt hat, wird mir auch Kraft und Muth geben, sie zu tragen und zu erfüllen," erwiderte Mathilde ruhig, „ihr Vorbild wird stets mich leiten."

Bartels hatte sich, tief ergriffen, von dieser Scene heimlich entfernt, aber am nächsten Morgen fand er sich wieder ein, um dem Nachbar zu erklären, daß er alle Vorbereitungen für das Begräbniß übernehmen werde. Er dachte nicht daran, daß nun ein Hinderniß beseitigt sei und er jetzt vielleicht wieder auf eine Erfüllung seiner Wünsche hoffen könne; frei von jeder Selbstsucht, nur von dem Wunsche beseelt, den Armen das harte Loos zu erleichtern, widmete er ihnen jede Minute, die er in den Tagen bis zur Beerdigung seinem Geschäft entziehen konnte. Er schaffte die nöthigen Papiere herbei, er bestellte den Sarg und das Grab, er widmete Allem seine Aufmerksamkeit und als die Stunde schlug, durfte er sich mit Befriedigung sagen, daß er nichts versäumt, nichts übersehen habe.

Am Abend nach der Beerdigung sprach der Barbier noch einmal vor, um wiederholt seinen Rath und Beistand dem Nachbar anzubieten und die Höflichkeit gebot dem Schneider, den bewährten Freund zu längerem Verweilen einzuladen. Von Dank wollte Bartels nichts wissen, und um diesem ihm unangenehmen Gespräch ein Ende zu machen, warf er die Frage auf, ob Mathilde fortan sich ausschließlich der kleinen Haushaltung, oder wie bisher auch ferner sich ihrer Handarbeit widmen wolle.

Das war eine Frage, an welche weder Meister Winter noch dessen Tochter gedacht hatte. Aber Mathilde hatte rasch die Antwort gefunden, sie erwiderte, daß sie beides zu thun gedenke.

„Der Verdienst meines alten Vaters ist nicht so bedeutend, daß wir unsere Bedürfnisse damit bestreiten könnten," sagte sie, „zumal die Kinder

Digitized by Google

mit jedem Jahre größer werden und auch die Ausgaben sich steigern, deshalb darf ich die Hände nicht müßig in den Schooß legen."

„Aber es könnte Ihnen doch nicht schwer fallen, Arbeit zu erhalten, ohne daß Sie deßhalb —"

„Sie meinen, ich solle hier in unserer Wohnung für meine Kunden arbeiten?"

„Allerdings," fuhr der Barbier mit bestätigendem Kopfnicken fort, „nach meiner Ansicht könnte dies sogar einen festen Grund zur späteren Selbstständigkeit legen. Sobald Sie Ihrer Kundschaft sicher sind, miethen Sie ein bescheidenes Ladenlokal und ich sehe nicht ein, weßhalb Ihnen das Glück nicht ebenso gewogen sein sollte, wie so manchem andern armen Mädchen, welches sich aus kleinen Verhältnissen heraufarbeitete und sogar wohlhabend geworden ist."

„So hoch versteigen meine Wünsche sich nicht," erwiderte Mathilde, deren Lippen ein Lächeln der Wehmuth umspielte. „Zwar habe ich früher daran gedacht, daß ich es vielleicht noch einmal zur Selbstständigkeit bringen könnte, nun aber die Mutter todt ist, muß ich mich bescheiden und vor allen Dingen den Pflichten genügen, die ihr Tod mir auferlegt hat."

„Kind, so sehr dürfen diese Pflichten Dich in Deinem Streben für die Zukunft nicht hindern," sagte der alte Schneider, der mit sichtbarem Wohlgefallen der Rede seines Nachbars gelauscht hatte, „unser Freund Bartels hat nach meiner Meinung Recht und wir müssen seinen Rath einer ernsteren Erwägung unterziehen. Wieviel angenehmer wäre es für Dich und mich, wenn Du hier in Deinen eigenen Räumen schalten und mit fröhlichem Geplauder mir die Grillen fern halten könntest."

„Angenehm?" Mathilde schüttelte zweifelnd das Köpfchen. „Gewiß, Vater, es wäre sehr angenehm, aber ich fürchte, unsere Einnahme würde dadurch geschmälert werden."

„Keineswegs," erwiderte der Barbier, „man würde Ihre Arbeit höher schätzen. Es ist immer drückend, sich sagen zu müssen, man arbeite im Tagelohn, um so drückender, je weniger die Arbeit eine mechanische ist. Und eben deßhalb meine ich, müsse es einer Ihrer ersten Wünsche sein, das drückende Joch abzuschütteln."

„Wie aber, wenn meine Kunden nicht wollen?" fragte Mathilde nachdenklich. „Ich kenne unter ihnen mehrere, die nur allein Geschmack zu besitzen glauben und deßhalb darauf bestehen, daß die Arbeit unter ihrer Aufsicht angefertigt werde."

„So überläßt man es diesen, sich eine andere Gehülfin zu suchen: wenn nur Einige treu bleiben, kann man sich rasch den Ruf einer geschickten Arbeiterin erwerben. Versuchen Sie's nur einmal, und wenn's fehlschlägt, so bleibt Ihnen ja doch immer noch unbenommen, das alte Joch wieder auf sich zu nehmen."

„Dann aber drückt's um so schwerer. Der Vogel, der in der Gefangenschaft geboren ist, sehnt sich erst dann nach der Freiheit, wenn er ihre Süßigkeit kennen gelernt hat."

„Und wenn's denn auch im Anfang nicht recht vorwärts will, Muth, Kind! Beharrlichkeit überwindet Alles," sagte Meister Winter, in dessen Augen treuherziges Vertrauen leuchtete. „Wir können uns einschränken, zumal jetzt eine Person weniger an unserem Tische ißt."

Der alte Mann begleitete die letzten Worte mit einem stillen Seufzer und griff schnell in seine Hornrose, um sein schwer bedrücktes Gemüth durch eine Prise zu stärken.

„Ich bin überzeugt, daß eine Einschränkung ganz und gar unnöthig sein wird," erwiderte der Barbier, indem er sich erhob. „Frisch gewagt, ist halb gewonnen und Alles muß einmal seinen Anfang haben. Gehen Sie zu den Damen hin, Mathilde, setzen Sie ihnen die Sache auseinander, und Sie werden sehen, die meisten werden ihnen Beistand und Schutz zusagen."

Nachdenkend blickte das Mädchen eine geraume Weile vor sich hin. „Was Sie auch bewegen mag, mir zu diesem Glück zu rathen," sagte sie endlich, „ich glaube, Ihre Beweggründe stützen sich auf uneigennützige Freundschaft. Ich will's mir überlegen, so ganz unbedingt verwerfe ich Ihren Rath nicht."

Sie nahm nach diesen Worten das Licht und folgte dem jungen Manne, der sich bereits von dem Schneider verabschiedet und der Thüre genähert hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Rettiglied.

Dich, Rettigwurzel, lob' ich mir,
Du birgst ein wahres Elixir!
Wie strotzest Du von scharfem Saft,
Der stets den Durst auf's Neue schafft!
O, deutsche Trinker, merkt Euch dies:
Ein Par Radies — ein Paradies!

Wie fühlt Ihr in Euch Sehnsuchtsschmerz,
Welch' tiefes Weh erfaßt das Herz,
Seht Ihr 'ne Halde vor Euch steh'n,
Und 's will partout nicht weiter geh'n —
Ein Rettig her, der hilft gewiß,
Ein Par Radies — ein Paradies!

Entkleidet ihn, taucht ihn in Salz,
Wie prüfelt's lieblich Euch im Hals!
Nur schnell ein volles Glas herbei,
Denn Euch erwacht gewiß auf's Neu'
Der Durst, der Euch schon fast verließ; —
Ein Par Radies — ein Paradies!

D'rum Preis sei, edle Wurzel Dir,
Was wäre ohne Dich das Bier?
Gerettigt hat dein holder Saft
Schon oft mich und mir Durst geschafft!
D'rum, deutscher Trinker, merk' Dir dies —
Ein Par Radies — ein Paradies!

Digitized by Google

Verschiedenes.

Reliquien. Ein englisches Journal gibt eine immerhin sehr interessante wenn auch zum Theil phantastische Mittheilung mit folgenden Worten: Die ältesten Uebereste hervorragender Menschheit sind das Gerippe eines der ersten Pharaonen (in seine ursprünglichen Todten-Gewänder eingehüllt und in Berücksichtigung seines überaus hohen Alters wunderbar gut erhalten), welches vor ungefähr 18 oder 20 Monaten in dem britischen Museum niedergelegt wurde, und mit Recht als der werthvollste von all dessen archäologischen Schätzen angesehen wird. Auf dem Deckel des Sarges, welcher die königliche Mumie enthielt, war der Name seines Inhabers Pharao Mykerinus eingeschrieben, welcher dem Erben des Erbauers der großen Pyramide, ohngefähr 22 Jahrhunderte vor Christus, nachfolgte. Zu welchen merkwürdigen Gedanken gibt dieß aber Veranlassung. Der Monarch, dessen zerbröckelnde Gebeine und lederartige Haut nun die Neugierde und Bewunderung der schauenden Menschenmassen Londons erregen, regierte in Aegypten, ehe Abraham geboren war, und nur ungefähr zwei Jahrhunderte, nachdem Mizraim, der Enkel des alten Vater Noah und der erste der Pharaonen, zu seinen Vätern versammelt worden war. Ja, die Zeichen der Wasserhöhe der Sündfluth konnten kaum verwischt, die Krummhölzer der Arche auf dem Berge Ararat kaum verfault sein, als dieser Mann der früheren Welt lebte, sich bewegte und sich seines Daseins freuete. Sein Fleisch und Blut waren Zeitgenossen der Voreltern des großen Patriarchen, seine Gebeine und seine zusammengeschrumpfte Haut sind Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts, und das Datum der Kreuzigung befindet sich zwischen seiner Zeit und der unsrigen ungefähr in der Mitte. Als er in der Blüthe seines Lebens stand, hatte die Zeit des fernen Alterthums eben erst begonnen.

Macht der Kunst. Auf seiner letzten Kunstreise spielte Ira Aldrige den Othello in Petersburg. In der Scene, in welcher der Mohr Desdemona erwürgt, rief plötzlich ein Zuschauer aus: „Gnade, Gnade für sie, sie ist unschuldig!" Darauf sank er todt in seinen Sessel zurück. Die Erschütterung war für den Russen so stark, daß ihm ein inneres Blutgefäß riß und ihn der Schlag rührte.

Nach den vor Kurzem veröffentlichten Berichten der Artillerie verschoß die französische Armee in der Krimm folgende Anzahl von Projectilen: 532,565 Kanonenkugeln, 226,186 Kartätschen, 345,696 Bomben, 4800 Granaten und Raketen, 28,355,916 Flintenkugeln. Berücksichtigt man, was diese Zerstörungsmittel an Geld kosteten, wie viele Millionen nöthig waren, um sie an Ort und Stelle und in Wirksamkeit zu versetzen, wie viel Menschenglück und Volkswohlstand durch dieselbe vernichtet wurde, so muß man eine Zeit und ihre irdischen Götter bedauern, welche zur Schlichtung ihrer Differenzen noch kein anderes Mittel gefunden als Tod und Verderben, eine Zeit, welche für das Recht keine triftigeren Beweisgründe in's Feld führen kann, als — Schwerter und Kanonen, d. h. die rohe Gewalt!

In Deutschland gab es im Jahre 1792 nicht weniger als 162 weltliche Landesherrn, unter den Titeln der Kurfürsten, Herzöge, Fürsten und Grafen. Dazu kamen 83 geistliche Reichsfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte ꝛc. Dazu kamen ferner 41 freie Reichsstädte, 6 freie Reichsdörfer und etwa 1500 Reichsritter, welch Letztere zwar nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen, aber doch eine Art von Halbsouveränetät unter alleiniger Oberherrlichkeit des Kaisers hatten. Durch den sog. Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden wieder viele geistliche Fürsten und Reichsstädte mediatisirt und größeren Staaten einverleibt. Aehnliche Vorgänge folgen dem Preßburger Frieden von 1805 und der Stiftung des Rheinbundes. 42 Staaten wies dann die deutsche Bundesacte 1815 auf. Durch Aussterben und Abtretung verringerte sich die Zahl der Fürsten bis 1866 auf 34 — 30 Fürsten und 4 freie Städte. In diesem Sommer nun fielen davon 5 Fürsten und 1 freie Stadt weg.

Ein polnisches Blatt erfährt aus Bukarest, die bekannte Kunstreiter-Gesellschaft von Suhr — 60 Personen und 75 Pferde — sei auf der Ueberfahrt nach Konstantinopel auf einem Dampfschiffe untergegangen. Die Katastrophe soll von Varna aus gesehen worden sein.

Theure Bouquets. Zur Vermählungsfeier in Petersburg hat die Hofbouquetlieferantin Frau Betz in Mainz das Brautbouquet geliefert, dem an vier Tagen weitere vier Bouquets nachfolgen werden. Diese Bouquets sämmtlich in Weiß, die bei ihrer Ankunft mit Brillanten besetzt werden, haben zu ihrer raschen Beförderung eine Menge von Vorkehrungen nöthig gemacht. An der russischen Grenze nimmt sie ein kaiserlicher Courier in Empfang.

Räthsel.

Zwei Städte weiß ich in Bayerland,
Die sind einander fast gleich benannt,
Gehören zum Main- und Donau-Gebiet,
Ein Buchstabe, nur ist der Unterschied,
Der zweite nämlich im A U G.
Hast du es noch nicht errathen? So geh'
Und such' in deiner Geographie:
Wie heißen die Städte, wo liegen sie?

Auflösung des Räthsels in № 67.

Osterfest.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 69. Sonntag, den 25. November **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von C. A. König.

(Fortsetzung.)

„Seien Sie aufrichtig," fuhr Mathilde leise fort, als auf dem Hausflur der Barbier ihr die Hand zum Abschied reichte, „weshalb wünschen Sie, daß ich fortan zu Hause bleibe? Sie haben mir früher niemals —"

„Wenn Sie es denn verlangen, so will ich Ihnen sagen, welche Besorgnisse ich schon länger mit mir umhergetragen habe," unterbrach Bartels sie in herzgewinnendem Tone. „Es thut nimmer gut, wenn ein junges, unerfahrenes Mädchen aus unserm Stande sich allein und schutzlos in den höheren Kreisen bewegt, die Luft dort ist verpestet."

„Sagen Sie das nicht," erwiderte Mathilde lächelnd, „es stände schlimm um die ganze Gesellschaft, wenn dem so wäre. Und schutzlos bin ich ja auch nicht, die Macht, der Sie mich preisgegeben wähnen, hat keine Gewalt über mich."

„Sie kennen den Zauber und die Macht des Goldes noch nicht," sagte der Barbier kopfschüttelnd, „Sie wissen nicht, wie viele Fallstricke unter den Rosen liegen, auf denen Sie zu wandeln glauben; Sie ahnen nicht, wie schwer es ist, den Waffen zu widerstehen, mit denen die Tugend und Unschuld eines ehrbaren Mädchens bekämpft werden. Folgen Sie meinem Rathe, Mathilde, beugen Sie selbst der Versuchung vor, indem Sie dem Versucher die Gelegenheit zur Ausführung seiner finstern Pläne entziehen."

Betreffen blickte das Mädchen den jungen Mann an. „Sie erschrecken mich, Bartels; reden Sie doch, als ob Sie schon sichere Beweise hätten, daß ich dicht vor dem Abgrunde stände, vor dem Sie mich warnen wollen."

„Und wenn ich diese Beweise zu haben glaube, Mathilde? Wenn ich Ihnen sage, — — aber nein, nein, es kann ja nicht möglich sein."

„Es kann nicht möglich sein?" erwiderte Mathilde mit bebender Stimme. „Mein Gott, woran denken Sie? Welchen Sinn haben Ihre dunklen Worte?"

„Sollten Sie ihn nicht errathen können?" fragte Bartels im Tone leisen Vorwurfs. „Denken Sie an Ihre Spaziergänge in der Dämmerstunde und vergessen Sie nicht, daß schon der Schein genügt, um die Ehre und den Ruf eines Mädchens aus unserem Stande zu vernichten."

„Ah, das ist erbärmlich!" sagte Mathilde entrüstet und in ihren Augen blitzte es zornig auf. „Ich habe bisher nicht geglaubt, daß die Freundschaft —"

„Mathilde, denken Sie nicht, daß ich Ihre Schritte, Ihr Thun und Lassen überwacht habe, nun und nimmer würde ich mich zum Spion erniedrigen können. Ein Anderer, oder richtiger gesagt, eine Andere hat Sie bemerkt, Sie und ihn, der an Ihrer Seite ging und mir ist es trotz der warmen Vertheidigung nicht gelungen, Ihre Ehre von dem Makel rein zu waschen, den die giftige Zunge der Verläumdung entdeckt haben will. Mein Vertrauen auf Sie ist fest und unerschütterlich, aber wie Viele, glauben Sie, werden dieses Vertrauen theilen? Und wenn der Mann, welcher an jenen Abenden Sie begleitete, der Herr oder der Sohn des Hauses ist, in welches er später trat, dann hilft ich Sie, Mathilde, lassen Sie ab von ihm, denn nimmer kann solches Verhältniß zu einem guten Ende führen."

„Also so weit ist es schon gekommen?" seufzte Mathilde, deren Wangen, während der junge Mann zu ihr redete, sich mit einer fahlen Blässe bedeckten. „Weil ich liebe und weil er meine Liebe erwidert —"

„Mathilde, wissen Sie das so gewiß? fuhr der Barbier fort. „können Sie ihm in's Herz blicken und entscheiden, ob eine reine innige Liebe, oder nur die wilde, verzehrende Gluth der Leidenschaft ihn beseelt? Ich zürne Ihnen nicht und hege auch gegen ihn keinen Groll, aber —"

„Es ist schon spät, mein Vater wartet, er wird sich ängstigen, wenn ich länger bleibe," unterbrach ihn das Mädchen in fieberhafter Aufregung, „gehen Sie jetzt, Bartels, und seien Sie überzeugt, daß ich Ihren Rath und Ihre Warnungen ernstlich erwägen werde."

Ehe der Barbier zu einer Erwiderung Zeit fand, war Mathilde schon die ersten Stufen der Treppe hinaufgeeilt, und mit bedenklichem Kopfschütteln schickte auch der junge Mann sich an, den Heimweg anzutreten.

Je länger Mathilde über die Worte des Barbiers nachdachte, desto klarer wurde es ihr, daß die Verhältnisse sie gewissermaßen nöthigten, seinen Rath zu befolgen. That sie es nicht, so bestärkte sie ihren einzigen Freund in dem Verdacht, daß

Digitized by Google

das ihm zu Ohren gekommene Gerücht sich auf Thatsachen stütze und daß Mathilde mit nicht zu rechtfertigendem Gleichmuthe über die Gefahren hinweggehe, die ihrem guten Rufe drohten. Zudem lag die Möglichkeit nahe, daß im Laufe der nächsten Tage auch ihrem Vater jenes Gerücht zu Ohren kam, und Mathilde konnte dem Vertrauen des alten Mannes keinen besseren Halt geben, als wenn sie sich so viel wie möglich aus dem Verkehr mit den höheren Kreisen zurückzog. Die Warnung aber, welche Bartels sich in Bezug auf ihr Verhältniß zu dem reichen Manne erlaubt hatte, schlug sie in den Wind. Sie glaubte, das Herz und den Charakter des Geliebten genugsam zu kennen, um sich von der Innigkeit, Reinheit und Unwandelbarkeit seiner Liebe überzeugt zu halten, und die Hindernisse, welche ihrer ehelichen Verbindung noch im Wege standen, wurzelten nur in den Vorurtheilen des höheren Sandes, von denen ihr Geliebter sich gänzlich lossagen wollte.

Daß gerade der Barbier derjenige war, der sich gemüßigt sah, dem Mädchen zum Abbruch des Verhältnisses zu rathen, gereichte der gutgemeinten Warnung nicht zum Vortheil; Mathilde glaubte daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß Bartels noch immer die Hoffnung hege, sie heimzuführen.

Meister Winter verhehlte seine Freude nicht, als seine Tochter am nächsten Morgen ihm mittheilte, sie habe sich entschlossen, den Rath des Nachbars zu befolgen und den ersten Schritt zur Erlangung einer gewissen Unabhängigkeit unverzüglich zu thun.

Nachdem sie die Vorbereitungen zum Mittagbrod getroffen und dem Vater die nöthigen Anweisungen in Bezug auf den Kochtopf gegeben hatte, verließ sie ihre Wohnung, fest entschlossen, nun auch mit aller Energie ihr Vorhaben auszuführen.

Das Haus des Bankiers und Commerzienraths Alfred Stahl war das letzte, in welches sie an diesem Vormittage trat; sie hatte bei allen übrigen Damen eine freundliche Aufnahme und die Zusicherung freundlichen Wohlwollens gefunden. Die Commerzienräthin war ihr stets mit herzlicher Theilnahme entgegengekommen, Mathilde durfte hoffen, daß auch sie ihr dieses Wohlwollen bewahren werde.

In dieser Hoffnung sollte sie sich nicht getäuscht sehen. Die kleine, runde Frau hörte das Mädchen ruhig an und dann und wann gab sie durch ein herzgewinnendes Lächeln, einen aufmunternden Blick, oder ein leichtes Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen. Mathilde war noch nicht zu Ende, als Hugo eintrat. Es schien ihn zu überraschen, daß er Mathilde im Zimmer seiner Mutter fand und auch das Mädchen senkte bei dieser unerwarteten Begegnung den Blick zu Boden.

Die Commerzienräthin war gewohnt, rasch und scharf zu beobachten, diese plötzliche und auffallende Bestürzung auf beiden Seiten verrieth ihr das Vorhandensein eines Geheimnisses, welches sie augenblicklich gegen Mathilde eingenommen haben würde, wenn sie nicht von der strengen Tugend des armen Mädchens so fest überzeugt gewesen wäre.

„Ich kann Ihren Entschluß nur billigen," sagte sie, als Mathilde schwieg, „überhaupt begreife ich nicht, daß Sie denselben nicht schon früher gefaßt haben. Sie sind eine fleißige, geschickte Arbeiterin, Sie besitzen Geschmack und Talent, es kann Ihnen nicht fehlen, daß Sie binnen wenigen Monaten Ihre Existenz gesichert betrachten dürfen. Ich werde sie bei meinen Freundinnen empfehlen und es soll mich freuen, wenn Sie bald das gewünschte Ziel erreichen."

„Ich will nicht leugnen, daß eine gesicherte Selbstständigkeit mir erwünscht ist," erwiderte Mathilde schüchtern. „Hauptsächlich aber haben doch die häuslichen Pflichten, die durch den Tod meiner Mutter mir zugefallen sind, mich zu diesem Entschlusse bewogen. Mein Vater ist ein alter, gebrechlicher Mann, meine beiden Brüder sind noch unerzogen, da liegt es mir ob, den Kindern die Mutter und dem alten Manne die Hausfrau zu ersetzen."

„Und ich bin überzeugt, daß Sie mit Ihrer Sanftmuth und Charakterstärke Ihren Pflichten treulich obliegen werden," sagte die Commerzienräthin, während sie ihrem Sohne einen bedeutsamen Blick zuwarf, einen Blick, in welchem die Bitte sich ausdrückte, daß er diesem Mädchen die Sorgen und den Kummer, die ihrer harrten, nicht erhöhen möge.

„Ich hoffe es," entgegnete Mathilde leise, indem ihr Blick verstohlen nach dem Sohn des Bankiers hinüberschweifte, und auch in ihren Augen lag die Bitte, daß er ihr die Erfüllung ihrer Pflichten nicht erschweren möge.

„Gehen Sie nur mit Muth und Freudigkeit ans Werk, se wird es gelingen," fuhr die kleine, runde Dame fort, indem sie dem Mädchen mit freundlichem Lächeln die Hand reichte. „Sie können morgen, wenn es Ihnen gefällt, wieder vorsprechen, oder auch eine Ihrer Geschwister schicken, ich werde bis dahin Beschäftigung für Sie gefunden haben."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Langes und Breites über den Kalender.

(Aus des Lahrer Hinkenden Boten Illustrirter Dorfzeitung.)

Wenn der Hinkende Bote seinen Kalender geschrieben hat, und wenn die Setzer ihn gesetzt, die Drucker ihn gedruckt und die Buchbinder ihn gebunden haben, dann ist's ihm ein Seelengaudium, im Hofe der Druckerei auf der grünen Bank unter dem Lindenbaume zu sitzen, seine Pfeife zu rauchen und zuzuschauen, wie die Kalender in gewaltige Ballen gebunden, verladen und in alle Welt hinaus versendet werden. Keine Pfeife im ganzen Jahr schmeckt ihm so wie diese — obschon zwar

Digitized by Google

die andern ihm auch gut schmecken — und jedem Ballen gibt er gleichsam seinen Segen und einen Gruß mit in die Fremde, und er ist guten Humors und gemüthlich aufgelegt, wie einer, der ein tüchtig Stück Arbeit hinter sich hat. So saß er denn auch behaglich sein Pfeifchen schmauchend und schaute zu, wie sie seinen 67er zusammenschnürten, kommt der Rathschreiber, sagt guten Tag und Excüse und setzt sich zu ihm. —

Sagt der Rathschreiber: „Höret einmal Hinkender, ich bin froh für Euch und Eure Freunde, daß Euer 67er endlich einmal zum Loche hinauskommt; Ihr machet jetzt doch auch wieder ein menschliches Gesicht; in den letzten Wochen aber habet Ihr eines gemacht, wie ein frisch geschärftes Reibeisen.“ —

Da lachte der Hinkende: „Das könntet Ihr Anfangs wissen, daß ein Kalendermacher 4 Wochen vor dem Fertigmachen etwas brummig ist. Wenn Ihr einer wäret, Rathschreiber, ich glaube, Ihr thätet gar kein Gesicht mehr machen. Seid Ihr doch, wenn Ihr nur Eure Gemeinderechnung stellen müsset, wie eine melancholische Kratzbürste, und da ist doch so ein Kalender ein ganz ander Ding will ich meinen.“

„Thut mir nicht so dick,“ entgegnete der Rathschreiber etwas spitzig, „was ist denn an so einem Kalender? Geschrieben ist doch das kleine Ding bald, das schüttelt Ihr nur so aus dem Aermel, und dann das Setzen, Drucken, Falzen und Heften, nun, das ist auch kein Hexenwerk, dazu habt Ihr Eure Leute und Eure Maschinen, und Ihr brauchet nur zuzuschauen, es lauft Alles fast von selber. ’S ist eine wahre Bagatelle!“

„Eine Bagatelle, so meinet Ihr?“ sagte der Hinkende. „Ich merke, Rathschreiber, daß Ihr von so einem Kalendergeschäfte gar keinen Begriff habet, und den will ich Euch jetzt beibringen, wenn’s möglich ist. Von dem Kalenderschreiben will ich nicht reden, ob leicht oder schwer, das ist meine Sache; aber von der mechanischen Arbeit beim Kalendermachen will ich Euch ein Stücklein erzählen, daß Eure paar Haare dabei zu Berge stehen sollen und ihr aussehet wie der Bismarck Zum Beispiel wisset Ihr, wie viele Kalender jedes Jahr gedruckt werden?“

„Nun ich denke 250,000 Stück, wenn Ihr nicht aufschneidet; es ist ja fett genug zu lesen auf dem Titelblatte.“

„Dieses Jahr drucke ich, Dank meinen Freunden den Schwarzröcken, 300,000. Und wenn man diese 300,000 Kalender aufeinander setzen würde, einer auf den andern, was meinet Ihr, wie groß müßte die Leiter sein, um den letzten Kalender oben drauf zu legen?“

„Nun,“ sagte der Rathschreiber und warf einen prüfenden Blick an dem Hause hinauf, „ich schätz’ so hoch wie unsere große Feuerleiter, sie wird hinaufreichen bis an Euer Dach.“

„Nichts nutz, viel höher.“

„Nun meinetwegen so hoch wie unser Rathhaus?“

„Als noch höher.“

„Wie unser Kirchthurm? Aber jetzt gebe ich keinen Zoll mehr zu!“

„Ja wohl wie unser Kirchthurm“, sagte der Hinkende lachend, „aber unser Kirchthurm müßte 9 mal so hoch sein wie der Freiburger Münster!“

„Treibet keinen Ulk mit mir, Hinkender,“ sagte der Rathschreiber und erhob sich fast zornig von der Bank, „ich bin heute nicht aufgelegt zu solchen Narretheien.“

„Neunmal so hoch wie der Freiburger Münster,“ fuhr der Hinkende Bote mit unerschütterlicher Ruhe fort, „fast so hoch, wie der Blocksberg, auf dem am 1. Mai die Hexen mit dem Junker Satan Polka tanzen.“

„Im vollen Ernst?“

„Im vollen Ernst, und ich kann es Euch gleich beweisen, wie Alles, was ich behaupte. Hier ist ein Packet von 100 Kalendern; messet einmal mit Eurem Maaßstabe, wie hoch diese sind.“

„Zwölf Zoll,“ sagte der Rathschreiber, nachdem er gemessen hatte.

„Richtig, 12 Zoll. Und wenn 100 Kalender 12 Zoll hoch sind, wie hoch sind 300,000? Nun Herr Rechnermeister?“

„3000 mal 12 Zoll oder 36,000 Zoll,“ erwiderte der Rathschreiber etwas kleinlaut.

„36000 Zoll sind aber 3000 Fuß“, sagte der Hinkende triumphirend, „und mit dem 9fachen Münster und mit dem Blocksberge wird es also seine Richtigkeit haben, schätz’ ich.“

„Heiden Gallen!“ rief der Rathschreiber und schnalzte mit den Fingern, „Respekt davor! Und was muß man da Oben herunter für eine schöne Aussicht haben.“

„Ja, aber ein wenig wackelig“, lachte der Hinkende. „Wenn Ihr aber noch eine schönere Aussicht haben wollet — nur ein bischen kälter — so steppelt einmal sämmtliche Kalender aufeinander, die der Hinkende seit 67 Jahren gedruckt hat, es sind gerade 2,541,000 Stück, ein Dutzend auf oder ab. Das macht eine Höhe von 30,492 Fuß, also bedeutend höher als der höchste Berg der Erde, die Everestspitze im Himelaja-Gebirge, der bekanntlich 27,212 Fuß hoch ist, wie Ihr noch von der Schule her wissen könntet, wenn Ihr nicht die Geographie so oft geschwänzt hättet. Und wenn man von dieser Kalenderpyramide die obersten 20 Jahrgänge lesen wollte, so müßte man erst den Schnee wegputzen, denn diese stecken im ewigen Schnee bis über die Ohren.“

„Hinkender“, sagte der Rathschreiber ziemlich demüthig, „ich schäme mich, daß ich solch ein Esel war, mit der dummen Feuerleiter da.“

„Thut nichts,“ begütigte der Hinkende, „und sich schämen, daß man ein Esel ist, ist keine

Digitized by Google

Schande, und man braucht sich deßwegen nicht zu schämen. — Weil wir aber nun einmal am Rechnen sind, so sagt mir Rathschreiber, wenn alle diese Kalender Makulatur wären, — Gott sei meiner armen Seele gnädig — ich hätte sie müssen dem Tapezierer verkaufen für Unterpapier, wie viele Quadratfuß könnte der damit tapezieren? Nun, nehmt nur das Maul recht voll!«

»Meinethalben hunderttausend, weil ich denn doch das Maul vollnehmen soll«, rief der Rathschreiber, fast erschrecken über diese große Zahl.

»Mehr als 37½ Mill. Quadratfuß könnte er damit tapezieren, Ihr könnt es selber nachrechnen, denn ein Kalenderblatt hat 41¼ Quadratzoll und der Kalender besteht aus 36 Blättern. Das müßte schon ein hübscher Tanzsaal sein und wer ihn auch nur einmal herumtanzt, muß gute Beine haben. Und wenn man die Zeilen aus dem Kalender so herabhaspeln könnte, wie die Seide von einem Cocon, wie lange würde der Faden werden, wenn jede Zeile 2½ Zoll Länge, eine Seite 140 Zeilen und der Kalender 72 Seiten hat? Nun, Rathschreiber, noch einmal selltet Ihr rathen.«

»Lasset mich in Ruhe«, brummte dieser in komischem Zorne, »der Teufel mag mit Euch rechnen, ich nicht.«

„Aus einem Kalender, fuhr der Hinkende fort, könnte man einen Faden herausspinnen, von 2520 Fuß und aus sämmtlichen Kalendern einen Faden von 6,403,320,000 Fuß oder von 360,202 geogr. Meilen Länge. Wäre dieser Faden nicht ein schwacher Papierstreifen, sondern so stark wie das Kabel, das sie jetzt um einen Theil der Erde gelegt haben, so könnte man ihn beinahe 67 Mal um die Erde herumwickeln, wie man Strickwolle auf einen Knäul wickelt. Der Faden wäre 210 Mal so lang als der Erddurchmesser, und wenn man den Faden an dem Sterne des Freiburger Münsters festbinden und mit ihm in den Mond hinaufstiegen und ihn dort um ein Ringgebirge herumwickeln würde, so könnte man die Erde und den Mond mit einem 6fachen Faden zusammenkuppeln und bliebe erst noch einen Trumm übrig von 4500 Meilen, aus dem man noch eine ganz anständige Portion Strümpfe stricken könnte. He, Rathschreiber, was saget Ihr dazu, habt Ihr bald Respekt vor dem Kalender?

„Ich sage gar nichts mehr, erwiderte der Rathschreiber, „wenn Ihr mir mit solchen Zahlen zu Leibe geht, dann hört meine Naturgeschichte auf.“

„Aber die lustigste Rechnung kommt noch,“ fuhr der Hinkende mit einem triumphirenden Lächeln fort. Ein Kalender hat 72 Seiten, eine Seite 7000 Buchstaben, macht 504,000 Buchstaben, oder rund 500,000, macht für den 67er Jahrgang 150,000 Mill. Buchstaben. Nun denket Euch einmal, wenn der Guttenberg nicht so gescheidt gewesen wäre und hätte die Buchdruckerkunst erfunden und der Hinkende müßte alle seine Kalender mit der Feder schreiben. Wenn er auch alle Tage 20,000 Buchstaben machte und jährlich 300 an seinem Schreibtisch säße — er müßte doch Sonn- und Feiertage halten und hie und da Schöpplein trinken — so müßte er 25,000 an einem einzigen Jahrgange schreiben und geneigte Leser müßte noch etwas länger auf Kalender warten als jetzt. Wenn aber der lender — wie es Brauch ist — in einem erscheinen müßte und wenn der Hinkende mit den Jesuiten stände und diese würden erlauben, seinen Kalender in ihren Klöstern den zu lassen, so wären dazu 600 Klöster und in jedem Kloster müßten außer dem dem Bruder Pförtner und dem Bruder meister, denen man so etwas nicht zum könnte — 42 Mönche Tag für Tag sich die ger krumm schreiben und hätten nicht viele übrig zum Beten und Faulenzen und man ein ganzes Jahr Ruh vor ihnen. Und de nur ein einziger Jahrgang. Und nun denket einmal alle 67 Jahrgänge! — Das gäbe Schreibseligkeit. —

Daraus aber könnet Ihr ersehen, wie g ist, daß der Guttenberg die Buchdruckerkunst funden hat, und daß der Hinkende Most hat, von denen eine einzige in einer ein Minute mehr Buchstaben zu Wege bringt, ein fleißiger Mönch — wenn's überhaupt fl Mönche gibt — in 9 Monaten. — So, das wegen der „Bagatelle“, wie Ihr meinen Kal zu nennen beliebtet, und wenn Ihr wieder e etwas gerechnet haben wollet, so stehe ich zu sten.“

Damit klopfte der Hinkende seine Pfeife griff grüßend an seinen Hut und stelzte zum hinaus.

Der Rathschreiber blieb noch eine Zeitlang und starrte mit einem ziemlich dummen Ge auf die Kalenderballen hin; dann aber gin in den Adler, um seinen Aerger mit einem Sp pen Achter hinunterzuschwenken. Ueber den lender aber hat er nie mehr gespottet. —

Räthsel.

1. 2. 3. 4. ist eine Frucht
Mit tausend gelben Körnern,
Die man in Bayern selten sucht;
Dagegen im Tyrolerland
Ist überall sie gut bekannt.
4. 3. 2. 1. versetzt Dich weit
Hinein bis nach Ostindien:
Dort zeigt es sich Dir auf der Karte klein
Ein ehemaliges Königreich.

Auflösung des Räthsels in № 68.

Amberg. — Bamberg.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kaysler in Kaiserslaut

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 71. Sonntag, den 2. Dezember **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von C. A. König.

(Fortsetzung.)

„So schwarz darf man auch nicht in die Zukunft sehen," sagte der Barbier zu Winter in der Scheerstube hin- und herwandelnd, „wenn der junge Herr es ehrlich meint und das muß man ja aus der Zusammenkunft bei der Consistorialräthin schließen, dann —"

„Apropos, was wollte vorhin der Herr bei Euch?" fragte Meister Winter plötzlich. „Ich kann nicht glauben, daß er nur hieher gekommen ist, um seinen Bart von Euch scheeren und seinen Rock von mir flicken zu lassen."

„Welchen andern Zweck könnte denn sein Besuch gehabt haben?" fragte Bartels erstaunt. „Er hatte das Unglück, seinen Rock zu zerreißen, das genirte ihn, und deßhalb bog er in die erste beste Gasse ein, wo ihn der Zufall zu mir führte."

Der Flickschneider schüttelte zweifelnd sein graues Haupt. „Ihr scheint ja rasch und genau mit ihm bekannt geworden zu sein?"

„Genau bekannt? da irrt Ihr sehr. Er gab mir einen guten Rath und wißt Ihr wen, außer mir, dieser Rath betraf? Eure Tochter. Er meinte, ich würde gar bald ein schönes Geschäft haben, wenn ich Mathilde heirathe und ein elegantes Lokal miethe, er war sogar so freundlich, mir seinen Beistand anzubieten."

„Sonderbar!" sagte der Schneider. Er mußte doch das Verhältniß kennen."

Der Barbier blieb stehen, sein Blick ruhte fragend auf den Zügen des alten Mannes. „Ihr glaubt, daß er in das Geheimniß Eurer Tochter eingeweiht war? Wenn Ihr das meint, so müßt Ihr auch Beweise haben —"

„Ich fand diese Beweise in dem Ueberzieher, den Ihr mir zur Ausbesserung brachtet," fuhr Meister Winter fort. „Daß der junge Herr so leichtsinnig sein konnte, seine Brieftasche in dem Ueberzieher stecken zu lassen, begreife ich nicht, ich bemerkte sie nicht eher, bis sie bei einer Wendung des Reckes auf den Fußboden fiel. Es war kein zierliches, sondern ein recht solides und schweres Portefeuille und die Neugier plagte mich, einen Blick in die Papiere zu werfen, die mir gerade in die Hand fielen, als ich die Brieftasche aufhob. Es waren zwei Scheine, einer lautete auf tausend, der andere auf viertausend Thaler, und der erstere trug die Unterschrift: Hugo Stahl."

„Der Sohn des Commerzienraths?" rief Bartels überrascht. „Na, was grübeln wir da, Meister Winter, fuhr er nach kurzem Nachdenken fort, „der fremde vornehme Herr wird mit dem Bankier in Geschäftsverbindung stehen, da erklärt sich ja Alles!"

„Aber Ihr hört ja, daß die Scheine den Namen „Hugo Stahl" trugen!" warf der Schneider ungeduldig ein. „Die Firma des Bankgeschäftes lautet: —"

„Alfred Stahl:" Ganz recht, aber können es nicht Privatgeschäfte sein, die dieser vornehme Herr mit dem Verlobten Eurer Tochter hat?"

„Und wenn es Privatgeschäfte sind, liegt alsdann nicht die Vermuthung nahe, daß dieser vornehme Herr mit dem Sohne des Commerzienraths befreundet und in die kleinen Geheimnisse desselben eingeweiht ist? Und trotzdem wollte er von der Verlobung seines Freundes nichts wissen, trotzdem rieth er Euch, meine Tochter, die Braut seines Freundes, zu heirathen? Das redet Ihr mir nicht aus, wenn der junge Herr schon so weit gegangen ist, daß er seiner Tante das Gehzimniß anvertraut hat, dann wird's auch für seine Freunde kein Geheimniß mehr sein."

Der Barbier zuckte die Achseln. „Ich sage Euch noch einmal, Ihr dürft nicht Alles zu schwarz erblicken, habt auch keine Ursache dazu; die Consistorialräthin ist eine sehr ehrenwerthe Dame, nimmt sie sich des Brautpaars an, dann dürft Ihr auch auf einen glücklichen Ausgang hoffen."

Der alte Mann hatte sich erhoben und gedankenvoll vor sich hinblickend, eine Prise genommen. „Ich begreife Eure Ruhe nicht, Bartels," sagte er, „gerade Euch trifft diese Verlobung am härtesten, weil sie Eure letzten Hoffnungen vernichtet und gerade Ihr rathet mir, der Sache ruhig ihren Verlauf zu lassen. Sagt mir, was Ihr wollt, ich kann mich über diese Verlobung nicht freuen!"

Sechstes Kapitel.

Der Rath, den der Barbier seiner schönen Nachbarin in Bezug auf deren Geschäft gegeben hatte, erwies sich in jeder Beziehung als vortrefflich. Das Geschäft Mathildens hatte binnen wenigen Wochen einen überraschenden Aufschwung genommen. Der alte Schneider meinte auch, daß Got-

Digitized by Google

tes Segen sichtbar auf der Arbeit seiner Tochter ruhe, und Bartels rechnete bereits aus, daß die Einnahme Mathildens gegen früher sich mehr als verdoppelt haben müsse.

Trotzdem hatte das Mädchen die Munterkeit, mit der es vordem sein Tagewerk verrichtete, verloren. Die Rosen waren von den Wangen geschwunden, das Feuer der einst so schönen Augen erloschen, und wenn über die bleichen, abgehärmten Züge je noch ein Lächeln glitt, so trug es den Ausdruck düsterer Schwermuth.

Meister Winter hatte sich so manche angenehme Stunde von dem steten Beisammensein mit seiner lebensfrohen Tochter versprochen, er hatte gehofft, sie werde durch ihr heiteres Geplauder, durch Lachen und Singen ihm die Langeweile und die trüben Gedanken fern halten, und nun sollte er sich bitter getäuscht finden. Schon in den ersten Wochen war Mathilde still und schweigsam geworden, aber sie konnte doch zu Zeiten noch lachen und scherzen und der alte Mann entschuldigte jenen Ernst mit den mannigfachen Unannehmlichkeiten, welche eine Verlobung stets im Gefolge hat. Auch fand er keinen Grund, sich darüber zu beunruhigen, denn Mathilde kam jetzt öfter mit ihrem Verlobten in der Wohnung der Consistorialräthin zusammen und, wie sie sagte, durften die Liebenden mit Zuversicht darauf rechnen, daß es der Tante Hugo's gelingen werde, alle Hindernisse, die der Heirath noch im Wege standen, zu beseitigen. Mathilde pries die Consistorialräthin als eine sehr liebenswürdige Dame, und wie sie ihren Verlobten schilderte, durfte ihr Vater darauf bauen, daß sein Kind an der Seite dieses Mannes glücklich sein werde. Aber nach ungefähr sechs Wochen nahmen der Ernst, die Einsilbigkeit und die Schwermuth des Mädchens in einem solchen Grade zu, daß es dem Schneider ernstliche Besorgnisse erregte, zumal jetzt Mathilde auch eine düstere Verschlossenheit zeigte, die ihr bisher fremd gewesen war. Meister Winter versuchte vergeblich die Ursache dieser Veränderung zu erforschen; es gelang weder seinen Bitten, noch seinen ernsten Ermahnungen, die Schranke zu stürzen, die sich so plötzlich zwischen ihm und Mathilde aufgethürmt hatte. Brachte er die Rede auf ihren Verlobten, so wich Mathilde seinen Fragen aus; sprach er von Erweiterungen des Geschäfts, rieth er ihr, eine gesundere Wohnung zu miethen, sich eine Gehülfin zu nehmen, so nickte sie schweigend, trotzdem aber blieb es beim Alten. Auch dem Barbier war diese Umwandlung aufgefallen, aber er fand in ihr keinen Grund zu ernsten Besorgnissen.

„Ihr müßt dem Kinde Zeit und Ruhe gönnen," sagte er, wenn der Flickschneider seinen Besürchtungen Worte lieh, „jedes Menschenherz hat sein Leid zu tragen und gar oft ist es nur eine eingebildete Last, unter deren Druck es seufzt. Die Sorgen und die Sehnsucht werden wohl dem Mädchen die Lebensfreude vergällen, Ihr müßt Geduld haben, Meister Winter. Wenn erst der Myrthenkranz ihr Köpfchen schmückt, wird auch der alte Frohsinn zurückkehren. Und daß Mathilde Euch über ihren Verlobten nicht mehr Rede und Antwort gibt, finde ich auch sehr begreiflich, im Brautstand verdirbt ein schiefes Wörtchen die frohe Laune; und Zweifel, die in solchen Tagen in der Seele auftauchen, sind auch gerade nicht geeignet, sie zurückzurufen."

Mit solchen und ähnlichen Redensarten antwortete der Barbier, so oft der alte Mann auf seine Tochter zu sprechen kam. Wie ihm selbst dabei zu Muthe war und ob er selbst an die Stichhaltigkeit seiner Trostgründe glaubte, verrieth er mit keiner Silbe. —

So verstrichen Tage und Wochen; Mathilde ging ernst und still ihren Geschäften nach und ihre düstere Schwermuth schien mit jedem Tage zuzunehmen. Bartels kam auch seltener, weil, wie er sagte, sein Geschäft ihn jetzt mehr in Anspruch nehme denn früher. Die Grundlosigkeit dieses Vorwandes lag aber zu klar am Tage, als daß man ihm Glauben schenken konnte. Meister Winter entschloß sich endlich das Ende dieser niederschlagenden Verstimmung abzuwarten, da ja doch alles Fragen und Forschen fruchtlos blieb."

Es mochten etwa drei Monate seit seinem ersten Besuche verstrichen sein, als der Agent an einem Herbstnachmittage wieder in die Scheerstube des Barbiers trat, und jetzt sollte es sich beweisen, daß Bartels Gemüth nicht so ruhig und reich an Vertrauen war, wie er dies stets seinem Nachbar gegenüber zu zeigen versuchte.

Wie damals, setzte auch heute der Fremde sich in den Sessel; wie damals, forderte er auch heute, und zwar in demselben vornehm herablassenden Tone, den Barbier auf, ihm das Haar zu scheeren. „Wie steht's mit Ihren Bemühungen um die schöne Nachbarin?" fragte er, während Bartels Kamm und Scheere handhabte. „Ich hoffe, Ihr seid in dem Vierteljahre Eurem Ziele etwas näher gekommen."

„Meinem Ziele?" erwiderte Bartels dumpf. „Sagte ich Ihnen nicht schon damals, daß ein Anderer das Herz meiner Geliebten besitze und daß es mir schwer fallen werde, ihn zu verdrängen? An demselben Tage, an welchem sie hier waren, erfuhr ich, daß Fräulein Winter mit einem ihrer Freunde schon seit mehreren Monaten verlobt ist und ich möchte Sie jetzt fragen, was Sie damals mit Ihrem guten Rath beabsichtigten. Sie kamen nicht hierher, um sich von mir frisiren zu lassen, auch waren wir damals im Monat Juni, und im Sommer trägt Niemand einen Paletot."

Eine solche Anrede hatte der Agent nicht erwartet. Es gelang ihm nicht, seine Ueberraschung zu verbergen, und durch eine unbefangene Ruhe den Verdacht des Barbiers zu entkräften.

„Lieber Freund, welchen Verdacht Ihr hegt, weiß ich nicht," erwiderte er, „aber ich glaube

Euch keine Rechenschaft zu schulden über die Gründe, die mich damals veranlaßten, einen Paletot zu tragen. Ihr sagt, Eure Nachbarin sei verlobt, und behauptet, ich müsse davon unterrichtet gewesen sein. Wohl, ich habe das Verhältniß schon damals gekannt und Euch für einen vernünftigen Mann gehalten, der sein Interesse wahrzunehmen weiß. Daß das Verhältniß einer Putzmamsell mit einem Herrn aus unseren Ständen nicht mit einer Heirath schließen kann, werdet Ihr einsehen. Es ist aller Ehren werth, wenn mein Freund für die Zukunft des Mädchens Sorge trägt, und Ihr würdet Euch nicht schlecht dabei stehen, wenn Ihr Eure hübsche Nachbarin zum Altar führtet. Eine ziemlich bedeutende Mitgift und eine vornehme Kundschaft sichere ich Euch zu, auch dürft Ihr stets auf den Beistand Eures Gönners rechnen, falls Ihr einmal in Verlegenheit kommt."

Der Barbier hatte schweigend diese kurze, unzweideutige Erklärung angehört, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen und die Gluth des Zornes sprühte aus seinen Augen.

„Das wagt Ihr mir anzubieten?" rief er, außer sich. „Hinaus, wenn Ihr nicht gewärtigen wollt, daß ich mich an Euch vergreife und Euch vor die Thüre werfe! Das also ist der saubere Plan, den Ihr mit Eurem schuftigen Freunde ausgeheckt habt? Nehmt Euch in Acht, Ihr Buben, wenn die Ausführung des teuflischen Planes schon so weit gediehen ist, wie ich fast befürchten muß! An den Pranger werde ich Euch stellen und nicht ruhen und rasten, bis Euch und der Verführten Recht geschehen ist!"

Der Agent hatte sich bei dem unerwarteten Zornausbruch des Bartscheerers erschreckt erhoben, aber im weiteren Verlauf der Drohungen seine Fassung wiedergefunden. Er zuckte mit kalter Geringschätzung die Achseln und schritt langsam der Thüre zu. „Ihr seid ein Dummkopf und ein Narr dazu," sagte er gelassen, „ein Dummkopf, weil Ihr eine gesicherte Existenz leichtsinnig in die Schanze schlagt, und ein Narr, weil Ihr auf Ehre pocht, die Eurem Stande nicht zukommt. Uebrigens rathe ich Euch, Eure Nase nicht in unsere Angelegenheiten zu stecken, es möchte Euch übel bekommen."

Das Maß des Aergers war noch nicht voll, es sollte überlaufen. Kaum hatte der Agent sich entfernt, als Margarethe eintrat.

„Nun? Was sagen Sie jetzt zu der Geschichte mit der Schneiderstochter?" fragte sie mit herausforderndem Tone, der die boshafte Schadenfreude sofort verrieth. „Wird nicht lange mehr dauern, dann weiß jedes Kind auf der Gasse, wie es um die Ehre des vielgepriesenen Tugendengels steht. Ja, ja, das alte Sprüchwort: Hochmuth kommt vor dem Fall! Den armen Bartscheerer wollte sie nicht, weil er ihr zu gering war, den reichen, vornehmen Herrn hätte sie gerne genommen, aber—"

„Was soll das Geschwätz wieder, Margarethe?" fragte Bartels gereizt. „Der Himmel mag wissen, was Dir des Mädchen Leides angethan hat, ich glaube, wenn Mathilde sich ans Ende der Welt flüchtete, vor Dir und Deiner bösen Zunge würde sie keine Ruhe finden."

„So? Also jetzt soll wieder Alles Verläumdung und Bosheit sein?" fuhr die alte Magd eifrig fort. „Damals wars gerade so und nachher mußten Sie selbst zugeben, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt hatte; na über 2 oder 3 Monate werden Sie's erfahren, daß ich auch dießmal nicht gelogen habe. Möchte gerne wissen, worauf Sie pochen wollen, um die hochnasige Jungfer in Schutz zu nehmen. Sie haben doch wahrhaftig keine Ursache dazu."

Der Barbier schüttelte verweisend den Kopf. „Und wenn es wahr ist und wenn das Mädchen gefallen ist, Dich berechtigt das nicht, den Stab über sie zu brechen. Hochmüthig ist Mathilde niemals gewesen, und wenn sie damals mich ausgeschlagen hat, so geschah es gewiß nicht wegen meiner Armuth und meiner niedrigen Stellung. Ein Urtheil ist rasch gefällt, aber vor allen Dingen soll man erst untersuchen, ob es auch gerecht ist. Wer hat Dir gesagt, daß es schon so weit gekommen sei?"

„Wer mirs gesagt hat?" erwiderte Margarethe, die es gar nicht begreifen konnte, daß ihr Herr die Gefallene noch in Schutz nahm. „Hab' lang genug gelebt, um in solchen Dingen einige Erfahrungen zu besitzen. Unter unsern Nachbarn sind Viele, die schon darüber reden, und mir bangt, daß es zum öffentlichen Scandal kommen wird, wenn das Fräulein nicht bald eine andere Wohnung sucht."

„Das wird sie nicht!" sagte Bartels mit fester Entschiedenheit. „Meine Stimme hat, Gott sei Dank, in diesem Revier einige Geltung, und wenn es zum öffentlichen Scandal kommt, so werde ich dafür sorgen, daß nur der Schuldige getroffen wird, und jetzt, Margarethe, rathe ich Dir, halt' Deine Zunge im Zaum, ich werde mit dem Buben einige Worte reden, die ihm am jüngsten Tage noch in den Ohren gellen sollen."

„Als ob dadurch Alles anders und besser gemacht werden könnte!" erwiderte die Alte achselzuckend. „Wenn Sie sich für das Fräulein aufopfern wollen, na, dann in Gottes Namen, heirathen Sie — —"

„Margarethe, jetzt halte Ruhe, oder wir sind sofort geschiedene Leute!" fuhr der Barbier ergrimmt auf. „Hab' ohnedies Gram und Sorgen genug, es ist just nicht nöthig, daß Du auch mir noch den Stachel in's Fleisch drückst. Ich gehe jetzt aus und daß Du's weißt, falls man die Niederträchtigkeit so weit treiben sollte, dem Mädchen den letzten Freund zu nehmen, der Commerzienrath Stahl und dessen sauberer Herr Sohn werden wissen, wo ich bin, wenn ich vielleicht nicht

Digitized by Google

heimkehre. Kommt der Schneider oder Mathilde herüber, so sage ihnen nur, ich würde sie heute Abend oder morgen früh besuchen."

Nach dieser energischen Erklärung verließ der Barbier seine Wohnung. Es war sein fester Entschluß, sich unverzüglich in das Haus des Commerzienraths zu verfügen, um mit dem alten Herrn ein vernünftiges ernstes Wort zu reden. Das Resultat dieses ersten Schrittes sollte sein ferneres Handeln bestimmen. Aber als er vor dem Palais stand, welches der Millionär bewohnte, fühlte er, daß er noch zu aufgeregt war, dem stolzen, reichen Manne ruhig gegenüberzutreten. Im Begriff, wieder umzukehren, bemerkte er, daß ein bürgerlich gekleidetes Mädchen sich dem Hause näherte; die Dämmerung war noch nicht so weit vorgerückt, an Gang, Wuchs und Haltung erkannte er sofort Mathilde. Erst wollte er hinzueilen und Mathilde bewegen, dieses Hauses Schwelle nicht wieder zu überschreiten, aber noch ehe er dazu kam, hatte das Mädchen bereits die Hausglocke gezogen.

Die Thüre wurde sogleich geöffnet und ebenso rasch wieder geschlossen; der Portier mußte außerordentlich genau unterrichtet sein, er hatte dem Mädchen nicht einmal Zeit zur Anrede gelassen.

Mathilde schien nicht nach Hause zurückkehren zu wollen, sie schlug die entgegengesetzte Richtung ein und schritt hart an dem Barbier vorbei, der entsetzt zurückwich, als er ihr bleiches und düsteres Antlitz schaute, in welchem sich stumme Verzweiflung malte.

Wohin wollte sie? Welche Gedanken mochten das arme Mädchen foltern? — Der Barbier vergaß sein Vorhaben, er fühlte, daß es seine erste und heiligste Pflicht war, dem Mädchen zu folgen, es zu trösten und aufzurichten. Mathilde wanderte langsam, gleich einer Träumenden, durch die Straßen, sie beg weder rechts noch links, ging gerade aus, und in ihrem Gange, in ihren Bewegungen lag etwas Willenloses, Mechanisches, welches dem Barbier Entsetzen einflößte.

Der Weg führte hinaus vor das Thor; Mathilde wanderte weiter, und die treue Seele, die ihr folgte, dankte Gott, daß der Fluß an der entgegengesetzten Seite der Stadt vorbeifloß.

Aber einmal mußte doch diese Wanderung ein Ende nehmen, und schon stand der Barbier im Begriff, seinen Gang zu beschleunigen und der Fliehenden in den Weg zu treten, als Mathilde plötzlich stehen blieb.

„O, mein Gott, mein Gott!"

Bartels vernahm deutlich diese Worte, er sah, daß das Mädchen ihr Antlitz mit den Händen bedeckte, er hörte, daß sie schluchzte. Er trat näher und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Mathilde!" sagte er leise, mit dem alten vertraulichen Tone, in welchem er früher mit ihr zu reden pflegte. Erschreckt wandte das Mädchen sich um, sie hatte ja nicht ahnen können, daß eines Menschen Auge ihr bitteres Leiden entdeckt habe.

„Mathilde, erinnern Sie sich, daß Sie in einer mir unvergeßlichen Stunde gelobt haben, mich stets als Ihren Freund zu betrachten?" fuhr der Barbier fort. „Weshalb vergaßen Sie so rasch dieses Gelübde, mußten Sie doch wissen, daß ich mein Herzblut für Sie opfern würde, wenn —"

„Fragen Sie nicht, forschen Sie nicht," unterbrach Mathilde ihn im Tone fieberhafter Aufregung, „machen Sie mich nicht noch unglücklicher und elender, wie ich es schon bin."

„Noch unglücklicher und elender?"

„Ja, — indem Sie mir eine Theilnahme schenken, die ich nicht verdiene, mir eine Freundschaft anbieten, die ich nicht annehmen darf. Lassen Sie mich allein mein Elend tragen, wie es das Schicksal über mich verhängt hat. Wenn Sie aber dennoch dem Trieb Ihres edlen Herzens folgen und mir Ihre Freundschaft beweisen wollen, dann nehmen Sie sich meines Vaters und meiner Geschwister an. — O, mein armer unglücklicher Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Die Erste liefert Material
Zur Heizung unsrer Stuben,
Im Sommer sieht man allzumal
Viel Mädchen dort und Buben,
Die Beeren suchen süß und fein.
Den Jägersmann wird es erfreun,
Wenn viel Gewild dort zeiget sich,
Am Tisch ergötzt es wohl auch dich.
Die beiden Letzten kennet gut
Ihr Schüler! klein und weise.
Wer viel will sehn, der fasse Muth,
Und gleich dorthin er reise.
Dort steht manch groß' und kleines Haus,
Der Hauptplatz ists von Bayern,
Der König geht dort ein und aus,
Der Fürst, den hoch wir feiern.
Nun habt vom Ganzen ihr die Spur:
In Bayern liegts gen Osten;
In welchem Kreis? das rathet nur,
Es wird so viel nicht kosten.
Es ist nur eine kleine Stadt,
Die eine Glasfabrike hat.

Auflösung des Räthsels in № 70.

Otto. — Lotto.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 99. Donnerstag, den 6. Dezember *1866.*

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

„Nicht diese Worte!" bat der Barbier, während er die Hände des Mädchens ergriff und ihr ernst in's Antlitz blickte. „Was der Mensch verbrochen hat, sei es muthwillig oder leichtsinnig geschehen, das muß er auch tragen, und je muthiger und geduldiger er es trägt, desto eher findet er Gnade vor Gott und den Menschen. Ich weiß Alles, Mathilde, und sage Ihnen nur: versündigen Sie sich nicht! Wenn ein Schandbube Ihr Vertrauen mißbraucht hat, sollen Ihr Vater und Ihre Geschwister darunter leiden? Glauben Sie, vor dem ewigen Richter Gnade zu finden, wenn Sie vor ihn treten, beladen mit dem Fluch des doppelten Mordes? Mathilde, das sind Gedanken, welche die Verzweiflung ihnen eingegeben hat und Sie haben keinen Grund, sich dieser Verzweiflung zu überlassen."

„Keinen Grund?" erwiderte das Mädchen erbittert. „Wenn Sie wüßten —"

„Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß ich bereits Alles wisse?" fuhr Bartels fort. „Nur kann ich nicht begreifen, wie es diesem Menschen möglich geworden ist, Sie derart zu bethören, daß Sie Ihre Ehre ihm opferten. Kommen Sie, wir wollen in die Stadt zurückkehren, ich schwöre Ihnen, Ihre Ehre zu retten oder den Buben öffentlich zu brandmarken. Ihr Vater wird Ihnen verzeihen —"

„Nochmals bitte ich Sie, mich meinem Schicksale zu überlassen," bat Mathilde, auf deren Gemüth die edle Theilnahme des Barbiers bereits Eindruck gemacht zu haben schien, „ich verspreche Ihnen einst zu meinen Angehörigen zurückzukehren —"

„Wenn der Gram das Herz Ihres alten Vaters gebrochen hat?" fiel Bartels ihr ernst in's Wort. „Vielleicht fänden Sie bei Ihrer Rückkehr den Vater unter dem Rasen, die Geschwister im Waisenhause, und dann, Mathilde, was würde Ihr Gewissen Ihnen zurufen —"

„Wird es nicht auch so kommen, wenn ich Ihrem Rathe folge?" fuhr das Mädchen, in heftiger Bewegung fort. „Soll ich meinem Vater die Schande in's Haus bringen und täglich seine gerechten Klagen und Vorwürfe hören? Ich bin verstoßen, wohin ich mich wenden mag; Fluch und Elend werden mich begleiten."

„Gewiß, wenn Sie in die Fremde hinauswandern, wird das Elend Sie begleiten, dort werden Sie keinem Mitleid, keiner Theilnahme begegnen, Mathilde. In der Heimath nur finden Sie Liebe und Schutz; wenn auch vielleicht Mancher die Achseln zuckt und bedenklich den Kopf schüttelt, verdammen wird Sie doch Niemand. Kommen Sie, und wenn Alle sich von Ihnen zurückziehen, meine Achtung und meine Freundschaft werden Sie nie verlieren."

Der sanfte, treuherzige Ton, mit welchem der Barbier dies sagte, fand den Weg zum Herzen des verzweifelnden Mädchens, und gab ihr die Hoffnung auf bessere Tage zurück.

Mathilde legte nach einigem Zögern ihre Hand in den Arm des treuen Freundes, und schweigend kehrten Beide zur Stadt zurück. So gerne auch der Barbier seine Begleiterin über ihr Verhältniß zu dem Sohne des Commerzienraths ausgeforscht hätte, um danach sein ferneres Handeln ermessen zu können, so fühlte er doch, daß der jetzige Augenblick dazu nicht geeignet war, daß er vielmehr Alles vermeiden mußte, was sie direkt an die ihr zugefügte Schmach erinnerte.

Der Commerzienrath und Bankier Alfred Stahl war allerdings ein stolzer Herr, der mit eiserner Consequenz fest hielt an den Vorurtheilen seines Standes und der unter keinen Umständen die Heirath seines einzigen Sohnes mit einem Mädchen aus der niedrigen Volksklasse geduldet haben würde; aber Alle, die ihn kannten, wußten auch, daß er gerecht und niedrigen Gesinnungen abhold war, und Bartels hatte Gelegenheit gefunden, den Commerzienrath von dieser Seite kennen zu lernen. Vor einem Jahre war ihm einmal für kurze Zeit die Sorge für das stets sauber rasirte Antlitz des Bankiers von einem erkrankten Collegen übertragen worden, und der Commerzienrath hatte sich in jenen Tagen zu verschiedenen Malen herabgelassen, mit ihm über die soziale Stellung des Arbeiterstandes zu reden. Als sich der Barbier am Tage nach jener verhängnißvollen Nacht in das Haus des Bankiers begab, durfte er deshalb darauf rechnen, daß die erbetene Audienz ihm unverzüglich bewilligt werde. In dieser Zuversicht sah er sich nicht getäuscht; nach geschehener Meldung führte der Portier ihn sofort in das Zimmer des Commerzienraths, der ihn zwar kühl, aber doch höflich empfing.

„Woher ich den Muth nehmen soll, Ihnen das zu sagen, was mich zu Ihnen führt, weiß ich noch

Digitized by Google

nicht," nahm der Barbier das Wort, nachdem der Bankier ihn aufgefordert hatte, sein Anliegen zu nennen; „aber ich hoffe, Sie werden mir nicht übel nehmen —"

„Nur zur Sache, lieber Freund," unterbrach ihn der Bankier. „Meine Zeit ist kostbar. Wünschen Sie ein Darlehen, oder kommen Sie im Auftrage eines Dritten?"

„Ich komme im Auftrage eines armen, unglücklichen Mädchens und mein Anliegen betrifft Ihren Herrn Sohn," erwiderte Bartels.

Der Millionär war bei den Worten des Bartscheerers zornig von seinem Sessel aufgefahren, und eine Zeitlang ruhte sein strenger Blick fast durchbohrend auf den Zügen des jungen Mannes, dann aber sagte er ruhig: „Obschon mich die romantischen Abenteuer meines Sohnes nicht kümmern, will ich Sie doch anhören, aber machen Sie's kurz."

„So kurz, als die traurige Geschichte es zuläßt, Herr Commerzienrath. Ich weiß nicht, ob Sie das junge Mädchen kennen, welches früher oft in dieses Haus kam. Sie ist Putzmacherin und ihr Vater Flickschneider. Ich kenne die Familie seit Jahren und darf behaupten, daß, so arm sie auch sein mag, kein Makel an ihrem guten Rufe haftet. Das Mädchen war tugendhaft und mehr bedarf es wohl nicht, um —"

„Weiter, weiter, wenn ich bitten darf!"

„Nun wohl; der junge Herr traf das Mädchen in den Zimmern seiner Mutter, der Frau Commerzienräthin. Es gelang ihm, in dem Herzen des armen Kindes die Flammen einer reinen, lauteren Liebe anzufachen. Mathilde war tugendhaft, nur eine kurze, flüchtige Begegnung Abends auf dem Heimwege war's, was sie Ihrem Sohne gewährte. Das genügte aber dem jungen Herrn nicht. Er wußte das Mädchen zu dem Glauben zu verleiten, daß seine Tante, die verwittwete Consistorialräthin mit seiner Wahl einverstanden sei, ihre geheimen Zusammenkünfte in ihrer Wohnung gestatten und später für die Einwilligung seiner Eltern Sorge tragen werde. Mathilde ließ sich bethören, wer kann ihr deshalb einen Vorwurf machen, zumal die Frau Consistorialräthin die Braut ihres Neffen so artig und liebenswürdig empfing?"

„Diese geheimen Zusammenkünfte fanden also wirklich im Hause und mit Genehmigung der Frau Consistorialräthin statt?" fragte der Bankier entrüstet.

„Es fanden überhaupt nur sechs Rendezvous statt. Wie leicht ist es, ein Mädchen zu verführen, welches die Liebe und der Champagner berauscht hat, —"

„Beantworten Sie meine Frage," fiel der Commerzienrath ungeduldig ihm in's Wort. „Hat meine Frau Schwägerin wirklich —"

„Nein, es war nur eine Lüge, die Mathilde für Wahrheit nahm. Nach der sechsten Zusammenkunft ließ der junge Herr sich nicht mehr blicken, Mathilde wagte es, ihm zu schreiben, erhielt aber keine Antwort, dagegen wurde mir angeboten, ich möge das Mädchen heirathen, eine namhafte Mitgift solle ihr nicht fehlen. Dieser Antrag wurde mir gestern gemacht und heute erst erfahre ich den schändlichen, nichtswürdigen Betrug. Ich wollte mich sofort an Sie wenden. Auf dem Wege zu Ihnen traf ich vor der Thüre Ihres Hauses die Betrogene, die Einlaß begehrt hatte, aber von einem vortrefflich unterrichteten Diener abgewiesen worden war. Die Verzweiflung des Mädchens —"

„Verschonen Sie mich mit der Schilderung dieser Verzweiflung," sagte der Commerzienrath barsch, „was einmal geschehen ist, daran läßt sich nichts ändern. Woher wissen Sie, daß jene Zusammenkünfte nicht im Hause der Frau Consistorialräthin stattfanden?"

„Ich habe heute Morgen Mathilde gebeten, mir jenes Haus zu zeigen und meine Nachfragen in der Nachbarschaft lieferten mir den Beweis, daß dasselbe in keinem guten Rufe steht."

„Das mußte das Mädchen vorher wissen!"

„Mußte? Herr Commerzienrath, Mathilde hat sich niemals —"

„Schon gut, schon gut," erwiderte der Bankier ungeduldig. „Jedenfalls wußte sie, wo meine Schwägerin wohnt."

„Auch das nicht, sie kannte diese Dame nicht, hat nie für sie gearbeitet."

Der Commerzienrath erhob sich und wanderte finstern Blicks durch's Zimmer.

„Und was verlangen Sie jetzt von mir?" fragte er nach längerm Schweigen.

„Gerechtigkeit, Herr Commerzienrath!" erwiderte Bartels ernst.

„Gerechtigkeit? Lieber Freund, was verstehen Sie unter der Gerechtigkeit, die Sie von mir fordern?"

„Ich stehe vor Ihnen als der Anwalt eines unglücklichen, verführten Mädchens und glaube als solcher fordern zu dürfen, daß ihre Ehre und die Ehre einer achtbaren Familie gerettet werde."

„Ehrenrettung?" unterbrach der Bankier ihn ungeduldig. „Kann ich ihr den guten Ruf zurückgeben, den sie so leichtsinnig geopfert hat?"

„Sie können es, Herr Commerzienrath. Befehlen Sie Ihrem Sohne, daß er die Mutter seines Kindes zum Altar führt —"

„Niemals!" rief der Bankier zornig. „Fordern Sie Geld, fordern Sie eine namhafte Summe, ich will sie zahlen, nur diese Schande fordern Sie nicht. — Ah, die Sache beginnt klar zu werden, Ihre Forderung hat ein eigenthümliches Streiflicht auf das Verhältniß meines Sohnes zu jener Putzmacherin geworfen. Das also war der Plan? Bartels, ich habe Sie bisher für einen Ehrenmann gehalten, vielleicht sind Sie's noch; oder hat am Ende gar diese schlaue, über ihren Stand hinausstrebende Person Sie auch schon zu um-

stricken gewußt?" — Purpurgluth überzog plötzlich die Wangen des Barbiers, der Verdacht, den der Commerzienrath aussprach, verletzte und erbitterte ihn. Er hatte nicht geahnt, daß in der Seele dieses sonst so streng rechtlichen Mannes ein solcher Verdacht auftauchen könne.

„Wenn ich auf Ehre und Gewissen erkläre, daß Mathilde nicht weiß, daß ich ihretwegen hier bin; daß sie keine Ahnung hat von der Forderung, die ich zur Rettung ihrer Ehre zu stellen wage; wenn ich Ihnen sogar versichere, daß ich zweifle, ob sie diese Forderung gutheißen wird, dann Herr Commerzienrath, werden Sie doch einsehen, daß Ihr Verdacht unbegründet ist," erwiderte er, und der erregte Ton seiner Stimme trug das Gepräge der Wahrheit und Aufrichtigkeit. „Auch verlange ich nur die Ceremonie der Trauung, mag nachher die Trennung der Gatten für Zeit und Ewigkeit —"

„Genug!" fiel der Commerzienrath ihm kalt und gemessen ins Wort. „Auf eine solche Forderung kann und werde ich nicht eingehen. Ich gebe zu, daß mein Sohn eine Infamie beging, wenn die Sache sich so verhält, wie Sie es mir geschildert haben, aber ich bin nicht verpflichtet —"

Der Eintritt des Kassirers veranlaßte den Bankier abzubrechen.

Die Bestürzung in den Zügen des Kassirers, die Art und Weise, wie er so plötzlich und ohne vorher anzupochen in das Cabinet trat, waren in der That geeignet, den Commerzienrath Alles vergessen zu lassen, was seine Gedanken beschäftigte.

„Die königliche Bank läßt anfragen, ob Ihre Unterschrift auf diesem Wechsel echt sei," flüsterte der Kassirer, während er dem erstaunten Prinzipale den Wechsel überreichte. „Die Tratte ist soeben der königlichen Bank zur Discontirung übergeben worden. Der Beamte hegt Zweifel, da von demselben Aussteller eine Tratte auf uns übermorgen fällig wird. Ich finde in den Büchern weder den Namen des Ausstellers noch irgend einen Acceptvermerk, auch scheint diese Unterschrift —"

„Sie ist gefälscht," erwiderte der Bankier, auf dessen Stirne sich immer düstere Wolken malten. „Albert Stern heißt der Aussteller? Kennen Sie einen Mann dieses Namens?"

„Ich habe im Adreßbuch einen Agenten Albert Stern gefunden, der Büreaudiener der königlichen Bank schildert ihn als einen schlanken, noch ziemlich jungen und sehr elegant gekleideten Herrn —"

„Ah, er selbst hat den Wisch hingebracht? Die königliche Bank wird wohl thun, ihn sofort verhaften zu lassen."

„Es scheint ein Schwindler zu sein," sagte der Kassirer, „diese Tratte lautet auf viertausend Thaler und der Himmel mag wissen, welche Summen bereits auf uns in Umlauf sind."

Die Unterredung war leise geführt worden, nur hin und wieder hatte Bartels ein Wort vernommen. Der Bankier schien ganz vergessen zu haben, daß der Barbier sich noch im Zimmer befand, denn als der Kassirer sich entfernt hatte, machte auch er Miene, das Cabinet zu verlassen. Er würde das gethan haben, wenn nicht sein Blick zufällig auf Bartels gefallen wäre.

„Ah, Sie sind noch da?" bemerkte er zerstreut und ärgerlich. „Warten Sie vielleicht, daß ich Ihnen nochmals wiederhole —"

„Nein, Herr Commerzienrath," erwiderte der Barbier ruhig, „denn ich weiß, daß das, was Sie einmal gesagt haben, fest und unverbrüchlich beschlossen ist. Aber ich meine, wenn Sie dem verführten Mädchen diese Genugthuung verweigern, dann müsse es ein anderes Mittel geben, ihre Ehre zu retten, denn Sie sind zu gerecht und zu gewissenhaft, als daß Sie schweigend diese Infamie Ihres Sohnes dulden und die Folgen derselben einer armen, aber ehrlichen Familie aufbürden könnten."

Der Commerzienrath stand mit verschränkten Armen vor dem jungen Manne, sein Blick ruhte mit dem Ausdruck der Strenge auf dem hageren Antlitz, in welchem Kummer, Zorn und Rathlosigkeit sich spiegelten.

„Sie führen eine Sprache, Bartels, die ich nicht gewöhnt bin," sagte er, „aber die Umstände entschuldigen das, und ich will Ihnen Ihrer Worte wegen nicht zürnen. Ein Mittel, die Ehre des Mädchens zu retten, gibt es überhaupt nicht, Bartels, denn wenn auch mein Sohn der Mutter seines Kindes seinen und meinen Namen gäbe, sie würde in den Augen der Leute darum doch stets die gefallene Tochter eines Flickschneiders bleiben. Neid, Bosheit und Verläumdung würden ihr folgen durch's ganze Leben, und es fragt sich, ob sie in dieser Gesellschaft sich glücklicher fühlte, denn in der Stellung einer verführten und verlassenen Arbeiterin, als welche sie gewiß bei den Meisten Mitleid und herzliche Theilnahme findet. Ich will ihr bis zu ihrem Tode, oder bis zu dem Tage, an welchem sie einen Gatten findet, ein Jahrgeld zahlen, welches hinreichen soll, sie und das Kind vor Nahrungssorgen zu schützen, auch werde ich im Falle ihrer Heirath sie mit einer guten Aussteuer bedenken. Das ist Alles, was ich für sie zu thun vermag, und ich hoffe, das Mädchen wird so vernünftig sein, mein Anerbieten anzunehmen. Schlagen Sie es ihr vor und theilen Sie mir gelegentlich das Resultat mit. Das dürfen Sie nicht vergessen, Bartels, daß die Schuld nicht allein auf Seiten meines Sohnes ist, und daß die öffentliche Meinung kein Bedenken tragen wird, der armen Putzmacherin sogar den größern Theil aufzubürden."

Der Barbier konnte diesen Gründen und Ansichten nur seinen Zorn über den Verführer und sein Mitleid mit der Verführten entgegenstellen; daß er aber damit jene Ansichten nicht entkräften konnte, sah er jetzt wohl ein.

„Mit dem Gelde glauben sie Alles zwingen, Alles ausgleichen zu können," grollte er auf dem Heimwege, haben sie unsere Ehre in den Staub

Digitized by Google

getreten und uns verhöhnt, gefoltert an Leib und Seele, dann werfen sie uns den Geldbeutel vor die Füße. Das ist der Fluch der Armuth, daß sie gegen die Macht des Goldes sich nicht erheben kann. Wie sagte er? Ein Jahrgeld und eine Aussteuer? Ich soll ihm nicht zumuthen, daß er die Schande auf sich nehme? Ah — — diese Schande! Gott, erhalte mir die Vernunft, daß ich nicht verzweifle an deiner Allmacht und Gerechtigkeit!" — —

(Fortsetzung folgt.)

Im Sarge wahnsinnig!

(Aus den hinterlassenen Papieren eines bei Sodowa gefallenen Offiziers.)

Ich war im Frühjahr 1861 von einem heftigen gastrischen Fieber befallen worden, dessen Ausbruch meine beabsichtigte Vermählung mit Fräulein von C—z hinausschob. Meine und die Eltern meiner Braut, sowie diese, Emma von C—z, wachten Tag und Nacht an meinem Krankenbette, reichten mir die Medizin und pflegten mich auf die liebevollste Weise.

Unglücklicher Weise war der Arzt in dem polnischen Landstädtchen, in welchem ich in Garnison lag, ein Pfuscher, welcher jedoch, trotzdem er nebenbei der Flasche über Gebühr zusprach, bei den Einwohnern in großem Ansehen, und in der That bei seinen Pferdekuren, die er mit den Patienten anstellte, ein ungewöhnliches Glück hatte.

Mein Zustand während meiner Krankheit war zuletzt fast eine ununterbrochene Lethargie. Der Doktor wiederholte täglich: „Er wird den Abend nicht erleben", und entfernte sich Nachts nie von meinem Bette, ohne die trostreiche Versicherung auszusprechen: „Morgen früh ist er eine Leiche." Ich hörte jedes dieser Worte, besaß aber nicht die physische Kraft, zu widersprechen.

Sehen Sie, der Unterkiefer hat nicht das Vermögen mehr, den Mund zu schließen! rief der Doktor eines Abends. Er achtete nicht auf die Narbe, die ich an der rechten Seite des Kinnes als Folge eines Säbelduells davongetragen hatte und die mir zu Zeiten jenes Organ erschlafft machte. Dennoch war mein Zustand dem Tode näher als dem Leben.

So lag ich eines Abends — es war am 20. März — in dumpfer Gefühllosigkeit, als ich im Nebenzimmer die Stimme meiner Braut vernahm, welche in den heftigsten Ausdrücken meine Untreue beklagte. Damals wußte ich noch nicht, um was es sich handelte, erst später entsann ich mich, daß sich in der Mappe auf meinem Schreibtisch ein Liebesbrief befand, den mir eine Sängerin, mit welcher ich ein zeitliches Verhältniß unterhielt, ehe ich mich mit Emma verlobte, geschrieben hatte. Der unglückselige Brief war ohne Datum und Emma glaubte, derselbe sei erst kürzlich an mich geschrieben worden. Umsonst legten sich meine Eltern ins Mittel und betheuerten, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse; umsonst beschwor mich meine Mutter, ein Wort oder ein Zeichen der Aufklärung von mir zu geben. Ich war kraftlos, unfähig zu reden, mich zu rühren. Ja, ich habe vielleicht gar eine bejahende Bewegung mit dem Haupte gemacht, denn ich hörte, daß Emma ausrief, indem sie das Zimmer verließ: „Ich weiß genug!"

Mein Zustand war gräßlich; ich sehnte den Tod herbei.

Und er kam, dieser Tod. Ja, ich starb. Es war mir zu Muthe, als legte Jemand ein schweres Kissen auf meine Brust, welches, ohne mich zu ersticken, mir den Athem beengte. Dann kam über mich ein Gefühl unnennbaren Wohlseins, wie ich es zuweilen empfunden habe, wenn ich nach forcirten Märschen mich auf's Lager streckte. In meinem Kopfe zogen einige auf den Dienst bezügliche Erinnerungen wie Schattenbilder vorüber, Rapporte, Meldungen ꝛc., dann glaubte ich zu schnarchen und in der Ferne verhallende Stimmen zu hören, welche zuletzt in eine Art von Geflüster verliefen, und dann — dann war ich todt.

Die Nachtlampe brannte in den letzten Zügen und ihr Licht kämpfte mit dem Dämmern des anbrechenden Tages.

Ein kaltes Frösteln durchzog meine Glieder. Mechanisch griff ich mit der Hand nach der Bettdecke um sie mir besser überzuziehen; ich ergriff nur ein dünnes Leintuch, welches an den Seiten meines Lagers herunter hing.

Was ist das? dachte ich; ist die Decke herunter gefallen?

Mein Blick fiel auf die Spiegelwand zwischen den beiden Fenstern; der Spiegel war dicht verhangen. Mein zweiter fiel um mich her.

Barmherziger Gott! ich lag im Sarge!!

Ja, im Sarge, — neben mir stand der schwarze Sargdeckel auf dem Fußboden; ich selbst war mit dem Todtenhemd bekleidet, lag als „Leiche" im Sarge, um in wenigen Stunden beerdigt zu werden.

Meine erste Bewegung war, von dem entsetzlichen Lager aufzuspringen und Lärm zu machen. Meine Beine waren schwer wie Blei, ich vermochte sie nicht zu rühren. Diese Schwere stieg höher und höher im Körper, sie theilte sich dem Bauche, der Brust mit.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

(Zweifilbig.)

Geh in der ersten auf die zweite,
Da ist sie herrlich, schön geschmückt;
Ist prächtiger wohl noch als beide,
Die manden Wanderer schon entzückt.

Auflösung des Räthsels in № 71:

Waldmünchen.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 73. Sonntag, den 9. Dezember **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

So trüb und verdüstert wie die Stimmung des Barbiers, war auch die des Commerzienraths. Nachdem Bartels ihn verlassen hatte, war er mit finsterm Blick in das Cabinet seiner Gattin eingetreten, wohin bald darauf ein Diener auch den Sohn des Hauses beschied. Es zog ein Gewitter über die kleine Familie herauf und zwar ein schweres, furchtbares Gewitter.

„Nach so vielen Jahren des Friedens nun solche aufregende verderbliche Störung!“ stöhnte der Millionär. „Wer mir das damals gesagt hätte, als die Wehemutter das Kind in meine Arme legte, als der Jubel kein Ende nehmen wollte! Wo ist die Freude, die ich in meinem Herzen hegte, wo das Glück, das mir ein Vierteljahrhundert voranleuchtete? Zertrümmert ist das stolze Gebäude, welches ich fest und sicher aufgebaut zu haben glaubte. Mein Stolz ist gebrochen, mein Name ist geschändet.“ —

„Alfred! Alfred!“ rief die Commerzienräthin, welche mit wachsender Aufregung und Bestürzung den Worten ihres Mannes gefolgt war. „Was ist vorgefallen? Hat ein großer Verlust Dich plötzlich betroffen? —

„Ein Verlust?“ fuhr der Commerzienrath halb mit sich selbst redend, leise fort. „Ja, ein furchtbarer Verlust, der niemals ersetzt werden kann. Denn was könnte ein Mensch Besseres und Größeres verlieren, als die Ehre und den Glauben an sein einziges Kind?“

„Alfred, um Gotteswillen, sage mir, was vorgefallen ist!“ rief die Commerzienräthin in fieberhafter Erregung, während sie ihre Hand auf die Schulter des Gatten legte.

Der Bankier blickte zu ihr empor und jetzt erst konnte die Gattin in seinen verstörten Zügen lesen, daß es ein furchtbarer, vernichtender Schlag gewesen sein mußte, der ihn getroffen hatte.

„Leonie, wir haben das Glück in seiner ganzen Fülle kennen gelernt,“ sagte er mit bebender Stimme, „nun kommt das Unglück, und wir müssen geduldig die Last tragen, die es unsern Schultern aufbürdet. Es wird eine schwere, ungewohnte Last sein, die unsere Haare vor der Zeit bleichen und alle Fröhlichkeit aus unsern Herzen verscheuchen wird. Resigniren wir also! aber vorher will ich Gericht halten und der Himmel wird mir beistehen, daß ich ein gerechtes Urtheil fälle.“

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben und die Glocke in Bewegung gesetzt; er schien nicht mehr der niedergebeugte, verzweifelnde Mann, er war wieder der stolze, strenge Bankier.

„Alfred, noch immer bin ich im Unklaren über die Ereignisse, die Dich so sehr erschüttert haben,“ sagte die geängstigte Frau.

„Geduld, Leonie,“ erwiderte der Bankier, auf dessen Stirne die Zornader anschwoll, „vor Dir will ich ihn anklagen, vor dir soll er sich vertheidigen; stille er kommt.“

„Mademoiselle Winter!“ meldete der Diener.

Die Commerzienräthin wollte sie abweisen. Der Bankier kam ihr zuvor.

„Soll eintreten,“ sagte er, „sie konnte zu keiner gelegeneren Zeit kommen.“

»Was hast Du vor mit ihr, Alfred?«

»Geduld! Wie oft soll ich Dich darum bitten?«

Mathilde trat scheu, überrascht zurück, als ihr Blick auf den Commerzienrath fiel, sie hatte nicht erwartet ihn hier im Zimmer seiner Gattin zu finden. Eine gebieterische Handbewegung des Bankiers forderte sie auf, näher zu treten.

»Was Sie hierherführt, weiß ich bereits,“ sagte er, und der Ton, mit welchem er diese Worte sprach, klang weder freundlich, noch ermuthigend; Ihr Recht soll Ihnen werden.«

»So ist also doch eingetroffen, was ich befürchtete,“ seufzte die Commerzienräthin, »meinen Warnungen setzte er Spott und Hohn entgegen.«

»Bankier Epstein wartet unten, er wünscht mit Dir über die spanische Anleihe zu reden, Vater,“ sagte der eintretende Sohn des Hauses, der keine Ahnung von dem Gewitter zu haben schien, welches über seinem Haupte schwebte. »Ah, ich errathe, weshalb ich hierher beschieden bin,“ fuhr er fort, als sein Blick auf das bleiche, abgehärmte Antlitz des Mädchens fiel, »es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. —«

»Bube!« donnerte der Commerzienrath, dessen Blick durchbohrend auf dem von diesem ungeahnten Ausbruch tiefster Entrüstung bestürzt zurückweichenden Sohne ruhte. »Du glaubst zu errathen, weshalb ich Dich rufen ließ? Wirft Dir Dein Gewissen nur diese Sünde vor? Erzählen Sie, Fräulein, wo und wann lernten Sie diesen Herrn kennen und wie kam es, daß er so rasch Ihre

Digitized by Google

Gunst gewann? Sagen Sie uns offen und ehrlich die Wahrheit."

„Ja, ja, reden Sie, Mathilde und fürchten Sie nichts," setzte die Commerzienräthin seufzend hinzu. Dieser Beweis ermunternden Wohlwollens that dem zerrissenen Herzen Mathildens wohl, und so fand sie den Muth, ohne Zögern alles das zu erzählen, was der Leser bereits weiß.

„Erkennst Du die Wahrheit dieses Berichtes an?" wandte der Bankier sich zu seinem Sohne, als das Mädchen schwieg. „Hast Du nichts zu widerrufen oder hinzuzufügen?"

Auf der Stirne des Commerzienrathes stand kein Erbarmen geschrieben, aus seinen Augen funkelte nur kalte, herbe Strenge. Hugo wußte, daß, wenn irgend etwas den Zorn und die Entrüstung des Vaters besänftigen konnte, dies nur ein wahrheitsgetreues Geständniß, ohne Rückhalt und ohne Umschweife, war.

„Es ist so, wie sie gesagt hat," erwiderte er, „wenn ich ihren Aussagen etwas hinzufügen wollte, so wäre dies die Erklärung, daß Leidenschaft mich—"

„Schweig, ich weiß genug!" fiel der Bankier ihm zornig in's Wort.

„Ich will Sie nicht fragen, mein Fräulein," wandte er sich dann zu Mathilde, „ob mein Sohn durch kostbare Geschenke oder durch Versprechungen —"

„O nein, nein, er hat sie mir nicht angeboten, ich würde sie nicht genommen haben," unterbrach Mathilde ihn hastig, „eine aufrichtige, reine Liebe fesselte mich an ihn."

„Habe ich Dich nicht gewarnt, Hugo?" sagte die Commerzienräthin vorwurfsvoll. „Habe ich Dich nicht gebeten, den Frieden dieses Mädchens nicht zu stören?"

„Was vermögen Warnungen und Bitten, wenn das Gemüth erstarrt, das Gefühl in den Staub getreten ist!" sagte der Bankier auffahrend. „Du hast die Briefe dieses Fräuleins nicht beantwortet, sie selbst durch meine Diener an der Schwelle meines Hauses zurückstoßen lassen, es ist Dir also gar nicht eingefallen, darüber nachzudenken, welche Genugthuung Du ihr schuldest. Höre mich also an! Du wirst noch heute dieses Haus und diese Stadt verlassen, Dich im Auslande mit diesem Fräulein trauen lassen und alsdann mit einem Briefe von mir Dich bei einem Bankgeschäfte in London melden. In jenem Hause sollst Du zwei Jahre bleiben. Deine Frau wird bis zu Deiner Rückkehr unter meinem Schutze auf unserm Landgute in Schlesien verweilen. Nach Ablauf der beiden Jahre ziehe ich über Deinen Lebenswandel die genauesten Erkundigungen ein, fallen sie befriedigend aus, so nehme ich Dich als Theilhaber in mein Bankgeschäft auf, im entgegengesetzten Falle wird die Probezeit verlängert. Das ist der einzige Weg, auf welchem Du Deine Eltern und Dein Gewissen mit den Sünden der Vergangenheit aussöhnen kannst, der einzige Weg, der Deine und ihre Ehre rettet. Sind Sie mit dieser Genugthuung zufrieden, Fräulein Winter?"

Wehmüthig schüttelte Mathilde den Kopf. „Ich habe den Glauben an eine glückliche Zukunft verloren," erwiderte sie, „meine Liebe und mein Vertrauen mußte ich zu Grabe tragen und die Wunde, die meinem Herzen geschlagen ist, wird niemals vernarben. Aber meinem Kinde bin ich es schuldig, Ihren hochherzigen Vorschlag anzunehmen, und deshalb danke ich Ihnen von ganzer Seele. Nichts weiter verlange ich, als daß ich sein eheliches Weib werde und daß mein Kind den Namen seines Vaters tragen darf."

„Das kann auch ohne die Ceremonie der Trauung geschehen," sagte Hugo, dessen Lippen ein kaltes Lächeln umspielte, weil er zu bemerken glaubte, daß der Vater diesen Vorschlag nur gezwungen machte, um sich das Ansehen eines gerechten Mannes zu geben. Ich bin bereit, das Kind als mein eigenes anzuerkennen und bis zu dessen Großjährigkeit die gesetzlichen Unterhaltungskosten zu zahlen. Das ist Alles, was ich thun kann und thun werde; eine Thorheit wäre es, von mir die Trauung mit einer Pußmamsell zu fordern."

„Hugo!" rief die Mutter entrüstet.

Der Commerzienrath wandte mit einem Blick der Verachtung dem Sohne den Rücken und reichte dem entsetzten Mädchen die Hand. „Jetzt kennen Sie ihn ganz," sagte er zu ihr. „Sind Sie auch jetzt noch bereit, ihm am Altare die Hand zu reichen, so soll er Ihnen diese Genugthuung geben, oder ich enterbe ihn."

„O, ich hätte nimmer geglaubt, daß er so herzlos, so ehrvergessen sei!" erwiderte Mathilde, die hochaufgerichtet, mit blitzenden Augen dem Wüstling gegenüber trat. „Ich verachte ihn, und nie soll mein Kind erfahren, daß dieser Mensch sein Vater ist!"

„Fräulein Winter," sagte der Commerzienrath, „Sie werden jetzt überzeugt sein, daß es nicht in meiner Macht liegt, Ihnen die Genugthuung zu verschaffen, die nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Ihnen gebührt, und nun bitte ich Sie, uns zu verlassen, ich habe mit diesem jungen Herrn noch über andere Dinge zu reden. Wenn Sie je des Raths oder Beistandes bedürfen, dann kommen Sie nur zu mir, ich werde für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

„Und nun zu Dir," fuhr er fort, nachdem Mathilde, ohne Hugo eines Blickes gewürdigt zu haben, sich entfernt hatte; „ich glaube nicht, daß es Dir gelingen wird, auch meiner zweiten Anklage eine freche Stirne zu bieten. Wie viele Wechsel hat der Agent Albert Stern auf mich in Curs gesetzt?"

Wäre aus heiterm Himmel plötzlich ein Blitzstrahl vor dem jungen Manne niedergefahren, es würde ihn nicht so bestürzt und erschreckt haben, wie diese Frage. Er wollte leugnen, aber er fand

nicht den Muth dazu, er versuchte eine ausweichende Antwort, aber der düstere Ernst des Bankiers bestand unerbittlich auf Antwort.

„Es handelt sich hier nicht um Leichtsinn und Verschwendung, sondern um Betrug und Fälschung,“ sagte der Commerzienrath. „Der Agent ist bereits verhaftet, sobald er vor dem Untersuchungsrichter steht, wird er auch seinen Helfershelfer verrathen.“

„Um Fälschung und Betrug?“ schrie die Commerzienräthin laut auf. „O mein Gott, daß wir das an unserm einzigen Kinde erleben müssen!“

„Ja, daß wir das erleben müssen!“ fuhr der Bankier fort, und umklammerte krampfhaft die Lehne des Sessels, neben welchem er noch immer mit stolz erhobenem Haupte stand. „Ich möchte mein einziges Kind in diesem Augenblicke lieber auf der Bahre sehen. Antworte mir,“ wandte er sich dann mit dumpfem Tone zu Hugo, „wie viele der von Dir gefälschten Wechsel sind im Umlauf?“

„Nur einer, er wird übermorgen präsentirt,“ erwiderte Hugo zitternd und mit niedergeschlagenen Blicken.

„Und der, welcher heute Morgen der Bank zur Discontirung angeboten wurde?“

„Sollte zur Deckung der ersten Tratte dienen.“

„Das glaube, wer will! Höre mich also an, mögen es hundert, oder zehn, oder nur eintausend Thaler sein, ich werde die Wechsel honoriren und damit ist die Rechnung zwischen uns vorläufig geschlossen. Ich bot Dir vorhin noch einmal die rettende Hand, Du hast sie aber zurückgestoßen und mich in das Innerste Deiner Seele blicken lassen, ich habe nun keine Hoffnung mehr. Ein Brief an meine Geschäftsfreunde in Moskau und das Reisegeld dahin, das ist Alles, was ich Dir noch zu geben habe, weder mein Fluch, noch mein Segen wird Dich dahin begleiten. Wohin Du Dich wenden wirst, wenn Du dieses Haus verlassen hast, ist mir gleichgültig, Dein ferneres Schicksal kümmert mich nicht mehr. Du selbst hast die Kluft gegraben, die uns trennt, ich habe meinen Glauben an Dich verloren!“

„O Alfred, nicht so stoße ihn von Dir!“ bat die Mutter, „dem reuigen Sünder verzeiht Gott und auch der verlorene Sohn hat ein Recht auf Vergebung!“

„Der verlorene Sohn hat sich aller Rechte begeben,“ sagte der Commerzienrath kalt, „er selbst hat die Bande zerrissen, die ihn an seine Eltern, an seine Familie fesselten. Und nun kein Wort weiter; was ich bestimmt habe, daran soll kein Jota geändert werden. Unser Kind ist für mich todt. Hugo wird heute Abend mit dem letzten Zuge abreisen, Brief und das Geld sollen um sechs Uhr zu seiner Verfügung sein.“

Nach dieser Erklärung entfernte sich der Bankier aus dem Zimmer und überließ es seiner Gattin, ob sie ihrem verstoßenen Kinde Trost und Hoffnung zusprechen wollte. Daß sie dies thun würde, setzte er voraus, und deshalb hatte er auch seinem Sohne gegenüber die unerbittliche Strenge behaupten können. Aber in der Seele des jungen Mannes fand die Liebe der Mutter keinen Raum mehr. Ihr milder Vorwurf, ihre leisen Klagen, ihre Bitten, umzukehren und durch ernste Reue sich die Verzeihung des Vaters zu erwerben, reizten und erbitterten ihn, sie erweiterten nur die Kluft, die ihn von seinem Vater trennte.

„Er hat kein Recht, mich so zu behandeln!“ erwiderte er, zornig auffahrend. „Was ich gethan habe, ist kein Verbrechen, und wenn er die Gründe prüfen will, die mich bewogen haben, diesen Weg zu betreten, so wird er finden, daß die Hauptschuld ganz allein auf ihn fällt. Ich habe mich nie unter die väterliche Zuchtruthe gebeugt, ich werde es auch jetzt nicht thun, mag er zusehen, wie er diesen Gewaltschritt verantworten kann; die Stunde kommt, wo ich ihn zur Rechenschaft fordern werde.“

Vergebens versuchte die Commerzienräthin dem Sohne zu beweisen, daß sein Lebenswandel allein an seinen Verirrungen schuld sei; daß der Vater stets nachsichtig und liebevoll gegen ihn gewesen und auch jetzt sein Herz noch nicht ganz ihm verschlossen habe. Hugo verließ die Mutter ohne Abschied, ohne sie um ihren Segen zu bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Sarge wahnsinnig!

(Fortsetzung.)

Ich versuchte, mich mit den Armen aus der schauerlichen Lage zu befreien, ich glaubte, ich hätte die Hände bereits an den Rand des Sarges gebracht, doch meine wiedergekehrte Sehkraft übertraf jede Vorstellung, daß meine Hände noch immer in der über der Brust gefalteten Stellung geblieben waren. Ich fühlte Leben, Contraktilität in den Muskeln meiner Arme und war dennoch außer Stande, sie zu rühren. Es war mir, als ob meine Arme denken könnten, als ob sie einen Willen besäßen, aber dieser Gedanke, dieser Wille der Arme konnte nicht zur That werden.

Die Erstarrung griff um sich. In den Augen fühlte ich ein Stechen, als ob man mir Essig hineinspritze; und einen Druck auf die Augenlieder und endlich glaubte ich, wie aus weiter, weiter Ferne zu hören:

„Daß man ihm auch nicht einmal die Augen fest zugedrückt hat!“

Dann war Alles wieder still. Aber in meinem Innern tobte und raste es, als ob der Schatten meiner Seele von Furien geplagt würde. Es war mir, als ob ich in meinem eigenen Körper einund ausspringen müßte; als ob ich ein zweites Ich sei, welches sein Ich im Sarge aus dem Sarge herauszerren wollte und nicht könnte. Als ob dieses seelische Ich um Hilfe schrie, das körperliche zu retten. Es war gräßlich, gräßlich, gräßlich!

Google

Ich balgte mich mit meinem eigenen Leichnam, den ich der Verwesung, dem Lebendigbegrabenwerden entreißen wollte. Und dann glaubte ich in mir und doch wieder auch in dem todten Körper im Sarge das Herz schlagen zu hören in Tönen, die wie der Knall einer Kanone klangen, und dann rief ich mir und zugleich meinem andern Ich im Sarge zu: „Man muß ja diese furchtbaren Schläge im Hause hören; man wird uns Beide retten!!"

„Uns Beide!" Ja! denn ich lebte in einem Dualismus von Seele und Körper. Geist und Materie suchten sich wechselseitig zu erhaschen, jagten wie toll einander nach, grinsten einander an, drohten einander, breiteten die Arme sehnsüchtig nach einander aus, herrschten sich Befehle zu, baten, flehten um Versöhnung, sahen sich bald in einer elektrischen Helle, von Licht umstrahlt, von Funken umsprüht, bald in tiefster Nacht begraben.

In diesem dualistischen Ringen und Jagen kam mir die Furcht lebendig begraben zu werden, völlig aus dem Sinn. Meines Daseins ganzer Zweck schien mir in der Aufgabe zu bestehen, wieder Herr meines Körpers zu werden; jener centnerschweren Masse, die ich nicht bewegen konnte. Nicht mehr Liebe zum Leben selbst war es, was die Nerven meines Hirns zu einem Krater gestaltete, es war eine Verdammniß zu einer Thätigkeit, über deren Berechtigung, die gestörte Vernunft sich keine Rechenschaft ablegte. Das schrecklichste Alpdrücken ist eine Wollust gegen dieses Zustand, gegen dieses tolle Jagen zwischen Körper und Schatten.

Plötzlich — das weiß ich noch — traf mein Ohr ein dumpfer Schlag, welcher mir klang wie ein Gebot; „Du sollst nicht mehr hören!"

Pechschwarze Nacht rings um mich her.

Aber was ist das? Ich bewege mich. Meine Seele hat den Körper wiedergefunden. Der Körper gehorcht meiner Seele. Ich bewege einen Finger; ich glaube, es war der Daumen an der rechten Hand. Ich entfalte meine Hände; die rechte Hand streckt sich aus, um meiner Seele die Hand zu drücken.

Sie stößt an eine harte Wand.

Ich taste und taste weiter. Diese Wand umgibt mich ringsum. Nach oben zu wird sie schmäler. Ich fühle deutlich ein langes Brett, schmäler als die Bretter zur Rechten und zur Linken.

Gott des Erbarmens! Von der Erhaltung meiner Vernunft hängt mein Leben ab! Der Sargdeckel ist geschlossen!!

Ich will nicht prahlen, nicht renommiren. Ich war meiner Sinne in diesem Augenblick vollkommen mächtig. Ich wußte, ich lag im Sarge. Ich wußte auch, daß der Sarg geschlossen war. Ich wußte auch, daß der Sarg eine Spalte haben mußte, durch welche atmosphärische Luft in meinen Grabesbehälter dringen konnte; sonst wäre ich ja nicht mehr lebendig.

Gut denn! Fassung! Es kann keine Ewigkeit dauern. Menschen müssen kommen, Menschen, die Dich sechs Fuß tief in die Erde verscharren wollen. Ich prüfte meine Gliedmaßen; ich konnte sie, wenn auch schwer, bewegen. Ich versuchte zu sprechen, ob ich es fertig brachte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Ich glaube aber, ich habe, so gut sich in einem geschlossenen Sarge überhaupt hören läßt, meine eigenen Worte vernommen:

„Begrabt mich nicht lebendig!"

Bewußtsein, Gefühl, Sprache, Bewegung waren wiedergekehrt.

Also noch einmal: Fassung! — — Da! — —

Aus einem prachtvollen Landhause hart am Ufer der See trat ein Marineoffizier, in Paradeuniform und meldete mir, daß es Zeit sei, an Bord zu gehen.

Unter dem Gesange der Seeleute wurde der Anker eingeholt; die Leinwand entfaltete sich an den Raaen und Spieren, der Wind preßte in die Segel, das Schiff legte sich sanft auf die Seite und schäumte auf- und niederwogend dem Horizonte entgegen.

Eine wunderbare Musik von Blechinstrumenten und Harfen traf mein Ohr. Schaaren von Delphinen folgten dem Schiffe und ein Chor von tausend Männerstimmen fiel ein und sang Lieder und Weisen voll erhabener Majestät.

Schwamm ich denn auf dem Meere oder badete mich in einem Ocean von Melodieen? Wenn Töne tragen können, so fühlte ich mich auf den Wellen von rauschenden Akkorden getragen; jede Welle war ein Akkord und die Akkorde flossen zum unendlichen Weltmeer zusammen. Eine rosige Helle umgab mich; aus den obern Segeln fielen Flocken von duftenden Rosen und Jasminblüthen auf mich nieder; betäubende Essenzen spritzten mir an die brennenden Wangen, wenn die See beim Niedertauchen des Schiffes an dessen Bug sich brach und der weiße Schaum über das Verdeck sprühte. Ich hatte das Haupt in den Schooß eines Weibes gelegt; weiße, warme Hände strichen mir die Haare von der Stirn und meine Augen fühlten den Hauch leiser Küsse, mein Nacken fühlte sich von vollen Armen umschlungen.

Inseln, Städte, Dörfer und Waldungen flogen an mir vorüber. Die Luft schien durch den Wohlgeruch von Orangenblüthen gewürzt. Die Inseln tauchten wieder ins Meer und die romantischsten Felsen entstiegen der Fluth, welche sie brandend umtobte. Dann waren wir wieder auf dem weiten Ocean, Nichts um mich her, als Luft und Wasser. Der Gesang verstummte, alles irdische Leben entschwand, Nichts als das ewige [illegible] Auf- und Niederwiegen des Schiffes. O, wie müde macht mich dieses Wiegen auf den Wellen! Ich gab mich dem Schlafe, der sich auf meine Augen legte, willenlos hin. Meinem Kopfe schien ein feuriger Dunstkreis zu entströmen, er ward so leicht! „Sterben ist Schlafen!" stammelte ich. (Schl. f.)

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 74. Donnerstag, den 13. Dezember **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

Der Bankier benachrichtigte nach seiner Unterredung mit Hugo die königliche Bank, daß er die auf ihn in Curs gesetzten Tratten honoriren werde und demgemäß die Anklage gegen Albert Stern zurücknehmen sei. Dann schloß er sich in sein Cabinet ein, aus welchem er nicht eher trat, bis der Diener ihm meldete, daß der junge Herr das Haus verlassen habe. Er hatte Brief und Geld seinem Sohne hinaufgeschickt und den Diener beauftragt, den jungen Herrn so scharf wie möglich zu beobachten und, sobald derselbe mit irgend einem Gepäckstücke das Haus verlasse, ihm dies mitzutheilen.

Das war nun geschehen und Hugo hatte dem Hause seiner Eltern für immer ohne Lebewohl den Rücken gewandt.

Ernst Bartels hatte sich ohne Wissen und Willen Mathildens zu deren Anwalt aufgeworfen und das Resultat war nicht ermuthigend gewesen. Der Bankier hatte seine Forderung ernergisch zurückgewiesen, trotzdem er selbst zugeben mußte, daß sie gerecht und begründet war. Jetzt wollte der Barbier an das Gewissen und Ehrgefühl des jungen Herrn appelliren. Er konnte und wollte nicht glauben, daß Hugo so ehr- und herzlos sein werde, der Verführten eine Genugthuung zu verweigern, die für ihn mit keinem Opfer verknüpft war. Eine kirchliche Trauung und nach ihr gerichtliche Ehescheidung, mehr verlangte der Anwalt des betrogenen Mädchens nicht, es war ja das Geringste, was der Verführer als Sühne und Entschädigung bieten konnte. Mit Mathilde wollte Bartels nicht eher darüber reden, bis er ihr den Erfolg seiner Bemühungen mittheilen konnte.

Von aller Ereignissen, die an diesem Tage im Hause des Kommerzienraths sich zutrugen, erfuhr Bartels kein Silbe. Wer hätte es ihm auch mittheilen sollen? Mathilde dachte in den ersten Stunden nicht an die treue Seele in der Scheerstube, die nächst ihrem Vater den innigsten Antheil an ihrem Schicksal nahm, und dem Vater erzählte sie erst Tags darauf, was ihr im Hause des Bankiers begegnet war.

Um dieselbe Zeit verließ Bartels seine bescheidene Wohnung, um nochmals den Bankier aufzusuchen; fest entschlossen, sich nicht so rasch abfertigen zu lassen, wie es bei Mathilde der Fall gewesen war. Aber alle seine Pläne und Hoffnungen zerstoben, als der Portier ihm erklärte, Herr Hugo sei am Abend vorher abgereist und werde wahrscheinlich in den ersten Jahren nicht zurückkehren.

Die Wahrheit dieser Erklärung konnte er nicht bezweifeln, er las in dem Gesicht des Portiers, daß während seiner Abwesenheit in diesem Hause ein erschütternder Vorfall sich ereignet haben mußte. So blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als unverrichteter Dinge heimzukehren, seine Hoffnungen zu Grabe zu tragen und über die Mittel nachzusinnen, welche seiner unglücklichen Freundin die Last erleichtern konnten, die das Schicksal ihr aufgebürdet hatte. Auf diesem Heimwege geschah es, daß in der Seele des Barbiers ein großer Gedanke erwachte, ein Gedanke, der so nahe lag, daß Bartels sich unwillkürlich vor die Stirne schlug, weil er nicht begreifen konnte, daß derselbe nicht schon früher in seiner Seele aufgetaucht war. Ja, ja, so ging es, so mußte es gehen, hier war noch ein Ausweg, der Alles zum Guten führen konnte.

Die Freude des ehrlichen Mannes war groß, größer, als wenn ein unerwarteter Glücksfall ihm plötzlich eine glänzende Zukunft geboten hätte! Von seiner Stirne schwanden die düstern Wolken, ein heiteres Lächeln umspielte seine Lippen und wenig fehlte, daß er in der Freude seines Herzens nicht auf offener Straße ein fröhliches Lied angestimmt hätte. In aufgeräumter Stimmung kehrte Bartels heim. Dieselbe hielt an bis zum Abend, wo er sie mit hinüber nahm in die Dachkammer des Flickschneiders.

Er hatte nicht erwartet, dort den Muth und die Resignation zu finden, die sich in den abgehärmten Zügen des alten Mannes und dem wehmüthigen Lächeln des Mädchens spiegelten.

„Was Ihr befürchtet habt, ist eingetroffen und mein armes Kind hat sich darein gefunden," sagte Meister Winter, indem er dem Nachbar die Hand reichte. „Daß es so kommen würde, hatte ich nicht geahnt, aber es ist besser so."

Erstaunt blickte Bartels den alten Mann an. „Und wie ist es denn gekommen, wenn ich fragen darf?" erwiderte er. „So viel ich weiß, hat seit vorgestern Abend in der Angelegenheit Eurer Tochter mit dem Sohne des Bankiers sich nichts geändert."

„Doch, doch," fiel Mathilde ihm rasch in's

Wort. „Der Commerzienrath hat mir gestern Morgen die Heirath mit seinem Sohne vorgeschlagen, und das geschah im Beisein des herzlosen Wüstlings, der den Vorschlag des Vaters mit Hohn und Spott zurückwies.“

„Und da ist, wie Ihr denken könnt, der letzte Funken ihrer Liebe der tiefsten Verachtung gewichen,“ fügte Meister Winter hinzu. „Wir wollen das vaterlose Kind erziehen zu einem braven tüchtigen Menschen; hat unser Herrgott bisher geholfen, wird er auch weiter helfen, und ich denke, wir brauchen deshalb nicht um Almosen zu betteln. Der Commerzienrath hat ihr seinen Beistand angeboten und sich sehr gütig gegen sie bewiesen, nun wenn Noth an Mann geht, können wir uns noch immer seiner erinnern.“

Der Barbier schüttelte bedenklich sein Haupt. „Auch ich war gestern Morgen bei dem Bankier,“ sagte er, aber er wies mich barsch ab, als ich ihm erklärte, daß nur eine Heirath die Schuld seines Sohnes sühnen könne. Er bot mir eine Jahresrente und eine Aussteuer; mit seinem Golde glaubt er das arme, unglückliche Mädchen zur Genüge entschädigen zu können. Das empörte mich und es mag sein, daß meine Antwort darauf ihn dazu brachte, die Gerechtigkeit meiner Forderung ernst und gewissenhaft zu prüfen. Heute Morgen wollte ich mit dem jungen Herrn reden; ich rechnete darauf, er werde nicht so ehrvergessen sein, die Genugthuung zu verweigern, die er seinem Opfer schuldet. Er ist abgereist und wie der Portier behauptet, wird er in den ersten Jahren nicht heimkehren.“

„Es müssen Dinge vorgefallen sein, die ein ernstes Zerwürfniß zwischen dem Commerzienrath und dessen Sohn hervorgerufen haben,“ erwiderte Mathilde, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken, „die Worte, welche der Bankier mir beim Abschied sagte, verriethen es mir. Ob er nun hier, oder in der Fremde weilt, das wird mich in Zukunft nicht mehr kümmern.“

„Ja, ja, wo die Liebe mit Füßen getreten wird, da gebiert sie den Haß,“ fuhr der Barbier leise und nachdenklich fort.

„Haß?“ sagte Mathilde gleichgültig. „Neben der Verachtung hat der Haß keinen Raum, und ich verachte den Vater meines Kindes.“

„Das ist betrübend für Sie und das Kind, Mathilde, Meister Winter, entsinnt Ihr Euch wohl noch des Tages, an welchem ich um die Hand Eurer Tochter warb? Damals sagtet Ihr mir, es werde Euch freuen, wenn ich Mathilde heimführe, und ich hoffe jetzt, Eure Gesinnungen gegen mich sind noch dieselben geblieben. Auch Sie, Mathilde, werden sich der Antwort erinnern, die Sie mir gaben. Sie bemerkten, daß Ihr Herz nicht mehr frei sei und Sie versicherten mich Ihrer herzlichsten Freundschaft. Nun wohl, Mathilde, heute wage ich es nochmals, Sie um dieses Herz und Ihre Hand zu bitten, ich will mich ja gerne begnügen mit der Achtung und Freundschaft, die Sie für mich fühlen, und geduldig abwarten, ob es mir gelingt —“

„O reden Sie nicht weiter,“ unterbrach ihn Mathilde, die bei den ersten Worten überrascht aufgeblickt, dann aber wehmüthig den Kopf gesenkt hatte. „Daß Sie mir das sagen würden, habe ich erwartet, ich bin mit mir zu Rathe gegangen und zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich das Opfer, welches Sie mir bieten, nicht annehmen darf.“

„Ein Opfer?“ fragte Bartels treuherzig. „Mathilde, nicht Mitleid treibt mich dazu, Herz und Hand Ihnen anzubieten und wenn Sie mir heute wieder einen Korb geben, wird mich das ebenso betrüben wie damals.“

„Und dennoch ist es nur ein Opfer, welches Sie mir bringen wollen, ich darf dieses Opfer nicht annehmen,“ fuhr Mathilde leise fort. „Sie sind jung und strebsam, Bartels, Sie werden rasch sich emporschwingen, während eine Verbindung mit mir, der Entehrten —“

„Meister Winter, jetzt ist es an Euch, die Autorität des Vaters geltend zu machen,“ wandte Bartels sich zu dem alten Mann, in dessen Zügen bald freudiges Erstaunen, bald Schmerz und Enttäuschung sich ausdrückten. „So sagt doch Eurer Tochter, daß ich sie liebe und daß ich sie auf den Händen tragen werde; sagt ihr, daß kein anderer Beweggrund mich leitet, sie heimzuführen, daß sie durch ihr Jawort mich unendlich glücklich machen wird. Ihr habt damals erklärt, niemals der Wahl Eures Kindes vorgreifen zu wollen; ich respektire diesen Vorsatz; jetzt aber liegen die Sachen anders, Eure Pflicht fordert, daß Ihr Mathilde auf die Vortheile aufmerksam macht, die aus unserer Verbindung ihrem Kinde erwachsen. Unterbrechen Sie mich nicht, Mathilde, lassen Sie mich zu Ende reden. Mathilde sagte damals, sie liebe mich nicht. Ich will keineswegs bestreiten, daß es noch heute so ist, und die Absicht mich ihr aufzudrängen, liegt mir fern. Wohlan, ich will nach der Trauung diese Stadt verlassen und mich mündlich oder schriftlich verpflichten, das Gesuch zur Trennung dieser Ehe einzureichen, sobald Mathilde es wünscht.“

„Nein, nein, Bartels, nicht Mangel an Liebe ist es, was mich bewegt, Ihren Antrag abzulehnen,“ erwiderte das Mädchen gerührt, indem es dem jungen Manne die Hand bot, „ich wiederhole heute, was ich damals meinem Vater erklärte, wären Sie vor einem Jahre gekommen, so hätte ich Ihnen gerne Herz und Hand versprochen. — Aber heute? — Ihnen wünsche ich in vollstem Maße alles Gute, und weil ich überzeugt bin, daß Sie es an meiner Seite niemals finden werden, eben deshalb lehne ich Ihre Werbung ab. Lassen Sie dies die letzten Worte sein, die wir darüber wechseln.“

„Mathilde, überlege das ernstlich,“ bat der alte Mann seine Tochter, die sich bei den letzten Wor-

Digitized by Google

ten erhoben und zitternd der Thüre des Schlafzimmers genähert hatte. „Du wirst ihn gewiß glücklich machen und an seiner Seite glücklich werden, Du wirst dem Kinde —"

„Laß ab, Vater," erwiderte Mathilde mit bebender Stimme, „ich hab' es voraus gesehen, daß es so kommen würde, und Gott allein weiß, wie schwer ich kämpfen und ringen mußte, um den Entschluß zu fassen, an dem weder Deine Bitten, noch die dieses treuen edlen Freundes etwas ändern können."

„So ist denn abermals wieder tiefe, finstere Nacht über mich hereingebrochen!" seufzte der Barbier, als sich Mathilde schweigend entfernt hatte. „Ich hoffte einen fröhlichen Ausgang und nun ist Alles vorbei. Lebt wohl, Meister Winter, grüßt Eure Tochter und sagt Ihr, daß ich ihr ein treues Andenken bewahren werde."

Der alte Flickschneider hatte die Hand seines Freundes ergriffen und blickte ihm bestürzt ins thränenfeuchte Auge. „Verstehe ich Euch recht?" fragte er. „Ihr wollt uns verlassen?"

„Was soll ich noch hier?" erwiderte Bartels. „Keine angenehme Erinnerung knüpft für mich sich an diese Stadt, an diese Gasse, an meine Wohnung. Ich will einmal zusehen, wie es drüben in Amerika sich leben läßt und wenn ich auch wohl weiß, daß ich die Wunden, die meinem Herzen geschlagen sind, mit mir nehme, so denke ich doch, daß sie drüben allmälig vernarben. Hier ginge ich zu Grunde, weil ich täglich Die sehen müßte, die ich liebe, ohne Hoffnung, wieder geliebt zu werden; drüben, in einem fremden Land und unter fremden Leuten werde ich vielleicht weniger an sie denken."

Meister Winter schüttelte bedenklich den Kopf. „Ich weiß nicht, ob ich Euch abrathen oder beipflichten soll, aber an Eurer Stelle würde ich nicht auswandern. Ueber eine getäuschte Hoffnung muß man sich hinweg setzen, die Versagung eines Wunsches muß man verschmerzen können, Bartels. Und wenn Ihr fürchtet, daß die öftere Begegnung mit meiner Tochter Euch aufregen werde, so zieht in einen andern Stadttheil, es ist ja nicht nöthig, daß Ihr deshalb die Heimath verlaßt."

„Glaubt Ihr, daß, wenn ich dies thäte, auch unsere Freundschaft ein Ende hätte?" fragte der Barbier und der Ton seiner Stimme verrieth, daß sein Entschluß unerschütterlich war. „Die Sehnsucht würde mich verzehren und mich zu täglichen Besuchen veranlassen. Schon damals, als ich den ersten Korb erhielt, hatte ich mir vorgenommen, drüben eine neue Heimath zu suchen, die späteren Ereignisse hielten mich zurück, obgleich meine Angelegenheiten schon geordnet waren. Jetzt hält mich nichts mehr zurück."

„Und was werdet Ihr drüben finden?" warf der Schneider ein.

Bartels zuckte die Achseln. „Ich verspreche mir keine goldenen Berge und weiß sehr wohl, daß es drüben nicht anders geht, wie hier, aber ich kann nun einmal nicht anders, eine innere Stimme sagt mir, daß eine Trennung Noth thut. Also gehabt Euch wohl, Meister Winter, morgen mit dem ersten Zuge reise ich ab."

„So bald schon?" fragte der alte Mann überrascht.

„Ja, ich habe Alles vorbereitet," fiel der Barbier ihm rasch in's Wort, „und diese Vorbereitungen sind nicht gestern, sondern schon damals getroffen worden. Was mir jetzt noch zu thun bleibt, ist bald geschehen. Die alte Margarethe wird ihren Lohn auf ein Jahr voraus erhalten und in dem Besitz meiner Wohnung und meines Hausgeräths bleiben, bis ich zurückkehre oder die Nachricht meines Todes hierhergelangt. Die wenigen Ausstände, die ich noch habe, mag sie einziehen, Gläubiger werden sich nicht melden."

„Wenn nichts Euren Entschluß ändern kann, Bartels, nun dann in Gottes Namen, lebt wohl!" sagte Meister Winter tief ergriffen; „mir ist, als sei dies ein Abschied für das ganze Leben, als würden wir nie einander wiedersehen. Schreibt recht oft, Ihr wißt ja, welch herzlichen Antheil wir nehmen an Allem, was Euch betrifft."

„Es soll geschehen," erwiderte der Barbier. „Gehabt Euch wohl und gedenkt meiner zuweilen."

Noch einmal drückten die beiden Freunde sich schweigend die Hände, dann ging Bartels hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Im Sarge wahnsinnig!

(Schluß.)

„Herr Lieutenant, seit 14 Tagen haben sie sich nun ganz vernünftig mit mir unterhalten und heute, wo wir Vollmond haben, fangen sie wieder an, zu schlafen und zu träumen."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Oberst," entgegnete ich meinem Vorgesetzten, welcher mich täglich in der Heilanstalt zu —tz besuchte, die alte Erinnerung kehrt noch immer periodisch wieder und ich fürchte, ich werde doch noch um meinen Abschied einkommen müssen."

„Nicht doch, lieber ***," fiel der Obrist von —ff lachend ein, der Arzt sieht für Ihre völlige Heilung! Ein Verrückter, der einsieht, daß er verrückt ist, hat schon aufgehört verrückt zu sein."

„Ja, ich weiß, wiederholte ich, um mein Gedächtniß an das Entsetzliche zu gewöhnen und dem Entsetzlichen die Schärfe zu benehmen; ich weiß, als die Träger ins Zimmer traten, um den Sarg zuzuschrauben, habe ich gesprochen.

„Und recht deutlich," unterbrach mich der Obrist, obgleich es uns dabei fast ebenso schauerte wie Ihnen. „„Begrabt mich nicht, ich lebe!"" riefen Sie so laut, als commandirten Sie Ihre Compagnie zum Sturmschritt. Der Sargdeckel ward in die Höhe gehoben und Sie richteten sich mit hochroth geschwollenem Gesicht auf und schrieen:

Google

Wasser! Wasser! Der verdammte Pfuscher, der Sie bei lebendigem Leibe in die Ewigkeit schicken wollte, war wenigstens ein geschickter Sangrado und öffnete Ihnen schnell eine Ader. Herauf fielen Sie in einen festen Schlummer und der Quacksalber erklärte Sie triumphirend schon nach acht Tagen für dienstfähig."

„Und statt dessen lebe ich seit acht Monaten in einer Irren-Anstalt!" rief ich aus.

Wir mußten Sie hieher bringen, denn Sie phantasirten, ohne das Fieber zu haben, und Sie selbst verlangten ja auch später hier zu bleiben bis zu Ihrer völligen Genesung. Die Wahrheit zu gestehen, verzweifelten wir Anfangs, daß es in Ihrem Oberstübchen wieder helle werden würde. Nach vier Monaten aber waren sie kurirt bis auf die Träumereien zur Vollmondszeit, wo sie noch immer im Schlafe die seltsamsten Dinge erzählen; ganze Geschichten, obgleich auch dieser Zustand immer mehr verschwindet.

So war ich denn im Sarge wahnsinnig geworden, complet wahnsinnig! Als ein Glück preise ich es, direct in eine Irrenanstalt gebracht zu sein und unter der Aufsicht eines erfahrenen Irrenarztes zu leben.

Ich schlug auch diesmal die Aufforderung meines Obristen und Gönners aus, die Anstalt zu verlassen, denn ich wollte erst völlig geheilt sein und die Versicherung haben, daß auch die monatlich wiederkehrenden Traumvisionen verschwunden wären.

Ich blieb somit ein volles Jahr in der Anstalt. Während dieser Zeit erfuhr ich noch, daß meine Braut, Emma von C—z, in Folge meiner vermeintlichen Untreue noch am Tage meines „Todes" mit ihrer Tante eine Reise nach Italien angetreten und sich dort vermählt hatte. Offen gestanden, ich habe mich hierüber nicht weiter gegrämt. Eine Eifersucht so blinder Art verdient nicht, daß man sich ihretwegen ereifert.

Endlich nahte der Tag, an welchem ich als vollständig geheilt die Anstalt verlassen sollte.

Der Obrist und mehrere Kameraden hatten sich eingefunden, um mich abzuholen, und mir das Geleit zum Bahnhof zum gehen, wo ich nach *** abreisen sollte, nach welchem Orte meine Compagnie in der Zwischenzeit verlegt worden war.

Es war gerade am Jahrestag meines projektirten Begräbnisses. Der Himmel war sonnig und wolkenleer und meine Brust athmete hoch auf, als ich zum erstenmale im Freien mich dem Alltagsleben wiedergegeben sah und in meiner Uniform, den Degen an der Seite, mit meinen Kameraden durch die Straßen schritt.

Da — als wir eben aus einer Nebenstraße in den Marktplatz einbogen, wurde unser Weg durch einen vorüberziehenden Leichenzug unterbrochen. Wir mußten warten, bis der Todtenwagen mit dem Sarge und dem Gefolge an uns vorübergezogen waren. Ein eisiger Frost schüttelte plötzlich alle meine Glieder; meine Züge bedeckten sich mit Leichenblässe; ich wankte und mußte mich auf meine erschrockenen Kameraden stützen. Mein Auge blieb mit magischer Gewalt auf den Sarg gefesselt, bis derselbe unserem Gesichtskreis entschwunden war. Dann fühlte ich, wie das Blut mir wieder erwärmend und regelmäßig durch die Adern floß, und der Schauer war vorüber.

Dieser Schauer vor Särgen und Beerdigungen ist mir geblieben. Ich habe Alles versucht, um mich hiervon zu befreien. Vergebens war es, daß ich mich, um Herr meines Zustandes zu werden, sogar einmal mit einem leeren Sarge stundenlang in meinem Zimmer einschloß. Es war nicht eigentlich Furcht, die ich empfand; ich kann sagen, ich konnte Angesichts eines Sarges an meinem eigenen Erlebnisse im Sarge ruhig zurückdenken; es war in aller Form ein Anfall von Fieber, der mich packte und nur so lange anhielt, als die genannten Dinge vor meinen Augen waren.

Ich bin diesen Eindruck nie losgeworden und vermied es, wo ich konnte, Begräbnissen beizuwohnen oder Särge zu sehen. Die Zeit heilt vielleicht auch dieses Nachwehen.

Jetzt schläft Lieutenant v. *** in Böhmen den ewigen Schlaf. Er ist nicht wieder lebendig begraben worden. Zwei Kartätschenkugeln haben ihm die Brust zerrissen.

Verschiedenes.

Das in Dresden erscheinende humoristische Sonntagsblatt „Seifenblasen" bringt in seiner neuesten Nummer unter der Aufschrift „1866" folgende Strophen:

„Verbunden ward in diesem Jahr
Europa und Amerika,
Und aufgefunden auch beinah'
Der deutschen Einheit Schlüssel gar;
Das Erste durch das Kabel,
Das Zweite durch den Säbel."

Ein Neger war so fest davon überzeugt, daß es die Bestimmung des Schwarzen sei, für Andere zu arbeiten, daß ihm der Gedanke an ein Leben nach dem Tode sehr gleichgültig war, weil wie er sagte: „sie die Neger im Himmel eben so gut arbeiten lassen würden, wie hier auf Erden." — Ein Geistlicher suchte ihm diese Gedanken auszureden und stellte ihm vor, daß im Himmel gar keine Arbeit für ihn sei. „Oh, Massa" erwiderte der Schwarze, „das weiß ich besser, wenn sie wirklich im Himmel für Schwarze nichts zu thun haben, so lassen sie sie die Wolken schieben, blos damit sie arbeiten sollen."

Auflösung des Räthsels in № 72:

Mailand.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 75. Sonntag, den 16. Dezember **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

Der alte Flickschneider hatte den Barbier, die treue, uneigennützige Seele recht liebgewonnen und verdachte es seiner Tochter sehr, daß sie abermals den Antrag dieses rechtschaffenen Mannes zurückgewiesen hatte. Jetzt war er geschieden, vielleicht um nie wiederzukehren.

„Er ist gegangen und es ist besser so, Vater," sagte Mathilde, leise ins Zimmer tretend und schlang ihre Arme um den Nacken des alten Mannes. „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden."

Meister Winter blickte bestürzt auf seine Tochter. Das wehmüthig ernste Lächeln auf ihren [illegible] täuschte ihn nicht, er las in ihren trüben, umflorten Augen, auf ihren blassen, noch thränenfeuchten Wangen, daß dieses Lächeln eine Maske war, hinter welcher ein wilder Seelenkampf sich verbarg.

„Mathilde, ich fürchte, Du treibst ein gewagtes Spiel, hast Dich und ihn betrogen," erwiderte er ernst. „Sag' mir die Wahrheit Kind, hast Du Bartels Antrag zurückgewiesen, weil er Dir gleichgültig ist, oder —"

„Vater, frage jetzt nicht," unterbrach das Mädchen ihn mit gepreßter Stimme, „ich konnte nicht anders."

„Ich glaube, Du liebst ihn, aber ein falsches Ehrgefühl hielt Dich ab, diese Liebe zu gestehen und ihrer Stimme zu gehorchen."

„Ein falsches Ehrgefühl? Das ist wohl nicht das richtige Wort, denn mein Ehrgefühl hat mit meinem Entschlusse nichts gemein gehabt. Du glaubst, ich liebe ihn? Ich gestehe, daß seit dem Abend, an welchem er in so versöhnender Weise mich auf meine Pflichten aufmerksam machte und meiner Seele Muth und Vertrauen zurückgab, mein Herz etwas mehr denn Achtung und Freundschaft für ihn gefühlt hat, ja, ich bekenne, daß ich ihn wahr und innig lieben könnte, wenn — — — aber wozu dieses Bekenntniß? Es ist besser, daß er uns verlassen hat, denn nimmer würde ich sein Opfer angenommen haben, nachdem ich ihm gesagt hatte, daß ein Anderer mein Herz besitze. Er wird drüben mich vergessen und an der Seite einer Anderen das Glück finden, welches ich ihm nicht bieten konnte; mir aber gibt die Trennung von ihm die Ruhe und den Frieden, die ich zur Erfüllung meiner schweren Pflichten bedarf."

Ein schmerzlicher Seufzer hob die Brust des alten Mannes. „Ob Du Recht oder Unrecht gethan hast, das weiß Gott allein, Mathilde, Bartels scheidet von uns mit der Verzweiflung im Herzen und hinter Deiner erheuchelten Ruhe erblicke ich einen entsetzlichen Kampf, in dem Du vielleicht unterliegen wirst."

„Sei dem, wie ihm wolle, Vater!" erwiderte das Mädchen unter Thränen, ich konnte nicht anders handeln, Gott ist mein Zeuge, daß ich es ehrlich gemeint habe!" —

Neuntes Capitel.

Fünf Jahre waren seit der Abreise des Barbiers verstrichen. Wie rasch doch die Zeit vergeht im Schoße des Glücks, wie langsam sie hinschleicht im Bann eines bösen Geschicks! Gar Manches hatte in diesem Zeitraume sich geändert, Manches war dasselbe geblieben. Die alten hohen Häuser standen noch alle in der engen, dunklen Gasse und auch jetzt noch wollte es der Sonne nicht gelingen, dieses Dunkel durch einen freundlichen Strahl zu erhellen. Wie damals stand auch das Palais des Commerzienraths noch an der breiten Straße im hellen Sonnenglanz und in den Comptoir- und Cassazimmern herrschte noch dasselbe rege geschäftige Treiben.

Aber es war ein anderer Herr in dieses Palais gekommen, ein ernster, finsterer Herr, der von seinem Vater nur die Strenge, nicht aber dessen Gerechtigkeitsliebe und menschenfreundliches Wohlwollen geerbt hatte. Wenn die Leute im Comptoir die Köpfe zusammensteckten, und dies geschah oft, so waren es nicht Worte der Liebe und Freundschaft, die über ihn gerede wurden.

Man sagte, Herr Hugo sei vor fünf Jahren von seinem Vater verstoßen worden und der selige Commerzienrath habe den Fluch nicht zurückgenommen. Der Sohn sei erst nach dem Tode des Vaters in's Elternhaus zurückgekehrt. Man erzählte ferner, die Frau Commerzienräthin führe in ihren Gemächern ein einsames, trauriges Leben; trotz ihres Reichthums sei sie eine arme, unglückliche Frau, denn ihr einziges Kind habe keine Liebe, kein Herz für sie. Man wollte auch von den Ursachen jenes Vaterfluches gehört haben, obgleich nichts Gewisses darüber verlautet. An dem Tage, an welchem der Agent Albert Stern wegen betrügerischen

Bankerotts, Wechselfälschung und Unterschlagung eines ihm anvertraut gewesenen Kapitals zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, sprach man im Cassenzimmer des Stadt'schen Bankgeschäfts davon, daß Herr Hugo Gast der intimste Freund dieses Agenten gewesen sei, und daß damals, kurz nach der Abreise des jungen Herrn die königliche Bank ein gefälschtes Accept präsentirt habe, welches auf Befehl des Commerzienraths prompt eingelöst worden sei.

Die Vermuthungen des Personals waren in der Hauptsache richtig, wenn es aber behauptete, der Commerzienrath habe seinen Fluch nicht zurückgenommen, so war es doch nicht genau unterrichtet. Der Commerzienrath hatte allerdings nach der Abreise seines Sohnes sich anscheinend um das Geschick desselben nicht mehr bekümmert; ja sogar von den Briefen seiner Geschäftsfreunde in Moskau, welche ihm über die Thätigkeit des jungen Herrn die besten Zeugnisse gaben, keine Notiz genommen. Als er aber in Fieberphantasien auf dem Krankenbette lag, da kam's an den Tag, daß seine Seele sich mehr mit dem Schicksal des einzigen Kindes beschäftigte, als man vermuthen konnte. In lichten Augenblicken verlangte er sehr, den Sohn noch einmal zu sehen, ihn zu segnen und in seinen Armen zu sterben. Die Commerzienräthin schrieb und schickte Depeschen nach Moskau. Als indeß der junge Herr, der seine Reise nicht sehr beschleunigt hatte, eintraf, lag sein Vater schon auf der Bahre. Hugo bewahrte den kalten Gleichmuth, als die Mutter ihm die Verzeihung und den Segen des heimgegangenen Vaters gab, keine Fiber zuckte in seinem Antlitz, als er vor der Bahre stand und auf die ruhigen Züge des Todten blickte. Jedes Gefühl schien in seinem Herzen erstorben. Er gab der Leiche das letzte Geleit, und als er vom Friedhofe zurückkehrte, ging er nicht zur Mutter, um sie zu trösten und seiner Theilnahme zu versichern, er ging die Bilanz zu prüfen, die man auf seinen Befehl ausgefertigt hatte, als noch die Leiche des Commerzienraths auf der Bahre ruhte. Und so theilnahmslos, wie er am Tage der Beerdigung sich gezeigt hatte, eben so kalt und gleichgültig ging er fortan stets an der Mutter vorbei, er hatte kein Herz mehr für sie. Leichtsinnig und verschwenderisch war er nicht mehr; Niemand konnte ihm mehr etwas Nachtheiliges nachsagen, und die heirathsfähigen Mädchen seines Standes hielten ihn für eine ausgezeichnete Partie und drängten sich, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Aber so viel Achtung und Vertrauen er durch seinen Reichthum sich auch erwarb, Liebe wußte er nicht zu gewinnen, sein Herz war kalt und hart geworden, für ein edles Gefühl hatte es keinen Raum mehr.

Ganz anders war es in der Dachkammer des Flickschneiders! Dort herrschte noch die alte Liebe, die alte Gemüthlichkeit. Der alte Mann saß noch immer auf dem Schneidertisch, seine kleine, weiße Hand führte noch eben so emsig die Nadel, wie damals. Neben ihm, an dem zierlichen Nähtischchen, arbeitete Mathilde, und daß auf ihrer Arbeit Segen ruhte, mußte Jeder erkennen, der die jetzige Ausstattung der Dachkammer mit der früheren verglich. Mathilde war freilich um fünf Jahre älter geworden, aber sie war noch immer ein hübsches Mädchen und schien ihre Vergangenheit gänzlich vergessen zu haben, denn ihr heiteres Geplauder verscheuchte oft die trüben Schatten von der Stirn des alten Mannes. Auch hatte sich die Familie um ein Glied vermehrt und Mathilde hatte das arme, hülflose Geschöpf mit herzlicher Liebe an ihr Herz gedrückt. Wenn auch der Schneider, trotz dem Jubel seiner beiden Buben über das Schwesterchen, mit einem schmerzlichen Seufzer das Kind begrüßte, hatte er's doch bald liebgewonnen. Die Nachbarn, die guten Freunde und Bekannten zuckten freilich die Achseln, aber es war doch Keiner unter ihnen, der Mutter und Kind entgelten ließ, was der herzlose Vater verbrochen. Selbst Margarethe, die Magd des Barbiers, die sonst stets schonungslos die Gefallene verdammt hatte, war jetzt von Mitleid für sie erfüllt. Jahre verstrichen, das Kind wuchs und gedieh, das Geschäft Mathildens hob sich mit jedem Jahre. Oft hatte der Flickschneider seiner Tochter gerathen, in einem gelegeneren Stadttheile ein eleganteres Ladenlokal zu miethen, einige Gehülfinnen zu engagiren und den ersten Putzgeschäften der freien Reichsstadt Concurrenz zu bieten, aber Mathilde trug kein Verlangen, aus ihrem bescheidenen Dunkel hervorzutreten. Sie fürchtete, daß man alsdann auf sie aufmerksam werde, daß ihr Kind dem Hohn und Spott des großen Haufens zu sehr ausgesetzt werde. Nach dem Tode des Commerzienraths hatte sogar die Wittwe sich herabgelassen, Mathilde in ihrer bescheidenen Wohnung zu besuchen, nicht um ihr einen Auftrag zu geben, sondern um mit ihr zu plaudern und ihr bekümmertes Herz zu erleichtern. Sie hatte über das Verhältniß zu ihrem Sohne geschwiegen und überhaupt des jungen Herrn mit keiner Silbe erwähnt, aber daß die reiche vornehme Dame unglücklich war, das las Mathilde in ihren abgehärmten Zügen. Auch sie machte dem Mädchen den Vorschlag, das Geschäft zu vergrößern, bot ihre Unterstützung und Empfehlungen an, aber auch sie mußte die Gründe anerkennen, die Mathilde bewogen, in der bescheidenen Dachkammer zu bleiben und die große Welt zu meiden.

Ernst Bartels hatte in den ersten Jahren oft und viel geschrieben, und nach seinen Briefen zu urtheilen, mußte er in der neuen Heimath gefunden haben, was er suchte. Er war Barbier, Hausknecht, Zahnarzt und Chirurgengehülfe gewesen, er hatte ein abenteuerliches Leben geführt, dann wieder sich der Gunst des Glücks erfreut, nun gefiel es ihm dort und in keinem seiner Briefe drückte die Sehnsucht nach der Heimath sich aus. Sein

Digitized by Google

letzter Brief enthielt die Nachricht, daß er nach Californien gereist sei, um auch dort sein Glück zu versuchen, er schloß mit der scherzhaften Erklärung, daß er vielleicht dermaleinst in einem vierspännigen Wagen in seine Vaterstadt zurückkehren werde. Seit diesem Briefe war nun schon ein Jahr vergangen. Der Flickschneider hoffte von Tag zu Tag auf fernere Nachrichten. Und indeß diese Hoffnung sich nicht verwirklichte, verlor der alte Mann endlich den Muth und ward der Ueberzeugung, daß der treue Freund nunmehr in der Fremde unter dem Rasen ruhte.

Mathilde hatte nie die sanguinischen Hoffnungen des Vaters getheilt, und pflichtete auch jetzt seinen Vermuthungen nicht bei.

„Er lebt, aber er ist krank, oder in irgend welcher Weise verhindert, an uns zu schreiben," sagte sie, wenn der alte Mann dem Andenken seines heimgegangenen Freundes eine stille Thräne weinte. „Wäre er todt, so würde die Behörde uns davon benachrichtigt haben, denn man mußte ja in seiner Hinterlassenschaft unsere Briefe finden und daraus den Schluß ziehen, daß wir allein an seinem Geschick Antheil nahmen. Mir sagt auch eine innere Stimme, daß wir ihn wiedersehen werden."

Der Flickschneider schüttelte wehmüthig sein graues Haupt und blickte nachdenklich in den hellen Herbstsonnenschein hinaus. „Wer weiß, wann, wo und wie er sein Leben verloren hat," erwiderte er. „Drüben gier's Wasser, die [illegible] schen Fuß betritt, und endlose Wüsten, in denen der Sand die Leichen der Verschmachteten vergräbt."

„Glaubst Du, Vater?" fragte Mathilde ernst. „Jene innere Stimme trügt nicht. Sie hat mir oft Unangenehmes zugeflüstert und ihre Prophezeihung ist fast immer eingetroffen. Sie hat mich auch damals gewarnt vor der Schlange, die ich an meinem Busen nährte, aber ich wollte nicht hören, und das ist mein Unglück gewesen."

„Still, still," bat der Schneider. „Wozu trübe Erinnerungen wecken? Er hat seine Strafe erhalten, beladen mit dem Vaterfluche, muß er einsam durchs Leben wandern, und es erwartet ihn droben ein strenges Gericht."

Mathilde ließ die Nadel ruhen, ihr Blick ruhte mit leisem Vorwurf auf den Zügen des Vaters.

„So glaubst auch Du an das Märchen?" fragte sie. „Der Commerzienrath war zu edel, seinen Sohn zu verfluchen. Wenigstens wäre es mir entsetzlich, zu denken, daß er meinetwegen mit dem Vaterfluche beladen sei."

„Ein Brief aus Amerika an den Schneidermeister Conrad Winter!"

Der Flickschneider war in die Höhe gefahren, er stierte den Postboten, welcher diese Worte gerufen hatte, so entsetzt an, als ob das Gespenst des Barbiers ihm plötzlich erschienen sei. Auch Mathilde hatte sich bestürzt erhoben.

„Gott sei Dank, so ist Deine Vermuthung unbegründet gewesen," sagte sie, „unser guter Bartels lebt noch."

(Fortsetzung folgt.)

Vor Langensalza.

(Von einem preußischen Landwehrmanne.)

Mit einer kleinen Abtheilung von 27 Mann sollte ich in aller Eile zu dem preußischen Korps stoßen, welches den König von Hannover und seine Armee verfolgte. Wir hatten mehrere Meilen weit zu marschiren, bis wir an die Eisenbahn kamen, die uns mit andern weiter befördern sollte. Dieser Weg führte uns hart an der hannöverischen Grenze vorbei und spät am Abende gelangten wir matt und müde in einem Dorfe an, das in einer Ausbiegung derselben, hart an der preußischen liegt. Mit Umgehung des Dorfes hätten wir mehrere Stunden verloren; so beschloffen wir, uns in demselben für diese Nacht einzuquartieren. Gefahr war nicht dabei, denn wir hätten uns, obwohl isolirt, gegen die Einwohner, wenn sie sich feindlich hätten zeigen wollen, gut bewaffnet wie wir waren, wohl vertheidigen können. Ich vertheilte meine Leute gruppenweise in die ziemlich ärmlichen Häuser und mich selbst legte ich in die Mitte des Dorfes und der Meinigen, in ein kleines, reinliches Häuschen, das nur von der Besitzerin, einer alten Frau, bewohnt war. Ihr Mann war abwesend, schäfte ein kleines Amt, wohl als Pächter oder Hausknecht, bekleidet. Als ich bei ihr eintrat, schüttelte sie den Kopf auf eigenthümliche Weise und lächelte sehr traurig dazu; doch faßte sie sich bald, ging geschäftig an's Werk und zeigte mir das Bett ihres Mannes, das sie mir herrichten wollte, und in dem ich, wie sie versicherte, gut schlafen würde. Ich brauchte, sagte sie, nichts mitzubringen, als ein gutes Gewissen und den guten Vorsatz, mich in diesem schrecklichen Kriege, in diesem Bruderkriege, menschlich und barmherzig zu benehmen. Wie sie das sagte, seufzte sie aus tiefem Herzen. Gleich darauf ging sie in die Küche, um mir ein möglichst gutes Nachtessen zu bereiten, und während es in der Küche prasselte, brachte sie frisches Zeug herbei, um das Bett zu überziehen. Ich bat sie, sich die Mühe zu ersparen, da ich bei dieser Hitze am liebsten auf dem nackten Strohsacke schlafen würde; sie ließ aber nicht ab und war so thätig und gab sich so viele Mühe, daß ich mir sagte, sie wolle mir offenbar ihren guten Willen auf's Deutlichste beweisen. Bald standen Eierkuchen, Schinken, Rauchfleisch in solcher Fülle auf dem schön und reinlich gedeckten Tische, daß sich die Hälfte meiner Mannschaft bei mir hätte gütlich thun können. Auch eine Flasche Bier fehlte nicht. Während ich aß und trank, saß sie auf einem Schemel am Ofen und sah mich ohne Unterbrechung und mit so prüfenden und grübelnden Augen an, als ob sie alle meine Geheimnisse, mein Wesen und meinen

Digitized by Google

Charakter aus meinem Gesichte herauslesen wolle. Es wurde mir beinahe unheimlich. Ich wollte ein Gespräch anknüpfen, aber sie antwortete mir sichtlich zerstreut, oft ohne mich verstanden zu haben. So gab ich es wieder auf und aß weiter. Nur einmal unterbrach sie ihre Betrachtungen, indem ihr Blick an meinem Gewehr hängen blieb. Sie erhob sich, ergriff es und fragte: Ist das eines von den schrecklichen Zündnadelgewehren? Nein, antwortete ich der Wahrheit gemäß, es ist ein Gewehr nach alter Art. Nun, Gott sei Dank! lispelte sie vor sich hin und stellte es wieder in die Ecke, nachdem sie, auf beinahe kindische Weise lange, lange, und mit einem gewissen Grauen in die Dunkelheit des Laufes geblickt hatte. Als ich mich gehörig gesättigt und meine Cigarre angesteckt, sagte ich: Meine gute Mutter! Ich breche morgen in aller Frühe wieder auf, wenn Ihr noch schlafen werdet. So wollen wir heute unsere Rechnung in Ordnung bringen. Was bin ich schuldig? Schuldig? fragte sie verblüfft — gar nichts. Ich werde mir doch von einem armen Soldaten nichts bezahlen lassen? — Ich bin kein armer Soldat, ich bin ein wohlhabender Mann, ein Gutsbesitzer, und ich will mich von armen Leuten, die am Kriege unschuldig sind, nicht ernähren lassen. — Das ist sehr brav von Ihnen, rief sie plötzlich erheitert. Sie haben Mitleid mit den armen Leuten. Ach, wenn alle Soldaten Mitleid hätten! Aber bezahlen lasse ich mich doch nicht von Ihnen. Sie sollen mein Haus durch Einquartierungen gelitten? Ihr habt schon rohes Volk bei Euch gehabt, das Euch plagte? — Nein, das nicht. Ihr seid die ersten Soldaten im Dorfe. — Was meint Ihr mit Eurem Mitleid? — Ich meine, wenn alle Soldaten so viel Mitleid miteinander hätten und nicht auf einander schießen wollten, dann wär's gut, dann hätten alle Kriege ein Ende. — Gute Frau, sagte ich, plötzlich verstehend, Ihr habt gewiß einen Sohn in der hannöver'schen Armee? — Ja wohl habe ich, bestätigte sie rasch und dabei fing sie bitterlich zu weinen an. — Wo steht er? — Wer weiß es! Wir haben ja keine Nachrichten von unsern Kindern. Der Himmel weiß, wo sie herumziehen, verfolgt, umstellt, in der Fremde — o Gott! o du mein Gott! Und Ihr, Ihr ziehet ihnen jetzt auch nach, um sie immer mehr zu umstellen, einzufangen, niederzumachen! Laut weinend lief sie nach diesen Worten zur Stube hinaus. Es war ein schöner, stiller Abend und ich hörte ihr Schluchzen durchs offene Fenster. Ich gestehe, es war mir so, als müßte ich mit ihr weinen.

Ich dachte an meinen kleinen Paul, auch Poll genannt, wenn der groß sein wird und vielleicht auch als Soldat, irgendwo in der Fremde, irgendwo in einer schrecklichen Mäusefalle stehen wird, wie jetzt die Hannoveraner — wie mir dann zu Muthe sein wird und meinem guten Weibe, und wie wir dann zu Hause sitzen werden, voll Angst und namenloser Sorge! Von jetzt in elf, in zwölf Jahren kann das geschehen, so nahe, so schrecklich nahe. Und ich dachte, wie ich dann, von der Not belehrt, die ganze, höchste Philosophie dieser Erde so recht verstehen werde, daß alle Soldaten miteinander so viel Mitleid haben sollten, daß der Krieg unmöglich würde. Tiefbewegt ging ich in der Stube auf und ab.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Warum ist die Erde so schön? — Bei der Hochzeit des russischen Thronfolgers mit der Prinzessin Dagmar in Petersburg soll der Metropolitan in der Trauungsrede gesagt haben: „Gott der Herr hat die Erde so schön geschaffen, um unserem großen Czaren eine Freude zu machen. Die Früchte reifen nur deshalb in schwellender Pracht, um seine Tafel zu zieren; die Blumen duften nur deßhalb so schön, um durch diesen Duft ihn zu erquicken; denn Er ist der Gesegnete des Herrn, und Alles, was erschaffen, ist zum Segen da für Ihn. Gelobt sei der Czar!" — Der liebe Herrgott hat aber auch schon öfters den vielgeliebten großen Czaren keine absonderlich große Freude gemacht, als er sie nämlich, und zwar bisweilen mit Wissen und Willen ihrer nächsten Verwandten, vergiften, erdrosseln und anderswie morden ließ.

Es kommt nur auf die Auslegung an. — „Ach Victor," sagte Hedwig von Lobell zu ihrem Bräutigam, einem stattlichen Gardeoffizier, „Tante Aurelia hat schreckliche Dinge über Ihr Leben in der Residenz berichtet. Ja, ja, schütteln Sie nicht den Kopf, Sie haben alle Damen vom Balletcorps gekannt, und der schönen Spanierin Bouquets zu einem Friedrichsd'or zugeworfen." „Ist das Alles, meine entzückende Hedwig, so habe ich doch nur nach dem Grundsatze gehandelt: Prüfet Alles und (sie umarmend) das Beste behaltet!"

Dr. L. war 24 Jahre alt, als ihm eine Schwester geboren wurde, das zehnte Kind seiner wohlhabenden Eltern. Einem Freunde, der ihm gratulirte, erwiderte er: „Wozu gratuliren? Dazu, daß ich vom Thaler 2½ Silbergroschen verliere?"

Räthsel.

(Vierfilbig.)

Allvater winkt: Die ersten ziehen
Voll Majestät einher.
Allvater zürnt: Die letzten glühen
Gleich einem Feuermeer.
Allvater ruft: im Ganzen rollen
Die Donner laut und hehr.
Allvater lächelt: und sein Großen
Vernimmst du Mensch nicht mehr;
Zur Erde träufelt nieder Segen
In einem fruchtbar sanften Regen.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 76. Donnerstag, den 20. Dezember **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Fortsetzung.)

Mathilde hatte den Brief angenommen und das Porto dem Boten gezahlt; das Siegel war schon erbrochen, der Brief entfaltet, aber noch immer saß der Flickschneider mit offenem Munde — er schien es nicht fassen zu können, daß seine Vermuthungen ihn getäuscht haben sollten. Erst als er sah, daß es wirklich ein Brief aus Amerika war, den Mathilde ihm triumphirend vor die Augen hielt, als er die zierlich geschnörkelte Handschrift seines Freundes erkannte, da zog er das buntkarirte Schnupftuch nebst seiner Hornbose aus der Tasche.

„So lies denn," sagte er, „aber recht langsam und deutlich, damit kein Wörtchen mir entgeht; es sollte mich nicht wundern, wenn auf der letzten Seite geschrieben stände, daß unser Freund sanft in's Jenseits hinübergeschlummert."

„Das wollen wir nicht hoffen," erwiderte Mathilde lächelnd; „höre nur zu!"

„Geliebte Freunde! Es ist schon eine Weile her, seit ich Euch geschrieben habe, aber Ihr werdet mir nicht zürnen, wenn Ihr vernehmt, was Alles seitdem mir begegnet ist. Ich schrieb Euch damals, daß ich nach Californien wolle, um dort mein Glück zu versuchen, und ich führte diesen Vorsatz auch aus. So viel hatte ich mir erworben, das ich die nöthigen Geräthschaften anschaffen und die Reise unternehmen konnte; es blieb sich ja gleich, ob ich in Newyork Zahnarzt und Hausknecht blieb, oder in Californien Gold suchte. Bei jenen Geschäften konnte für mich nicht viel herauskommen, und es freut mich, Euch mittheilen zu können, daß das letztere mir geglückt ist. Ich entdeckte bald, am Ziele meiner gefahrvollen und mühsamen Reise, eine ergiebige Goldader, die ich fleißig ausbeutete, und schon nach einem Vierteljahre war ich ein vermögender Mann. Hätte ich jetzt Hacke und Spaten hingeworfen und das Goldland wieder verlassen, so wäre die Sache zu einem guten Ende gekommen, aber Ihr wißt nicht, wie habsüchtig man wird, wenn man etwas vor sich gebracht hat und die Gewißheit hat, daß das Vermögen mit jedem Tage zunimmt. Alles Andere war mir jetzt gleichgültig, ich dachte nicht mehr an Euch noch an die ferne, schöne Heimath, all' mein Denken war einzig und allein auf das rothe, funkelnde Gold gerichtet. Nun aber müßt Ihr wissen, daß es in Californien von Verbrechern wimmelt, Menschen, die zu Allem fähig sind, wenn sie sich dadurch bereichern können, die mit kaltem Blut rauben und morden, finden sich dort in Masse ein, weshalb auch Jeder, der sich etwas erworben, oder irgend eine ergiebige Goldgrube entdeckt, dieses so viel wie möglich geheim hält. Ich lernte einen ehemaligen Schiffszimmermann kennen, ein gefährliches Subjekt, dem das böse Gewissen auf der Stirne geschrieben stand. Er hatte sich nicht nieder meinem Zelte häuslich niedergelassen, und die Klugheit gebot mir, gute Nachbarschaft mit ihm zu halten. Wir waren oft beisammen, der Kerl belästigte mich, wann und wo er nur konnte, trotzdem ich ihn oft genug merken ließ, daß ich nicht viel mit ihm zu thun haben wollte. Woher er wußte, daß ich meine Schäfchen im Trockenen hatte, weiß ich nicht. Wenn er gewußt hätte, wo ich mein Geld versteckt hielt, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, den Schatz zu stehlen, ohne deshalb den gefährlichen Versuch eines Raubmordes zu machen. Ich hatte Vorkehrungen getroffen, daß Niemand mir nachschleichen konnte, wenn ich zur Arbeit ging, und meine Grube lag so versteckt, daß ich ihre Entdeckung durch einen Unberufenen kaum zu befürchten brauchte. Es war im siebenten oder achten Monate meiner Thätigkeit als Goldgräber, die Ergiebigkeit meiner Grube hatte schon bedeutend nachgelassen. Ich trug mich jetzt ernstlich mit dem Gedanken in meine Heimath zurückzukehren, ich dachte viel an Euch, an die dunkle Gasse, an Eure gemüthliche, stille Dachkammer und an meine ungemüthliche Wohnung, in der hoffentlich die alte Margarethe noch immer wirthschaftet. Ich dachte an so Manches, was ich hüben und drüben erlebt und erduldet hatte und eine namenlose Sehnsucht ergriff mich nach Euch. Ich entschloß mich zur Heimkehr, verkaufte mein Zelt und meine Geräthschaften, zählte meine Banknoten, die ich aus dem verkauften Golde gelöst hatte und fand, daß ich ein reicher Mann war. Ich war stolz darauf, drüben in der Heimath als Kapitalist auftreten und denjenigen, die früher mich über die Achseln angesehen hatten, mit derselben verachtenden Geringschätzung begegnen zu können. Aber es sollte anders kommen. In der Nacht vor meiner Abreise lag ich schlaflos auf meinem harten Lager. Plötzlich hörte ich ein sehr verdächtiges Geräusch; ich horchte in athemloser Spannung und wagte nicht, eine Bewegung zu machen. Es war

Digitized by Google

damals nichts Seltenes, daß ein Goldgräber in seinem Zelte überfallen, ermordet und beraubt wurde, denn wie gesagt, gefährliches Gesindel trieb sich dort in Menge umher. Mein Revolver, so nennt man hier eine Schußwaffe mit sechs Läufen, lag neben mir, ich hielt den Finger am Drücker und wartete ruhig ab, was kommen würde. Da sah ich plötzlich, daß ein Mann leise in's Zelt schlich; er hielt eine Blendlaterne in der Linken und einen Revolver in der Rechten. Ich erkannte in ihm den Schiffszimmermann und wußte sofort, was ihn zu mir führte. Ich mußte wohl eine Bewegung gemacht haben, denn ich sah, daß er die Waffe erhob, vielleicht wäre es klüger gewesen, wenn ich ruhig liegen geblieben wäre. Ich that es nicht, ich richtete mich auf und unsere Schüsse fielen zu gleicher Zeit. Er stürzte nieder, seine Kugel hatte meinen linken Arm zerschmettert. Die Nachbarn fanden mich ohnmächtig und den Schiffszimmermann als Leiche. Auf meinen Wunsch wurde ich, natürlich gegen schweres Geld, in die nächste Stadt transportirt und hier mußte mir der Arm abgenommen werden."

„Ach der arme Mensch!" sagte der Schneider seufzend. „Wer hätte ahnen sollen, daß er als Krüppel in die Heimath zurückkehren würde! Was hat er nun von seinem Reichthum?" Mathilde las mit zitternder Stimme weiter:

„Nachdem Alles überstanden und ich wieder geheilt war, dachte ich lange darüber nach, ob ich nun noch zurückkehren solle."

Ich zog es vor, einstweilen in Newyork zu bleiben und abzuwarten, ob nicht Jemand von dort zu mir kommen und das einsame Leben des reichen und doch so armen Krüppels erheitern würde. Wenn das geschähe, so wollte ich mich hier schon zurechtfinden. Hängt Euer Bügeleisen an den Nagel, Meister Winter, und kommt mit Kind und Kegel hieher, mein Haus hat Raum genug für Euch Alle und was ich besitze, das soll zur Hälfte Euer sein. Dann wollen wir recht oft alter vergangener Zeiten gedenken! . . . . — aber ich vergaß, sie wird nicht mit wollen, und Ihr dürft das arme Kind nicht schutzlos allein lassen. Hab' oft daran gedacht, wie schön es sei, wenn wir Alle hier vereint wären, aber es soll nun einmal nicht sein, und so habe ich denn gedacht, da Ihr ja doch nicht kommen werdet, wenn Ihr die alte Margarethe bewegen wolltet, die weite Reise zu machen; da wäre doch wenigstens eine Seele um mich, mit der ich über meine Heimath plaudern könnte. Sie ist eine couragirte Person und wird sich vor der Reise nicht fürchten; es fragt sich nur, ob ihr die Heimath nicht gar zu sehr an's Herz gewachsen ist. Denn, wenn sie hier das Heimweh bekäme, dann wüßte ich nicht, was ich mit ihr anfangen sollte; ich glaub', ich bekäm's dann auch und müßte Knall und Fall hinüber, um meine alte, gute Stadt und die alten, lieben Freunde noch einmal zu sehen. Aber wenn Ihr selbst kommen wolltet, das wäre doch das Beste, ich würde wieder vergnügt und auch Ihr solltet ferner keine Sorge mehr haben. Eure Buben ließe ich etwas Rechtschaffenes lernen, und — — — ja, wenn sie Euch nicht abhielte! Gehabt Euch wohl und antwortet mir bald wegen der Margarethe, schreibt mir auch, wie es Euch ergeht und ob in Eurer Familie und im Kreise unsrer Bekannten nichts Besonderes sich ereignet hat. Meine genaue Adresse findet Ihr am Schlusse dieses Briefes, — wenn Ihr kommen wolltet, o dann — — aber ich weiß, es geht nicht. Tausend Grüße an Euch und alle Bekannte von Eurem bis in den Tod getreuen Ernst Bartels."

„Es wird ihm das Herz abdrücken," sagte Meister Winter, der mit gefalteten Händen zugehört hatte. „Er möchte gerne zurückkommen, aber ich weiß, was ihn abhält und ich glaube, es ist für ihn besser, wenn er ruhig drüben bleibt."

Mathilde hatte den Brief auf ihr Nähtischchen gelegt, sie blickte gedankenvoll vor sich hin. „Was ihn abhält, weiß ich auch," erwiderte sie leise, „aber er thut Unrecht, daß er sich abhalten läßt. Es ist doch etwas Wahres daran, wenn die Menschen fühlen sollen, wie lieb sie einander haben, dann muß das Schicksal sie trennen, dann muß das Meer zwischen ihnen liegen, so daß kaum die Aussicht auf ein Wiedersehen vorhanden ist."

„Was sagst Du da, Kind?" fragte der Schneider über dessen hagere Züge ein Lächeln freudiger Ueberraschung glitt.

„Nichts, nichts, Vater, frage jetzt nicht; ich kann Dir noch nicht mehr sagen, als daß wir vielleicht vor einem neuen Abschnitt unseres Lebens stehen. — — Möchtest Du hinüberreisen?" fuhr sie nach einer kurzen Pause fort. „Glaubst Du, daß es Dir nicht sehr wehe thäte, wenn Du von der Heimath für immer scheiden solltest?"

„Wenn Ihr mitgingel, Du und die Kinder was ließe ich dann hier noch zurück?" erwiderte der alte Mann ruhig. „Vom Grabe Deiner Mutter habe ich damals Abschied genommen, als ich hierherzog und hier fand ich nichts, was die neue Heimath mir werth und theuer machen konnte. Drüben aber hätte ich Euch und den Freund, und ich will es nur gestehen, Amerika, das vielgepriesene und vielgeschmähte Land möchte ich auch einmal sehen. Einen deutschen Flickschneider werden sie drüben auch gebrauchen können und wenn der Mann auch alt ist, er näht doch noch immer eine gute Nath. Also wenn Du wolltest, so würde ich gerne meinen Ranzen packen und die Kinder hätten gewiß auch nichts gegen die Reise einzuwenden. Freilich wenn wir hingehen, dann müßtest Du auch —"

„Still, still, Vater!" unterbrach Mathilde ihn hastig. „Ich denke, Margarethe wird es sich nicht nehmen lassen, ihren früheren Herrn zu pflegen, wir wollen hören, was sie dazu sagt."

Das letzte Wort war kaum über ihre Lippen, als die alte Magd eintrat. Sie hatte gesehen, daß

Digitized by Google

vor einer halben Stunde der Postbote in das Haus getreten war, und eine Ahnung sagte ihr, daß derselbe dem Schneider einen Brief seines Freundes gebracht habe, jetzt kam sie, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen.

Mathilde mußte den Brief noch einmal vorlesen und fast bei jedem Satze wurde sie durch einen Ausruf des Erstaunens, des Entsetzens oder der Freude von der alten Magd unterbrochen.

„Und was gibt es nun?“ fragte sie, als das Mädchen schwieg.“ „Werret Ihr den Wunsch des armen Krüppels erfüllen? Ich bin eine alte Person und werd's wohl nicht lang mehr machen und drüben würde ich binnen vier Wochen das Heimweh bekommen. Aber Ihr, Mathilde, seid noch jung und Bartels liebt Euch mehr, wie sich selbst, Ihr müßt hinüber. Oder wißt Ihr's noch nicht, daß die Liebe zu Euch ihn fortgetrieben hat? Mit Thränen in den Augen hat er's mir in der letzten Nacht vor der Abreise geklagt und nun ist er ein Krüppel, nun liegt er drüben verlassen und jammert und sehnt sich nach Euch. Ihr habt mir damals gesagt, weshalb Ihr ihn nicht heirathen wolltet und ich hab' Euch auch beipflichten müssen, aber jetzt liegt Alles anders, nun ist's Eure Pflicht und Schuldigkeit —“

„Margarethe, was ich heute zu thun habe, darüber bin ich schon mit mir einig,“ fiel Mathilde der eifernden Jungfer in's Wort. „Es ist wahr, ich hab' ihn damals hinausgetrieben, aber ich hab's nicht gewollt. Bei seinem ersten Antrage liebte ich ihn nicht, und später sah ich's als ein Opfer an, welches er mir bringen wollte, um meine verlorene Ehre zu retten. Ein solches Opfer durfte ich nicht annehmen. Aber Ihr habt Recht, heute ist's anders. Er ist ein Krüppel geworden und jetzt hat er ein Recht, den Lohn für seine Liebe zu fordern; wenn er also jetzt noch mich liebt, wenn er mich noch zum Weibe begehrt, dann will ich ihm eine treue, liebevolle Gefährtin sein.“

„Für diesen Entschluß segne Dich Gott, mein Kind,“ sagte der Schneider freudig gerührt, „ich hab' vorhin nicht d'rein reden wollen, denn ich hoffte zuversichtlich, Du werdest so und nicht anders handeln.“

„Daß er Sie noch liebt, das geht doch wohl klar und deutlich aus diesem Briefe hervor,“ fügte Margarethe hinzu, „es wird ein Festtag für ihn sein, wenn er so plötzlich wieder in Ihr liebes Gesicht blickt. Darum schieben Sie's nicht auf, den Paß können Sie rasch haben und im Auswanderungsbureau wird man's Ihnen so leicht wie möglich machen — — ja so, aber die Mittel? Woher wollen Sie das Reisegeld nehmen?“

„Ich habe mir Gott sei Dank so viel erspart, daß wir Alle hinüberkönnen,“ erwiderte Mathilde, „es sollte ein Sparpfennig sein für die Tage der Noth, aber ich denke, drüben kann ich's rasch wieder verdienen.“

„Drüben wird Ihre Kleine einen Vater finden, ich bin überzeugt, Bartels wird es wie sein eigenes Kind aufnehmen und lieben.“

„Das ist auch meine Meinung,“ sagte Meister Winter, „und wenn's jetzt einmal mit mir zu Ende geht, dann kann ich ruhig die Augen schließen, denn ich weiß, daß die Zukunft meiner Kinder eine glückliche ist.“

„Ich hoffe, daß Du noch recht lange an unserem Glück Theil nehmen mögest, Vater,“ erwiderte Mathilde bewegt, „hast Du so lange in Kummer und Trübsal gelebt, so wird der Allgütige Dir auch noch lange ein Dasein des Glücks und der Freude gewähren. Jetzt will ich gehen, um die Pässe zu bestellen und im Auswanderungsbureau mich erkundigen, wann das nächste Schiff abfährt; wir schreiben ihm nicht, wir wollen ihn überraschen, und diese Ueberraschung soll uns beweisen, ob er wirklich noch so oft und so viel an uns denkt, wie's in seinem Briefe geschrieben steht.“

(Schluß folgt.)

Vor Tangensalza.

(Von einem preußischen Landwehrmanne.)

(Schluß.)

Nach einiger Zeit kam die Alte wieder, und zwar äußerlich vollkommen beruhigt. Ich freute mich darüber und setzte mich hin, um mit ihr, die mein Herz gewonnen hatte, zu plaudern und ihr Gelegenheit zu geben, ihr Herz auszuschütten. Bevor ich aber zu sprechen anfing, nahm sie das Wort. Herr Unteroffizier, sagte sie, nicht wahr, Sie thun mir die Güte und bezahlen mir weder Bett noch Nachtessen? — Wie Ihr wollt, gute Frau; ich begnüge mich damit, Euch für Eure gute Aufnahme herzlich zu danken. — Das ist gut, sagte sie lächelnd, — jetzt habe ich Euch gefangen. Ihr seid mein Gast, da könnt ihr ja nicht auf meinen Sohn schießen. Gerührt und erstaunt sah ich die arme Frau an. O die fromme, rührende List des Mutterherzens! Ich war keines Wortes fähig und hätte ich gesprochen, ich glaube meine Stimme würde bedeutend gezittert haben. Ihr aber war mit Schweigen nicht gedient. — Nicht wahr? wiederholte sie dringend, Ihr könnt jetzt auf meinen Sohn nicht schießen? — Was sollte ich antworten? Ich war verlegen und schwieg wieder. Sie ließ nicht ab und die Hand auf meine Schulter legend und mir bittend ins Auge blickend, wiederholte sie immer wieder und immer dringender: Nicht wahr, Ihr schießet nicht auf meinen Sohn? Ihr versprecht es mir? Euer Wort! — Aber gute Frau, gute Mutter, sagte ich endlich — Ihr stellt Euch das anders vor. Das ist nicht so. Auf Eueru Sohn werde ich nicht schießen, wohl aber, wenn es dazu kommt, auf die hannöver'sche Armee. — Aber in der hannöver'schen Armee ist ja mein Sohn, rief sie in Todesangst, Ihr schießet vielleicht gerade auf meinen Sohn.

Digitized by Google

Ihr braucht ja gar nicht zu schießen. — Aber das müssen wir, darum werden wir ja hingeschickt — das ist unsere Pflicht. Die Andern werden auch auf uns schießen. Und was wäre da viel damit geholfen, wenn ich allein nicht schießen wollte, wo zehntausend Andere schießen? — Es wäre doch Eine Kugel weniger! Ein Tod weniger! rief sie, indem sie die Hände wie zu einem brünstigen Gebete aneinanderrückte — vielleicht gerade die Kugel, die meinen Sohn treffen würde. Ich zuckte traurig die Achsel. Was war gegen diese mütterliche Logik einzuwenden? gegen diese mütterliche Hoffnung, die sich an weniger als an einen Strohhalm klammerte. Sie fuhr fort und zwar mit einer Geberde, als ob sie das Leben ihres Kindes von mir, von mir allein zu erbitten hätte: Seht, lieber Mann, er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt und, weiß Gott, nicht gemacht, um so früh zu sterben. Er ist so stark und schön, es ist eine Freude, ihn nur zu sehen. Er ist mein einziges Kind; einen andern Jungen habe ich erst vor 2 Jahren verloren — es wäre doch gar zu traurig, wenn er jetzt auch sterben müßte, und in der Fremde, zerschossen, auf dem Felde, ohne daß ihm Jemand den Kopf hält. Und es ist ein so guter Junge! Fragen Sie im Dorfe! Alle Leute haben ihn gern, als er fort mußte, hat das halbe Dorf geweint — fragen Sie nur. — Sie konnte nicht weiter. Sie weinte nicht, wie vorhin, die Stimme war ihr angegangen; nur ihre Brust hob sich. Mit halb offenen Lippen saß sie da und sah mich flehentlich an. Und da sah sie nach einiger Zeit, wie mir zwei Thränen herabrollten. Ein glückliches Lächeln beleuchtete plötzlich ihr ganzes, noch eben erst so unendlich trauriges Gesicht. Sie athmete tief auf und rief: Ihr seid ein guter Mann! Ihr werdet nicht schießen! Ihr versprechet es! — Ich zuckte die Achseln und lächelte. — Ich will es Euch erleichtern, fuhr sie rasch fort — ich weiß ja, was Ihr müßt — Versprechet mir nur, daß Ihr nicht auf die Cavallerie schießet, denn er ist bei der Cavallerie. Versprechet mir dieses! War es anders möglich? Ich legte meine Hand in die ihre und sagte: Mein Wort darauf! Sie sprang auf, als wäre nun ihr Kind jeder Gefahr entronnen. Doch Eine Kugel weniger! Doch Eine Kugel weniger! rief sie triumphirend, während sie, immer die Hände ineinanderschlagend, raschen Schrittes in der Stube auf und ab lief — bis sie sich zuletzt in einen dunkeln Winkel hinter den Ofen setzte und still vor sich hinweinte. Es war kein schmerzliches, kein krampfhaftes Weinen, wie jenes erstere; es erleichterte ihr offenbar das Herz; es war bis zu einem gewissen Grade ein glückliches Weinen. Trotz dem guten Bette konnte ich lange nicht einschlafen; die erlebte Scene hatte mich aufgeregt. Aber endlich wirkte die Müdigkeit und ich sank in tiefen Schlaf und träumte nicht einmal, wie ich doch zu thun fürchtete, von der Alten. Als ich bei Anbruch des Tages die Augen aufschlug, stand bereits ein guter Kaffee wartend auf dem Tische. Meine gute Wirthin half mir auch beim Ankleiden, und ruhig reichte sie mir selbst das Gewehr, das sie gestern mit solchem Grauen betrachtet hatte. Ueberhaupt lag eine große heitere Ruhe über sie ausgegossen. Sie hatte doch etwas für ihr Kind gethan; sie hatte doch die Kugeln eines Laufes von ihm abgewendet, und es mochte ihr so zu Muthe gewesen sein, als hätte die Todeskugel ihres Sohnes gerade aus meinem Gewehre kommen müssen. Wahrscheinlich hätte sie dieses Gefühl beim Anblick jedes anderen Gewehres der preußischen Armee auch empfunden. Als ich über die Schwelle des Hauses trat und ihr die Hand zum Abschied reichte, schlug sie kräftig ein und sagte nun: Also ein Wort — Ein Mann! fügte ich hinzu, und Lächeln und Segenswünsche begleiteten mich, so lange sie meiner ansichtig bleiben konnte. Wenige Tage darauf standen wir in der Schlacht bei Langensalza und — ich hielt mein Wort. Hannöversche Cavallerie kam oft auf Schußweite, ja sie griff einmal unsere Compagnie an — die Kugel blieb ruhig in meinem Laufe. So oft ich einen hannöverschen Reiter sah, dachte ich an die gute Mutter und an die Mütter überhaupt. Nach der Kapitulation der Hannoveraner, sobald der Verkehr zwischen unserer Armee und dem nördlichen Deutschland wieder hergestellt war, schrieb ich an einen Universitätsfreund, der in der Nähe jenes hannöverschen Dorfes als Arzt lebt, um mich durch ihn nach dem Schicksale des Sohnes meiner Gastfreundin zu erkundigen. Er lebt und verweilt zeitweilig entlassen bei seiner Mutter, in derselben Stube, in der meine Kugel von ihm abgewendet worden. Der Doktor schreibt mir, die Mutter, die er selbst besucht, habe ihm versichert, sie danke das Glück, ihren Sohn frisch und gesund vor sich zu sehen, einem preußischen Landwehrmanne, der nicht auf ihn geschossen. Der Sohn lächelte zu dieser Behauptung; aber die Mutter bleibt unerschütterlich bei ihrem Glauben.

Verschiedenes.

Der Violinspieler Salomons, welcher dem Könige von England Georg III. Unterricht gab, sagte einst zu seinem erhabenen Schüler: Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Classen; zur ersten Classe gehören die, die gar nicht spielen können, zur zweiten gehören die, welche sehr schlecht spielen, und zur dritten Classe endlich gehören die, welche gut spielen; Ew. Maj. haben sich schon bis zur zweiten Classe emporgeschwungen.

Auflösung des Räthsels in № 75:

Wetterwolken.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 99. Sonntag, den 23. Dezember **1866.**

Mathilde.

Eine kleinbürgerliche Geschichte von E. A. König.

(Schluß.)

Zehntes Kapitel.

Das Haus, welches Ernst Bartels bewohnt, lag ungefähr 10 Minuten von Newyork entfernt. Es war ein hübsches, freundliches Landhaus, umgeben von einem großen, sorgsam gepflegten Garten und gewiß schon Mancher hatte den Eigenthümer um dieses hübsche Besitzthum beneidet. Ob der Besitzer glücklich sei, ob Friede und Liebe in dem Hause weilten, danach fragten Wenige. Auch wäre eine solche Frage vergeblich gewesen, Niemand hätte sie beantworten können. Der schlanke hagere Herr, der da so einsam unter den entlaubten Bäumen lustwandelte, schloß sich von allem Verkehr mit der Außenwelt ab. Die Wenigen, die sich um ihn und seine Vergangenheit bekümmern zu müssen glaubten, würden ihn für einen Menschenfeind gehalten haben, wenn nicht seine Thüre jedem Hülfsbedürftigen offen gewesen wäre. Er wirthschaftete allein in dem geräumigen Hause mit einer jungen Magd und Alles, was die neugierigen Nachbarn durch letztere erforschen konnten, beschränkte sich darauf, daß Bartels sein Vermögen in den Goldgruben Californiens erworben habe und dort durch einen Raubmörder zum Krüppel geschossen worden sei. Sie selbst habe den Verwundeten damals gepflegt und sei in Folge dessen Haushälterin bei ihm geworden. Böse Zungen wußten daraus gleich einen Roman zu spinnen. Bartels erfuhr nichts von solchen Klatschereien; sie würden auch keinen Eindruck auf ihn gemacht haben.

Wenn indeß der ehemalige Barbier dem Benehmen seiner Haushälterin einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte, so würde er bemerkt haben, daß dasselbe sehr oft die Grenze überschritt, welche die Dienenden von der Herrschaft trennt. Jedem Unbefangenen würde es sofort klar geworden sein, daß es das eifrige Bestreben der Haushälterin war, sich ihrem Herrn unentbehrlich zu machen und ihn durch alle Künste der Koketterie in ihr Netz zu locken.

Bartels aber bemerkte und ahnte nicht das mindeste; weder das holdselige Lächeln, noch die verführerischen Blicke, noch die unzweideutigen Worte Helenen's weckten in seiner arglosen Seele die Vermuthung, daß die Haushälterin ihn mit Liebenswürdigkeit zu umstricken suche. Es waren seit seinem Briefe an den Flickschneider ungefähr zwei Monate verflossen und erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Antwort des alten Mannes, obschon er überzeugt war, daß dieselbe nicht so lauten würde, wie er es wünschte. Mit seiner Haushälterin hatte er oft darüber gesprochen, und wie seine Vergangenheit klar vor ihr lag, so konnte Helene auch mit Sicherheit errathen, welche Wünsche und Hoffnungen die Seele des ehemaligen Barbiers hegte. Sie that nichts, den noch schwach glimmenden Funken der Hoffnungen anzufachen; es lag ja in ihrem Interesse, alles zu unterdrücken, was den Gedanken ihres Herrn diese Richtung geben konnte. Das aber wollte ihr nicht gelingen und Helene klammerte sich nun an die Hoffnung, daß entweder gar keine, oder doch eine ganz trostlose Antwort auf jenen Brief erfolgen werde.

„Man scheint Sie drüben in Ihrer Heimath ganz vergessen zu haben," sagte sie, und ihr Blick ruhte forschend auf ihrem Herrn, der nachdenkend am Fenster stand und in den dämmernden Herbstabend hinausschaute. „Die alte Magd und der Flickschneider werden wohl schon gestorben sein und das Fräulein, welches Ihnen zweimal einen Korb gab, hält es wahrscheinlich nicht der Mühe werth, Ihnen zu antworten."

„Wenn Sie das fromme liebe Mädchen kennten, Helene, würden Sie nicht so rasch den Stab über sie brechen," erwiderte Bartels mißbilligend.

„Daß sie zweimal Ihren Antrag zurückwies, gab mir die schlechte Meinung von ihr," fuhr Helene, die Oberlippen trotzig aufwerfend fort; „wären Sie ein vornehmer, reicher Herr, oder auch nur ein selbstständiger Kaufmann gewesen, würde sie mit Freuden eingewilligt haben. Jetzt freilich, nun Sie ein reicher Mann geworden sind, mag sie's bereuen aber die Reue kommt zu spät und das muß sie erbittern, diese Erbitterung wird sie eben bewegen —"

„Gott sei Dank, ich kenne Mathilde besser," unterbrach Bartels sie ruhig, „obschon auch ich bezweifle, daß sie kommen wird."

„Es wäre auch Thorheit, daran zu denken. Wenn sie dazu geneigt gewesen wäre, würden Sie längst einen Brief erhalten haben. Jetzt sind die drei Schlafstuben verschwenderisch eingerichtet und werden unbenutzt bleiben —"

„Gleichviel, es hat mir Vergnügen gemacht, und man kann nicht wissen, wozu sie später noch gebraucht werden."

Digitized by Google

„Welche Thorheit, Herr Bartels, daß Sie so einsam und freudlos ihre Tage verbringen," nahm die Haushälterin nach einer Pause wieder das Wort, „Sie sollten heirathen und das Leben genießen."

„Heirathen?" erwiderte der ehemalige Barbier achselzuckend. „Wie rasch das gesagt ist!"

„Oh Sie fürchten —"

„Ich fürchte nichts und ich hoffe nichts," fuhr Bartels ernst fort und sein Blick ruhte durchdringend auf den hübschen Zügen des Mädchens, „wenn Ihnen das einsame, freudlose Leben in diesem Hause nicht behagt, dann will ich Sie freilich nicht hindern —"

„Habe ich mich beklagt?" unterbrach Helene ihn rasch. „Mein einziger Wunsch ist, bei Ihnen bleiben und Sie pflegen zu dürfen, ich meinte nur, es müsse Ihnen langweilig sein, wenn —"

„Stille davon!" sagte Bartels ungeduldig, „ich mag nicht daran erinnert sein, wie das Leben in diesem Hause sein würde, wenn sie hier schaltete und waltete. Ich weiß nicht, wie mir heute zu Muthe ist, ich habe mich noch nie in einer so qualvollen Stimmung befunden. Manchmal meine ich laut aufjubeln zu müssen, und gleich darauf möchte ich wieder — — Horch, fuhr da nicht ein Wagen vor? Helene wollen Sie so gut sein —"

„Es fährt oft ein Wagen hier vorbei," unterbrach die Haushälterin ihn verstimmt, indem sie sich erhob.

„Aber er hält vor dem Hause, man zieht die Glocke — — so eilen Sie doch, Sie sehen ja, wie sehr die Ungeduld mich verzehrt."

„Da sind wir mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel in Eurem gelobten Amerika und nun Ihr uns eingeladen habt, Bartels, müßt Ihr uns auch aufnehmen, aber vorab kommt in meine Arme, ich habe mich nicht weniger danach gesehnt, Euch wiederzusehen, wie Ihr Euch danach gesehnt haben mögt, auf Euren Brief Antwort zu erhalten."

Bartels stand stumm vor Erstaunen der Familie des Flickschneiders gegenüber, gerade das, woran er nicht mehr gedacht, worauf er nicht mehr gehofft hatte, war plötzlich eingetroffen und vor seinen Augen erschloß sich wieder die Aussicht auf glückliche Tage, welche er unwiederbringlich verloren glaubte. Die Ueberraschung war zu groß, er vermochte nicht ein Wort über die Lippen zu bringen, aber in seinen Augen strahlte eine namenlose Freude und der herzliche, deutsche Handdruck, mit welchem er sie nach der Reihe willkommen hieß, bewies ihnen deutlich die Wonne in seinem Herzen. In aller Augen leuchtete und glänzte es, nur nicht in denen der Haushälterin, die mit dem Ausdruck finsteren Hasses auf Mathilde ruhten.

„Helene, schaffen Sie das Reisegepäck hinauf!" befahl der ehemalige Barbier, und da es die ersten Worte waren, welche er nach dem Eintritt der unerwarteten Gäste sagte, so konnte es Niemand wundern, daß er sie hastig und in einem Tone hervorstieß, der unter Umständen ziemlich herb, fast grob klang. „Und nun ein Hurrah für den alten Meister Winter und seine ganze Familie! Seht, alter Mann, wenn ich Euch das nicht vergelte mit treuer Sohnesliebe, so sollt ihr mich einen Schuft heißen! Und das ist Mathildens Kleine? Ein prächtiges Kind, komm her, Schatz, ich will Dir ein liebevoller Vater sein. Nehmt doch Platz! Allons, angefaßt, Jungens, den Tisch an den Kamin gerückt, meine Haushälterin soll auftischen, was Küche und Keller vermögen, und dann wollen wir Alle Brüderschaft trinken."

„Und mir sagen Sie nichts?" flüsterte Mathilde, die das aufgeregte Wesen des jungen Mannes mit Wohlgefallen beobachtete und rüstig Hand angelegt hatte.

„Was soll ich Ihnen sagen, Mathilde?" erwiderte Bartels mit bebender Stimme, indem er dem Mädchen die Hand reichte. „Wenn ich Ihnen Alles das sagen wollte, was mir augenblicklich das Herz bewegt, dann könnte ich mit Ihnen plaudern die ganze Nacht hindurch und ich wäre morgen früh noch nicht zu Ende. Mathilde, Sie haben mich namenlos glücklich gemacht, und wenn ich kein Krüppel wäre, dann — — aber wo steckt denn die Haushälterin? Helene! Aufgetischt! Wein, Thee — vorwärts!"

Es war ein köstlicher Abend, den die glücklichen Menschen miteinander verlebten. Sie hatten einander so viel zu erzählen, daß Ihnen die Stunden im Fluge verflrichen und sie würden überhört haben, daß die Uhr Mitternacht schlug, wenn nicht Helene so freundlich gewesen wäre, sie darauf aufmerksam zu machen.

„Nun denn, schlaft wohl, morgen wollen wir über Alles weiter reden," sagte Bartels, indem er sich erhob. „Und Sie, Mathilde, haben Sie Acht auf das, was Sie in dieser Nacht träumen, denn der Traum in der ersten Nacht unter fremdem Dache soll in Erfüllung gehen."

Während Bartels den Schneider und dessen Söhne in die für Sie bestimmten Schlafstuben führte, begleitete die Haushälterin Mathilde.

„So, da wären wir," sagte sie, indem sie das Licht auf den Tisch stellte, „ich hoffe, es wird Ihnen gefallen hier. Wann Sie noch lange hier zu verweilen gedenken, werden Sie freilich sich umquartieren müssen, denn Herr Bartels hat vor, diese Zimmer nach unserer Hochzeit mir einzuräumen."

Von den Lippen Mathildens verschwand das freundliche Lächeln und dem lauernden Blick der Haushälterin konnte die Bestürzung nicht entgehen, die in den Zügen der ihr verhaßten Nebenbuhlerin sich spiegelte.

„Oh, das wußten Sie nicht?" fuhr sie fort. „Freilich, ich hätte mir's denken können. Ernst will, daß unser Verhältniß vor dem Tage unserer Hochzeit nicht bekannt werden soll. Er hat mir auch von Ihnen erzählt, und ich gestehe, daß ich

Digitized by Google

anfangs eifersüchtig auf Sie war; als er mir aber Ihren Charakter schilderte, sah ich ein, daß ich keinen Grund zur Eifersucht hatte. Was ich für ihn gethan habe, kann er mir nie vergelten, mir dankt er sein Leben, und Ihnen, mein Fräulein, verdankt er den Verlust seines Armes. Sie werden so verständig sein, meinem Glücke nicht in den Weg zu treten, denn Sie sind ja hochherzig und edel."

„Aber davon hat er mir nichts geschrieben!" erwiderte kleinlaut Mathilde, welche durchaus keine Zweifel an der Wahrheit der Mittheilungen Helenens hatte.

„Weil er's geheim halten wollte. Ich aber fühle mich verpflichtet, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Helene!" rief in diesem Augenblick die helle Stimme Bartels, und die Haushälterin brach ab, um dem Rufe Folge zu leisten.

Bartels erwartete sie auf der Flur, er forderte sie auf, ihm zu folgen und ertheilte ihr im Wohnzimmer einige Aufträge für den nächsten Morgen, dann ging auch er zur Ruhe.

Die Haushälterin glaubte schon, triumphiren zu dürfen, und sie hatte sich in dem Charakter Mathildens nicht getäuscht. Nach kurzer Ueberlegung beschloß Mathilde, dieses Haus zu verlassen. Worte und Blicke des Freundes hatten ihr verrathen, daß er noch immer sie liebe. Diese Liebe aber drohte das Glück Helenen's zu vernichten und Helene hatte dieses Glück theuer erkauft. Es war ein schwerer Entschluß, der dem Herzen Mathildens eine tiefe Wunde schlug. Sie hatte auf eine frohe, glückliche Zukunft gehofft und nun war Alles wieder verloren! Von ihrem Glück konnte jetzt keine Rede mehr sein, Mathilde war entschlossen, schon am nächsten Tage mit Hülfe der Haushälterin sich eine passende Wohnung in Neuyork zu suchen und alsdann ihr Putzgeschäft wieder zu eröffnen.

Der Plan der Haushälterin wäre am Ende ganz gelungen, wenn nicht Bartels ihre Unterredung mit Mathilde belauscht hätte. Es war ihm aufgefallen, daß Helene so lange in dem Zimmer ihrer Rivalin blieb. Als er vor der Thüre jenes Zimmers stand, um der Haushälterin einige Aufträge zu ertheilen, vernahm er einige Worte jener Unterredung. Das bewog ihn, zu lauschen, und nun blieb ihm der Plan Helenens kein Geheimniß mehr.

„Nun, was hat Ihnen geträumt, Mathilde?" fragte Bartels am andern Morgen.

„Wir träumte von einem glänzenden Geschäft," erwiderte Mathilde sichtbar verwirrt, „und da Sie gesagt haben, daß mein erster Traum unter Ihrem Dache in Erfüllung gehen werde, werden Sie mir auch wohl erlauben, daß ich noch heute mich nach einem passenden Geschäftslokale in Neuyork umsehe."

Meister Winter blickte bestürzt auf seine Tochter, während ein verstohlenes Lächeln über Bartels Züge glitt.

„Hat Ihnen nicht auch von meiner Hochzeit mit meiner Haushälterin geträumt?" fragte er dann rasch.

Die Bestürzung des Schneiders wuchs. Helene erhob sich mit bleichen Wangen.

„Bleiben Sie!" fuhr Bartels fort und jetzt klang seine Stimme rauh, befehlend; „hatten Sie gestern Abend den Muth, diese junge Dame so frech zu belügen, so werden Sie hoffentlich auch den Muth haben, die Folgen dieser Lüge zu tragen. Es ist wahr, Sie haben mich während meiner Krankheit gepflegt und ich bin Ihnen Dank dafür schuldig; wenn Sie aber glauben, ich könne diesen Dank nicht anders als durch eine Heirath mit Ihnen bethätigen, so ist das eine Ueberhebung, die auf Ihren Charakter ein schlechtes Licht wirft. Ich habe Ihnen jetzt nichts weiter zu sagen, als: dort ist die Thür! Dies ist der Lohn, den ich Ihnen schulde. Wenn die Summe in diesem Couvert Ihre Forderung übersteigt, so betrachten Sie den Ueberschuß als eine Anerkennung Ihrer mir geleisteten Dienste."

Mit diesen Worten warf Bartels ihr ein verschlossenes Paketchen zu, und Helene verließ das Zimmer mit stolz erhobenem Haupte. Mathilde bat für sie, auch der alte Mann redete seinem Freunde zu, Milde walten zu lassen, aber Bartels blieb unerbittlich.

„Nun ich meine Haushälterin entlassen habe, zwingt mich die Noth, Sie zu bitten, deren Stelle zu übernehmen," wandte Bartels sich, nach einer peinlichen Pause, an Mathilde. „Vielleicht finden Sie die Stelle angenehm genug, um Ihren ehrgeizigen Plänen, das erste Putzgeschäft in Neuyork zu besitzen, zu entsagen. Mathilde, was uns damals trennte, das ist, denke ich, jetzt geschwunden, ich will Ihrem Kinde ein liebender Vater sein, und Sie?"

Er hatte sich dem Mädchen genähert, ihre Hand ruhte in der seinen und sie blickte mit herzlicher Liebe zu ihm auf. „Wie könnte ich Ihnen widersprechen; seit Sie uns verlassen, habe ich erst empfunden, wie lieb und theuer Sie meinem Herzen waren!"

„Dann, Mathilde, wird auch der Himmel unsern Bund segnen!" jubelte Bartels, indem er das erröthende Mädchen an seine Brust zog.

„Gewiß!" sagte der Schneider tief bewegt. Nach einer langen, stürmischen Nacht geht Euch ein schöner Morgen auf und ein köstlicher Tag wird ihm folgen!"

Verschiedenes.

Am 3. Dez. d. J. feierte Ignaz Kuranda in Wien sein 50jähriges Journalisten-Jubiläum. Zu dem Festmahle, welches die „Concordia" ihm ver-

Digitized by Google

anstaltete, hatten sich mehr als hundert Journalisten und Schriftsteller eingefunden. Unter Andern hielt E. Bauernfeld eine geistvolle Rede über die Zugehörigkeit der Deutschösterreicher zu Deutschland, und sprach zum Schluß folgende Verse:

Getoastet ward in Deutschland viel, gesungen,
Vom Turnverein zu deutscher Ehr' gerungen,
er teutsche Kraft an das Herz geschlossen;
Bis — bis die Brüder auf einander schossen!
So brach der Krieg denn aus, der beispiellose —
Querelle allemande nennt es der Franzose.
Stamm gegen Stamm rauft sich in diesen Tagen,
Und — pour le roi de Prusse hat's ausgeschlagen.
Die Farben wechseln so im deutschen Land,
Statt schwarz-roth-gold — schwarzweiß — so vorderhand!
Man nimmt's wie's kommt und wie's das Glück beschieden —
Der diplomat'sche Krieg, der diplomat'sche Frieden.
Man lächelt fein: „Wir müssen Ordnung machen!"
Die unterhöhlten Thrönchen wanken, krachen —
Die vielen Vaterländchen, kleinen Kronen,
Man brauche sie eben länger nicht zu schonen,
So sind jetzt weniger — wir nähern uns dem Ziele —
So sind jetzt weniger — doch immer noch zu viele!
Drum, ihr politischen Herrn, bereitet nur die Geschäfte,
Im Stillen harrt das Volk und sammelt seine Kräfte —
Das Volk, in das der Freiheit Geist gefahren
Zu Huttens, Luthers Zeit, so vor dreihundert Jahren!
Da gab's noch hundert Herrn, so große, kleine,
Die sind jetzt weggefegt — so bleibt euch noch der eine —
Ihr aber bleibt euch selbst und lernet euch erkennen,
Des einen Uebermacht soll Euch nicht fürder trennen!
Was Nord und Süd! Das ist kein Theilungsgrund!
Das deutsche Volk — das ist der deutsche Bund!
So geht's von Hand zu Hand, von Mund zu Munde:
„Dem deutschen Vaterland, dem neuen deutschen Bunde!"

Baker und Sohn beim Prälatenwein, oder eine Erkennungsscene am Leopoldi-Tage. Am vergangenen Leopoldstage hat sich in Klosterneuburg folgende artige Geschichte abgespielt: Der trotz seines ziemlich hohen Alters und trotz seines bedeutenden Vermögens unverehelichte Wiener Fabriks- und Hausbesitzer Leopold M. machte am 15. vor. Mts., an seinem Namenstage, mit mehreren Freunden mit seinem „Zeugl" eine Landpartie nach Klosterneuburg, wie er dies an diesem Tage seit 30 Jahren zu thun gewohnt ist. Herr M., ein „flotter Wiener" in des Wortes verwegenster Bedeutung, nahm mit seiner Gesellschaft im Klosterkeller sofort einen Tisch in Beschlag und traktirte seine, nebenbei bemerkt, durchwegs jungen „Freunderln" in der exquisitesten Weise. Als die Stimmung dieser „angeheiterten" Gesellschaft bereits einen gewissen Höhegrad erreicht hatte, kam ein noch junger Soldat mit einem eingebundenen Arme in den Klosterkeller und suchte vergeblich an den Nachbartischen ein Plätzchen, um bei einer Flasche echten „Klosterneuburger" seinen Namenstag zu feiern. Kaum hatte der „flotte Wiener" bemerkt, daß der verwundete Soldat einen Platz suche und keinen findet, als er ihm auch schon von weitem zurief: „He da, Landsmann, da zu uns her; da ist noch Platz; wir drucken und rucken uns halt a bisl zusammen; das Drucken sind wir ja schon g'wöhnt!" Der Soldat, ein hübscher Mann, nahm sofort an dem Tische Platz und machte auch von der liebenswürdigen Einladung des Bestgebers, von seinem Weine zu trinken, in ungezwungener Weise Gebrauch. Man wurde bald sehr „fidel" und, als Hr. M. erfuhr, daß der Soldat auch Leopold heiße, ließ er sogleich eine Extra-Bouteille, Prälatenwein auftischen. Nun wurde der verwundete Krieger aufgefordert, seine Lebensgeschichte und seine Kriegsabenteuer zu erzählen, welcher Aufforderung derselbe gerne und mit großem Freimuthe nachkam. Nachdem er erzählt hatte, wie er bei Nachod verwundet worden, kam er auf seine Kinderjahre zu sprechen, sagte, daß er eine elternlose Waise sei, daß er seinen Vater, wie so viele „Findelkinder", gar nicht kenne, und bemerkte schließlich auch, daß seine Mutter, welche in größter Armuth gelebt hatte und im vorigen Jahre gestorben ist, Anna N. . . . . geheißen habe. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf unseren „flotten Wiener". — Er stand auf, fing heftig zu schluchzen an, umarmte den jungen Krieger und nannte ihn seinen — Sohn. Bei dem Nachhausefahren war die Gesellschaft durch einen glücklichen Soldaten vermehrt, der nun der einzige Erbe des reichen Herrn Leopold M. werden wird.

Die Zahl 4 rechnen die Kabbalistiker zu den mystischen, weil in fast allen bekannten Sprachen das Wort „Gott" nur 4 Buchstaben enthält: bei den Griechen Zeus, bei den Römern Deus, bei den Spaniern Deos, bei den Franzosen Dieu, bei den Dalmatiern Bogi, bei den Türken Alla, bei den Aegyptiern Toub, bei den Persiern Zuri, bei den Indiern Zimi und bei den Hebräern Eloa.

Ein halber Bart. Die gute alte Zeit war bekanntlich in harten und grausamen Strafmaßregeln sehr erfinderisch. Diese Strafe ist auffällig genug in ihrer humoristischen Harmlosigkeit; sie ist dabei, unseres Wissens, noch nicht erwähnt worden, die nämlich, einen halben Bart zu tragen. In einer Geschichte des deutschen Bauernkrieges wird ein Bürger von Neckarsulm erwähnt, welcher geloben mußte, nicht nur nicht mehr in's Wirthshaus zu gehen, auch Neckarsulm nicht zu verlassen, sondern auch, „daß er fürhin soll und will einen halben Bart tragen, den halben Theil alle 14 Tage einsmals scheeren lassen, und den andern Halbtheil, es sei mit Abzwicken noch in anderem Wege zu mindern, sondern der soll, wie er wächst, bleiben."

Räthsel.

(Dreisilbig.)

Durch X ich erste mitten schreite,
Wer liebt „es dürstet" sieht die zweite,
Die dritte hängt an allen Bärten,
An Bäumen nicht jedoch in Gärten,
Das Ganze ist ein Dorf im Schwabenland
Sehr nahe an der Iffel Strand.

Redaction, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 98. Donnerstag, den 27. Dezember **1866.**

Eine gefährliche Situation.

Skizze von E. A. König.

Es war in den ersten Tagen nach meiner Verlobung, als ich eines Abends spät mich auf den Weg zur Wohnung meiner Braut begab.

Das Haus meiner künftigen Schwiegereltern lag ungefähr eine Stunde von unserem Dorfe entfernt, doch schlug ich die Wanderung nicht an, denn der Weg führte durch einen sehr bevölkerten Landstrich, und wir befanden uns in den ersten, schönen Tagen des Monats Oktober.

Ich hatte schon vor einer Stunde von Hause gehen wollen, war aber durch den Besuch eines Freundes aufgehalten worden und mochte doch auch nicht ganz auf die süße Schäferstunde verzichten, welche in den Armen meiner Braut meiner harrte.

„Nimm den Hund mit!" sagte die Mutter, als ich fortging, und das kluge, treue Thier sah mich, mit dem Schweife wedelnd, an, als ob es nur auf meine Erlaubniß warte.

Ich erwiderte lachend, der Hund bewache besser das Haus, ich könne selbst über mich wachen.

Der Vater stand am Fenster und sah in die mondhelle Nacht hinaus.

„Brich jedenfalls rechtzeitig wieder auf", ermahnte er, „das Wetter wird sich in dieser Nacht ändern, und ich befürchte, wir bekommen Regen."

Ich schlug den Schirm aus, den meine Mutter eilfertig hinter dem alten Schranke hervorholte, steckte den Hausschlüssel in die Tasche und verließ das Haus.

Der Mond blickte so klar und freundlich mich an, als ich zu ihm hinaufschaute, daß ich im Stillen über den Vater, den alten Wetterpropheten, der nun schon so oft in seinen Berechnungen und Prophezeihungen sich geirrt hatte, lächeln mußte. Und doch war es mir nicht so recht freudig zu Muthe, wie sonst wohl, wenn ich diese Wanderung antrat. Die ernste Bitte der Mutter, den Hund mitzunehmen, hatte mich, weßhalb wußte ich selbst nicht, verstimmt, sie klang mir wie eine Ahnung des besorgten Mutterherzens, wie ein Vorgefühl, daß ich in dieser Nacht des Hundes zu meinem Schutze bedürfen könne. Fast unwillkürlich blickte ich mich um, weit und breit sah ich keine Seele.

„Pah, Schwachheit!" dachte ich. „Die Mutter wird eben gedacht haben, es sei immer besser, wenn ich an dem Thiere Gesellschaft habe; wäre sie in Wirklichkeit durch irgend eine Ahnung beunruhigt gewesen, hätte sie mir den Hund gewiß nachgeschickt."

So schritt ich denn wacker darauf los und pfiff, um den immer wiederkehrenden Gedanken abzuwehren, ein lustiges Marschliedchen für mich hin.

Meine Braut hatte bereits die Hoffnung verloren, mich heute Abend noch zu sehen; die Mutter wollte eben die Hausthüre schließen und zu Bette gehen, als ich an den Fensterladen pochte.

Es war jetzt schon zehn Uhr, und bis elf wollte ich bleiben und dann den Rückweg antreten. Aber im Gespräch mit meiner Braut und deren Eltern achtete ich nicht sonderlich auf die verschwindenden Minuten und so kam es denn, als ich auf die Uhr sah, zu meinem Erstaunen bemerkte, daß Mitternacht bereits verstrichen war.

Meine Braut bat mich, die Nacht dazubleiben, und die Hausfrau vereinte ihre Bitten mit denen ihrer Tochter.

In der Geisterstunde sei es auf dem Friedhofe nicht recht geheuer, meinten sie, ich könnte einen Schreck davontragen, an dem ich für mein ganzes Leben genug habe, ich solle lieber morgen in aller Frühe aufbrechen und werde dann immer noch zeitig genug im Hause meiner Eltern eintreffen.

Der Vater meiner Braut, trotz seiner sechszig Jahre noch immer ein rüstiger, strammer Knabe, der keine Furcht kannte, lachte über die abergläubische Furcht und versetzte, es solle ihm leid thun, wenn sein künftiger Schwiegersohn sich vor ein paar Grabsteinen fürchte.

Das gab den Ausschlag, denn offen gestanden, war ich halb und halb schon geneigt, den Bitten nachzugeben; meine Braut mußte jetzt, schon um der Ehre ihres künftigen Gatten willen, selbst wünschen, daß ich ging.

Aber selbst auf die Gefahr hin, den Vater zu erzürnen, baten mich die Frauen, lieber den Umweg von einer Viertelstunde zu machen, als über den Friedhof zu gehen, man thue ja immer besser, der Gefahr vorzubeugen, als sie herauszufordern.

Ich versprach es, war aber keineswegs geneigt, dieses Versprechen zu halten.

Auf halbem Wege zwischen dem Hause meiner Eltern und dem meiner Braut lag ein Dorf, vor diesem, ungefähr einen Büchsenschuß von den ersten Häusern entfernt, der Friedhof, und dicht neben dem letzteren die Kirche.

Der Weg führte über den Gottesacker, schon längst hatte die Gemeinde denselben einfriedigen

Digitized by Google

und einen Weg um ihn herum führen wollen, bis jetzt war es noch immer bei dem Wollen geblieben.

Schon oft war dieser Friedhof mit Spukgeschichten in Verbindung gebracht worden; der Barbier aus unserem Dorfe wollte selbst im verganzenen Jahre einmal einen Geist zwischen den Grabsteinen wandeln gesehen haben, auch behauptete der Küster, welcher zugleich das Amt des Todtengräbers versah, schon einigemal in der Kirche Nachts zwischen zwölf und ein Uhr Licht bemerkt zu haben.

Die Beherzten schüttelten über diese Behauptungen die Köpfe, die Furchtsamen glaubten daran, und ich, der ich die Mitte zwischen Beiden hielt, wußte eigentlich selbst nicht, was ich davon halten sollte. Es kamen Augenblicke, in denen ich geneigt war, über die Märchen zu spotten, aber zu andern Zeiten konnte ich auch wieder mit ernster Miene den Furchtsamen, welche die Existenz der Gespenster außer allen Zweifel stellten, beipflichten.

Wollte ich das Dorf umgehen, so mußte ich einen Umweg von mindestens einer Viertelstunde machen und dabei einen Busch durchwandern, der für mich mehr Schrecken hatte, als der Friedhof mit seinen Grabsteinen und Trauerweiden.

„Die Strecke ist nur kurz", dachte ich, „hundert Schritte, und Du bist hinüber, also spare den Umweg."

Der Himmel hatte sich inzwischen umwölkt, und dann und wann, wenn der Wind die Wolken zerriß, warf der Mond flüchtig einen Strahl seines bleichen Lichtes auf die Fluren.

In Gedanken über meine Zukunft versunken, hatte ich bereits eine ziemliche Strecke zurückgelegt, als ich plötzlich eine dunkle Gestalt neben mir auftauchen sah.

„Wohin noch so spät?" fragte eine rauhe Stimme.

„Nach S.", erwiderte ich erschreckt, indem ich zu dem Fragenden aufblickte.

Der Mond blickte in diesem Augenblicke ebenfalls auf meinen Begleiter, und dieser Umstand erlaubte mir, die Züge des Fremden meinem Gedächtnisse einzuprägen.

„Keiner von den Unsern", hörte ich ihn murmeln, „aber gleichviel. — Habt Ihr keine Furcht, um Mitternacht über den Friedhof von D. zu wandern?" fuhr er nach einer Pause fort. „Man sagt, der alte Wucherer, den sie vor zehn Jahren dort begraben haben, finde keine Ruhe in seinem Sarge und müsse in jeder Nacht in der Dorfkirche ein Paternoster beten."

Diese Worte waren nicht geeignet, mir Muth einzuflößen, doch wollte ich mir, dem Fremden gegenüber, keine Blöße geben.

„Hätte ich den Muth nicht, würde ich wohl einen Umweg gemacht haben", entgegnete ich so muthig, wie es mir möglich war.

Wir gingen eine geraume Weile schweigend neben einander her; ich muß gestehen, ich empfand einige Furcht vor meinem Begleiter, sein pockennarbiges Gesicht, die dunkeln Augen unter den buschigen Brauen, die aufgeworfene Stumpfnase, der volle, dichte Bart, das Alles in Verbindung mit seiner rauhen, heiseren Stimme, machte auf mich den Eindruck eines Menschen, der zu Allem, selbst zu einem Verbrechen fähig ist.

„Hütet Euch vor der Kirche", nahm der Fremde endlich wieder das Wort, „Ihr werdet wohl schon gehört haben, daß sich oft zur Nachtzeit Lichtschimmer in derselben gezeigt haben soll, schlagt ein Kreuz und betet ein Paternoster, wenn Ihr um Mitternacht an ihr vorübergeht, denn drinnen beten die ruhelosen Seelen, die unter dem Rasen den ersehnten Frieden nicht finden können."

Es frappirte mich, daß mein Begleiter sich so auffallende Mühe gab, meine Furcht zu erregen und schon schwebte mir eine grobe Antwort auf der Zunge, als ich, zur Seite blickend, gewahrte, daß der Fremde verschwunden war.

Wohin er gegangen, woher er gekommen, beides war mir gleich räthselhaft, ich hatte weder sein Kommen noch sein Scheiden bemerkt; sollte er am Ende selbst zu der Zahl derer gehören, die dort in der Kirche um Mitternacht für ihr Seelenheil beten mußten?

Durch die zerrissenen Wolken blickte der Mond auf den Friedhof nieder, kaum fünfzig Schritte vor mir sah ich die weißen Kreuze und Kreuzchen schimmern, der Herbstwind raschelte in dem welken Laube, ich muß gestehen, so recht heimlich war mir nicht zu Muthe. Hätte ich jetzt die Wahl gehabt, ich würde den Umweg gemacht haben, aber ich stand nun einmal so nahe vor dem Gottesacker, daß ich die Achtung vor mir selbst verlieren mußte, wollte ich jetzt noch umkehren.

Ich schritt, ohne einem bestimmten Gedanken nachzuhangen, mit dem stumpfen Muthe der Verzweiflung an den Gräbern vorbei, deren Hügel zu beiden Seiten neben mir lagen, nur noch fünf Schritte, und ich hatte den Friedhof im Rücken; da sah ich plötzlich dicht vor mir etwas Weißes schimmern, mir schien es, als stünde eine riesige Gestalt, mit einem weißen Todtengewande bekleidet, vor mir und streckte die Arme nach mir aus. Wäre ich bei kaltem ruhigem Blute gewesen, ich würde abgewartet haben, bis der Mond, den gerade jetzt eine Wolke bedeckte, mir zu einer näheren Anschauung dieser Erscheinung geleuchtet hätte; ich verlor den letzten Rest meiner Gegenwart und nahm Reißaus. War es Einbildung oder Wirklichkeit, ich glaubte mich verfolgt, deutlich vernahm ich hinter mir Schritte, ich hörte das dürre Laub, welches auf dem Wege lag, rascheln und fühlte, daß der Angstschweiß mir auf die Stirne trat.

Ohne an die Warnung des Fremden zu denken, eilte ich auf die Kirche zu, die Thüre war nur halb angelehnt, fast bewußtlos trat ich ein, flüchtete hinter den Altar und sank hier ohnmächtig auf die kalten Steine nieder.

Als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich lange

Digitized by Google

nicht darauf besinnen, was mit mir vorgefallen war, ich schämte mich jetzt meiner Furcht, umsomehr, als ich mich entsann, daß am Ausgang des Kirchhofs zwei Silberpappeln standen, welche ich höchstwahrscheinlich für das Gespenst angesehen hatte.

Ich wollte jetzt die Kirche wieder verlassen, fand aber zu meiner Bestürzung, daß die Thüre geschlossen war. Was nun? Bis zum Morgen auf den kalten Steinen zu campiren, hatte ich keine Lust, und doch blieb mir am Ende nichts anderes übrig, denn der Küster wohnte im Dorfe und die Fenster, selbst wenn es mir gelungen wäre, sie durch Klettern zu erreichen, ließen sich nicht öffnen. Es war sogar noch die große Frage, ob ich während des nächsten Tages die Freiheit erhalten würde, denn, hatte der Küster kein Geschäft in der Kirche zu verrichten, so blieb die Thüre auch geschlossen.

Ich hätte im Zorne über meine Feigheit, welcher allein ich meine wenig beneidenswerthe Lage verdankte, mir selbst vor den Kopf schlagen mögen, aber dadurch war mir nicht geholfen. Das Klügste, was ich thun konnte, war, daß ich einstweilen in einem Beichtstuhl mein Lager aufschlug und ruhig den nächsten Morgen abwartete.

(Schluß folgt.)

Nur keine Ueberraschung.

Eugenie eilte vor den Spiegel, setzte den Hut auf, drehte schnell das Köpfchen einmal rechts und einmal links, ergriff den Sonnenschirm und trat in's Wohnzimmer, wo ihr Albert auf sie wartete. Er war noch nicht ganz ihr Albert, denn sie waren erst seit einigen Monaten verlobt, und deßhalb nahm er noch nicht das Recht in Anspruch, über die Verzögerungen kurz vor einem gemeinschaftlichen Ausgange verdrießlich und übellaunig zu werden. Aber wie er so da stand, Hut und Stock in der Hand, bald auf die Uhr, bald nach der Thür blickend, sagte er für sich: auch das muß anders —

Doch die weitern Vorsätze sprach er nicht aus. Seine Braut stand endlich vor ihm und ihr Anblick ließ ihn die Pein des Wartens vergessen, die sie ihm bereitet hatte.

Sie hing sich an seinen Arm und das schöne Paar durchschritt mehrere Straßen, bis es vor dem Hause des Gouverneurs von Ankern stille stand. Der Gouverneur war todt und eben dieß gab die Veranlassung, warum Albert und Eugenie und noch viele Andere sich nach seiner Wohnung begaben; denn am folgenden Tage sollte die Versteigerung seines Nachlasses ihren Anfang nehmen. Und welch' ein Nachlaß! Der alte Herr hatte nicht blos die vielen unentbehrlichen Dinge auf der Erde zurückgelassen, mit denen jeder Sterbliche sich nach Möglichkeit umgibt; er hatte sich auch von den Gegenständen des Luxus, von Werken der Kunst trennen müssen, deren Erwerb nur Wenigen vergönnt ist. Der Gouverneur war unverheirathet gewesen und seine Erben lebten zerstreut nach allen Richtungen. Die ganze Erbschaft kam daher unter den Hammer.

Aus Neugierde war Albert mit seiner Braut in die Ausstellung der Gegenstände gegangen. Aber es reute ihn fast. Denn es war des Schönen und Prächtigen so viel zu sehen, daß Eugenie nur zu oft einen Ausruf des Entzückens unterdrückte, nur zu lange vor einzelnen Herrlichkeiten stehen blieb. Immer mehr befestigte sich bei ihr die Ansicht, daß man wenigstens Etwas von diesen Schätzen haben müsse; immer ängstlicher wurde ihrem Bräutigame zu Muthe, der endlich einsah, daß er Etwas erwerben müsse, um seine Liebe zu beweisen.

Er gestand sich, daß er im Grund Eugenien noch wenig Kostbares geschenkt habe. Der Brautstand sollte bald zu Ende gehen. Es gab daher weder Zeit noch Veranlassung zu so häufigen theueren Andenken, wie sie ein langjähriges Verlobtsein wohl mit sich bringt.

„Ein für alle Mal", dachte er; „ich schenke ihr jetzt was recht Ansehnliches und damit Punctum!"

So kam es, daß Albert, der bisher sehr kühl bei dem Anblick aller Kostbarkeiten gewesen war, nun plötzlich sich ganz bezaubert zeigte, als er mit seiner Braut vor einer herrlichen Landschaft in reichem Goldrahmen stand. Eugenie konnte nicht anders glauben, als daß ihrem Geliebten dieses Kunstwerk am Besten gefalle. Sie lobte es außerordentlich und brachte Albert auf die Vermuthung, es sei nichts im ganzen Hause, was ihr größere Freude machen könne, als der Besitz dieser Landschaft.

Als nun die beiden Liebenden wieder zu Hause angekommen waren, entfernte sich Albert sehr bald; denn es trieb ihn, seinen Gedanken zu verwirklichen. Er ging zum Juden Landauer, der ihm schon mancherlei Dienste geleistet hatte, und gab ihm den Auftrag, bei der am folgenden Morgen stattfindenden Versteigerung das Bild, dessen Nummer er demselben aufschrieb, an sich zu bringen. „Ich muß es durchaus haben," sagte er. „Auf ein Paar Louisd'or kommt mir's dies Mal nicht an."

„Das ist sonst Ihre Art nicht," entgegnete Landauer pfiffig. „Indessen will ich thun, wie Sie befehlen."

„Eben darum," sagte Albert, „weil ich außerdem wenig auf Luxus verwende, bin ich im Stande, in diesem ungewöhnlichen Falle etwas zu thun, was ich mir sonst nicht erlauben würde. Steigern Sie das Bild auf jeden Fall."

„Auf jeden Fall", wiederholte Landauer und damit war die Unterredung zu Ende.

Albert ging am andern Morgen frühzeitig auf die Jagd. Landauer bebab sich zur Auction. Er wartete geduldig ab, bis die Nummer an die Reihe kam, auf welche Albert reflectirte. Dann aber drängte er sich vor und als sein erstes kühnes Gebot die Umstehenden in Verwunderung setzte, warf er mit der selbstgefälligen Bemerkung um sich: „Ich habe Auftrag."

Digitized by Google

„Hundert Gulden!“ rief unterdessen ein Anderer, der aber Landauer so wenig einzuschüchtern im Stande war, daß dieser ganz kaltblütig entgegnete:

„Und zwanzig.“

„Daß Dich!“ rief der Andere. „Fünf und zwanzig.“

„Hundert und fünfzig,“ sagte Landauer.

„Halt!“ rief jetzt ein dürrer, alter Herr und rückte an seiner Brille. „Geben Sie doch einmal das Bild herunter. Halten Sie ein — nur einen Augenblick!“

„Meine Herren, betrachten Sie das Gemälde!“ schrie der Ausrufer. „Hundertfünfzig Gulden sind geboten. Betrachten Sie's und Sie bieten das Doppelte!“

„Zweihundert,“ sagte der dürre Herr mit leiser „Und zwanzig,“ setzte Landauer hinzu.

Vor solchem Gebote verstimmten die Concurrenten, die bis hierher das Kunstwerk dem Landauer streitig gemacht hatten. Er glaubte schon zu triumphiren; doch da erhob sich ein Nebenbuhler, den er nicht erwartet hatte. Der Tapezierer Riethlich machte einen langen Hals, sah scharf nach der Nummer, die unten an's Bild geklebt war und rief hastig: „Zweihundertfünfzig Gulden!“

„Dreihundert,“ sagte Landauer kalt.

„Dreihundert und fünf!“ rief der Tapezierer, indem er nochmals einen prüfenden Blick auf die Nummer warf.

„Und zwanzig,“ ergänzte Landauer.

Und in der versammelten Menge sah man bald einige Gesichter voll Erstaunen und Ueberraschung. Darauf folgte das verstohlene Lachen der Schadenfreude. Endlich entstand eine allgemeine Heiterkeit, als Landauer und der Tapezierer sich trieben bis zu achthundert Gulden, welche Summe der Letztere bot.

Landauer wandte sich nun um und ging zu der unpartheiischen Partei der Lachenden über. „Er hat gesagt, auf jeden Fall,“ mauschelte er vor sich hin; „aber ich kenne seine schwache Seite. Ginge ich weiter hinauf, so könnt's ein Unglück geben.“

Und hiermit verlies er den Saal. Riethlich hob das Gemälde auf die Schnitter und trug es hinaus mit der Miene eines Mannes, der das süße Bewußtsein hat, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Er lenkte seine Schritte der Wohnung Eugeniens zu, wo er sich seiner Bürde entlud.

Eugenie sprang in ihrer Freude um das Kleinod herum, das sie errungen hatte. Aber ihre Mutter machte ein langes, erschrockenes Gesicht, als sie den Preis erfuhr, um welchen das Bild erworben worden war. Allein was war zu machen? Sie hatte ihrer Tochter Absicht vorher gewußt und war damit einverstanden. Wer konnte vermuthen, daß das Kunstwerk einen so hohen Werth hatte?

Deartige unangenehme Gefühle belästigten jedoch Eugenien nicht.

„Nehmen Sie das Bild,“ sagte sie zum Tapezierer, „und tragen Sie's zu meinem Bräutigam. Er ist in diesem Augenblicke auf der Jagd und wird erst gegen Abend wieder zurückkommen. Sie lassen sich von der Hauswirthin den Schlüssel geben und hängen das Bild an eine passende Stelle. Gott, welche Ueberraschung, welche Freude wird das sein, wenn er nach Hause kommt und beim Eintritt in's Zimmer das Gemälde sieht, das er sich so sehr gewünscht hat. Könnte ich nur unbemerkt aus irgend einer Ecke sein Gesicht beobachten, wenn er den Gegenstand wieder erkennt, der ihn gestern entzückte!“

Riethlich that, wie ihm befohlen war. Er ließ sich Alberts Zimmer aufschließen und sah sich nach einer Stelle um, welche das Kunstwerk am meisten zieren möchte. Es war eigentlich keine zu finden. Jeder Platz hatte seine Bestimmung, und des überbrachten Geschenkes wegen die Zimmereinrichtung total umzugestalten, dafür hielt sich der Tapezierer doch nicht für befugt.

„Da nimmt sich's ja vorläufig recht hübsch aus,“ sagte er für sich, indem er das Bild an die Rücklehne des Sopha's stellte. Dann betrachtete er's noch ein Mal aus einiger Entfernung und ging, die Thüre hinter sich verschließend, hinaus.

Nach einigen Stunden kam Albert. Er war sehr müde. Eilig legte er Büchse und Jagdtasche ab und nach dem Sopha gewendet, wo er sich der wohlverdienten Ruhe hingeben wollte, sah er, daß etwas Anderes daselbst Platz genommen hatte.

„Ach!“ rief er aus; „hat Landauer seinen Auftrag erfüllt? Nun freilich, warum sollte er nicht! Aber es ist wirklich ein hübsches Bild. Sie hat einen guten Geschmack. Ich freue mich jetzt doppelt, daß ich's an mich brachte; bezahlen will ich's ja gern. Unter so vielen Sachen hätte ich diesen reizenden Gegenstand nicht herausgefunden. Wenn ich nur gleich wüßte, wie viel es gekostet hat. Vielleicht hat es Landauer irgendwo angeschrieben.“

Bei diesen Worten wendete er das Bild nach allen Seiten um; allein er fand nichts, als die Nummer des Katalogs, die noch daran hing.

„Nun, ich werde es noch frühe genug erfahren,“ sagte er dann, zündete eine Cigarre an, öffnete ein Fenster und schaute behaglich auf die Straße. Es war Abend. Unzählige Menschen hatten ihr Tagewerk beschlossen und gingen heimwärts. Andere strebten hinaus, um die langentbehrte frische Luft zu genießen. Es war die Stunde, in welcher das bewegteste Leben in den Straßen herrscht.

Da bemerkte Albert den Juden Landauer, wie er in eifrigem Gespräch mit einem Glaubens- und Fachgenossen daherkam. Er konnte sich nicht enthalten, ihn anzurufen.

„Nun, Landauer?“ sagte er mit einer bedeutsamen Geberde, die aber der Jude nicht enträthseln konnte. (Schluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in № 77:
Fünfstetten.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Unterhaltungsblatt zum Kaiserslauterer Boten für Stadt und Land.

Nro. 79. Sonntag, den 30. Dezember **1866.**

Eine gefährliche Situation.

Skizze von E. A. König.

(Schluß.)

Die Beichtstühle befanden sich hinter dem Altare; als ich mich umwandte, um meinen Weg dahin zu nehmen, bemerkte ich in der Mitte des Ganges, welcher zum Altare führte, ein großes viereckiges Loch.

Ich war früher schon einigemal in der Kirche gewesen und entsann mich jetzt, daß ich damals auf dieser Stelle eine eiserne Platte mit lateinischer Inschrift gesehen hatte; wie man derzeit mir sagte, bedeckte sie das Grab des Stifters der Kirche.

Die Furcht, wegen der ich vorhin noch mich gescholten hatte, kehrte zurück, die Einsamkeit und Stille, welche mich umgaben, das bleiche Licht des Mondes, welches durch die bunten Glasscheiben auf die Steinplatten fiel und die schwarzen Umrisse der geöffneten Gruft um so deutlicher hervortreten ließ die Erinnerung an all' jene Gerüchte, welche über diesen Ort in Umlauf waren, das Alles wirkte so sehr auf mich ein, daß ich mich an eine Säule lehnen mußte, um nicht zum zweitenmale niederzusinken.

Da durchzuckte mich plötzlich der Gedanke, daß ein Uhr bereits vorbei sein müsse; mit dem Schlage Eins hatte noch allen schriftlichen und mündlichen Traditionen, jeder Geisterspuk ein Ende. Ich blickte auf meine Uhr, es war bereits ein Viertel nach Eins. Ich athmete erleichtert auf; bei der Gewißheit, daß die Geister jetzt keine Macht mehr über den Sterblichen hatten, erhielten die Dinge um mich eine ganz andere, nüchterne Gestaltung.

In der Vermuthung, die Platte sei nur zum Zweck einer Ausbesserung fortgenommen worden, näherte ich mich der Gruft und warf einen Blick hinein. Aber entsetzt fuhr ich zurück, entsetzter vielleicht als ich vor dem vermeintlichen Gespenst davongelaufen war.

In der gemauerten Grüft, welche ungefähr acht Fuß im Quadrat messen mochte, saßen an einem mit wunderlichen Werkzeugen bedeckten Tischchen drei Personen, welche beim Scheine einer kleinen Oellampe so emsig arbeiteten, daß sie mein Kommen nicht bemerkten.

Wer die drei Männer waren und was sie trieben, wußte ich noch nicht, ihr Thun scheute jedenfalls das Tageslicht, vielleicht machte der Zufall mich hier zum Mitwisser eines schweren Verbrechens.

Ich legte mich platt auf den Boden, so, daß mein Kopf zur Hälfte über die Oeffnung ragte, um dieses Verbrechen zu erforschen.

Die Scene hatte sich inzwischen verändert. An dem Tische, auf welchem eine ziemlich schwere eiserne Presse stand, saßen jetzt nur zwei Männer, deutlich erkannte ich in ihnen den Barbier aus unserm Dorfe, den Fremden, welcher vor einer Stunde mich vor dem Geisterspuck in der Kirche gewarnt hatte. Der dritte war der Küster, er saß vor einem kleinen Oefchen, auf welchem ein Schmelztiegel stand, und schürte in den glühenden Kohlen.

Die Arbeit der Männer ward mir bald klar, ich sah, daß der Barbier ein Geldstück aus der Presse nahm und es sodann prüfend betrachtete.

„Falschmünzer!" war mein erster Gedanke; „wenn sie dich hier fänden!" mein zweiter.

Wenn ich auch weder dem Barbier, noch dem Küster die Fähigkeit, einen Menschen kaltblütig zu morden, zutraute, so zweifelte ich doch keineswegs daran, daß der Fremde, dessen pockennarbiges Gesicht schon bei der ersten Begegnung mit ihm einen abstoßenden Eindruck auf mich gemacht hatte, ohne langes Bedenken mir den Dolch, den ich neben ihm auf dem Tische liegen sah, in's Herz stoßen würde.

So zaghaft ich gegenüber dem Gespenste gewesen war, so besonnen und ruhig blieb ich jetzt, ich fühlte, daß von meiner Besonnenheit mein Leben abhing. Ich wagte nicht, ein Glied zu regen, aus Furcht vor meiner Entdeckung. War ich einmal entdeckt, so befand ich mich ganz in der Gewalt dieser Männer, denn an ein Entrinnen durfte ich nicht denken. Ich hielt es für das Beste, leise zurückzukriechen und mich zu verstecken, wo, wußte ich freilich selbst noch nicht.

Eben im Begriff, diesen Vorsatz auszuführen, blickte der Fremde plötzlich von seiner Arbeit auf, eine Bewegung bestürzter Ueberraschung entdeckte ihm meine Gegenwart. Ohne einen Laut zu verlieren, ohne nur eine Miene zu ändern, erhob er sich, ein Satz und er stand neben mir.

Seine Spießgesellen waren jetzt ebenfalls aufmerksam geworden, kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, aber ich sah, daß ich sowohl in dem Barbier, wie in dem Küster mich geirrt hatte, denn in den Blicken Beider las ich mein Todesurtheil.

Der Pockennarbige besaß die Kraft eines Riesen, trotz meinem Sträuben hob er mich schwebend auf und sprang mit mir in die Gruft hinunter

Digitized by Google

Als ich mit dem Pockennarbigen in der Gruft war, fragte er mich: „Was führt Dich hierher und seit wann bist Du hier?“ Dann fuhr er in barschem Tone fort: „Fasse Dich kurz, wir haben nicht Zeit, lange mit Dir zu unterhandeln.“

Ich trocknete die nasse Stirne ab, auf welcher der Angstschweiß in hellen Tropfen perlte, und berichtete ihm haarklein die Ereignisse der letztvergangenen Stunde. Ich bat und beschwor die Falschmünzer, mich in Ruhe heimziehen zu lassen, ich wollte einen heiligen Eid darauf ablegen, daß über meine Zunge kein Wort von dem, was ich gehört und gesehen habe, kommen sollte.

Statt der Antwort zog der Pockennarbige den Dolch aus der Scheide und prüfte dessen Spitze auf dem Nagel seines Daumens. „Bet' ein kurzes Paternoster,“ versetzte er so ruhig, daß mir das Blut in den Adern stockte, „ein Viertelstündchen hast Du noch Zeit!“

Der Barbier war, wie es mir schien, mit diesem kurzen Entschluß nicht zufrieden, er machte dem Fremden, wie ich zu bemerken glaubte, Vorwürfe, welche dieser mit einem Achselzucken der Geringschätzung beantwortete; was die Beiden darauf miteinander sprachen, konnte ich nicht verstehen.

Was in meiner Seele vorging, läßt sich schwer beschreiben, tausend Bande fesselten mich an das Leben, und ich sah den Mordstahl schon gezückt, der nach wenigen Minuten diese Bande lösen sollte. Der namenlose Schmerz meiner guten Eltern, die Verzweiflung meiner Braut, wenn ich nicht zurückkehrte, ich mußte unwillkürlich ihrer gedenken, und nicht einmal die Genugthuung, daß man meine Mörder entdecken und mich an ihnen rächen werde, blieb mir. Einer derselben war Todtengräber, er konnte zur Nachtzeit mich auf dem Kirchhof beerdigen, das Grab mit Rasen bedecken, und ich blieb verschollen. Niemanden konnte es einfallen, meine Leiche auf dem Friethofe zu suchen.

Noch einmal versuchte ich, durch Bitten und Drohungen der Gefahr zu entgehen; noch einmal gelobte ich bei allen Heiligen, nichts von dem Geheimnisse verrathen zu wollen, wenn man mich augenblicklich den Heimweg antreten lasse; ich redete ihnen in's Gewissen, stellte ihnen vor, daß der Mord nicht verschwiegen bleiben könne, daß man mir nachforschen und meine Leiche finden werde, und daß es über kurz oder lang zur Entdeckung meiner Mörder führen müsse; — umsonst, der Pockennarbige verzog keine Miene.

„Ich habe Dich vor der Kirche gewarnt, und Du bist doch hineingegangen,“ versetzte er lakonisch, „wer nicht hören will, muß fühlen. Eine Entdeckung fürchten wir nicht, wir werden unsere Maßregeln zu treffen wissen. Wärst Du ein Mann, ein kühner, beherzter Mann, so könnten wir uns vielleicht mit Deinem Schwure begnügen und Dir das Leben schenken, aber Du bist noch ein Kind, ein schwaches, feiges Kind, Dein Schwur kann uns keine Garantie bieten.“

Ich hatte mich inzwischen rasch und verstohlen umgeschaut. Hinter mir, dicht an der Mauer, sah ich einen Stuhl; stand ich auf diesem, so konnte ich mit leichter Mühe mich aus der Gruft in das Chor der Kirche schwingen. Mußte ich mein Leben lassen, so wollte ich es doch wenigstens so theuer wie möglich verkaufen; ich war fest entschlossen, den ersten besten Gegenstand zu ergreifen und den Kampf gegen die Drei aufzunehmen.

Den Augenblick, als der Pockennarbige sich umwandte, um den Barbier zurückzuschleudern, welcher ihn bat, noch einen Augenblick zu warten, damit man meinen Vorschlag nochmals überlegen könne, nahm ich wahr. Mit einem Satze war ich auf dem Stuhl, drei Sekunden später stand ich schon oben in der Kirche. Ich hatte, als ich mich hinaufschwang, den Stuhl mit dem Fuße umgeworfen, so daß der Pockennarbige mir so rasch nicht folgen konnte; noch ehe dieser von seiner Ueberraschung sich erholte und an meine Verfolgung dachte, befand ich mich schon auf der Treppe, welche zum Glockenstuhl führte.

Die Angst lieh mir Flügel, in weniger denn zwei Minuten hatte ich den ziemlich hohen Thurm erstiegen, es blieb mir eben noch Zeit, das Glockenseil zu fassen und eine neben mir liegende Latte aufzuheben, als ich meine Verfolger schon die Treppe hinaufstürmen hörte.

Jetzt galt es, mein Leben zu vertheidigen, fiel ich dem Pockennarbigen noch einmal in die Hände, so durfte ich darauf rechnen, daß mir nicht einmal zu einem Paternoster mehr Zeit gelassen wurde.

Zum Glück war die Treppe so schmal, daß die Falschmünzer nur einer hinter dem andern sie ersteigen konnten; die Latte, welche ich mit meiner Rechten krampfhaft umklammerte, war schwer und kantig, ein Schlag mit ihr konnte, wenn er den Schädel traf, einen Mann betäuben.

Jetzt riß ich an dem Glockenseil, welches ich in der Linken hielt, und weit in die mondhelle Nacht hinaus klang das wilde, unheimliche Sturmläuten.

„Tod und Teufel,“ brüllte der Pockennarbige unten in der Treppe, „er wird das Dorf allarmiren, wir sind verloren, wenn wir ihn nicht kalt gemacht haben, ehe die Bauern kommen!“

Jetzt erblickte ich unten zu meinen Füßen seinen Kopf, ich holte aus — der Schlag hatte gut getroffen, der erste meiner Verfolger sank zusammen.

Hatte das seinen Spießgesellen den Muth benommen, oder hielten sie es für besser, die kostbaren Minuten zu ihrer Flucht zu benutzen, es blieb still da unten, ich hörte, wie die Kirchenthüre in ihren Angeln knarrte und dann wieder zugeschlagen wurde. Nichtsdestoweniger ließ ich weder das Seil, noch die Latte los, erst als ich den Lärm und das Geschrei der herbeigeeilten Bauern unten vor der Kirche vernahm, hielt ich mit dem Sturmläuten inne.

Durch das Schallloch im Thurme rief ich den Untenstehenden zu, daß ein Menschenleben bedroht

Ich hatte mich inzwischen rasch und verstohlen umgeschaut. Hinter mir, dicht an der Mauer, sah ich einen Stuhl; stand ich auf diesem, so konnte ich mit leichter Mühe mich aus der Gruft in das Chor der Kirche schwingen. Mußte ich mein Leben lassen, so wollte ich es doch wenigstens so theuer wie möglich verkaufen; ich war fest entschlossen, den ersten besten Gegenstand zu ergreifen und den Kampf gegen die Drei aufzunehmen.

Den Augenblick, als der Pockennarbige sich umwandte, um den Barbier zurückzuschleudern, welcher ihn bat, noch einen Augenblick zu warten, damit man meinen Vorschlag nochmals überlegen könne, nahm ich wahr. Mit einem Satze war ich auf dem Stuhl, drei Sekunden später stand ich schon oben in der Kirche. Ich hatte, als ich mich hinaufschwang, den Stuhl mit dem Fuße umgeworfen, so daß der Pockennarbige mir so rasch nicht folgen konnte; noch ehe dieser von seiner Ueberraschung sich erholte und an meine Verfolgung dachte, befand ich mich schon auf der Treppe, welche zum Glockenstuhl führte.

Die Angst lieh mir Flügel, in weniger denn zwei Minuten hatte ich den ziemlich hohen Thurm erstiegen, es blieb mir eben noch Zeit, das Glockenseil zu fassen und eine neben mir liegende Latte aufzuheben, als ich meine Verfolger schon die Treppe hinaufstürmen hörte.

Jetzt galt es, mein Leben zu vertheidigen, fiel ich dem Pockennarbigen noch einmal in die Hände, so durfte ich darauf rechnen, daß mir nicht einmal zu einem Paternoster mehr Zeit gelassen wurde.

Zum Glück war die Treppe so schmal, daß die Falschmünzer nur einer hinter dem andern sie ersteigen konnten; die Latte, welche ich mit meiner Rechten krampfhaft umklammerte, war schwer und kantig, ein Schlag mit ihr konnte, wenn er den Schädel traf, einen Mann betäuben.

Jetzt riß ich an dem Glockenseil, welches ich in der Linken hielt, und weit in die mondhelle Nacht hinaus klang das wilde, unheimliche Sturmläuten.

„Tod und Teufel,“ brüllte der Pockennarbige unten in der Treppe, „er wird das Dorf allarmiren, wir sind verloren, wenn wir ihn nicht kalt gemacht haben, ehe die Bauern kommen!“

Jetzt erblickte ich unten zu meinen Füßen seinen Kopf, ich holte aus — der Schlag hatte gut getroffen, der erste meiner Verfolger sank zusammen.

Hatte das seinen Spießgesellen den Muth benommen, oder hielten sie es für besser, die kostbaren Minuten zu ihrer Flucht zu benutzen, es blieb still da unten, ich hörte, wie die Kirchenthüre in ihren Angeln knarrte und dann wieder zugeschlagen wurde. Nichtsdestoweniger ließ ich weder das Seil, noch die Latte los, erst als ich den Lärm und das Geschrei der herbeigeeilten Bauern unten vor der Kirche vernahm, hielt ich mit dem Sturmläuten inne.

Durch das Schallloch im Thurme rief ich den Untenstehenden zu, daß ein Menschenleben bedroht

Digitized by Google

sei, man solle die Thüre gewaltsam öffnen und mir zu Hülfe kommen.

Die Kraft verließ mich jetzt, die Knie brachen unter mir, Schwindel ergriff mich, ich hörte nur noch einen dumpfen Schall und sank dann ohnmächtig nieder.

Was nun mit mir geschah, daß man mich auf einer Bahre ins Elternhaus trug, daß man, um die Ursache meines Sturmläutens zu erforschen, die Kirche durchsuchte und bei dieser Gelegenheit die Werkstätte der Falschmünzer entdeckte, daß man ferner den Pockennarbigen todt auf dem Friedhofe fand und drei Tage später auch der beiden Spießgesellen des Falschmünzers sich bemächtigte, das Alles erfuhr ich erst vier Wochen später, als ich aus einem hitzigen Nervenfieber nach überstandener Krisis zur Besinnung erwachte.

Seit jenem Tage war ich von der Gespensterfurcht geheilt, selbst der Gedanke, daß der Geist des Pockennarbigen, welchen meine Hand getödtet hatte, mir erscheinen könne, ängstigte mich nicht mehr.

Mein Haus aber verließ ich seitdem in später Nacht nicht mehr, ohne den Hund oder einen Stock, der mir im Nothfalle als Waffe dienen konnte, mitzunehmen.

Nur keine Ueberraschung.

(Schluß.)

„Nun?“ entgegnete dieser in demselben Tone, „sind Sie mit mir zufrieden?“

„Sehr wohlzufrieden!“ rief Albert mit dem Kopfe nickend.

„Ich konnte mir's denken,“ fuhr Landauer mit selbstgefälligem Lächeln fort. „Ich weiß, was ich zu thun habe, ich kenne meine Leute!“

„Können Sie nicht einen Augenblick heraufkommen?“

„Heute Abend unmöglich! Morgen früh, wenn Sie es wünschen.“

„Gut, gut! Aber — wie hoch kam's denn?“

Landauer schnitt eine Frazze, sah sich listig um und rief in halb spöttischem Tone: „Achthundert!“ Dann zuckte er mit den Achseln, lachte und eilte weiter.

Dem gegenwärtigen Besitzer des theuern Kunstwerkes war's aber nicht zum Lachen. In einiger Bestürzung schloß er das Fenster und trat in das Zimmer zurück.

„Achthundert Gulden!“ rief er aus. „Ist denn Landauer toll? — Oder waren's die Andern, die ihn so hoch hinaufgetrieben? Das ist entsetzlich! Nein, achthundert Gulden! Ein Mann in meinen Verhältnissen kann ein Geschenk von solchem Werthe nicht machen. — Aber warum denn nicht? Es kommt ja doch wieder in mein Haus! Und jedenfalls ist das Werk des Preises würdig. Ich bin kein Kenner, aber wer das vorletzte Gebot hatte, der wußte doch wohl, was er that. War das Bild nach seiner Ansicht siebenhundert und achtzig oder neunzig werth, so soll mir's auf die zehn bis zwanzig Gulden nicht ankommen.“

Mit diesem Trostе setzte sich Albert dem Bilde gegenüber und weidete seine Blicke daran. Nachdem er den Preis wußte, fand er selbst, daß er ein vorzügliches Kunstwerk erstanden habe und wunderte sich nur, wie er vorher dasselbe für geringer halten konnte. „Ha, dieses Colorit!“ rief er aus. —

Doch, jetzt wurde an seiner Thüre angeklopft.

„Herein!“ rief Albert und in's Zimmer trat mit raschen Bewegungen ein junger Mann mit feurigem Aussehen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte der Fremde, „wenn ich mir die Freiheit nehme, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist von Ankern.“

Albert verbeugte sich.

„Ich weiß nicht, ob ihnen bekannt ist, daß ich an der Erbschaft des Gouverneurs Theil habe. Die Verhältnisse machten es nöthig, die ganze Masse zu versteigern, und so wurde der Kaufluft des Publikums Alles preisgegeben — Alles, ohne Rücksicht auf die Wünsche einzelner Betheiligten. Ich muß ein Andenken an meinen theuern, unvergeßlichen Onkel haben! Ich eilte hierher und kam zu spät.“

„Doch nicht,“ entgegnete Albert. „Die Versteigerung dauert noch drei Tage.“

„Ich weiß es,“ sagte der Fremde abwehrend. „Ich hätte noch Zeit, auf das halbe Mobiliarvermögen zu bieten; aber mein Verlangen hängt an einem Gegenstande. Es ist ein Gemälde, an dem so theure Erinnerung haften, daß ich es nicht in andere Hände gelangen lassen kann. Ich sah daß es in Ihre Wohnung gebracht wurde. Schon drei Mal fragte ich bei den Hausleuten nach Ihnen. Sie waren auf der Jagd. Nun endlich treffe ich Sie und kann die Bitte an Sie stellen, mir das Bild abzulassen.“

„Wenn ich Sie recht verstehe,“ sagte Albert, indem er nach dem Sopha zeigte, „so ist dieses Gemälde der Gegenstand Ihrer Wünsche. Ich bedauere sehr, Ihnen nicht dienen zu können. Es ist zum Geschenk für meine Braut bestimmt, die von diesem Kunstwerk ganz besonders angezogen wurde.“

„Ich bitte Sie,“ sagte der Andere dringend. „Es gibt ja noch viele schöne Sachen. Weiß denn die Dame, daß Sie die Absicht haben, ihr gerade dieses Geschenk zu machen?“

„Das nicht,“ entgegnete Albert; „aber es befand sich nichts unter der ganzen Masse von Kostbarkeiten, was einen solchen Eindruck auf sie machte, wie dieses Bild.“

Während Albert so sprach, rieb er sich vergnügt die Hände; denn im Innern dachte er ganz was Anderes. Er wollte nur nicht beim ersten Sturmlaufen das Kleinod hergeben, sondern vielmehr den Käufer durch einigen Widerstand reizen. „Achthundert Gulden ist sehr viel Geld,“ dachte er; „Eugenie weiß ja nicht, daß ich im Begriffe war,

Digitized by Google

ihr ein so kostspieliges Geschenk zu machen. Landauer hat ganz unvernünftig darauf geboten. Ich bin froh, daß ich das fatale Ding wieder los werde."

„Nun, mein Herr," sagte er endlich mit wohlberechneter Nachgiebigkeit, „ich sehe ein, daß Ihr Schmerz über den Verlust des Bildes schwerer in die Waagschale fällt, als die Freude meiner Braut."

„Wie, Sie wollten?" rief v. Ankern lebhaft.

„Ich will Ihren Wünschen nicht länger entgegenstehen."

„Wie viel verlangen Sie?"

„Was es mich kostet, werden Sie mir erstatten. Es versteht sich von selbst, daß ich keinen Pfennig mehr von Ihnen verlange. Ich erwarb es für achthundert Gulden."

„Augenblicklich schreibe ich Ihnen eine Anweisung auf die Summe," sagte v. Ankern und beendigte durch eine Schuldverschreibung das Geschäft, dessen Gelingen ihn so glücklich machte. Unter vielen Worten des Dankes entfernte er sich von Albert, der kaum erwarten konnte, bis sich die Thüre hinter dem Fremden geschlossen hatte. Dann warf er sich aufs Sopha und brach in herzliches Gelächter aus.

Am andern Morgen besuchte er, wie gewöhnlich, seine Braut. Sie kam ihm in reizender Verwirrung entgegen. Als sie aber in seinen täglichen Mienen nichts Besonderes entdecken konnte, gerieth sie in eine Verlegenheit ganz anderer Art. Zwar gab sie sich Mühe, ruhig zu scheinen; aber Albert sah wohl die große Veränderung in ihrem Benehmen gegen ihn.

„Eugenie, was ist Dir?" begann er endlich.

„Welche sonderbare Frage," entgegnete sie, indem sie mit forschenden Blicken in seinem Gesicht zu lesen versuchte. „Du hast einen Scherz mit mir vor."

„Ich? Einen Scherz?"

„Du übst Dich in der Verstellung und hast Dir wahrlich die Gelegenheit so gut gewählt, daß die Uebung eine recht schwierige ist. Für mich wenigstens wäre sie's, wenn ich mich in Deiner Lage befände."

„Ich? In welcher Lage bin ich denn?"

„Albert, ich bitte Dich, Welches Vergnügen hast Du dabei, mich zu dem Commentar einer Handlung zu zwingen, die ich mit Worten nicht begleiten wollte?"

„Ich verstehe Dich nicht."

„Zu welcher Stunde kamst Du gestern von der Jagd?"

„Um fünf Uhr."

„Welche Veränderung fandest Du in Deinem Zimmer?"

Albert schwieg. Starr vor Schrecken stand er da und fuhr mit beiden Händen in die Haare.

„Gott, welche Ahnung!"

„Was ist Dir, Albert?" fragte Eugenie.

„Ach nichts," sagte er. „Laß mich." Und hiermit griff er nach seinem Hute.

Aber die Braut ließ ihn nicht. Sie forschte nur um so dringender nach der Ursache seiner plötzlichen Bewegung und wurde hierin von ihrer Mutter die hinzukam, unterstützt.

Nach kurzem, aber verzweiflungsvollem Seelenkampfe entschloß er sich, Alles zu berichten. Eugenie brach in Thränen aus, aber ihre Mutter lächelte. Sie war einer Sorge überhoben die sie der Tochter verheimlicht hatte, um deren Freude nicht zu trüben.

Jetzt aber suchte sie die beiden Liebenden zu trösten mit den Worten: Freut Euch, daß die Sache ein solches Ende nahm. Nicht durch den Werth, sondern durch Eure Thorheit kam das Bild zu so hohem Preise, der Euch überdies zum Gegenstande des Spottes machte. Nehmt eine gute Lehre aus der Geschichte und in Zukunft wählt zu Eurer Devise: Nur keine Ueberraschung!

* * *

Nachschrift. Diese Warnung ward nicht wenig durch den Umstand verschärft, daß Albert nach einigen Tagen erfuhr; er habe einen ächten Claud Lorrain, wenigstens 10,000 Gulden werth, für 800 fortgegeben.

Verschiedenes.

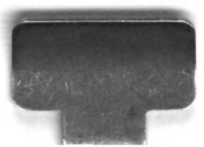
Dem Stuttgarter „Beobachter" schreibt man; Wir hören, daß für Eintrittskarten zu der Hinrichtung in Eßlingen von Liebhabern Preise bis zu 6 fl. bezahlt wurden. Da nach dem Artikel im Staatsanzeiger alle Aussicht vorhanden ist, das unserem Lande das blutige Spektakel der Hinrichtung auch ferner noch erhalten bleibt, so dürfte es sich für die Zukunft empfehlen, mit demselben das nützliche zu verbinden und eine in die Staatskasse fließende Entrée festzusetzen. In ähnlicher Weise könnte vielleicht auch der Vollzug der Prügelstrafe, welche der Entwurf der Strafprozeß-Ordnung dem Vernehmen nach festhält, verwerthet werden.

Brigham Young. Das Haupt der Mormonen in Amerika hat jetzt seine vierundzwanzigste Frau begraben und fast unmittelbar darauf seine fünfundvierzigste geheirathet. Man sagt scherzhaft von ihm, er schwebe stets zwischen schwarzem Flor und weißen Handschuhen.

In Thorex bei Genf erlag dieser Tage ein reicher Gutsbesitzer der Hundswuth. Er hatte sich von seinem kranken Jagdhund das Gesicht belecken lassen. Als das Thier für toll erkannt worden war, ließ er sich nicht, wie die Aerzte riethen, an der leichten Gesichtswunde cauterisiren, sondern gebrauchte ein unnützes Sympathiemittel und starb. Solche Vorfälle sollten zu einer freiwilligen Minderung bloßer Luxushunde bewegen.

Redaktion, Druck und Verlag von J. Kayser in Kaiserslautern.

Bayerische Staatsbibliothek München
Digitized by Google



Buchh
H. P
8161 M
Tel. 68
Digitized by Google

Digitized by Google